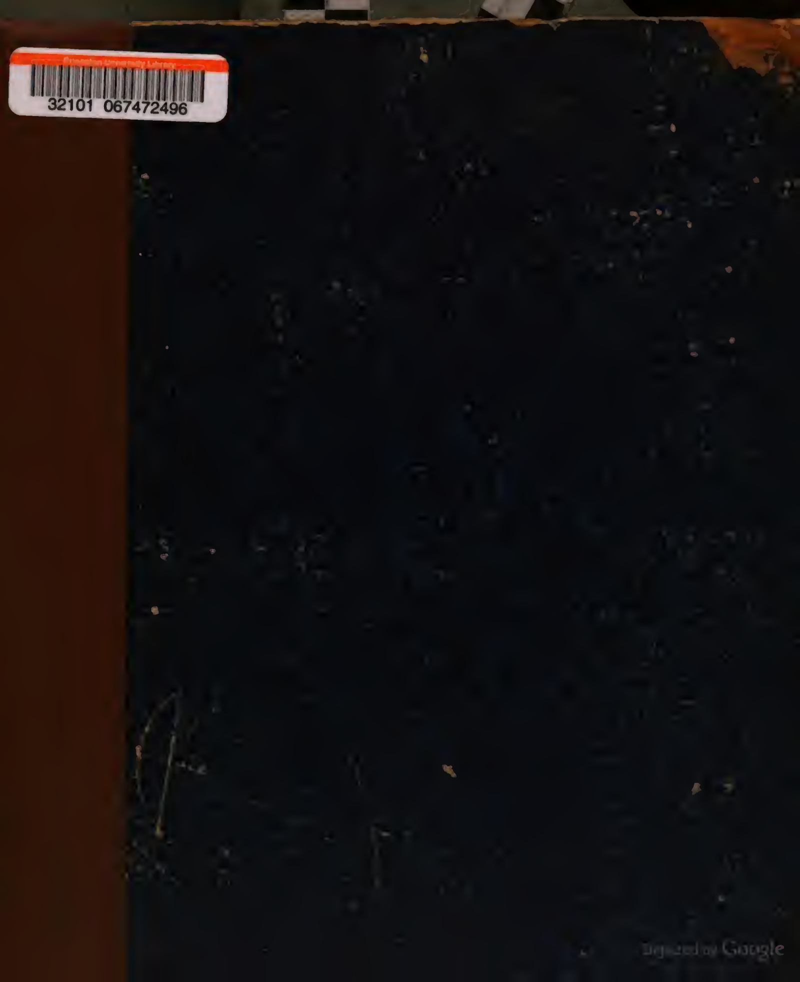
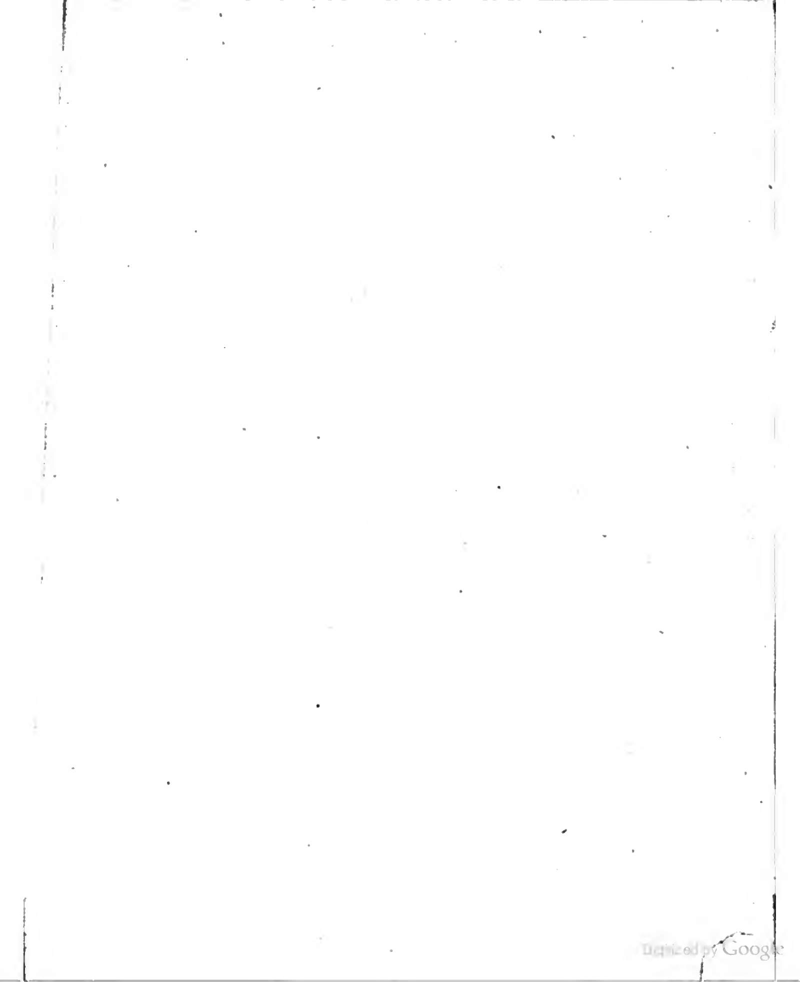

32101 067472496


Dei
Sub Numine
Viget



# Literaturblatt.

Jahrgang 1869.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

---

Stuttgart.

In Commission bei Paul Neff.

# Register.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 1. 2. Januar 1869.


## Werke über Spanien.

1. Das heutige Spanien, seine geistige und äußerliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. Von Fernando Garrido. Deutsch von Arnold Ruge. Neue wohlfeile Ausgabe. Leipzig, E. Kummer, 1867.

Abgesehen von der rein demokratischen Färbung, enthält dieses Buch mancherlei lehrreiche Notizen. Es nimmt den Mund sehr voll. Man wird ein wenig an den altspanischen Gran Capitano und Bramarbas erinnert. Garrido zweifelt nicht im geringsten, daß Spanien eine Republik werden müsse, daß auch alle andern europäischen Staaten die republikanische Form annehmen würden und daß alsdann Spanien unter den Republiken wieder den ersten Rang einnehmen würde, wie früher unter den Monarchien. S. 311. Eben so voreilig urtheilt Garrido über die Zukunft der Kirche. Ohne eine Ahnung vom welthistorischen Entwicklungsgange der Kirche, von ihrer fortdauernden Mission und namentlich von ihrer Beziehung zu den Armen und Unglücklichen, Einfältigen und Unmündigen erkennt er in der Kirche nichts als Mißbräuche, nichts als Dummheiten, die der aufgeklärte Zeitgeist nothwendig vollends überwinden müsse. Auf S. 108 erklärt er den ganzen Rest von Gläubigkeit, den man in Spanien noch finde, lediglich für Heuchelei. „Im Allgemeinen sind die Spanier nicht mehr katholisch; sie theilen sich in zwei Gruppen, Deisten und Ungläubige, und die Mehrheit ist gegen die Gottesverehrung gleichgültig. Die Erstern sagen, sie glauben an ein höchstes Wesen, von dem sie sich keine bestimmte Vorstellung machen. Sie glauben weder an die Wunder, noch an die Prophezeihungen, noch an die Jungfrau oder sonstige Mysterien der katholischen Glaubenslehre. Die Letztern glauben an gar Nichts, und in ihrer großen Mehrzahl beschäftigen sich weder die Einen noch die Andern mit Fragen, die ihr Gewissen nicht im mindesten beunruhigen. Deisten und Ungläubige theilen sich wieder in Unterabtheilungen und vermischen sich. Von den Gruppen, die sie so bilden, ist die der Heuchler die zahlreichste. Aus persönlichem Interesse, um sich gut mit ihrer Umgebung zu stehen, um ihre Anstellungen nicht zu verlieren, oder um welche zu bekommen, machen sie es wie die Männer, die an der Regierung sind, und weil sie sehen, daß diese die Heuchler spielen, gehen sie in die Messe, treten in die Brüderschaften, kaufen vom Sacristan Abendmahlszettel oder gehen zum Abendmahl, ohne zu beichten. Andere Heuchler machen den Cultus mit, um die Vorurtheile ihrer Mütter oder ihrer Frauen nicht zu verletzen. Diese Tochter der Gleichgültigkeit und Gewissenlosigkeit, die Heuchelei, ist allgemein. Vornehmlich unter den Reichen und in der Mittelclasse wüthet sie. ‚Für uns ist die Religion überflüssig; wir lachen über solche Schwachköpfigkeit; aber das Volk muß Religion haben und wir müssen ihm mit einem guten Beispiel vorangehen.‘ So hört man die wohlhabenden Leute und besonders die Beamten sprechen; aber das Volk versteht nicht zu heucheln und glaubt nicht an die neukatholischen Narrenspossen, womit man es ausbeuten will; und wenn es einen Nocedal in aller Frömmigkeit den Ring des Erzbischofs Cirilo küssen sieht, ehe er seinen Platz im Senat einnimmt, so lacht das Volk oder empört sich darüber; denn von dem Einen sowohl wie von dem Andern gilt es für ausgemacht, daß sie weder an Gott noch an den Teufel glauben. Der größte Theil der wirklich gläubigen Katholiken in Spanien besteht aus dem sittenlosen Theil der Gesellschaft. Die Diebe, die Freudenmädchen, und wer sonst ein schlechtes Leben führt, bedeckt sich mit Reliquien, stellt zu Hause Altäre auf und zündet Wachskerzen vor den Heiligenbildern an, und in jedem Alkoven, welcher der Wollust gewid-

met ist, findet sich eine Vase mit Weihwasser, ein Crucifix und eine h. Jungfrau." Wir halten das für arge Uebertreibung und steht es auch im Widerspruch mit den Berichten vieler vorurtheilsloser Reisenden.

Gewiß ist, daß die klerikale Partei in Spanien die am Hofe zu Madrid herrschende Unsittlichkeit geduldet und nicht verhindert hat. Das zieht ihr die gerechtesten Vorwürfe zu. Sowohl Isabella als ihre Mutter Christine hätschelten den Klerus und wurden von ihm gehätschelt, während sie täglich gegen die göttlichen Gebote frevelten. Die Wittwe Christine präsentirte sich alle Jahre gesegneten Leibes vor den Bewohnern ihrer Residenz; die verheirathete Isabella hatte beständig ihren Liebhaber um sich. Schon Christine wurde einmal vom Volk in Madrid fortgejagt im Namen der „Schamhaftigkeit". Ihrer Tochter ist es nicht besser ergangen, denn bis zur Grenze rief ihr das Volk die schimpflichste Benennung nach, die man einem Frauenzimmer geben kann. Aber die Fortschrittspartei, die dem Voltaireanismus huldigt, nicht blos die Kirche, sondern die christliche Religion selbst verwirft, ist in Spanien so wenig berechtigt, sich über die Sünden des Hofes zu beklagen, wie es die Jakobiner in Paris waren. Hier tritt nur ein Extrem an die Stelle des andern; die, welche im Namen Gottes gesündigt, machen nur denen Platz, die Gott zum Trotz sündigen.

Uebrigens liegt in dem Sittengericht, das über die beiden spanischen Königinnen ergangen ist, eine gute Lehre für alle Dynastien, die etwa noch meinen, gekrönte Häupter stünden zu hoch, um sich schämen zu dürfen.

Am interessantesten im vorliegenden Buche sind die Details über die Umtriebe am Hofe zu Madrid, über die Moderados und über die Glücksritter. Da General Prim jetzt eine Hauptrolle spielt, heben wir hervor, was Garrido über diesen glücklichen Schauspieler auf der Weltbühne äußert.

O'Donnel bestellte Prim zum Befehlshaber der spanischen Truppen, welche die französisch-englische Expedition nach Mexiko begleiteten, weil O'Donnel selbst Spanien nicht verlassen konnte und weil ihm Prim, als der blos ehrgeizige Haudegen ohne eine politische Ueberzeugung genehmer war, als jeder andere. Napoleon III. legte aber sehr großen Werth auf die Theilnahme der Spanier, weil er die klerikale und conservative Partei der Spanier diesseits und jenseits des Ocean als Mittel zu seinem Zweck brauchte. Prim gab sich her, dieser Partei zu dienen, aber nur, um sie im ersten geeigneten Moment zu verrathen und sich durch diesen Verrath bei der ungeheuern Mehrheit des spanischen Volks so populär als möglich zu machen, denn die Nation wollte weder die Mexikaner beunruhigen, noch viel weniger einem Zweck Napoleons dienen und mit den Franzosen zusammengehen. Die spanische Regierung allein schmeichelte Frankreich, um an ihm eine Stütze zu haben, sah sich aber durch die öffentliche Meinung, welche Prims kühnes Benehmen in Veracruz, indem er eigenmächtig sich von den Franzosen trennte, billigte, gezwungen, sein Verhalten gut zu heißen.

Hören wir Garrido: „Die neuesten Verhandlungen in den Cortes haben deutlich genug gezeigt, daß Alle ein doppeltes Spiel in dieser Parthie spielten, sie haben auf diese Weise die Kleinheit der Staatsmänner, die sich an der Spitze der spanischen Regierung befinden, aber zugleich auch die Absurdität der kaiserlichen Politik Frankreichs an den Tag gebracht. Sie waren so dumm, daß sie das ganze Gewicht der Nationalgesinnung nicht begriffen, und doch haben sie dieser Gesinnung zuletzt Abbitte thun und nachgeben müssen, d. h. sie mußten das Verfahren des Generals Prim genehmigen; und dies Verfahren war, was man auch davon sagen möge, in grellem Widerspruch mit dem ihrigen. Aber warum haben sie diesen Mann zu einer solchen Aufgabe gewählt? Weil er ein Mann von Ehrgeiz und ohne Gewissen ist, und weil deswegen jede der beiden Regierungen zu beiden Seiten der Pyrenäen in dem Glauben stand, sie könne grade darum auf ihn rechnen. Zufällig aber fanden sich diesmal seine Interessen mit denen der Königin und der öffentlichen Meinung Spaniens im Einklange. Er hat dies geschickt zu benutzen gewußt und lacht über die ohnmächtige Wuth des Kaisers der Franzosen, der über seine Ernennung so entzückt gewesen und ihm in seinen Briefen mit der schmeichelhaften Anrede: ‚Mein lieber Freund!' entgegengekommen war. Er hat im Senat gesagt, es wäre sein Vortheil gewesen, mit den Franzosen nach Mexiko zu gehen, aber das ist nicht wahr: er wäre bei seiner Rückkehr nach Spanien ausgepfiffen worden, wenn er anders hätte zurückkehren können; denn es war alle Wahrscheinlichkeit für eine Revolution unter dem Ruf: ‚nieder mit den Franzosenfreunden (los Afrancesados)!' Weil er die Franzosen im Stich gelassen hat, ist er als Sieger empfangen worden — vom Volk und von der Königin, und hat alle Aussicht, an O'Donnels Statt ins Ministerium zu kommen. Für die, welche den Verhältnissen fern stehen und nur die Außenseite der Ereignisse erblicken, ist es wohl nöthig, den Grund anzugeben, warum die Gegenwart von 7000—8000 Spaniern für die Franzosen von so großer Bedeutung,

ja so nothwendig war, die Unternehmung zum guten Austrage zu bringen. Der Grund ist: die Expedition nach Merико war in Wahrheit keine Sache der Waffen, sondern der Partei. Mehr als 30,000 reicher und mächtiger Familien von Spanien sind in Merико ansässig als Grundbesitzer, als Kaufleute, als Bürgersleute; und an der Spitze dieser ganzen conservativen Partei stand die hohe Geistlichkeit. Diese Partei nun wurde durch die spanische Armee, so klein sie war, vertreten. Die merikanischen Conservativen sahen die 8000 Spanier als Hülfstruppen an, die ihnen keine fremde Politik aufzwingen, sondern Beistand leisten sollten, wieder zur Gewalt zu gelangen, die sie eingebüßt haben. Aus diesem Grunde sind sie, die Conservativen, ebenso verschwunden wie die spanische Armee, sobald sie diese fremde Politik Louis Napoleons entdeckten, wo sie nur Hülfstruppen für ihre eigene Politik erwarteten. Sie wollten nicht die Diener der bonapartistischen Politik seyn, sondern sie in ihren Dienst nehmen. Louis Napoleon hat in Merико eine doppelte Niederlage zu erleiden, eine moralische, weil er eine Sache unternommen hat, deren Abgeschmacktheit jedes Kind hätte begreifen müssen, und eine materielle, weil die Unternehmung nothwendig ein böses Ende nehmen muß."

Noch ist zu bemerken, daß, bevor Prim Veracruz verließ, 600, Garrido meint sogar 1000 Altspanier, die mit ihm gekommen waren, zu den Juaristen übergingen und am meisten zur tapfern Vertheidigung Pueblas gegen die Franzosen beitrugen.

Wenn wir daran denken, was die Spanier ehedem waren, als sie noch ihr germanisches Heldenthum im Dienste des Kreuzes auf so bewunderungswürdige Weise bewährten, die abendländische Welt vor der Ueberfluthung des Islam schützten und den Halbmond für immer von ihrer schönen Halbinsel vertrieben, — wenn wir an die Zeiten des Pelajo, des Cid denken, so glüht unsere Wange in Bewunderung spanischer Ehre und wir denken daran, daß es edles gothisches Blut war, welches in ihren Adern rollte. Seitdem hat allzu großes Glück die spanische Nation in böse Versuchung geführt und ein wunderbares Mißgeschick verdammte sie, als Spanien mit Deutschland verbunden wurde, daß beiden daraus statt Heil Unheil erwuchs. Denn durch die volksfeindliche Politik des Hauses Habsburg gerieth Spanien ebenso in Verfall wie das deutsche Reich und noch größeres Verderben brachte Spanien das Haus Bourbon, dessen letzte Tochter vor wenigen Wochen vom spanischen Boden vertrieben wurde. Nun aber droht ihm der dritte Fluch. Nach den beiden ersten, die ihm Habsburg und Bourbon gebracht, droht ihm jetzt der Fluch der permanenten Anarchie, derselben, die in allen spanischen Colonien schon lange herrscht und die jetzt auf eine verhängnißvolle Weise die Ufer des Mutterlandes heimsucht.

---

## Heilige Geschichte.

Chronologisch-geographische Einleitung in das Leben Jesu Christi von Ch. Ed. Caspari. Nebst vier Karten und Plänen. Hamburg, 1869. Agentur des rauhen Hauses.

Mit der äußersten Sorgfalt hat Herr Caspari die Daten der Geburt, des Lebens und Todes Jesu Christi untersucht und überall die Wahrheit, oder wo diese nicht mehr gefunden werden konnte, wenigstens die Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Das Unternehmen war sehr schwierig, denn die Nachrichten widersprechen sich oder lassen Zweifel zu. „Einige setzen die Geburt Christi 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, ja sogar 19 Jahre früher als Dionysius that, die Taufe in die Jahre 25, 26, 27, 28, 29, 30, seinen Tod in das 29. oder 30. oder 31., 32., 33., 35. Jahr unserer Aera' (Seyffarth, Chron. sacra 8. 1.)." Daher haben manche Forscher an der Richtigstellung der Thaten überhaupt verzweifelt.

Dennoch hat man einige sichere Anhaltspunkte, z. B. Leben und Tod des König Herodes, die Regierungszeit des Kaiser Tiberius, das Schaltjahr, in welchem der Census bezahlt werden mußte, was die Eltern des Heilands nach Bethlehem zu gehen nöthigte 2c.

Wir geben hier die interessante Untersuchung über das Datum der Geburt Christi wieder. „Jesus wurde zu Bethlehem geboren im Jahr 752 R. Diese Geburt hatte noch zu Herodes Lebzeiten statt, somit vor dem 24. Januar 753; lange Zeit vor dieses Königs Tod kann sie nicht gesetzt werden, weil Matth. 2 jedem Leser den Eindruck innigen Zusammenhanges der erzählten Thatsachen und ihrer raschen Aufeinanderfolge macht. Wohl wird von Vielen vorausgesetzt, daß Jesus etwa zwei Jahre vor der Ankunft der Magier müsse geboren seyn, weil Herodes die Kinder von zwei Jahren und darunter morden ließ. Daß er aber auch noch zweijährige Kinder mit verurtheilte, erklärt sich als Vorsichtsmaßregel des Tyrannen, welche auf die bloße Aussage der Magier hin nicht mit Sicherheit das Alter des Kindes errathen konnte. Der Stern wird offenbar als ein Wunder dargestellt, welches nicht etwa nach zwei Jahren erst den Magiern die geschehene Geburt bekannt machte,

sondern das Ereigniß augenblicklich ihnen offenbarte, so daß sie etwa 14 Tage nach demselben konnten zu Bethlehem seyn. Wäre Jesus etwa zwei Jahre früher geboren worden, so müßte der Bericht des Lucas aufgegeben werden, welcher den Aufenthalt zu Bethlehem als etwas Vorübergehendes blos durch den Census Veranlaßtes und mit demselben und der gleichzeitigen Geburt des Herrn Aufhörendes darstellt.

Jesus kann nicht wohl vor dem Monate October des Jahres 752 geboren seyn. Wir haben oben schon, §. 30, auf die große Wahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht, daß der Census in Judäa stets auf Sabbath-Jahre verlegt wurde; fiel aber ein solcher auf das Jahr 752, so wird die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit; denn da Thischri 752 bis Thischri 753 ein Sabbath-Jahr war, erforderte die einfachste Staatsklugheit, nicht vor Anfang des Ruhejahres die immerhin störende, zeitraubende Operation zu beginnen. Im Jahr 752 fiel der 1. Thischri, also der Anfang des Sabbath-Jahres wahrscheinlich auf den 24. August. Vor diesem Datum trat Joseph seine Reise nicht an. Die Berechnung des Dienstes der Ephemerie Abia, §. 42, weiset auch wirklich auf die Mitte des Monats October hin, so daß die Geburt nicht wohl früher aber füglich später gesetzt werden kann. Wir bleiben also nicht sehr fern von der uralten christlichen Tradition, welche den 25. December für den Geburtstag Jesu Christi angibt. Jedenfalls können wir aber dieses Datum nicht als eine wahre Ueberlieferung ansehen, sondern müssen dasselbe auf ein astrologisches Motiv zurückführen. In den ersten christlichen Jahrhunderten galt der 25. December für den Tag der winterlichen Sonnenwende. Die Kirchenväter verwendeten die vier Cardinaltage des Jahres wie folgt:

1) Frühlingsnachtgleiche: Empfängniß Jesu (Mariä Verkündigung 25. März);

2) Sommerliche Sonnenwende: Geburt des Täufers (24. Juni);

3) Herbstnachtgleiche: Empfängniß Johannis (24. September);

4) Winterliche Sonnenwende: Geburt Jesu (25. December).

Es will sich nicht wohl annehmen lassen, daß die Vorsehung den astrologischen Träumereien durch eine derartige Veranstaltung das Wort geredet habe. Fiel die Darstellung im Tempel mit der auf Herodes Tod erfolgten Rückkehr von der Flucht nach Aegypten zusammen, so gehört sie nach dem 24. Januar; da sie aber etwa 40 Tage nach der Geburt statt hatte, so kann die Geburt Jesu den 14. December 752 frühestens statt gehabt haben, aber auch nachher, bis in die Nähe des 10. Januar, nach welchem Herodes Jerusalem verließ.

Es ziemte sich, die möglichen Folgerungen aus den gegebenen Prämissen anzugeben; da aber dieser Prämissen einige sehr unsicher sind, so ist auf die Folgerungen auch kein zu großes Gewicht zu legen. Als sicheres Ergebniß bleibt uns, daß Jesus nach dem 1. Thischri 752 in der ersten Hälfte des Sabbath-Jahres geboren wurde."

In Bezug auf den Tod des Heilands sind die Schwierigkeiten vorzugsweise örtlicher Natur, denn da die heil. Grabkirche jetzt mitten in der Stadt Jerusalem liegt, hat man bezweifelt, daß es die echte Grabstätte des Heilands seyn könne, weil sowohl der Hinrichtungsplatz Golgatha, als das nicht weit davon entfernte Grab nur außerhalb der Stadt gesucht werden könnten. Allein die uralte Tradition verlegt das Grab dahin, wo jetzt die Grabkirche steht. Die Römer zerstörten das Grab und bauten einen Venustempel darüber, absichtlich zum Hohne der Christen. Kaiser Constantin der Große ließ diesen Tempel wieder einreißen und nach dem Concilium von Nicäa an derselben Stelle eine prachtvolle Kirche errichten. Er mußte denn doch wissen, daß das die echte Stelle des Grabes sey. „Daß die ersten Christen den Ort der Kreuzigung kannten, ist gewiß; daß sie diese Orte ehrten, sie, die das Grab des geringsten Märtyrers mit Hochachtung im Gedächtniß bewahrten, ist eben so sicher. Constantin also konnte durch eine sichere Tradition den Ort erfahren. Hätte ein frommer Betrug obgewaltet, hätte ein Betrüger, blos um den Kaiser zufrieden zu stellen, und sich seine Gunst zu erwerben, irgend einen Ort als die h. Stätte angegeben, so hätte derselbe, um in der Wahrscheinlichkeit zu bleiben, nimmermehr den gesuchten Ort mitten in der Stadt Jerusalem gezeigt, denn damals kannte man ebensowohl wie heute die Schrift, die sagt, daß Jesus außerhalb der Stadt gekreuzigt und begraben wurde. Diese ungeschickte, unwahrscheinliche Lage in der Mitte der Stadt bürgt für eine eigentliche Tradition; ein frommer Betrug hätte nach etwas Wahrscheinlicherem gesucht. Der Venustempel diente dazu, ihn desto bestimmter zu bezeichnen." Die richtige Erklärung der widersprechenden Ansichten liegt nun darin, daß die Grabstätte Christi früher außerhalb der Stadt lag, aber bei dem weitern Ausbau der Stadt in dieselbe hineingezogen wurde und zwar zu der Zeit, in welcher bereits die zweite, aber noch nicht die dritte Stadtmauer gebaut war.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 2. 6. Januar 1869.

## Werke über Spanien.

2. Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Von Hermann Baumgarten. Zweiter Theil. Zweiter Halbband. Leipzig, S. Hirzel, 1868.

Wir haben dieses ausgezeichnete Werk in unsern Blättern bis zum Ende des ersten Halbband des zweiten Bandes recensirt und empfehlen es unsern Lesern wiederholt, weil es einen tiefen und klaren Einblick in die spanischen Wirren und in den Charakter einer Nation gewährt, welche in der jüngsten Zeit so plötzlich eine der ersten Rollen zu spielen unternommen hat.

Der frühere Band schloß mit dem Militäraufstand in Cadix im Jahr 1820, wodurch bekanntlich König Ferdinand VII. von Spanien sich die Verfassung von 1812 wieder aufdringen und die Liberalen gewähren lassen mußte, die er seit 1814, seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Frankreich undankbar und grausam unterdrückt hatte.

Diese Ereignisse sind besonders darum merkwürdig, weil sie alle dabei handelnden Parteien, wie in Spanien selbst, so auf den europäischen Congressen in unnatürlichen Stellungen zeigen, in denen sie sich fast ohne Ausnahme falsch benahmen. Herr Baumgarten hat die Intriguen jener Zeit und Menschen mit großer Klarheit dargelegt.

Er ist kein so blinder Anhänger des Liberalismus, daß er nicht die großen Fehler, welche derselbe damals in Spanien beging, einsähe und gerecht beurtheilte. Vor allem fällt den spanischen Liberalen die Lüge zur Last, daß sie trotz allem, was sie von ihrem erbärmlichen Könige wußten und täglich neu erfuhren, dennoch beständig fingirten, er meine es ernst und redlich mit der Constitution. Man hatte zwar ein Beispiel im Beginn der französischen Revolution erlebt, daß eine constitutionelle Nationalversammlung es ihrem Interesse gemäß fand, in Bezug auf Ludwig XVI. zu fingiren, er sey aus einem absoluten König ganz ehrlich constitutionell geworden. Abgesehen davon, daß zwischen dem gutmüthigen Ludwig XVI. und dem falschen und boshaften Ferdinand VII. kein Vergleich zulässig ist, hat doch auch in Frankreich der unglückliche Ausgang der constitutionellen Partei bewiesen, wie unwahr und unnatürlich die constitutionelle Fiction gewesen war.

Wenn Ferdinand VII. seinerseits aus Feigheit und Schlauigkeit die constitutionelle Rolle übernahm, so war das zwar auch nur eine Lüge, aber sie war ihm nützlich und er verdient darum weniger Tadel, als die Cortes.

Was die großen Mächte betrifft, so betrachteten und behandelten sie den spanischen Fall eben so wenig mit Ruhe, Besonnenheit und Ehrlichkeit. Die einen echauffirten sich unverhältnißmäßig für die Principienfragen. Die andern hatten nur die Lostrennung der spanischen Colonien in Amerika vom Mutterlande im Auge, wofür die neue Revolution die günstigste Gelegenheit darbot, denn die Generale und Truppen waren grade die, welche nach Amerika hätten abgehen sollen, um das königliche Ansehen in den Colonien aufrecht zu erhalten, statt dessen aber im Mutterlande selbst die Revolution machten. Man beschuldigte England, die Revolution heimlich gefördert zu haben, weil die Losreißung von Spanien von größtem Werth für das englische Handelsinteresse war.

Ganz eigenthümlich war die Stellung Rußlands zur spanischen Frage. Kaiser Alexander I. hatte bisher durch seinen Gesandten in Madrid dort den größten Einfluß geübt. Das hörte nun mit einmal auf.

Frankreich war am nächsten betheiligt. Die dort restaurirte ältere Linie Bourbon war von Haß um-

geben. Eben erst war der Herzog von Berry, von dem allein der ältern Linie noch Nachkommen erwachsen konnten, ermordet worden. Nicht nur das gemeinsame Familieninteresse der Bourbons verlangte, daß sie einander beistanden, sondern dasselbe verlangte auch das in ganz Europa seit dem Wiener Congreß zur Herrschaft gelangte Princip der Legitimität und Stabilität gegenüber allen revolutionären Neigungen. Die Völker sollten ihren angestammten Fürsten gehorchen; die constitutionellen Volksvertretungen, wo es solche gab, sollten die Throne nicht übermeistern wollen. Die damaligen Großmächte übertrieben aber die Consequenz und geriethen in Unnatur, sofern sie alle Rechte nur auf Seite der Kronen und alle Pflichten nur auf Seite der Völker sehen wollten. Es hätte ihnen wohl angestanden, den Thron in Spanien gegen die liberalen Uebertreibungen und Verwilderungen der Cortes zu schützen, wenn sie andrerseits auch Weisheit und Gerechtigkeit genug kund gegeben hätten, um Ferdinand VII. von seinem wahnsinnigen Thun und Treiben zurückzuhalten, da durch nichts so sehr das monarchische Princip compromittirt wurde, als durch die Niederträchtigkeit im Charakter und Benehmen Ferdinands.

Die Liberalen verloren allen Halt, ihr Sieg war ihnen selbst verderblich, denn nicht die Gemäßigten und Besonnenen bekamen das Heft in die Hand, sondern Renommisten und Schreier im Café Lorencini, die der Junta und dem König Befehle zugehen ließen, die unbedingt befolgt werden mußten, ungefähr wie später die Aularegierung in Wien. Das war nun wieder eine eben so unfähige und brutale Camarilla des Volks, wie es die Mönchs- und Kutschercamarilla des Königs gewesen war. Da in den andern größern Städten des Reichs andere Junten eben so willkürlich schalteten und insgemein die Steuern zurückhielten, so blieb die Regierung ohne Geld und ohne Macht. Vergebens bemühten sich die bessern Männer, vom englischen Gesandten Wellesley unterstützt, eine solidere Ordnung einzuführen, um der neuen constitutionellen Form Dauer zu geben und die pyrenäische Halbinsel in einem Lichte zu zeigen, daß die absolutistischen Großmächte keinen Vorwand mehr finden sollten, gewaltthätig zu interveniren. Es war nicht möglich, die erhitzten Spanier zur Vernunft zu bringen. „Es leuchtet ein, daß weder die Minister noch die liberalen Abgeordneten damals an eine Verfassungsrevision, an eine umfassende Aenderung der gegebenen constitutionellen Grundlage denken konnten. Was auch Schepeler von derartigen Absichten meldet, von Aeußerungen Toreno's oder Perez de Castro's zu Gunsten einer Reform, von Bemühungen Wellesley's für Bildung einer Pairskammer, eine genauere Prüfung zeigt, daß die liberalen Spanier mit solchen Worten nur das Ausland zu beschwichtigen wünschten. Angesichts des servilen Fanatismus für bewaffnete Herstellung des Absolutismus, Angesichts der stillen Conspiration des Königs mit dieser unversöhnlichen Tendenz mußte jeder verständige Mann auf ein so schwieriges Unternehmen, wie die Reinigung dieser Constitution war, verzichten, wie sehr er die Nothwendigkeit einsehen mochte. Vor allem die feindselige Haltung des Königs gegen die Moderados machte jede gründliche Besserung der politischen Situation unmöglich. Wie hauptsächlich der König das Land in das Chaos dieser Revolution gestürzt hatte, so war er es, der jeden Versuch, die Extreme zu beschwichtigen, ein verständiges Maaß zur Herrschaft zu bringen, vereitelte. Er war und blieb der böse Dämon seines Volkes. Da hatte denn die Regierung keine Wahl, als durch die Strudel, welche hier die servilen und die radicalen Exaltados erzeugten, das lecke Staatsschiff hindurch zu laviren."

Nur einmal gelang es, den durch die Volksgunst übermüthig und halbtoll gewordenen Riego von Madrid zu entfernen und unschädlich zu machen. Weil sich aber die Gemäßigten dadurch die Exaltados noch mehr zu Feinden machten, knüpfte der König in seiner gewohnten Treulosigkeit heimliche Verbindungen mit den letztern an. Nichts ist widerlicher, als die Geschichte dieser Madrider Cabalen zu verfolgen, da man überall nur mit Lügen zu thun hat. Der König log, constitutionell zu regieren. Die Liberalen logen, daran zu glauben. Die Exaltados verlangten vom König, er solle die gemäßigten Minister abdanken. Das war nun der Gipfel der Unnatur, denn die am weitesten gehenden Fortschrittsmänner hätten eher auf Absetzung des Königs dringen müssen, der sie alle tödtlich haßte und dem sie niemals trauen konnten. Wie sollte die unglückliche Constitution von 1812 bei diesem Hader der Parteien sich behaupten, oder wie sollten Mittel und Wege gefunden werden können, sie zu verbessern? Zu allem Uebel kam noch die doctrinäre Wassersucht der Cortes. Es gab da Leute in Menge, die um jeden Preis Reden halten und ihre Weisheit auskramen wollten und die zur allerungelegensten Zeit, während mächtige Feinde draußen vor den Grenzen lauerten, im Innern der König nur auf Verrath sann und die herrschende Partei selber in Haß entzweite und ohne Geldmittel war, um ein Heer zu organisiren und sich wirksam zu vertheidigen, ganz bequem wie in den tiefsten Friedenszeiten staatsrechtliche Erörterungen pflegten

Grundrechte stylisirten und in der Gesetzgebung supersötirten. Doch was spotten wir der Spanier, unsere deutschen Professoren und Advocaten haben es ja in der Paulskirche nicht besser gemacht.

„Es macht, sagt Herr Baumgarten, einen fast komischen Eindruck, die Cortes mit unermüdlichem Eifer dem kranken Staate Medicamente verschreiben zu sehen, deren Unwirksamkeit doch auf flacher Hand lag. Sie waren in dieser Sitzung ebenso fruchtbar an Decreten, wie in der früheren; die allerverschiedensten Dinge faßten sie mit ihren Vorschriften an: grundherrliche Rechte, Steuern, Armee, Flotte, Zehnten, Schule wurden nach einander mit großen Gesetzen und umfassenden Organisationen bedacht, ohne daß man sich durch die tägliche Erfahrung beirren ließ, welche den weiten Abstand vom Gesetze zu seiner Ausführung demonstrirte, ohne daß man erwog, die Reform werde um so weniger reell seyn, je massenhafter man die überaus schwachen Organe der Executive mit Aufgaben überhäufe. Dazu kam, daß die Tendenz, welche die gefährdete Lage des constitutionellen Systems seinen Anhängern aufnöthigte, zu immer bedenklicheren Experimenten trieb." Was in den Cortes verhandelt wurde, blieb ganz unfruchtbar. Der Mißbrauch der Freiheit in den Clubs und in der Presse aber lieh dem Ausland den erwünschtesten Vorwand, sich mit gewaffneter Hand in die spanischen Dinge einzumischen. Das schreckliche Naturgesetz der Revolution bewährte sich auch hier zur bitteren Beschämung der altklugen Menschheit. Auch hier wurde die Stimme der wahrhaft freisinnigen und edlen Männer „durch den wüsten Lärmen der Clubs, in denen sehr oft die verächtlichsten Individuen das große Wort führten, und die unerhörte Schamlosigkeit der radikalen Presse" übertäubt.

Die Unfähigkeit der Liberalen ermuthigte die bisher angeschreckte und zurückhaltende Partei der Servilen, sich wieder zu regen und in verschiedenen Provinzen die Waffen zu ergreifen. Auch legten sie dieselben nicht mehr nieder, bis ihnen Hülfe von außen kam. Natürlicherweise trugen die Großmächte von nun an wenig Bedenken mehr, der Intervention zu verfügen. Denn in Spanien fiel die bisher herrschende liberale Partei, anstatt einig zusammenzustehen und sich zu rüsten, vollends in Anarchie. Die Cortes verloren allen Halt. „Die Einen wandten sich zu gemäßigten Ansichten zurück, die Anderen wiesen warnend auf die bösen Anschläge des Königs hin und die Intriguen um die Ministerposten zerstörten gar die letzten politischen Bande. Man konnte erleben, daß hervorragende Männer fast jeden Tag eine andere Meinung vertraten, je nachdem sie empfindlicher von den Unfläthereien der Zurriagisten, oder von den servilen Machinationen berührt wurden, je nachdem sich ihnen selbst oder einem ihrer Freunde eine Aussicht auf ein Portefeuille näherte oder entfernte. So nahmen denn auch die Anfang Februar begonnenen Debatten über das Preßgesetz einen höchst wunderlichen Verlauf. Die Majorität schwankte von einem Tage zum andern. An ein energisches Auftreten gegen die radicalen Schmutzblätter war nicht zu denken und diejenigen, welche wie Martinez de la Rosa und Toreno sich kräftig über die Nichtswürdigkeit dieser Presse äußerten, mußten es erleben, daß sie am 4. Februar von den Zurriagisten auf der Straße überfallen und in ernste Lebensgefahr gebracht wurden. — Die Blätter vom Schlage des Zurriago führten jetzt überall das große Wort mit ihren pöbelhaften Verleumdungen jedes anständigen Menschen, mit ihren frechen Insulten gegen jede öffentliche Autorität, mit ihren wahnwitzigen Hetzereien zum Bürgerkriege, den sie als eine Gabe des Himmels priesen. Kolossale Gemeinheit war die eigentliche Quintessenz all dieser Organe der Ohnehemden, von deren politischer Richtung sich kein bestimmter Begriff geben läßt, außer dem, daß sie Alles, was Ansehen und Geltung hatte, mit wüthendem Hasse verfolgten. Gewöhnlich bewegten sie sich allerdings auf der äußersten Linie des Radikalismus. Fast jede Nummer rief die Comuneros auf, endlich Ernst zu machen, zum Schwert zu greifen, die infamen Verräther, welche das Vaterland in Geldgier zu Grunde richteten, auszurotten, die volle Freiheit zu begründen. Hie und da forderten sie offen die Absetzung des Königs." Aber sie hatten das Zeug nicht, eine Republik zu gründen.

So blieb der König wenigstens nominell bei der Gewalt, wurde von den Ministern und Cortes als solcher respectirt, hetzte die Gemäßigten und Enragirten immer mehr hinter einander und durfte schon wagen, eine Verschwörung seiner Garde anzuzetteln, um sich von ihr von Madrid entführen zu lassen. Der Versuch mißlang, aber der König behielt seine Stellung. Die Gemäßigten mußten ihn dulden, sonst wären sie des Pöbels nicht mehr Meister geworden. Mittlerweile wurde der Congreß zu Verona abgehalten und Frankreich erhielt die Erlaubniß, im Namen und aus Auftrag der übrigen Mächte, eine Armee nach Spanien zu schicken, um dem Unfug dort ein Ende zu machen. Nur England stimmte nicht überein, blieb jedoch neutral. Rußland sah alle seine frühern Pläne mit Spanien scheitern und gab daher endlich dem Dringen Metternichs nach, sich ganz auf die Seite der stricten Legitimität zu schlagen. Damit hing auch die plötz-

liche Wendung zusammen, die Kaiser Alexander in der orientalischen Frage machte. Nachdem er vorher die griechische Revolution dort angezettelt hatte, ließ er die Griechen jetzt im Stich, um das Princip der Legitimität auch in Bezug auf den Sultan anzuerkennen. Metternich machte hier ein Meisterstück seiner Politik. Nun rückte die Entscheidung auch in Spanien bald heran. Die Großmächte stellten gemeinschaftlich Forderungen an Spanien, die von den Cortes stolz, kurz und grob abgelehnt wurden, worauf sich eine französische Armee von 100,000 Mann unter dem Herzog von Angoulême nach Spanien in Bewegung setzte.

Dieser Gefahr gegenüber hatten die Cortes wieder nur leere Prahlereien. Es fehlte an Truppen und an Geld. Die Königlichgesinnten im Norden Spaniens zogen den Franzosen voran und bedrohten Madrid. Da beschlossen die Cortes, sich mit der Regierung einstweilen nach Sevilla zurückzuziehen, in der Meinung, wenn sie auch bis Cadix flüchten müßten, würde ihre Sache dennoch triumphiren, wie zur Zeit der napoleonischen Bedrängniß. Der König wollte nicht mit fort, wurde aber gezwungen mitgenommen.

In Sevilla trieben es diese verblendeten Cortes in ihrem lächerlichen Parlamentarismus fort, als ob nichts vorgefallen wäre. „Sie fuhren fort, scheinbar mit der größten Gemüthsruhe, den Tempel der Freiheit auszubauen. Sie erweckten den Eindruck, als habe etwa in irgend einem entlegenen Winkel ein verächtlicher Feind gewagt das Gebiet zu verletzen, zu dessen Vernichtung sie nur die Hand zu regen brauchten. Erst am 18. Mai bewilligten sie der Regierung 160 Millionen außerordentlicher Steuern; die sehr verständige von Cordoba eingegangene Bitte, die Cortes möchten sich doch gegenwärtig mit nichts als mit Maßregeln für den Krieg beschäftigen, wurde gar nicht einmal debattirt. Sie beriethen über alle möglichen Gesetze, über alle möglichen Details der Verwaltung in längst occupirten Provinzen, als gäbe es keine Franzosen. Allerdings schleuderten sie hie und da einige maßlose Decrete gegen alle, welche den Fremden die Hand böten, allerdings stellten sie weitläufige Reglements auf für Bildung von Guerrillas und Fremdenlegionen, die nur acht Wochen zu spät kamen, allerdings eröffneten sie am 23. Mai eine viertägige Debatte über den Bericht San Miguels, in der sie nachzuweisen suchten, daß der französische Angriff ein durchaus ungerechter, daß der Krieg nicht durch den Uebermuth der Cortes verschuldet sey; aber man sucht vergebens nach einer einzigen Maßregel, welche der Lage des Landes wirklich entsprochen hätte. In der Versammlung befanden sich eine Anzahl höherer Militärs; nichts wäre natürlicher gewesen, als daß diese das Beispiel San Miguels befolgt hätten, welcher sich Ende April, sobald er sein Ministerium los geworden war, nach Catalonien begab und dort Mina wichtige Dienste leistete. Aber die Cortes waren so weit davon entfernt, die Prahlerei ihres Präsidenten, nöthigenfalls würden sie sich alle in die Schlacht stürzen, wahr zu machen, daß, als Riego am 28. April bat, man möge ihm Urlaub geben, damit er am Kampf theilnehmen könne, die Versammlung mit 48 gegen 41 Stimmen beschloß, die Bitte könne nicht gewährt werden, weil sie mit der Verfassung in Widerspruch stehe.“ Und das alles, nachdem die französische Armee schon mitten in Spanien stand. Indessen gereicht es den Spaniern einigermaßen zur Entschuldigung, daß auch das polnische Parlament 1831 und das deutsche 1849 mit derselben Hoffahrt dieselben Dummheiten machten. Es ist kein Fehler der Nation, sondern der Doctrin, der Schule.

Die Cortes flüchteten nach Cadix, lieferten hier den König aus und suchten das Weite. Wie sich Ferdinand VII. nach seiner Befreiung benahm, welche gemeine Rache er übte und wie er den besonnenen Vorstellungen der Mächte keineswegs nachgab, ist bekannt, er war von vorn herein von der Geschichte verurtheilt, von ihm war nie etwas Gutes zu erwarten. Aber die Cortes hätten die Erwartung, die man von ihnen hegte, nicht so gröblich täuschen sollen.

Man kann nicht sagen, daß Spanien eine gute politische Schule durchgemacht habe; wie unter Ferdinand VII., so wurde es auch unter der Regentin Christine und Isabella mißregiert. Jetzt ist Spanien soweit herunter gekommen, daß es nur unter unpassenden Kronprätendenten zu wählen oder die Republik zu proclamiren hat, die aber auch keine rechte Republik, sondern nur wie in den spanischen Colonien, eine permanente Anarchie seyn kann, in welcher ein Pronunciamento, ein Präsident den andern verdrängt, jede Provinz für sich handeln will und ehrgeizige Generale nie auf die Dauer reussiren können, weil ihrer zu viele sind.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 3. 9. Januar 1869.

## Neuestes Werk über Rom.

Römische Schlendertage von Hermann Allmers. Oldenburg, Schulze, 1869.

Der Verfasser, aus dem nordwestlichen Deutschland herstammend, hielt sich eine Zeitlang in Rom auf und ließ es sich dort recht gemüthlich gefallen. Wer jemals in Rom war, kann ihm nur beistimmen, daß man dort überaus angenehm lebt. „Ich kann es nicht beschreiben wie sie meinem Herzen wohlthat, diese Alles umfangende Ruhe. Und gewiß jedem Reisenden wird sie das, gleichviel ob er von den lebensvollen Seeplätzen Marseille und Genua, oder zu Lande vom rührigen Florenz komme; vor allem aber beim Gegensatz zum ewig brausenden großen Neapel. In Rom muß man nur schlendern in stiller Freude, betrachten, empfangen und genießen, und vergessen das ferne Weltgetümmel draußen, das Gezänk der Parteien und alle kleinlichen Sorgen des Alltagslebens, die Seele nur geöffnet großer Vergangenheit und ewiger Schönheit, das ist die wahre Weise in der ewigen Stadt zu leben. In Rom schlendert alles, der Mensch und der Esel, der Heimische und der Ausländer, Hoch und Niedrig, Weltlich und Geistlich, Handel und Wandel, ja die Weltgeschichte selber schlendert hier seit Jahren ihren Gang ruhig weiter und nur dann und wann wird ihr wohl von außen her ein Ruck oder Stoß versetzt, wenn sie gar zu sehr in ihrem Schlendrian hintenan geblieben ist. Und auch ich habe Rom ehrlich durchschlendert, zu allen Stunden, in der Sonnenpracht und Lichtfülle des heitern Tages, wie im Mondenglanze der brunnendurchrauschten Nacht, einsam versunken im ruhigen Träumen und Schauen, oder fröhlich vereint mit lieben Menschen."

Vom Volk theilt der Verfasser die Ansicht des großen Napoleon, der einmal gesagt hat: „In Italien sehen sie aus wie die Männer, schwatzen wie die Weiber und handeln wie Kinder." Auch die politischen Evivas und Abassos kommen ihm nur knabenhaft vor. Knabenhaft auch der Hang zur Grausamkeit oder wenigstens die Unüberlegtheit grausamer Handlungen. „Wird irgendwo ein Thier so gemartert, fällt's keinem der Vorübergehenden ein, auch nur einen Augenblick darauf zu achten, es sey denn aus Freude daran. Ich sah Priester stehen und sich über ein paar Buben ergötzen, die eine arme gefangene Ratte quälten; sah schöne junge Frauen mit mordlustfunkelnden Blicken kleine Singvögel erwürgen ‚per mangiar' (um sie zu essen) natürlich und ward inne, daß dieses Volk sicher noch mit derselben mordgierigen Schaulust zur Arena eilen würde, wie es einst zu Neros und Domitians Zeiten gethan." Bei alledem lebt sich's ganz gut mit diesen Italienern, weil sie so natürlich sind und auch unverkennbar etwas Gutmüthiges ja Sentimentales haben, wenn man sie nicht reizt.

Deutsche Sauberkeit muß man freilich bei ihnen nicht suchen, allein die kleinen Natürlichkeiten, die uns anfangs auffallen, werden wir bald gewöhnt, da die ganze Lebensweise der Italiener durch das wärmere Klima erklärt und entschuldigt wird. Sie brauchen nicht so viel häusliche Bequemlichkeiten.

Hier etwas von italienischen Wohnungen. „Ich zog zur Wittwe eines Advocaten, welche viel Geschmack und Gewandtheit besaß und nebst ihrer dunkeläugigen Tochter die eleganteste Toilette zu machen verstand, wenn die liebe Straße genossen werden sollte. Ein größerer Gegensatz, als sie mit ihren Wohnräumen bildete, dürfte aber nicht leicht zu finden seyn. Die Fußböden von gewöhnlichen Thonziegeln, die Wände einfach getüncht und vielfach abgeblättert, Thüren und Fenster in allen Fugen klaffend, die Scheiben erblindet

und oft gesprungen, dazu ein Dutzend schlechter wackliger Möbel, Stühle mit zerfessenen und verblichenen Ueberzügen, vergilbte Gardinen, endlich ein paar schlechte Litographien (Heiligenbilder) an den Wänden und auf dem Consolentisch, der vor dem alten fleckigen Spiegel sich befand, zwei Porcellanvasen mit Blumensträußen von buntem Papier, das war ihre Einrichtung. Auch schien es, als ob ihr alles und jedes Gefühl für Ordnung und Symmetrie abgehe. Es kam einmal durch Zufall der große Eßtisch schief zu stehen, daß er grade von einer Ecke des Zimmers zur entgegengesetzten wies. Ein Ruck hätte ihn wieder grade gestellt. Aber nein, keinem der Aus- und Eingehenden fiel es ein, diesen Ruck zu thun, denn keiner fühlte das Peinliche des Eindrucks, man setzte sich Tag für Tag ruhig dran zum Essen, und eine volle Woche blieb der Tisch so stehen. Auch die Stühle standen stets völlig regellos und jeder nur so, wie er zuletzt gebraucht war, durcheinander, daß es fast immer aussah, als solle hier eben aus- oder eingezogen werden und man sey noch nicht in Ordnung. Ich habe in manche Wohnung einen Blick gethan, es war im Grunde überall dasselbe. Bei Vornehmen hohles palastartiges Prunken, bei Niedern Unordnung und Verkommenheit; eine nette anheimelnde Behaglichkeit aber nirgends. — Das Haus gilt dem Italiener eben wenig, die Straße alles."

Die Bauart Roms hat dem Verfasser nicht besonders gefallen. Wer noch nicht dort gewesen ist oder die Stadt schon aus Bilderwerken kennt, glaubt, er würde in der Hauptstadt der abendländischen Christenheit etwas ganz anderes finden, so etwas, was heilige Schauer erwecke. Zumal wer aus dem Norden kommt und die ehrwürdigen gothischen Dome kennt, welche wirklich den Eindruck des Heiligen machen, kann sich über den unheiligen weltlichen Palaststyl im Renaissance- und Rococcogeschmack, der mit wenigen schönen Ausnahmen auch die Kirchen Roms verunziert, nicht genug wundern. „Außer Rom gibt es wohl kaum eine Stadt in der Welt, wo die Kunst des Barockstyls, die Perückenzeit, so viele wirklich bedeutsame Werke geschaffen und zugleich so viel Altes, Ehrwürdiges und Schönes vernichtet und mit ihrem widerwärtigen Bombast und Schnörkelwust überwuchert und verunstaltet hätte. Nirgends lernt man den Barockstyl so kennen und schätzen und nirgends verwünscht man ihn so sehr als hier. Und welch ungeheure Summen hat er dabei verschlungen in der Zeit der Bernini und Barromini! Wenn ich bedenke, wie viel wahrhaft Edles, Gutes und Seelenerfreuendes dafür hätte geschaffen werden können, geht mir immer ein Stich ins Herz."

Aus Anlaß eines Besuchs der berühmten Katakomben, den unterirdischen Gräbern der alten Christen in Rom, theilt uns der Verfasser einen rührenden Zug mit. „Man entdeckte an den Wänden in steter Wiederholung von gleicher Hand eingeritzt den Namen ‚Sophronia' geschrieben. Wie ein rother Faden zog er sich durch das ganze Gewirr der Gänge und Nebengänge, bald hier, bald dort erscheinend, zuweilen auch wohl von einigen andern Worten begleitet. So hieß es z. B. einmal: ‚Sophronia, ubi es?' (Sophronia, wo bist Du?) ein andermal: ‚Mea Sophronia, ubi jaces?' (Meine Sophronia, wo ruhst Du?) So verfolgte man den Namen stundenlang bis in die entlegensten Winkel. Endlich an einem Orte, wo die Katakombe verschüttet war, fand man ihn zuletzt, aber nun hieß es dabei, wie ein begeisterter oder wehmüthiger Ausruf: ‚Meine Sophronia, du lebst immer, immer lebst du in Gott, ich will dich preisen, so lang auch ich lebe!' — War es ein armer Verlassener, der vergebens den Leichnam einer lieben Todten suchte? Wer vermag es zu sagen, denn ein ganzes Jahrtausend ist darüber hingerollt. Und da man nun nach diesem Jahrtausend die Schrift des armen Suchenden entdeckt und ihr nachgeht bis zur verschütteten Stelle, wo sie aufhört, und man nun weiter forscht und aufräumt, was zusammengestürzt war, da plötzlich nur wenige Schritte tiefer zeigt sich ein Grab, und auf dessen Platte steht gegraben: ‚Hic jacet Sophronia.' In derselben Katakombe entdeckte man auch in eigener Kapelle das Grab der heiligen Cäcilia, deren Gedächtnißtag, der 22. November, seit Jahren an jener Stelle gefeiert wird. Wiederum erhellt dann der matte Schein der Lampen die Gänge und Gräber, wiederum versammeln sich stille Beter in der Tiefe, wieder ertönen dort heilige alte Hymnen, und an dem kleinen Altar der Kapelle liest ein Priester die Messe und segnet Brod und Wein. Es ist alles da unten dann wieder wie einst; nur droben sieht es anders aus in der christlichen Kirche."

Recht interessant ist die Schilderung der längst verfallenen Stadt Ninfa, die nur höchst selten von einem Reisenden besucht wird. Eine blühende Stadt, wie noch die Trümmer von sechs Kirchen zeigen, wurde sie allmälig von den Einwohnern verlassen und verfiel, weil die Umgegend versumpfte und giftige Miasmen aushauchte. Die Stadt liegt nahe der alten Volskerstadt Norba (Norma). In den Ruinen einer Kirche fand der Verfasser noch interessante Bilder. „Mit Ausnahme der Apsis war die ganze innere Basilika mit einem Bildercyclus aus dem Leben Johannes des Täufers

geschmückt gewesen, von dem sich noch einiges sehr Interessante erhalten hatte. Auf den ersten Blick sah ich, daß in diesen Kunstwerken etwas höchst Eigenthümliches war und ihr Styl und ihre Darstellungsweise eben so verschieden waren vom steifen, kaltfeierlichen und symbolisirenden Byzantinismus der Mosaiken, als von der demuthvollen, weichen und stillen Frömmigkeit der echten mittelalterlichen Kunst. In ihnen herrschte vielmehr, so weit es zu erkennen war, eine energische Leidenschaftlichkeit, ein dramatisch reichbewegtes Leben und ein Realismus, der in einigen Theilen fast Naturalismus genannt werden durfte. Eine Ahnung, die schon bei den Bildern der andern Basiliken leise in mir aufgestiegen war, wurde bei diesen zur völligen Gewißheit. In Ninfas Fresken haben wir sicherlich Werke jener merkwürdigen und bisher gänzlich unbeachtet gelassenen Kunstrichtung, welche in fortwährendem Einfluß der Antike, wie die Natur mitten in der allgemeinen byzantinischen Erstarrung und unbekümmert um den herrschenden Despotismus der Kirche, die damals alle Regeln vorschrieb, wie der Künstler seine Gestalten zu bilden hatte — als frischer lebendiger Strom dahinzog, mochten ihre Ausüber auch nur arme untergeordnete, vielleicht höchst gering geachtete Künstler seyn, die nur entlegenere und kleinere Orte, Dorfkirchen und Landkapellen zum Felde ihrer Wirksamkeit hatten. Freilich, je nachdem das Talent des Künstlers reichte, waren die Darstellungen in diesem Style oft sehr unbeholfen, ja fast barbarisch roh zu nennen, oft aber wieder von überraschender Würde und Schönheit. Immer jedoch tritt sofort die frische unmittelbare Einwirkung der Natur uns wohlthuend darin entgegen. Meines Wissens ist Jacob Burckhardt bis jetzt der einzige, der, wenn auch nur kurz und flüchtig, auf diesen interessanten Zweig frühmittelalterlicher Kunst hingewiesen hat. (Jacob Burckhardt. Cicerone, B. III S. 740). — An der Wand des linken Seitenschiffs, vom Eingange an gerechnet, stellte nämlich das letzte Bild die Enthauptung des Täufers dar. Der Todesstreich war gefallen. Man sah den Henker, verschiedene Männer, die Tochter der Herodias und einige Begleiterinnen, welche alle, theils wie von schauerlichen Grauen erfaßt, theils auch nur mit dem Ausdruck größerer oder geringerer Aufmerksamkeit in den Vordergrund schauten. Dieser Theil war indeß von dichtem Brombeergestrüpp gänzlich verhüllt. Ich bog die Ranken zurück und muß gestehen, daß ich kaum eine so grauenhaft lebendige Darstellung dieser Art gesehen habe, als sich hier plötzlich meinen Blicken darbot. Da lag zu meiner Rechten der blutige Körper auf den Knieen, den Oberleib vorgebeugt, die Arme weit ausgestreckt, just als ob die Hände mit den krampfhaft und weit auseinander gespreizten Fingern nach dem entrollten Kopf greifen wollten, der aufrecht zur Linken am Boden lag. Nicht leicht konnte man indeß etwas Edleres sehen aber auch zugleich nicht leicht Entsetzlicheres, als in diesem bleichen abgeschlagenen Haupte sich vereinigte. Die ganze Bildung war unsäglich schön, die langen Locken umflossen es in herrlichem Linienschwung, wahrhaft furchtbar und ergreifend dagegen war der Ausdruck des jähen Todes in ihm dargestellt. Das eine Auge dicht geschlossen, das andere zur Hälfte offen stehend und die beiden Mundwinkel seltsam herabgezogen, so starrte mir das bleiche grausige Antlitz entgegen, als ich das verhüllende Grün auseinander gebogen hatte. Da ich zu meiner Freude mit durchsichtigem Papier versehen war, so ist es mir gelungen, von diesem merkwürdigen Kopfe eine genaue Pause zu machen, und ich bewahre diese seitdem als eins der interessantesten Stücke meiner kleinen Sammlung dieser Art, namentlich aber als theures Andenken an jene so reich belohnte Wanderung."

Herr Allmers erzählt uns auch mancherlei vom gegenwärtigen Künstlerleben in Rom, was nicht mehr so gemüthlich seyn soll, wie vor 30—40 Jahren, als Cornelius, Thorwaldson, Reinhard, Koch rc. noch lebten. Beim Jahreswechsel pflegen die deutschen Künstler in Rom ein Fest zu begehen und dabei ein Schaustück aufzuführen. Hier wird nun, das Jahr ist nicht genannt, ein solches „antik romantisches, moralisch satyrisches, kunsthistorisches Theaterstück" kurz beschrieben. „Komisch war die Scene im Kyffhäuser, wo eine Deputation deutscher Künstler vor dem Kaiser Barbarossa erscheint, um ihn nach Rom zu laden, weil dort die deutsche Einheit wenigstens unter den Kunstjüngern und ihren Richtungen in herrlichster Weise zu sehen sey. (Ein Hieb auf die hiesige Zerfahrenheit und Uneinigkeit). Der alte Kaiser entschließt sich auch endlich dazu. Nun aber entsteht Verlegenheit, wie er das anfängt, weil sein Bart bekanntlich durch den steinernen Tisch gewachsen ist. Abschneiden will er ihn auf keinen Fall, den Tisch zerschlagen lassen will er auch nicht und ihn mitnehmen ist ebenfalls zu umständlich. Endlich ist Rath gefunden. Ein junger Künstler zieht einen Band Redwitz'scher Lieder aus der Tasche. Kaum fängt er an, daraus vorzulesen und siehe, der Tisch thut sich auseinander, der Bart geht los, denn das ist ja Poesie, die ‚einen Stein erweichen' kann. Der Kaiser wird nun frei und erscheint in Rom. Kaum aber hier angekommen, kann er sich vor den drängenden Bitten der

Maler, ihnen Modell zu stehen, nicht retten und weil er sieht, daß es mit der gerühmten Einheit erst recht Nichts ist, macht er sich eiligst wieder von dannen."

Am Schlusse träumt der Verfasser von Kunstvereinen, wodurch Künstler und Volk in so lebendige Wechselwirkung kommen sollen wie im alten Hellas. Ein recht schöner Traum — leider nur ein Traum.

Noch erwähnen wir eines artigen Zuges aus der Zeit des römischen Carneval. „Kein Intermezzo war ergötzlicher als die gründliche Bestrafung der Rüpelhaftigkeit eines jungen Engländers, und sogar eines aus den allerhöchsten Gesellschaftskreisen. Mit zwei Begleitern hatte er auf einem nicht allzuhohen Balkon Posto gefaßt, hinter sich ein Gestell mit den kostbarsten Blumenbouquets, zur Seite aber ein paar mächtige bis oben angefüllte Säcke mit Confetti der gröbsten Sorte. Aber der Blumensträuße hatten sich nur Wenige zu erfreuen. Nur wenn die Wagen einer preußischen Prinzessin oder einiger Damen der römischen Elite vorbeifuhren, flog eins der prächtigen Camelienbouquets hinab. Für alle Uebrigen hatte er nichts, als seine harten Confetti und nicht, daß er nur neckisch eine Handvoll warf, nein vermittelst einer langstieligen Blechkelle schmetterte er mit aller Kraft ausholend in seiner lümmelhaften Weise ganze Massen davon den Damen auf Gesicht und Nacken, daß dieselben oft genug vor Schmerz aufschrieen. Ein solch bübisches Betragen erregte bald allgemeine Entrüstung, vor allem, als er dasselbe auch am nächsten Tage zu wiederholen begann. Das durfte nicht länger ungestraft bleiben. Schnell waren wir entschlossen, das Rächeramt zu übernehmen; einige Freunde von mir, Künstler und andere deutsche Landsleute hatten sich rasch zu einem Chor der Rache vereint und rückten, gleichfalls mit solchen Blechkellen und wohlgefüllten Munitionsbeuteln versehen, im Halbkreis zum Angriff gegen jenen Balkon vor, auf dem noch in ungestörter Ruhe der edle Britte sein schadenfrohes Wesen trieb. Aber im Nu schmetterte und knatterte ein Kreuzfeuer auf ihn ein, daß er im ersten Augenblick vor lauter Ueberraschung nicht wußte, was er beginnen, wohin er sich wenden sollte. Ein allgemeines Bravo belohnte jetzt von allen Seiten unser Unternehmen. Zwar sah er nun, worauf es gemünzt war und fing an, mit seinen Begleitern sich abgewandten Gesichts zu wehren und die Würfe zu erwidern, so gut er konnte. — Aber bald ward er inne, wie vergebens es war. Der weiße Gypshagel sauste jetzt so dicht, so wüthend und schonungslos — denn auch eine Menge Römer hatte mitkämpfend sich zu uns gesellt —, daß der Sohn Albions es bald für das Gerathenste hielt, sich Hals über Kopf aus dem Staube zu machen, der jetzt wie eine mächtige weiße Rauchmasse die Stätte seiner Niederlage wallend umhüllte. Ein hundertfaches Hohngelächter folgte ihm. Auf dem Balkon, wo nur noch die schönen arg mitgenommenen Camelien- und Rosenbouquets am Gestell steckten, ließ er sich seitdem nicht wieder sehen."

---

## Preßzustände.

Die Lohnbedienten der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte der kirchenfeindlichen Literatur von Albert Wiesinger. Wien und Gran, Sartori, 1868.

Ohne in diesen Wiener Kloak hinuntersteigen zu wollen, machen wir doch unsere Leser auf die kleine Schrift aufmerksam und können nur wünschen, daß solche Beiträge zur Zeitgeschichte beachtet werden. Zu helfen ist freilich nicht, denn die Corruption ist schon zu weit gediehen.

Hier nur eine Bemerkung. Nachdem von der Agitation der Presse gegen Concordat und Kirche geredet worden, heißt es weiter: „Diese ministeriell-sanctionirte Käuflichkeit der Blätter und die Verkäuflichkeit ihrer Redacteure ist aber noch immer nichts im Vergleiche zu jenem schmutzigen Handel, welcher zwischen Geld- und ähnlichen Instituten und gewissen Zeitungsblättern geschlossen wird. Dieser Handel ist der eigentlich ergiebige Handel, der in die journalistischen Geldsäcke einen Theil jener erschwindelten Summen leitet, um welche das gutmüthige Volk eben durch die Beihülfe der betreffenden Blätter betrogen wird. Diese Blutsaugerei und Beutelschneiderei hat erstlich den Vortheil, daß hierüber nicht so leicht die Wahrheit an den Tag kommen kann, wie das bei amtlichen Unterstützungen aus dem Dispositionsfonde der Fall ist, und zweitens sind diese Zuflüsse aus derlei Privatquellen bei weitem ergiebiger als das bei den Unterstützungen aus den öffentlichen Fonds zu geschehen pflegt. Gewisse Unternehmungen schließen mit den Blättern förmliche Verträge ab, damit dieselben nur in ihrem Sinne und blos zu ihren Gunsten schreiben."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 4. 13. Januar 1869.

## Biographien.

1. Leben der ehrwürdigen Mutter Maria Anna, (Maria de la Fruglaye), Klosterfrau der Congregation de Notre Dame. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Porträt. Zum Besten eines frommen Zweckes. Mainz, Kirchheim, 1868.

Mitten im Wirrsal der Politik und der materiellen Interessen thut es wohl, daran erinnert zu werden, daß es noch demüthige Christen gibt, die nur dem Himmel und ihrer Pflicht leben und ihr ganzes Leben in Aufopferung für ihre leidenden Mitmenschen hinbringen.

Die fromme Nonne, deren Lebensgeschichte uns hier vorliegt, war die Enkeltochter eines in der Bretagne begüterten Grafen v. Loz. Ihre Mutter heirathete einen Grafen de la Fruglaye, starb aber an der Geburt des Kindes, welches nun auf dem alten Schloß Kerduel bei den Großeltern aufwuchs, seit 1808. In der Revolutionszeit waren ihre Großeltern eingekerkert worden und mit Noth dem Tode entgangen. Daher war die Frömmigkeit im gräflichen Hause durch harte Schicksale erprobt und gesteigert. Man muß sich an die blutigen Kämpfe erinnern, die hauptsächlich in der Vendée und Bretagne durch die wahnsinnigen Edicte des Convents, der die Kirche zerstörte und sogar den Glauben an Gott verbot, hervorgerufen wurden.

Die junge Gräfin Maria wurde also fromm auferzogen und gewöhnte sich frühe an die Uebung christlicher Pflichten, besonders gegen Arme und Kranke, wobei ihr die Nonnen eines benachbarten Klosters zum Beispiel dienten. Dabei verleugnete sie ohne Schmerz die aristokratischen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten, alles um der Liebe Christi willen. Sie war 22 Jahre alt, als sie sich 1832 zur Zeit der Cholera durch ein Gelübde „zum heiligsten Herzen Jesu“ verpflichtete, die Cholerakranken zu pflegen. „So lange die Epidemie dauerte, ging sie täglich zu Fuße in Begleitung einer Nonne im ganzen Kirchspiel umher, und verließ so zu sagen das Lager der Cholerakranken nicht, unter denen sie sich den ärmsten und verlassensten mit besonderer Vorliebe widmete. Nichts schreckte sie zurück, weder die Unreinlichkeit, noch die Ansteckung, noch die beschwerliche Pflege, welche diese Krankheit, mit der Krämpfe, Coliken und Erbrechen verknüpft sind, erheischte. Maria suchte mit eben so viel Eifer als Freundlichkeit und Gewandtheit allen Bedürfnissen zu entsprechen. In der Bretagne ist die Wohnung der Armen immer nur im Erdgeschoße, ohne andern Fußboden als die bloße Erde. Um Raum zu ersparen, oder auch aus Sorge gegen die Feuchtigkeit, stehen die Betten erhöht und eines ober dem andern, wie Bretter in einem Schranke, so daß man buchstäblich klettern und manchmal sich einer Leiter bedienen muß, um diese seltsamen Lagerstätten zu erreichen. In gewöhnlichen Krankheiten und wenn nur eine Person krank ist, richtet man ein Bett der Art, daß die Pflege es leicht erreichen kann. Während der Cholera war dies aber nicht möglich, und Maria mußte bis in diese Winkel hinaufsteigen, um dort die armen Kranken zu pflegen. Man kann sich denken, wie selten sie mit unbeschmutzten Kleidern herabkam; aber solche Kleinigkeit kümmerte sie nicht, und sie kleidete sich nur um, ehe sie zu Tische ging. Sobald eines ihrer lieben Kranken gestorben war, traf sie für die Familie die pünktlichsten Vorsichtsmaßregeln. Sie räucherte in der Hütte und ließ die Wäsche und das Hausgeräthe mit Chlorwasser besprengen, um die Ansteckung zu verhindern. Den Reconvalescenten fehlten weder alter Wein noch gesunde Nahrungsmittel. Maria hätte ihr Leben hingegeben, um das dieser braven Leute zu retten; aber die größte Sorgfalt hatte sie für ihre Seele. Man müßte die lebendigen, kräftigen Ermahnungen hören,

womit sie sie ermuthigte, ihre Leiden von der Hand Gottes anzunehmen und ihm dieses kurze, elende Leben aufzuopfern für die Herrlichkeit der ewigen Freuden des Paradieses. Niemand vermochte den Worten dieses engelgleichen Predigers zu widerstehen und ihre Gegenwart versüßte die herbste Bitterkeit. Alle verlangten sehnlich nach ihr und vernahmen aus ihrem Munde ruhig die Anzeige, daß sie die entscheidende Reise zu machen hätten.“ Später wurde sie selber Nonne, zuletzt Oberin zu Issy und beschloß ihr gottseliges Leben 1861.

Ihre Biographie umfaßt einen starken Band in Großoctav, weil alle möglichen Mittheilungen über sie und viele Briefe von ihr in das Werk aufgenommen sind. Wir hätten es in einer etwas kürzern Zusammenfassung lieber gesehen. Indessen muß man bedenken, daß solche Werke vielfach zur besondern Erbauung sey es anderer Nonnen, sey es frommer Frauen und Jungfrauen, demüthiger Seelen und auch Leidender dient, die ihre Zeit mit der Lectüre auch in längerer Ausdehnung würdig und befriedigend ausfüllen.

Noch weit berühmter und wenn nicht durch demüthige Erfüllung schwerer Christenpflichten, doch durch geistige Begabung mehr ausgezeichnet ist die Nonne, deren Biographie uns im folgenden Werke vorliegt.

2. Leben der h. Teresa von Jesus von ihr selbst geschrieben. Nach der neuesten Originalausgabe nach dem Spanischen übersetzt von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mit dem Bildniß der Heiligen. Mainz, Kirchheim, 1867.

Die Verfasserin dieser Selbstbekenntnisse ist bekanntlich eine der gefeiertsten Heiligen.

Die Uebersetzerin, welche schon vor Jahren von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetreten ist, polemisirt in der Einleitung gegen die Kirche, welcher sie früher angehört hat, in einer Weise, welche nicht zu billigen ist. Denn sie stellt einen Gegensatz auf, als ob in der alten Kirche nur der Geist, im Lutherthum nur das Fleisch gelte. Man könnte den Satz beinahe umkehren, wenigstens sind viele protestantische Länder durch ihre strenge Sittenzucht bis zur puritanischen Prüderie eben so berühmt geworden, als einige katholische Länder durch ihre vom Klerus tolerirte Fleischeslust. Doch hören wir die Vorrednerin selbst. „Der Weg, auf welchem es Gott gefiel von jetzt an Teresa zu führen, war ganz übernatürlich, d. h. ganz unerreichbar für die natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Seele. Sie lebt mit himmlischen Visionen und Einsprechungen. Bei der Lectüre, der Betrachtung, dem Chorgebet, während der Messe, bei der Communion, mit einem Wort, sobald sie die geistigen Fähigkeiten ihrer Seele von den äußern Gegenständen abzieht und nach Innen sammelt, um sie auf die Betrachtung himmlischer Dinge zu wenden, tritt für diese reine weltentfremdete Seele ein höheres Schauen, Erkennen und Wissen ein, das ihr ganzes geistiges Wesen erfüllt und es in einen übernatürlichen Zustand versetzt, der sich bis zur Extase steigert. Weder fremd noch neu war diese Erscheinung in der heiligen Kirche. Ja, weil sie heilig ist, heilige Lehren, heilige Sacramente hat, weil sie die heilige Eucharistie besitzt und diese geheimnißvolle Lebensverbindung zwischen der Seele und Gott in wesenhafter Wahrheit ununterbrochen vermittelt: deshalb ist diese Erscheinung ihr durchaus eigen und eigenthümlich. Selten ist sie — ja. Die Edelraute auf dem himmelhohen Felsen ist auch seltener, als der Waizenhalm in der Ebene, und es leben Millionen Menschen, die ganze Waizenfelder kennen, aber nie die Edelraute gesehen haben, obschon beide das Erzeugniß unseres Erdbodens sind. Jene eigenartig begnadeten Seelen sind in der heiligen Kirche wie die Edelraute auf dem Felsen: einsam, in fast unzugänglicher Höhe, mit feinster Wurzel an dem wenigen Erdreich hangend, welches der Fels bietet, von reinerem Aether, von frischeren Lüften, von hellerem Lichte umweht und umstrahlt, und weit, weit über all' dem Moderduft und Verwesungsgeruch hinweggehoben, der aus den Niederungen, den Sümpfen und Grüften der Erde aufsteigt. So lebte Teresa. Den Menschen gegenüber, an denen ihre Zeit und jede andere überreich ist, die ihre Seele begraben in ihrer gefallenen Natur, nur für ihre Sinnlichkeit leben, nur Aug' und Ohr haben für die Sinnenwelt und dieser das Gesetz entnehmen, worauf des Menschen Bestimmung und Glück beruhen solle; — der jammervollen Lehre der Neuerer gegenüber, die zu jener Zeit in Deutschland und im Norden von Europa durch die jammervollsten Mittel Eingang gefunden hatte, und die zu behaupten wagte, das Fleisch könne nicht dem Geist unterthan, das dreifache Ordensgelübde dürfe deshalb nicht bindend und überhaupt nicht zu leisten seyn: wider diese Menschen und diese Lehre legte Teresa einen Protest ein, der nun schon durch drei Jahrhunderte klingt, wie er vor ihr durch anderthalb Jahrtausende klang — und der nie verstummen wird.“

Bekanntlich war vor der Reformation in der Klerisei eine heillose Unzucht eingerissen und abgesehen von den lüderlichen Höfen der Fürsten, die sich der Reformation nur als Mittel zu politischen Zwecken bedienten,

kam durch die Reformation wirklich wieder mehr Zucht und Sitte ins Volk, wovon der ganze protestantische Norden Zeugniß gab.

Die Keuschheit hat nur einen Werth, wenn sie freiwillig und ernstlich gemeint auch treu eingehalten wird. Deswegen bleiben viele Gottminnende Menschen ledig, auch ohne ins Kloster zu gehen. Deswegen schreibt die Regel des h. Benedikt ausdrücklich die Freiwilligkeit vor und sagt dem Mönch: si non potes servare, liber discede! Erst als der Cölibat ein Zwang wurde und viele innerlich Unfromme sich zu den reichen Klöstern und Pfründen drängten und die Ehelosigkeit in den Kauf nahmen, weil sie Mittel genug hatten, ihre Sinnenlust dennoch zu befriedigen, erst dann wurde das Zwangsgebot zu einer Quelle der ruchlosesten Mißbräuche. Das ist notorisch und darum mußte die Reformation die Quelle so vielen Uebels verstopfen. Damit daß Geistliche heirathen dürfen, ist aber nicht, wie die Herausgeberin des vorliegenden Werkes meint, gemeiner Wollust ein Freibrief gegeben, noch geschieht der freiwilligen Keuschheit damit irgend Eintrag, denn die Ehe wird in der evangelischen Kirche niemand befohlen, wie in der alten Kirche die Ehelosigkeit dem Klerus.

Die Uebersetzerin war um so weniger befugt, den Protestantismus zu einer schwarzen Folie zu brauchen, auf welcher die h. Teresa heller glänzen sollte, da Teresa selbst in gewisser Beziehung mit dem Protestantismus, wenigstens mit seiner Wortmacherei, mit seiner Redseligkeit und mit seinem Subjectivismus in Wahlverwandtschaft stand. Denn redet sie nicht unaufhörlich von sich? Denkt sie an etwas anderes, als immer nur an ihr persönliches Verhältniß zum Heiland? Wir halten diejenigen Heiligen für katholischer, welche mit dem Eifer von Aposteln und der Opferfreudigkeit von Märtyrern, sich der Welt voll Sünder und Armen zuwenden, ihnen von den Gaben spenden, deren Gott sie würdigte, — nicht aber die, welche sich zwar innig zu Gott wenden, ihn aber gleichsam für sich allein haben wollen und einen Roman mit ihm spielen. Die barmherzige Schwester, die kein Buch schreibt, ja nie ein Wort von sich redet, außer im Geheimniß der Beichte, ist der Schreibseligen vorzuziehen.

Davon abgesehen war Teresa eine vornehme und geistreiche Dame und eine Spanierin voll Liebesgluth, die auch dem Nichtkatholiken Interesse einflößen muß. Ihre Selbstbiographie ist den Bekenntnissen des h. Augustinus nachgebildet, aber mit weiblicher Naivetät und Grazie, nur etwas zu redselig geschrieben. Eine bei aller Demuth doch gar zu selbstgefällige Selbstportraitirung vor dem Seelenspiegel und gar zu lang ausgesponnen. Den Inhalt bildet die Schilderung ihrer noch profanen Jugend, dann ihr Insichgehen und der innere Kampf ihrer Seele mit allen Anfechtungen der Welt und des Bösen, endlich die innere Läuterung und Verklärung, die Ruhe in Gott.

Hier eine Probe, wie sie mit ihrer Phantasie zu kämpfen hat. „Da die Einbildungskraft sich selbst überlassen ist, beginnt sie einen unglaublich heftigen Krieg gegen den Willen und den Verstand zu führen, um sie in Verwirrung zu stürzen. Sie ermüdet mich über die Maaßen und ich verabscheue sie. Oft schon habe ich den Herrn gebeten, sie mir in diesen seligen Stunden ganz zu nehmen, da sie nichts anderes thut, als mich verstören. Zuweilen sage ich ihm: O mein Gott! wann werden alle Kräfte meiner Seele gesammelt seyn zu Deinem Lobe? wann werden sie von einer Last befreit seyn, welche sie untauglich dazu macht? — — Dies Unvermögen zeigt mir so recht den Schaden, den unsere Seele durch die Sünde genommen hat: sie hindert uns, ausschließlich mit Gott beschäftigt zu seyn, obschon dies unser heißes Verlangen ist. Heute noch habe ich einen solchen Kampf bestanden; daher ist er mir sehr lebhaft gegenwärtig. Meine Seele wollte sich auflösen vor Sehnsucht nach der ungetheilten Vereinigung mit Gott, der sie ja zum größten Theil besitzt. Aber es war unmöglich: Gedächtniß und Einbildungskraft machten mir einen allzu heftigen Krieg. Da aber Verstand und Wille wider sie waren, konnten sie die Seele zwar beunruhigen, doch nicht ihr schaden. Dazu sind sie machtlos. — Das einzige Mittel, das ich nach jahrelangem, peinlichen Kampfe anwendbar gefunden habe, ist dasjenige, welches ich schon bei dem Ruhegebet besprach: man muß die Einbildungskraft als eine Närrin behandeln, gar nicht beachten und sie sich selbst überlassen; Gott allein vermag sie zur Ruhe zu bringen. Ueberdies ist sie ja nichts als eine Sclavin.“

Sodann eine Probe aus der Zeit der Befreiung, Ruhe und Gnade. „Immer häufiger wurde mir die Gnade der Erscheinung des Herrn zu Theil; immer deutlicher ließ er mich ihre Wahrhaftigkeit erkennen, und immer zweifelloser wurde es mir, daß ich nicht träume, nicht getäuscht werde und äußerst einfältig gewesen sey. Denn hätte ich mich auch jahrelang darauf geübt, mir die Schönheit seiner Erscheinung vorzustellen, so wäre das doch nimmermehr gelungen, weil sie jeden Flug der Phantasie übertrifft. Schon dieser Glanz! schon dieses Licht! Es ist kein blendender, kein ermüdender, sondern ein süßer, eingegossener dem Auge unendlich lieblicher Glanz. Es ist ein Licht ganz vom irdischen Licht

verschieden; eine Klarheit, welche diese göttliche Schönheit mit sich bringt; eine Strahlenfülle, die unsere Sonnenstrahlen dermaßen trübt, daß wir für immer unsern Blick vor ihnen schließen möchten, nachdem wir in jenes Meer von Glanz und Licht schauten. — Zuweilen waren die Visionen der Art, daß ich ein Bild zu sehen glaubte, oftmals aber auch Christus selbst; das hing von dem Licht ab, das der Herr mir gab. War es schwach, so sah ich nur ein Bild, das aber doch ganz anders als ein Gemälde war. Ich habe viele und sehr vollkommene Gemälde gesehen; deshalb kann ich behaupten, daß es Thorheit wäre, sie mit jenem Bilde vergleichen zu wollen. Die Verschiedenheit ist so groß, wie die zwischen einer lebenden Person und ihrem Portrait. — Nach einer solchen Vision ist die Seele ganz verändert, in süßer Trunkenheit, von neuer Liebe zu Gott in viel höherem Grade entzündet. Ist auch die frühere Vision, die uns Gott ohne Bild zeigt, erhabener: so scheint mir diese angemessener unserer Schwachheit, denn sie erfüllt unser Gedächtniß und unsere Gedanken, prägt sich tief unserer Einbildungskraft ein, und dies hilft uns die Gnade der göttlichen Gegenwart um so höher zu schätzen. Uebrigens treffen beide Arten von Visionen häufig zusammen: durch die bildweise Vision sehen wir mit den Augen der Seele die Herrlichkeit, die Schönheit, die Verklärung der heiligsten Menschheit, und durch die geistige Vision nehmen wir den Gott wahr, der Alles vermag, Alles kann, Alles ordnet, Alles beherrscht — durch einen Wink seiner Liebe."

Teresa selber erkannte wohl, daß es mit der subjectiven Gottseligkeit nicht gethan sey und daß man an Gott nicht nur glauben, ihn nicht nur lieben, sondern auch etwas in seinem Dienste für andere thun müsse. Das spricht sie in liebenswürdiger Resignation S. 329 aus: „O mein Gott! wie beschämt es mich, in mir neben so vieler Bosheit nur ein Paar armselige Sandkörner des Guten zu finden, die ich nicht einmal selbst von der Erde aufheben konnte, und die noch mit so großen Unvollkommenheiten vermischt waren. Die Wasser Deiner Gnade strömten noch nicht voll genug, um sie zu reinigen und aufwärts zu treiben. O mein Schöpfer! könnte ich zwischen so vielem Bösen meinerseits und so großen Gnaden Deinerseits doch wenigstens eine nicht ganz unwichtige gute Handlung anführen, die ich in Deinem Dienst vollbrachte. O warum bricht mir nicht das Herz vor Gram, daß ich so undankbar für solche Huld war, und daß ich mich nicht schäme, diese kindischen Dienste aufzuzählen als meine Dienste! Wer dies liest, wird mich verabscheuen. O Herr, ich bin tief beschämt. Da ich aber nichts Besseres habe, so erzähle ich diese Armseligkeiten, damit diejenigen, die Dir besser dienen als ich, große Hoffnungen auf Deine maßlose Freigebigkeit setzen. Wolltest Du das Geringste schon glänzend belohnen, wie groß wird dann nicht der Lohn für größere Dienste seyn. O Herr, gib mir die Gnade, daß die meinen nicht immer auf der niedrigsten Stufe bleiben. Amen."

Die fromme Spanierin erkannte, sie gerathe zu tief in die sola fides der Protestanten, sie sehnte sich nach Werken und seufzte, daß sie es daran habe fehlen lassen.

Wir halten als das Schönste in ihrem Buch die Liebe fest. Ihre Prosa übertrifft an wahrer Innigkeit der Liebe die berühmten Verse des profanen Petrarca. Sie selbst ist nicht Schuld gewesen, daß die Gottlosigkeit der Kirchenfürsten Bilder von ihr sogar in Kirchen hat malen lassen, die sie in einer mehr wollüstigen als heiligen Extase hinliegen und einen Engel, der accurat wie Amor aussieht, mit einem Pfeil nach ihr zielen lassen. Das fromme Volk hat ihre Liebe nicht in diesem Renaissancestyl, der die Kirche nie hätte schänden sollen, sondern in der romantischen Weise des frommen Mittelalters aufgefaßt, und heute noch hört man ein Volkslied von ihr, dessen die Frau Herausgeberin wohl hätte gedenken dürfen, in Italien singen:

Dammi morte, o dammi amore,
O infinita carità!
Alma mia, questo cuore
Senza amor viver non sa.

Gib Tod mir, oder gib mir Liebe,
Du himmlische Barmherzigkeit!
O meine Seele, ohne Liebe
Stirbt dieses Herz voll Zärtlichkeit.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 5. 16. Januar 1869.


## Biographie.

Christoph, Herzog zu Wirtemberg von Prof. Bernhard Kugler. Erster Band. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1868.

Ein sehr gut geschriebenes Geschichtswerk von interessantem Inhalt. Herzog Christoph, dessen Jubiläum vor kurzem gefeiert wurde, war einer der merkwürdigsten Fürsten Deutschlands, ausgezeichnet durch seinen Geist in einer der tiefbewegtesten Zeiten.

Christoph war kaum fünf Jahre alt, als sein Vater, der wilde tyrannische Herzog Ulrich, aus seinem Lande gejagt wurde. Seine Mutter, die bayrische Sabine, mit dem Vater tödtlich verfeindet, weil er sie nur mißhandelt hatte, suchte zwar die Rechte des Sohns auf das Herzogthum geltend zu machen, aber vergebens. Der schwäbische Bund, der den unwürdigen Herzog vertrieben hatte, zog es vor, das Herzogthum Wirtemberg dem Reichsoberhaupt, damals Kaiser Karl V., als verwirktes Reichslehen zu überantworten. Dieser Habsburger, der mächtigste Monarch in Europa, schien stark genug, um das Herzogthum zu behaupten gegen jeden Versuch Ulrichs, es wieder zu erobern. Der Bund ersparte sich dadurch eine große Sorge und verpflichtete sich den damals noch jungen Kaiser. Damit auch der junge Christoph keine Ansprüche erheben könne, wurde er ebenfalls dem Kaiser übergeben, der ihn neun Jahre lang in Innsbruck erziehen ließ, wo er nichts weder von seinem Vater noch von seinem Herzogthum erfuhr.

Erst 1529 brachte man ihn nach Neustadt in Oesterreich, wo ein gewisser Tybein aus Wien, der sich nach der abgeschmackten Mode der Zeit seinen Namen in Tiffernus latinisirt hatte, sein Lehrer wurde. Das war ein kluger Mann, der den talentvollen Prinzen nicht nur trefflich unterrichtete, sondern ihm auch Liebe und Treue widmete und ihn nach einigen Jahren in den Stand setzte, sich vom Kaiser zu emancipiren. Es kam dem Prinzen zu Statten, daß sich schon im folgenden Jahr die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg für sein Recht zu interessiren anfingen, weil Karl V. seinen Bruder Ferdinand, den er zum Statthalter im Reich eingesetzt, mit dem Herzogthum Wirtemberg belehnen wollte. Christophs Oheime, die bayrischen Herzoge, waren zwar seinem Vater Ulrich spinnenfeind, hätten aber doch gern gesehen, wenn der junge Christoph sein Herzogthum wieder bekommen hätte, weil es sie ungemein genirte, so lange Wirtemberg österreichisch war, durch dieses mächtige Oesterreich von zwei Seiten umfaßt zu seyn. Inzwischen ging die Belehnung Ferdinands dennoch vor sich. Nun wurde aber Christoph, den Karl V. an seinen kaiserlichen Hof genommen hatte, um ihn desto sicherer zu haben, dort im Kreise der bedeutendsten Staatsmänner der Zeit von den Zeitereignissen besser unterrichtet als in seiner bisherigen Abgeschiedenheit, und als der Kaiser ihn im Spätherbst 1532 auf seiner Reise nach Italien mitnahm, von wo er weiter nach Spanien reisen wollte, besorgte Christoph, wenn er einmal in Spanien wäre, würde er dort zurückgehalten werden und nie wieder nach Deutschland kommen dürfen, ersah also die Gelegenheit, in den steirischen Alpen unvermerkt aus dem kaiserlichen Gefolge zu verschwinden. Man weiß nicht, in welchem Versteck er sich in den ersten Monaten aufhielt, jedenfalls aber in der Nähe von München unter dem Schutze seiner bayrischen Oheime. Er schrieb seiner Mutter, um sie zu beruhigen, und seinem Vater.

Der Kaiser war damals so mächtig, daß an einen offenen Widerstand gegen ihn und an einen gewaltsamen Versuch, Wirtemberg dem Hause Habsburg zu entreißen, nicht gedacht werden konnte. Es blieb also

dem jungen Christoph, nachdem er, damals 18 Jahre alt, in schöner Jugendblüthe in Augsburg eingeritten war, um in einer Fürstenversammlung des schwäbischen Bundes seine Rechte geltend zu machen, und auch viele Theilnehmer fand, aber keinen Erfolg erzielen konnte, nichts übrig als — bei Frankreich Hülfe zu suchen. Das war damals schon etwas, wovor kein deutscher Fürst zurückschreckte. Pflichten gegen das Reich kannte man nicht mehr. Der Kaiser selbst hatte niemals das Wohl des Reichs und der deutschen Nation, sondern nur sein dynastisches Interesse im Auge. Er beherrschte neben Deutschland noch Italien und Spanien. Er setzte sich über die Pflicht gegen das deutsche Reich so gleichgültig hinweg, daß er bald nach dem Zeitpunkt, von dem hier die Rede ist, die deutschen Niederlande an Spanien abgab, was deren allmälige gänzliche Abtrennung vom übrigen Deutschland zur unvermeidlichen Folge hatte und überdies das deutsche Reich in blutige Kriege verwickelte, wobei gar kein deutsches Interesse, sondern nur das Habsburgische Familieninteresse im Spiel war.

Christoph wurde in Paris gut aufgenommen und warb, als der Krieg wieder ausbrach, im Jahr 1537 ein Hülfscorps von 10,000 deutschen Landsknechten für Frankreich gegen Deutschland. Diese Truppen zerstreuten sich aber in Italien, da der französische Sold ausblieb. Das änderte jedoch nichts an dem Wohlwollen, welches man in Paris für Christoph hegte. Der König von Frankreich nahm ihn sogar zu seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser in Aiguesmortes mit, wo Christoph Gelegenheit fand, sich mit dem Kaiser wieder zu versöhnen. Dennoch konnte Christoph noch nicht wieder nach Deutschland zurückkehren, denn sein böser Vater Ulrich grollte ihm noch immer aus Haß gegen die bayrischen Herzoge, von denen als von seinen Oheimen und früheren Beschützern sich Christoph nicht lossagen wollte. Ulrich ging damit um, seinem Bruder Georg die eine Hälfte Wirtembergs zu vererben und dem Sohn nur die andere. Als er sich indessen im Jahr 1541 mit den bayrischen Herzogen versöhnte, durfte Christoph endlich zurückkehren und in Mömpelgard residiren; 1544 vermählte er sich mit der Markgräfin Anna Maria von Ansbach, mit welcher er in sehr glücklicher Ehe lebte.

Da der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser fortdauerte, hielt sich Christoph wieder zu Frankreich. Bald darauf siegte der Kaiser im schmalkaldischen Kriege und Ulrich mußte sich ihm unterwerfen. Ferdinand wollte Wirtemberg zurückhaben, wurde jedoch von seinem kaiserlichen Bruder nur auf den Prozeßweg verwiesen, der ihn nicht zum Ziele führte, denn Karl trug Bedenken, die Reichsstände noch einmal gegen sich aufzureizen. Endlich starb der alte Ulrich im Jahr 1550. Christoph erbte das ganze Herzogthum Wirtemberg, jedoch nur als Afterlehen des Kaisers. Der letztere wollte sich damit ein Mittel offen halten, um in Zukunft Wirtemberg stets bedrohen zu können, machte aber im Uebrigen als Lehensherr dem Herzog keine beschwerliche Zumuthung.

Christoph regierte mit vielem Verstand, mit großer Vorsicht und nöthigenfalls auch mit Energie. Von Natur klug hatte er bereits große Erfahrungen gemacht. Die kaiserlichen Truppen, die noch vom schmalkaldischen Kriege her mehrere Städte in Wirtemberg besetzt hatten, durften endlich abziehen, weil sie der Kaiser anderwärts brauchte. Als Kurfürst Moritz von Sachsen Verrath am Kaiser beging, um dem im schmalkaldischen Kriege unterlegenen Protestantismus wieder Luft zu machen, benutzte auch Herzog Christoph die Zeitumstände, um, nachdem er sich das Vertrauen seines Volks und der Landstände erworben hatte, unter dem sehr verständigen Beirath des berühmten Theologen Brenz zum Protestantismus eine feste Stellung zu nehmen. Das Concilium zu Trient sollte die Kirchenfrage lösen. Kurfürst Moritz ließ durch die sächsischen Theologen für das Concil ein Glaubensbekenntniß aufsetzen. Dasselbe that Christoph für Wirtemberg in Verbindung mit der Reichsstadt Straßburg. Das Concil führte zu keiner Einigung, daher tauchte der Gedanke eines deutschen Nationalconcils auf, wobei sich Christoph lebhaft betheiligte. Aber auch dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung. Dagegen tagten die west- und süddeutschen Fürsten im Jahr 1552 in Worms, um zwischen Frankreich und dem Kaiser Stellung zu nehmen, wenn Moritz den immer noch hartnäckigen Kaiser nicht zur Nachgiebigkeit zwingen würde. Der Kaiser gab nach und die Wormser bedeuteten den König von Frankreich, mit seiner Armee jetzt lieber daheim zu bleiben.

Der Versuch, aus der Wormser Einigung einen dauernden Bund erwachsen zu lassen gleich dem frühern, jetzt aufgelösten schwäbischen Bunde, mißlang. Alle diese Verhandlungen sind im vorliegenden Werke mit großer Umständlichkeit auseinandergesetzt.

Ebenso die Landtagsverhandlungen und die innern Reformen in Wirtemberg zur Zeit des Herzogs Christoph. Die Reformation wurde auf die befriedigendste Weise durchgeführt. Die Klöster, die seit dem schmalkaldischen Kriege wieder katholisirt worden waren, behielten ihre reichen Güter, wurden aber in protestantische Schulen umgewandelt, indem die Aebte übertraten

oder ausstarben und durch Protestanten ersetzt wurden. Alles ohne Kampf. Eine neue Kirchenordnung regelte die veränderten Verhältnisse. Das ganze Herzogthum wurde lutherisch, nur mit der Modification, die Brenz hinzugebracht. Insbesondere war der Ritus einfacher als der in der lutherischen Kirche des Nordens.

Sehr interessant waren die ständischen Verhandlungen, sofern die Stände, durch die Erfahrungen gewitzigt, die sie unter Herzog Ulrich gemacht hatten, sich für die Folgezeit vorsahen und die Einsetzung eines engern Ausschusses als einer beständigen Controle der Regierung durchsetzten. Auch ein Landrecht wurde verabschiedet. Folgendes äußerst naive Ansinnen des Landtags an den Herzog kennzeichnet den Geist der wackern Männer, welche damals das vielgeprüfte kleine Land vertraten. „Hierauf antworteten die landschaftlichen Abgeordneten, der Herzog wisse wohl, daß dieses Fürstenthum ein klein, eng Land, welches seit dreißig Jahren mehr Anstöße und Schaden erlitten, denn kein Land in hochteutschen Landen, daher es äußerst versetzt (verpfändet und in Schulden) versteckt sey; es seyen auch viel fremde Herrschaften, Adel, Klöster und Reichsstädte darin gelegen, welche viele Flecken, Gefälle und Nutzungen darin haben; so sey es auch mit keinem schiffreichen Wasser oder andern nambaften Handtbierungen und Bergwerken versehen, sondern was die Unterthanen darin überkämen und zuwege brächten, das müßten sie mit großer saurer Müh und Schweiß aus der Erde bringen und erkratzen. Ferner sey es auch beschwerlich, daß, wenn eine Schuldenlast ohne der Landschaft Schuld aufgewachsen, allweg eine Landschaft schuldig seyn solle, solche über sich zu nehmen, aber trotz Alledem wollten sie sich gegen ihren angebornen Landesfürsten nicht in Disputation setzen, sondern im Ganzen 600,000 Gulden übernehmen, jedoch mit den Bedingungen, daß Christoph hierbei die Prälaten nicht absondere, die Schloßgelder nebst der Landsteuer fallen lasse und den Zins ohne der Landschaft Schaden entrichte. Dieweil aber, so setzten sie noch weiter hinzu, die Tilgung jener ersten Schuldenmasse von 800,000 Gulden allein deshalb unterblieben sey, weil unter Herzog Ulrich lange Zeit kein Landtag gehalten, auch der Landschaft nicht gestattet worden, von diesen Angelegenheiten zu handeln, so solle von nun an ein kleiner und ein großer Ausschuß aus der gemeinen Landschaft verordnet werden, dergestalt, daß der kleine Ausschuß jährlich zweimal zu bestimmter Zeit und außerdem so oft, als er von den landschaftlichen Steuereinnehmern berufen werde, zusammen kommen und in den Angelegenheiten der gemeinen Landschaft rathschlagen, handeln und schließen dürfe; wenn sich aber Sachen zutrügen, die dem kleinen Ausschusse zu schwer wären, so solle derselbe den großen Ausschuß zu sich berufen und mit diesem der Gebühr und Nothdurft nach handeln; wenn die Sachen aber so wichtig wären, daß den Ausschüssen darin zu handeln nicht gebühre, so sollten sie den Herzog um Ausschreibung eines Landtages ersuchen."

## Kunst.

Von der Kunst. Von Joseph Ritter von Führich, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Drittes Heft. Wien, Carl Sartori, 1868.

Die beiden ersten Hefte sind früher in unsern Blättern beurtheilt und nach Verdienst empfohlen worden. Der berühmte Künstler Wiens, der sich in denselben ausspricht, hat das höchste Ziel der Kunst nie aus dem Auge verloren und sich deßfalls von dem profanen und derben Naturalismus der Wiener niemals beirren lassen. Die Kunst, sagt er mit Recht, muß in ihrer edelsten Entwicklung der Religion dienen, denn es gibt für sie keine höhern Ideale.

Er sagt hier S. 38: „Je vertrauter unser Seelenleben mit der universalen Wahrheit des Christenthums wird, desto schmerzlicher fühlt es den Zwiespalt oder Dualismus, der unser zur innigsten Harmonie und Einheitlichkeit berufenes Wesen spaltet. Die Sehnsucht, diesen so wesentlichen Begriff für alle Poesie und Kunst, welche die Urgeschichte unseres Geschlechtes und unseres Falles uns zwar erklärt, aber nicht stillt, ist die Lichtseite aller Kunst und Philosophie des heidnischen Alterthums, in dessen verworrenen Mythen wir erst im Lichte des Christenthums die alte, historische Wahrheit wieder erkennen.

Von jenem tiefen Heimweh der Geister, von jener Sehnsucht nach Vollendung, welche in ihrem innersten Wesen die Triebkraft alles Idealismus ist, hat auch der Unglaube Notiz genommen, und sie Weltschmerz genannt. Verbirgt sich eine bessere Regung unter dieser Phrase, so kann es nur die Sehnsucht nach dem Glauben seyn, der die Gebiete aller Idealität umfaßt und das Gemeinsame für alle geordnete Verschiedenheit ist. Er ist es, dem trotz aller Freudigkeit jener elegische Zug beiwohnt, den Paulus im Römerbriefe so

unnachahmlich als das Schmachten und Seufzen der Creatur nach der Freiheit und Kindschaft Gottes darstellt, welche in der Erlösung unseres Leibes, des Gipfels der gesammten sichtbaren Natur sich einst vollbringen wird.

Aus dem Glaubens- und Liebesleben quillt der Born jener Seligkeit in Hoffnung, welcher der Apostel hier Erwähnung thut, und jene Dichtungsfülle, welche mit Tausenden von Gläubigen, ohne hienieden zu künstlerischer Offenbarung gelangt zu seyn, diese Erde verläßt.

Wer die Begriffe von Kunst und Poesie nicht mit dem Leichtsinn moderner Auffassung zu behandeln gewohnt ist, wird unschwer finden, daß sie zu den schönsten und glänzendsten jener tausend und tausend goldenen Fäden gehören, welche von allen Enden der Erde her im menschlichen Herzen unseres Erlösers sich sammeln und durch dies Herz hindurch zur ewig seligen Ruhe gelangen und zum Ziele aller Befriedigung und Vollendung im Schooße des Vaters.

Unser Mittler, der uns dort vertritt, kommt uns hier entgegen. Mit der Natur, durch ihn geschaffen, hat er seine Gottheit umkleidet, um ganz unser zu seyn, um uns lieben zu können wie ein Mensch die Seinigen liebt, um alle Stationen unseres Lebens mit uns zu durchwandern, um auf der letzten und bangsten selbst uns nicht allein zu lassen, und nicht blos für uns, sondern mit uns zu sterben.

Er, vor dem die Sterne des Himmels Staub sind, lächelt als Kind von seinem Strohlager die ersten Züge des Göttlichen hinein in das aufdämmernde Leben des christlichen Kindes — und der Sonnen auslöscht und entzündet, spricht aus dem Glast und Flitter des Weihnachtsbaumes die Anfangsgründe des Gottesbewußtseyns in die umhüllte kleine Menschenseele. Er wird mit dem Menschen groß, und lehrt Weisheit, Gnade und Gehorsam, dann sehen wir ihn, den göttlichen Künstler, der eine räumliche Ewigkeit schuf und sie Unendlichkeit nannte, in enger Werkstatt das Handwerk seines Pflegers üben und wie er, der den Orionen ihren Weg durch die Unermeßlichkeit wies und die Engel ihre ewigen Psalmodien lehrte, hier den Gebrauch von Axt und Säge durch einen Menschen sich lehren läßt."

Den berühmten Schiller'schen Satz „die Kunst, o Mensch, hast du allein" erklärt der Verfasser ebenfalls aus der Religion, die der Mensch eben so allein hat, denn aus ihr entlehnt die Kunst ihre höchsten Ideale. „Wenn die allgemeinste, weiteste und doch schönste Definition des Kunstbegriffes: ‚die Kunst ist Darstellung des Außer- und Uebersinnlichen durch sinnenfällige Mittel,' vernünftigerweise nicht kann verworfen oder verneint werden, so braucht man dem Schiller'schen Satze keine Gewalt anzuthun, wenn man sagt: ‚Die Kunst, o Mensch, bist du allein.' Denn wenn der Mensch nach der Idee seines Schöpfers vor allem eine sichtbare Darstellung Gottes, sein Ebenbild, innerhalb der andern göttlichen Gedanken in der übrigen Schöpfung ist, so ist er auch berufen, das göttliche Princip der andern Creatur gegenüber darzustellen."

Selbst das Handwerk gibt schon Zeugniß von der höhern Stellung des Menschen, indem es sich, so weit es möglich ist, der Kunst anlehnt. „Das Handwerk, indem es untergeordnete Bedürfnisse befriedigt, erhebt diese, im Vergleiche zu andern niedern Naturwesen, welche, wie schon oben berührt, diesen Bedürfnissen nicht unterliegen, in die höhere Menschenregion, und ist die erste Anbahnung eines vergeistigten Daseyns. Die Kunst ist eine Verleiblichung, Sichtbarmachung, Darstellung geistiger Dinge, ein Herabsteigen ewiger Ideale, daher ihr Grund und ihre Verwandtschaft mit der Menschwerdung, dem Inbegriffe aller Religion."

Es thut sehr Noth, daß in unserer verweltlichten, vorzugsweise der materiellen Seite des Lebens zugekehrten Zeit solche ernste Lehren eingeschärft werden, damit unsere Zeitgenossen, die sich reicherer Kenntnisse rühmen, als die Kinder früherer Jahrhunderte, doch grade in den heiligsten Angelegenheiten des Menschen nicht zu sehr hinter denselben zurückbleiben. In der That ist die religiöse Kunst jetzt verhältnißmäßig vernachlässigt im Vergleich mit der weltlichen Baukunst, der Historienmalerei, die nur weltliche Größe verherrlicht, der Genre- und Landschaftsmalerei. Verhältnißmäßig, sagen wir, indem wir damit keinem frommen Künstler zu nahe treten wollen.

Besonders erfreulich ist, daß sich eine Stimme wie die des Herrn von Führich, grade von Wien aus vernehmen läßt. Denn dort thut es am meisten Noth, an das, was dem Menschen heilig seyn soll, erinnert zu werden.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

## Wolfgang Menzels



# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 6. 20. Januar 1869.


## Kirchensachen.

1) Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens von Wilhelm Emanuel, Freiherrn v. Ketteler, Bischof von Mainz. Zweite Auflage. Mainz, Kirchheim, 1868.

Eine Antwort an den bekannten Prälaten Zimmermann, den großen Beförderer der Gustav-Adolfsvereine. Der im Darmstädtischen erscheinende s. g. Gustav-Adolfkalender hatte einen wüthenden Artikel „die Jesuiten“ enthalten, worin dieser Orden aller denkbaren Laster und Infamien bezüchtigt war. Dagegen legte nun die gesammte katholische Geistlichkeit der Diöcese eine Beschwerde ein, die aber von Zimmermann und seinem Anhang durch eine Gegenbeschwerde über Verleumdung der evangelischen Kirche parirt wurde. Beschuldigungen, wie sie hier von beiden Seiten ausgesprochen wurden, haben sich die Parteien nun schon unzähligemal entgegengeschleudert und es wäre endlich Zeit, daß man satt daran hätte. Die geschichtliche Wahrheit kommt bei allen beiden zu kurz, beide haben Unrecht. Die, welche heute noch den König Gustav Adolf von Schweden für einen Glaubenshelden und Retter Deutschlands halten, kann man nur als unzurechnungsfähige Menschen betrachten, nachdem durch eine unparteiische Geschichtforschung unwiderleglich erwiesen ist, daß es ihm blos um Eroberungen auf deutschem Boden zu thun war, daß ihm die Religion nur als Vorwand diente und daß der angebliche evangelische Glaubensheld nicht nur mit dem katholischen Frankreich, sondern auch mit dem Papst selbst im Einverständniß handelte, als er nach Deutschland kam, um den Kaiser anzugreifen. Eben so albern und lächerlich ist es, wenn man den s. g. großmüthigen Philipp von Hessen immer noch als evangelischen Glaubenshelden preisen will, ihn, dem nichts heilig war, der seine edelste Ahnin, die h. Elisabeth, wie eine todte Katze aus ihrem Sarge hinaus warf, und der evangelischen Kirche die größte Schmach und Infamie anthat, indem er die Reformatoren zwang, seine ehebrecherische Doppelehe feierlich einzusegnen. Wie kann man ein evangelischer Christ seyn wollen und solche fürstliche Willkür mit dem Heiligenschein umgeben!

Auf der andern Seite sollte man endlich auch die Jesuiten im Lichte unparteiischer Geschichte würdigen lernen und nicht so entsetzlich einseitig entweder kein gutes Haar an ihnen lassen, oder ihnen kein Härchen krümmen lassen wollen. Von einem feurigen gottbegeisterten Spanier in der schwersten Nothzeit der alten Kirche gegründet, war der Jesuitenorden anfangs nicht verwerflich, nicht hassenswürdig. Er sollte die faul gewordene Mönchswelt reformiren und zu ihrer Pflicht zurückführen, wie es früher die Cluniacenser, Cistercienser, Franziskaner rc. versucht hatten. Auch später noch zeichneten sich die Jesuiten als Missionäre durch die edelste Aufopferung, durch Martyrerthum und durch große Erfolge aus, denn sie bekehrten die Heiden in einem Umfang, wie es später von andern Missionären nie wieder geschehen ist. Auch in Europa gab es nicht nur sehr gelehrte, sondern auch sehr edle Jesuiten. Man denke nur an unsere Dichter Jakob Balde und Angelus Silesius. Das alles aber hindert nicht, daß der Jesuitenorden im Ganzen eine höchst verwerfliche politische Rolle spielte. Das Verdammungsurtheil, das so oft und wiederholt über ihn ausgesprochen worden ist, hat triftige Gründe. Daß er systematisch die Reformation bekämpft hat und heute noch den Protestantismus bekämpft, ist wenigstens für die Protestanten Grund genug, ihn zu perhorresciren. Aber auch die Katholiken hätten, wenn sie unparteiisch urtheilen wollten

oder konnten, keinen Grund, durch Dick und Dünn mit den Jesuiten zu gehen und alles an ihnen zu loben. Am Jesuitenorden haftet die doppelte Schuld, die Kirche den katholischen Höfen und deren oft sehr unchristlichem Interesse dienstbar gemacht, wie auch der christlichen Schule, Wissenschaft und Kunst die heidnische Renaissance eingeimpft zu haben. Beides war der katholischen Kirche gleich sehr verderblich und hat sie an den Abgrund geführt, vor dem sie jetzt steht. Daß der Jesuitenorden nach dem Sturze Napoleons wieder hergestellt worden ist, kann nur beklagt werden. Denn wenn er schon früher nicht im Stande war, die Reformation zu überwinden, so darf er es jetzt noch viel weniger hoffen. Weit entfernt, die Autorität der katholischen Kirche zu stützen, compromittirt er sie nur bei jeder Gelegenheit und befleckt die arme Kirche mit dem Widerschein seiner mit Recht verrufenen Antecedenzien.

Wenn das Papstthum nicht durch die Politik der Häuser Habsburg und Bourbon seit dem Tridentiner Concil entmannt worden wäre, müßte es im 19. Jahrhundert, in welchem ein so lebhaftes Bedürfniß einer Wiedergeburt der katholischen Kirche in Frankreich, Deutschland und England sich regte, einen neuen, einen ganz andern Orden erzeugt haben, jugendfrisch, rein, ohne eine Spur der schmachvollen Erinnerungen an das 16. bis 18. Jahrhundert.

Der Herr Bischof von Mainz, der am Gedächtnißtage des h. Bonifacius in Fulda eine schöne Rede gehalten hat, worin er treu der geschichtlichen Wahrheit dem großen Apostel der Deutschen nachgerühmt hat, durch die Einheit der Kirche auch die des großen deutschen Reichs ermöglicht zu haben, kommt in vorliegender Flugschrift S. 28 auf jene Zeit zurück. Indem er aber die Auflösung jener schönen kirchlichen und politischen Einheit, wie sie in späterer Zeit erfolgt ist, charakterisirt, wird er einseitig und ungerecht. Hören wir ihn: „Diese Größe und Einheit Deutschlands wurde daher wieder zerstört, als ihr Fundament, die religiöse Einheit, zerstört wurde durch die Glaubensspaltung. In Folge dieser Glaubensspaltung ging auch jener Weltberuf verloren, jener Primat, welchen Deutschland für die ganze christliche Welt hatte. Wie die Juden durch die Verwerfung Christi aufhörten, in religiöser Beziehung das auserwählte Volk und der bevorzugteste Träger der wahren Religion unter allen Völkern zu seyn; so hat auch Deutschland durch die Zerstörung der Glaubenseinheit seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, nämlich den Beruf, unter allen Nationen der bevorzugte Hort der Kirche, der christlichen Rechtsordnung und des christlichen Geistes zu seyn. In Folge dieser Glaubensspaltung hat aber Deutschland nicht nur aufgehört, die vorzüglichste Stütze des Christenthums in der Welt zu seyn, sondern es hat auch seitdem grade umgekehrt zur Zerstörung des Christenthums, zur Erzeugung und Verbreitung einer heidnischen Weltanschauung so vieles beigetragen. Hier dachte ich vorzugsweise an den specifisch unchristlichen Rationalismus und Naturalismus, an jene pantheistische und materialistische Weltanschauung, Wissenschaft und Literatur mit all ihren nothwendigen Consequenzen in politischer, socialer, sittlicher und religiöser Beziehung, welche wesentlich von Deutschland ausgeht und wodurch in und außer Deutschland ein specifisches Unchristenthum jene Macht erreicht hat, worüber gläubige Katholiken und Protestanten gleichmäßig klagen. Daß aber diese Erscheinungen in Deutschland mit der Glaubensspaltung in einem ursächlichen Zusammenhange stehen; daß die gehässige Art und Weise, wie man die katholische Kirche und ihre ganze Geschichte bekämpfte, für Viele ein Anlaß zum Kampf gegen das Christenthum überhaupt wurde; daß die Glaubensspaltung viele Geister zum Abfall von allem christlichen Glauben führte, ist eine Thatsache der Geschichte.“

Diese Thatsache der Geschichte verhält sich anders. Der Abfall von allem christlichen Glauben begann nicht auf dem protestantischen Gebiete, sondern auf katholischem, in Italien und Frankreich, und auch nicht als Consequenz der Reformation, sondern als Consequenz der heidnischen Renaissance, die von Italien ausging und von den Päpsten selbst gepflegt wurde. Wir haben uns allezeit sehr offenherzig in diesen Blättern über die tadelnswerthen Auswüchse des Protestantismus ausgesprochen und niemand wird uns deßfalls Einseitigkeit oder Parteilichkeit vorwerfen. Wir sehen aber nicht ein, warum wir die Auswüchse des Katholicismus rücksichtsvoller oder ängstlicher besprechen sollten. Es war ein Fehler, es war mehr noch, eine Sünde, daß die Päpste und die mit ihnen verbündeten Regierungen des Südens auf die Reformation nicht eingegangen sind. Es waren wirklich ungeheure Mißbräuche wegzuschneiden, welche die christliche Kirche schändeten. Wir klagen deßhalb die Kirche nicht an, denn wer lange genug die Geschichte studirt hat, wird unser Urtheil gutheißen, welches lautet: Nicht die Kirche hat gesündigt, sondern es ist an der Kirche gesündigt worden. Die Kirche, ihr Ansehen, ihr Reichthum wurde von Usurpatoren zu weltlichen Zwecken benutzt, mit unwürdigen Priestern und Ungehörigkeiten aller Art erfüllt. Gleichviel aber, wer die Schuld trug, die Thatsache ist unleugbar, daß von Rom aus schändlicher

Mißbrauch mit dem kirchlichen Ansehen und dem guten Glauben der Völker getrieben wurde und daß die edle germanische Race in ihrem vollen Rechte war und eine Pflicht gegen den göttlichen Stifter der Religion erfüllte, indem sie eine Reinigung der Kirche forderte und durchsetzte.

Wenn man vergleicht, mit welchem tiefen Ernste, reichen Geist und wissenschaftlichen Fleiße die Protestanten im germanischen Norden, wie auch die katholischen Denker in demselben deutschen und englischen Norden und in dem von germanischen Elementen durchdrungenen Frankreich, sich der Theologie und aller kirchlichen Fragen gewidmet haben, während Oesterreich, Italien und Spanien in dieser Beziehung weit zurückgeblieben sind, so darf man wohl sagen, daß die Hoffnungen der Christenheit weit mehr auf dem Norden als auf dem Süden ruhen. Welcher Katholik es also mit der Zukunft seiner Kirche wohl meint und die beste Bürgschaft dafür in der Wiedervereinigung aller abendländischen Kirchen in einer erkennt und erkennen muß, sollte sich nicht abquälen, mit dem faulen Oesterreich gegen den lebenskräftigen Norden Partei zu ergreifen oder auf dem ökumenischen Concil an allen Nebendingen festzukleben oder wohl gar neue Dogmen improvisiren zu wollen, welche dem Süden doch nichts mehr helfen können, den Norden aber wieder auf Jahrhunderte abstoßen.

Wir begrüßen übrigens das ökumenische Concil, mag es ausfallen, wie es will, mit Freuden. Es wird jedenfalls die europäische Menschheit erinnern, tiefer auf die kirchliche, auf die christliche Frage einzugehen, als es bisher der Fall war. Auch die schroffste Einseitigkeit wird nur zu der nützlichen Erfahrung hinführen, daß es eben mit der Einseitigkeit nicht mehr geht, wenn wir nicht die Popen bekommen sollen.

2) 1. Die Tiroler Kirchenfürsten und die neue Aera. 2. Die Kirchenfürsten zu Görz und Laibach. 3. Die Bischöfe von Linz und S. Pölten. 4. Die Kirchenfürsten von Salzburg, Seckau, Gurk und Lavant. 5. Die Kirchenfürsten von Böhmen, Mähren und Schlesien. 6. Minister Dr. Giskra und der Seckauer Klerus. Wien und Gran, Sartori, 1868. Flugschriften, zu den katholischen Stimmen aus Oesterreich gehörig.

Die österreichischen Bischöfe haben nur ihre Pflicht erfüllt, indem sie gegen die neuen Ehe- und Schulgesetze, welche einseitig und im Widerspruch mit dem Concordat, mit dem Herkommen und mit dem in der Verfassung anerkannten Recht der Kirche von der Staatsgewalt verfügt worden sind, protestirt haben. In den vorliegenden Flugschriften sind ihre Proteste und Hirtenbriefe abgedruckt. Dieselben halten sich in den Schranken der Mäßigung und berechtigten Defensive. Der Bischof von Laibach erinnert an die Zeit, in welcher die wilden Heiden an den Ostgrenzen der germanischen Welt den Segen des Christenthums empfingen und die ersten Glocken durch den slavischen Wald erklangen. Er vergleicht jene Heiden, die sich willig und begeistert dem heiligen Zeichen des Kreuzes zuwendeten, dessen schönes Licht zum erstenmal die Nacht ihrer Barbarei erhellte, mit den modernen Heiden und Juden in Wien, welche jetzt das segensreiche Werk jener Bekehrung wieder zu zerstören trachten.

Die Bischöfe stehen ohne Zweifel bei gegenwärtigem Kirchenstreit in Oesterreich in der Lichtseite, das Ministerium, der heidnische Liberalismus und die Wiener Judenpresse in der Schattenseite, denn die Kirche hat die Völker über ein Jahrtausend hindurch gesegnet. Am Unglauben, an der Unsittlichkeit und an der Judenwirthschaft müssen sie zu Grunde gehen. Der Hirtenbrief des Bischof von Brixen hat ganz recht, wenn er sagt, daß es sich um eine völlige Entchristlichung der bürgerlichen Gesellschaft handele. „Es wäre Thorheit, sich darüber zu täuschen. Denn gilt die Ehe wirklich nur für einen bürgerlichen Vertrag, so wird die weltliche Regierung früher oder später zugeben müssen, daß die sogenannte Civilehe allgemein eingeführt werde, daß die Ehegatten, wenn sie einander überdrüssig sind, sich trennen und neuerdings verehelichen, und daß auch Christen und Nichtchristen (Juden, Heiden) zusammen heirathen dürfen. Das sind die drei Dinge, die uns noch bevorstehen. Sind sie eingetroffen, dann hat die bürgerliche Gesellschaft aufgehört, eine christliche zu seyn." Auch der Bischof von St. Pölten hat ganz recht, wenn er sagt: „Es gibt Leute, welche die Schulen so lange schlecht nennen, als sie noch irgendwie unter geistlicher Leitung stehen." Wir sehen überall, auch außerhalb Oesterreich, dieselbe Erscheinung. Diesterweg wollte durch die Schule die Kirche gänzlich rasiren, Scherr in der Schweiz Katechismus und Bibel aus den Schulen verbannen.

Wenn sich übrigens die Bischöfe heute beklagen, so sollten sie sich auch prüfen, ob sie oder vielmehr ihre Vorgänger, nicht eine Mitschuld tragen. Die Bischöfe sind der Corruption, die sich von Wien aus langsam über die ganze Monarchie verbreitete, nicht energisch

genug entgegengetreten. Das Laster wußte sich auf eine, man möchte fast sagen, gemüthliche, wenigstens überaus naive Weise mit der Kirche abzufinden. Man beichtete und sündigte gleich wieder und dachte nichts dabei; es war eben Gewohnheit und die allgemeine Mode. Die Kirchen in Wien waren das Stelldichein für die, welche suchten oder gefunden seyn wollten, um zu sündigen. Man meinte gar nicht zu sündigen; es war alltägliche Gewohnheitssache, Erwerb, Concurrenz, woran niemand Anstoß nahm. Die Kirche drückte ihre Augen dabei zu. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fand die Lady Montague, die ihren Aufenthalt in Wien beschrieben hat, dort die laxesten Sitten. Bekannt ist, was Kaiser Joseph II. seiner rechtschaffenen Mutter sagte, als sie einmal den Versuch machte, die Sitten zu reinigen. Der selige Feldmarschalllieutenant von Welden, der Gouverneur von Wien war, nannte diese Stadt in moralischer Beziehung einen abfaulenden Misthaufen. Seit dem seligen Vater Abraham a Santa Klara hat kein Sittenprediger mehr von der Kanzel herab den Wienern ihre Unzucht vorgehalten. Wenn nur die äußeren religiösen Ceremonien nicht versäumt wurden, war die Kirche befriedigt. Sie warf nur einen Seitenblick auf den Staat und da dieser auch zufrieden war, so konnte sie die Augen wieder schließen und behaglich der Ruhe pflegen. Jetzt erst wird sie aufgeschreckt, da die Staatsgewalt, welcher der kirchenfeindliche Fortschritt dazu die Hand führt, selber gegen sie anstürmt. Nun sollte sie sich doch fragen, warum sie geschlafen hat, während diese unbarmherzige Fortschrittspartei sich bildete und sammelte?

Doch muß die unparteiische Geschichte die Bischöfe entschuldigen. Sie wurden durchgängig unter dem Einfluß der Staatsgewalt ernannt und der Staat wollte nur willfährige Diener haben. Er ehrte die Kirche und versorgte sie reichlich mit Fleisch unter der Bedingung, daß sie keinen Geist habe. Jede Begeisterung, jede Geltendmachung eines dem Christen ziemenden hohen Seelenadels, eines sittlichen Ernstes, einer sittlichen Strenge wäre polizeiwidrig in Oesterreich gewesen. Die höhere Gesellschaft war ja selbst von der Corruption angesteckt. Wie hätte ein Mann der Kirche es wagen dürfen, sie abzukanzeln? Das Habsburgische Herrscherhaus fand es seinem dynastischen Interesse gemäß, über unwissende, aber möglichst fröhliche, gleichsam kindische Unterthanen zu gebieten, ließ sie daher in lustiger Lüderlichkeit, Sinnengenüssen und Spaßmacherei dahin leben, daher man Oesterreich schon im vorigen Jahrhundert das Land der Phäaken nannte. Vor und während der Reformation hatte in Oesterreich, vorzüglich in den Gebirgen, mehr religiöser und sittlicher Ernst vorgewaltet und ein großer Theil der Bevölkerung hatte sich dort, erzürnt über die Sittenlosigkeit des damaligen Klerus, für die Reformation erklärt. Aber mit Hülfe der Spanier und Italiener waren die Kaiser der Bewegung Meister geworden und schloßen von nun an ihre wieder gewaltsam zur Messe gepeitschten Unterthanen von jedem Verkehr mit den übrigen deutschen Reichsländern ab, um sie nicht wieder vom Protestantismus anstecken zu lassen. Zu diesem Zweck wurden sie auch ausschließlich in die welsche Schule genommen. Die Jesuiten, die allein alle Bildung in Oesterreich zu leiten bekamen, machten statt der deutschen Sprache die lateinische zur Schul- und Geschäftssprache. Der deutsche Kaiserhof nahm spanische Formen an, und die lustige Unterhaltung wurde durch Italiener in Opern, Tänzen, Maskereien rc. besorgt. Alles kam darauf an, die Unterthanen zu gehorsamen und fröhlichen Kindern zu machen. Mit den weltlichen Festen wetteiferten die kirchlichen an Prunk und mannigfaltiger wechselvoller Spielerei. Die Fleischessünden wurden äußerst leicht vergeben. Nur denken sollten die guten Leute nicht, am allerwenigsten an Politik, oder wieder über die Religion grübeln, und Kritik üben. Deshalb erhielt die Kirche Ordre, keinen Geist zu haben, keinen Geist aufkommen zu lassen. Im übrigen katholischen Deutschland, in Frankreich, sogar im protestantischen England standen katholische Bischöfe, Theologen, Redner, Ritter auf, die eine neue Begeisterung für Religion und Kirche anregten, die katholische Wissenschaft bereicherten und ebenbürtig mit der protestantischen kämpften. In Oesterreich niemand, in hundert Jahren niemand.

Aus diesen historischen Antecedenzien läßt sich, was jetzt in Oesterreich vorgeht, freilich erklären.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 7. 23. Januar 1869.

## Kunstgeschichte.

Zur Reclamation des Düsseldorfer Bildergalerie-Hauptschatzes. Von A. V. Hardung, königlicher Friedensrichter a. D. Düsseldorf, Mischel, 1868.

Eine außerordentlich warme Vertheidigung der Rechte, welche das Großherzogthum Berg und insbesondere die Stadt Düsseldorf in Bezug auf die berühmte nach München gekommene Düsseldorfer Bildergalerie anzusprechen hat. Obgleich er als Advocat auftritt und nur den einen Theil vertheidigt, gewährt seine Schrift doch eine gute geschichtliche Orientirung.

Im Jahr 1690 kam Herzog Johann Wilhelm aus dem Hause Wittelsbach nach seines Vaters Tode in den Doppelbesitz des Kurfürstenthums Pfalz und des Herzogthums Jülich-Berg. „Johann Wilhelm gelangte jetzt in den Besitz der herrlichen Kunstsammlungen seiner Ahnen, namentlich seines kunstsinnigen Großvaters Wolfgang Wilhelm, des Freundes und Lebensretters von Rubens. Alsbald ließ der Fürst aus seinen Schlössern der verschiedenen Residenzen so aus Neuburg auch aus der dortigen Kirche allmälig die geeigneten Meisterwerke nach Düsseldorf überführen. Bezeichnet werden speciell von Rubens Werken ‚Niederlage der Amazonen am Thermodon', ‚die Martyrer', das berühmteste seiner Werke, ‚das Weltgericht' und die ‚Himmelfahrt Mariä' (aus der Neuburger Kirche), welch letzteres Bild wegen seiner großen Dimensionen hier nur in der Stiftskirche placirt werden konnte und in der That zu dem Plane eines neuen geräumigen Galerieaufbaues in der Folge den Anstoß gegeben haben soll. Im nächstfolgenden Jahre 1691, als Anna Maria Loisia von Medici, die zweite Gemahlin, Johann Wilhelm zu Florenz die Hand reichte und nebst Millionen Gold auch bedeutende Kunstschätze schon als erste Mitgift ihm nach Düsseldorf zubrachte, wurde auch diese kunstsinnige Fürstin und edle Wohlthäterin sicherlich für seinen Plan eingenommen, die Residenz und geliebte Vaterstadt durch eine großartige Kunstanstalt, später auch durch den Neubau eines colossalen Palastes in der Neustadt zu verherrlichen, dessen Plan uns noch zur Bewunderung vorliegt. Wetteifernd wurden durch das Fürstenpaar jetzt berühmte Meister berufen, um an dem Werke zu schaffen, wie der Annalist Broff weiter berichtet und selbst bezeugt, daß unter diesen bewährte Kunstkenner zum Ankaufe von Kunstwerken ins Ausland gesandt worden."

Bis hieher muß also der Bilderschatz als ausschließliches Eigenthum der regierenden Familie betrachtet werden, weil die Bilder ausschließlich aus dem kurfürstlichen Vermögen angeschafft wurden.

Die Sammlung der Bilder erlangte großen Ruhm, wurde der Stolz der Stadt Düsseldorf, zog viele Künstler und Fremde dahin und wurde gewissermaßen schon als Eigenthum des Landes und der Stadt angesehen. Es war daher natürlich, „daß die Regierung jetzt von den treuen Ständen eine nöthige Beisteuer zu den Kosten des neuen Galerieausbaues demnächst auch laufende Beisteuern für die Galerie forderte und trotz der precären Finanzlage bewilligt erhielt durch einen Majoritäts- einen Ueberzeugungs- nicht Nachgiebigkeitsbeschluß — den die Regierung actenmäßig freilich schwierig erkämpfte bei der nöthigen Einsicht der principiell widerstrebenden Stände, daß das neue Institut eine Pflanzstätte der Bildung, ein bleibender Landesschatz, eine eigenthümliche Pfand- und Creditanstalt werde, wie denn dieser leitende Gedanke des intelligenten edlen Fürsten Alles begeistern und sicher zünden mußte. Es ist doch in der That unmöglich mit unsern Gegnern anzunehmen, daß die respectiven Bewilligungen der getreuen Stände nur zu eitlem Selbstzwecke eines ver-

schwenderischen Fürsten — pour son bon plaisir — geschehen; vielmehr das Gegentheil erachten wir nur statthaft. Die wohlwollende landesväterliche Absicht war nämlich schon in Gewißheit gesetzt, der Residenz und dem Lande ein segensreiches Institut eigenthümlich und bleibend zu verleihen. Nur ein Blick in die damalige Finanzlage, auf die prekären Mittel, den Staatshaushalt und die principielle Engherzigkeit der Stände, so finden wir den letzten Grund für die verantwortliche Bewilligung eines so erheblichen Steuer-Extraordinariums nicht anders aus. Aber auch bei der spätern Zustimmung und Beisteuer der Stände zur Errichtung der (Zettel-Bank) Giro-Bank in Cöln, war die Fortgestaltung und Erhaltung der Bildergalerie von entscheidendem Einflusse, auch die erste und die spätern Anleihen in Holland zur Beschaffung von Subsidien, zur Einlöse der Lotterie- und Bankbriefe und zur Deckung der Galerieschulden konnten nur denselben Zweck bei der Mithaft der Stände, durch Mitverpfändung und den Credit der Galerie, eines Schatzes von Millionen als Hypothek, motivirt und realisirt werden."

Allerdings trat das Land nunmehr in einen verhältnißmäßigen Mitbesitz der Galerie. Die Voraussetzung aber, dieselbe sey von nun an im ausschließlichen Besitz des Landes gewesen, ist nicht stichhaltig, denn der Ankauf, den das Fürstenhaus allein bestritten hatte, belief sich auf eine viel höhere Summe als der ständische Beitrag, selbst wenn derselbe längere Zeit fortgesetzt wurde. Gesetzt nun, das Land wurde von seinem Fürstenhause getrennt und die Bildergalerie hätte zwischen beide vertheilt werden sollen, so würde das Land nur den Werth der ständischen Beiträge anzusprechen gehabt haben, keineswegs aber den ganzen Werth der Sammlung, deren ursprünglicher Charakter als Familieneigenthum durch die ständischen Beiträge nicht alterirt werden konnte.

Der Verfasser ist anderer Meinung und spricht die Sammlung ausschließlich für das Land an. Dafür macht er geltend: „a) Die Ernennung des Grafen Nesselrode zum Protector der Bildergalerie, die Bestätigung resp. Ernennung des Hofmalers Gerhard Joseph Karsch, dem wir auch den ersten ordentlichen Catalog der Galerie (1718) verdanken, später dessen Sohn zum Galerie-Director, sowie der übrigen Galerie-Beamten war ein Ausfluß der Oberherrlichkeit, Oberaufsicht und Oberleitung, der damals selbstverständlich das Institut untergeben blieb; es waren eben leitende administrative Acte. Die Galeriebeamten wurden aber nicht auf das fürstliche Aerar übernommen, sondern die Gehälter dem allgemeinen Landesetat verrechnet.

b) Bei Schließung des Ateliers des Hofmalers van der Werff, der bisher im unmittelbaren fürstlichen Dienste und Salair stand, aber contractlich so günstig gestellt war, daß jedes seiner Werke besonders baar bezahlt werden sollte, zudem er auch noch besondere Geschenke jedesmal vom Fürsten erhielt (z. B. goldene Ketten) — wurde auch das eben fertig gewordene excellente Bild ‚Diana im Bade' mit Beschlag belegt. Nach vielen Weiterungen zu Gunsten der Galerie gelangte ein Cabinetsbefehl von Mannheim herab, daß dieses Bild ausnahmsweise zwar in die Galerie einzuverleiben, aber das Honorar auf die Ständekasse anzuweisen sey. So wurde auch van der Werff auf den Fonds der auf die Solinger Messerklingenfabrik gesetzten Lizent-Administrationsgelder angewiesen, also ständischer Seits, nicht aus fürstlichem Aerar bezahlt. Das Bild kam so in die Galerie.

c) Die Forderung für liquidirte rückständige Reise- und Ankunftsgelder für die Galerie des Hofmalers van Douven wurde nicht als eine Privatschuld Johann Wilhelms nothfolglich dessen Allodialerben behandelt, sondern auf die Ständekasse angewiesen, aus der sie auch berichtigt wurde. Exempla trahunt. S. Berichtenbuch 1718. Juli 12. S. 246. Rescript.-Buch S. 290.

d) Der sogenannte Vertrag zwischen Carl Philipp und dem Herzoge Christian III. von Birkenfeld wegen der Veldenz'schen und Zweibrücken'schen Landesfolge vom 24. December 1733 Art. XII. enthält zwar die Verbindlichkeit zur Erhaltung der D. Bildergalerie bei dem Kurhause, auch der nachfolgende Revers vom 7. Januar 1734 wiederholt nicht nur diese Verbindlichkeit, sondern verfügt sogar Ueberlieferung unserer Galerie nach Mannheim. Aber ist dieses hausgesetzliche Arrangement, welches bekanntlich niemals zur Vollziehung gekommen, indeß auch Carl Philipp eine neue Galerie zu Mannheim auf allgemeine Landeskosten anlegte, von irgend einem Werthe zur Führung des Nachweises einer authentischen Declaration für die Qualification der Bildergalerie?"

Während des siebenjährigen Krieges wurde die Galerie nach Mannheim geflüchtet, als die Gefahr vorüber war, aber wieder nach Düsseldorf gebracht. Während der Wirren zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde die Galerie abermals, diesmal nach Glückstadt, geflüchtet und nach dem Frieden wieder zurückgebracht, im Jahr 1801. Zwei Jahre später übertrug der neue Kurfürst Max das Herzogthum Berg dem Herzog Wilhelm als Statthalterschaft und bei den Verhandlungen darüber zwischen dem Kurfürsten und den Ständen wurde die Galerie allerdings als Landesinstitut aner-

kannt. „In der sogenannten Bewilligungsrelation vom 26.—29. April 1804 findet sich die wohlmotivirte Erklärung formulirt ‚behufs der Galerie als einer ganz eigenen Landeszier und gleichwie die Akademie dem Lande gehörig'. Im folgenden Landtagsabschiede vom 8. Mai 1804 findet sich die Genehmigung des Landesherrn unter Beachtung derselben Verbalfassung des Stände-Protokolls, also der vollkommensten Zustimmung und Genehmigung beurkundet. Die Akademie- und Galerie-Gehälter, die Pensionen und die Unterhaltungs- und Pflegekosten des Landesinstituts wurden fortan aus der Pfennigmeisterei-Kasse bestritten."

Im Jahr 1805, als Napoleon über Oesterreich gesiegt hatte, ließ er sich von Max Joseph das Herzogthum Berg abtreten. Die Unterhandlungen blieben strenges Geheimniß, aber die Düsseldorfer Bilder wurden eingepackt. „Ganz insgeheim — selbst der nächsten Behörde und den Beamten unbekannt und gleich unerklärlich — wurde, auf einseitigen Befehl der Regierungspräsidenten von Hompesch mit der Abnahme und Einpackung des Bildergaleriesschatzes vorgegangen. Einer eiligen Deputation an den Herzog Wilhelm, der aber sogar auch nichts von dem fraglichen Befehle wußte, versprach dieser Fürst sofortige Verwendung und möglichste Beihülfe. In einer Audienz bei dem Präsidenten von Hompesch bestätigte derselbe den unmittelbar eingelangten allerhöchsten Befehl mit dem Eröffnen, ‚daß von den andringenden feindlichen Preußen ein Ueberfall zu befürchten stehe'. Jetzt trat auch das nachgelassene Ständedirectorium verfassungsmäßig zur Berathung zusammen und beschloß Vorstellung und einen einmüthigen Protest des Landes in einer Immediateingabe vom 19. November 1805." Die Stände wurden vertröstet, der Schatz werde zurückgebracht werden, ein Kanzleitrost, den man sich in der damaligen gewaltthätigen Zeit mehr als zu jeder andern gefallen lassen mußte.

Der Kurfürst, der schon am nächsten Neujahr durch die Gnade Napoleons König von Bayern wurde, hatte ohne Zweifel auf den Bilderschatz seiner Familie, der nicht erst aus bergischen Mitteln geschafft worden war, ein Recht und konnte zu weiter nichts verpflichtet werden, als zu einer Entschädigung des bergischen Lands pro rata seiner Leistungen für die Galerie. Nur in dieser Beziehung ging Max Joseph dem Rechte vorbei, indem er sämmtliche Bilder ohne die geringste Entschädigung des bergischen Landes nach München bringen ließ. Abgesehen von der Rechtsfrage, war es ein Glück, daß die Bilder nach München kamen, denn dadurch wurden sie Deutschland erhalten. Wären sie in Düsseldorf geblieben, so würden wohl die besten nach Paris gewandert seyn.

Nach dem Sturze Napoleons wurde die Frage angeregt, ob Preußen nicht den Bilderschatz, als zum bergischen Lande gehörig, reclamiren solle. Der rheinische Provinziallandtag setzte desfalls eine Commission nieder und erließ 1833 eine Adresse an den König von Preußen, worauf erst 1835 eine königliche Antwort erfolgte. Dieselbe erklärte das Gesuch für unzulässig, versprach aber in Erwägung zu ziehen, inwiefern in dieser Angelegenheit preußischerseits Unterhandlungen mit Bayern eingeleitet werden könnten.

Eine solche Verhandlung wurde nun 1836 wirklich eingeleitet. Bayern aber machte geltend ad a) daß in dem Vertrage zwischen dem Kurfürsten Carl Philipp und Herzog Christian III. von Birkenfeld vom 24. December 1733 Art. 12 von dem Kurfürsten die Erhaltung der Düsseldorfer Galerie bei dem Kurhause zugestanden und in dem folgenden Reverse vom 5. Januar 1734 unter Wiederholung dieser Anerkennung sogar die Ueberlieferung der Bildergalerie nach Mannheim versprochen worden, und ferner, wenn gleich in der Fideicommiß-Pragmatik Maximilians vom 20. October 1804 Gemälde &c. &c. als solche Gegenstände und Bestandtheile der unveräußerlichen Fideicommiß-Masse bezeichnet worden, die in das Inventar der Allodieen nicht gebracht werden dürften, doch ebendaselbst Art. XIII. Lit. E festgestellt sey, daß dem regierenden Landesherrn allzeit zweckmäßige Verfügungen und Veränderungen freigestellt seyen, worunter auch die Localveränderungen zu verstehen. Ad b) wurde hervorgehoben, daß es Bayerns Transactionen gelungen sey, 1806 von Frankreich zu erlangen, daß es den auf der Flucht zu Kirheimbolanden befindlichen Düsseldorfer Galerieschatz als ein Fideicommiß-Eigenthum verabfolgt habe; daß Preußen das Großherzogthum Berg auf dem Wiener Congresse 1815 nur mit den Rechten übernommen habe, die Frankreich besessen: daß aber Frankreich die Düsseldorfer Galerie niemals besessen habe."

Gegen diese Argumente läßt sich nur einwenden, daß ein relatives Miteigenthum des bergischen Landes an dem Bilderschatz in der That bestanden hat und vom Regentenhause anerkannt worden ist, denn nur unter dem Titel dieses Mitbesitzes hat das Land zur Unterhaltung der Galerie ständige Beiträge geliefert. Daraus folgt aber nicht, daß das bergische Land den Bilderschatz jemals allein besaß, also auch Anspruch auf dessen volle Zurückgabe zu machen habe. Es folgt daraus nur, daß Bayern ihm eine verhältnißmäßige Entschädigung schuldig ist.

Im Tractat vom 28. August 1866 ist im Art. 13 beschlossen, „daß eine richterliche Entscheidung erfolgen, dieselbe einem, aus drei deutschen von Bayern vorzubezeichnenden Appellationsgerichtshöfen, von Preußen zu berufenden Schiedsgerichte die definitive Entscheidung übertragen werden solle.“ Eine solche Entscheidung ist noch nicht getroffen.

---

## Ueber Malerei.

Aesthetische Studien. Von Adolf Rutenberg. Berlin, Verlag von L. Rauh. (Ohne Jahreszahl, aber von 1868).

Recht geistreiche Auffassungen, die den mancherlei akademischen Manierirtheiten gegenüber ein gesundes Gefühl und Urtheil geltend machen.

Der erste Aufsatz handelt von der modernen Genremalerei und beginnt mit einem kleinen Seitenhiebe auf die jetzt schon etwas abgeschätzte Historienmalerei, die auch wir niemals haben leiden können, und der wir ihre Wichtigthuerei und ihre Kokenterie, mit Apostelköpfen, die auch an gemeine Kriegs- und Reitknechte verschwendet wurden, mit reichen Harnischen, mit loyalen Augenaufschlägen der Vasallen und sogar an Pferdeköpfen ꝛc., schon öfter in diesen Blättern vorgeworfen haben. Man ist jetzt mehr zur Natur zurückgekehrt, zur niederländischen Schule, in die aber der Zeitgeist etwas mehr Geist hineinzubringen sucht, insbesondere psychologische Feinheiten nach Hasenclevers Weise, obgleich es unter unsern Genremalern auch von bloßen Costumiers, Seiden- und Sammetkünstlern, Darstellern reiner Philisterei und Humoristen wimmelt. Indem er diese Kunstwerke bespricht, macht der Verfasser wieder einen kleinen Seitenhieb auf die romantischen Niedlichkeiten der Goldschmiedstöchterchen, deren Kokettierien vor einigen Jahrzehnten eben so in Düsseldorf zu Hause waren, wie die oben erwähnten Affectationen der Historienmalerei zu München.

Im zweiten Aufsatz über Landschaftsmalerei, der wieder sehr viel Wahres enthält, quält uns doch der Verfasser mit der widerwärtigen Schablone von s. g. epischer, lyrischer und dramatischer Landschaftsmalerei. In solche Schablonen, die man für eine Kunst angenommen hat, läßt sich eine andere nicht hineinzwängen. Die Vergleichung bleibt immer nur eine annähernde und der Beschauer eines schönen Landschaftsbildes wird bei dem einen still gerührt, bei dem andern angenehm aufgeregt werden, auch ohne die leidige Reflexion, daß hier in dem Frieden einsamer Natur die Empfindung der bei einem lyrischen Gedicht, dort im Kampf der Wellen gegen ein felsiges Ufer, die Empfindung der bei einem dramatischen Gedicht entspricht. Ueberhaupt ist es nicht das subjective Gefühl des Beschauers, das hier zum Maßstab dienen soll, sondern die im Object der Natur liegende Idee. Lange bevor der Mensch beim Anblick eines Waldes etwas empfinden kann, war der Wald schon da in seiner vollen Schönheit, geschaffen nach einer göttlichen Idee, und die ihn betrachten, oder im Bilde wiedergeben, können niemals die ganze Ideenfülle, noch die ganze Fülle der darin liegenden Reize für das Auge und für die Seele erschöpfen.

Es ist zwar löblich, gegenüber der hölzernen Naturgrammatik, die unter dem Namen der exacten Naturwissenschaft die Natur mit allen ihren Wundern in trockenen Tabellen und Nomenclaturen wie die Grammatik das Gedicht des göttlichen Homer in Sprachregeln auflöst. Aber es gibt auch eine hölzerne Psychologie und Aesthetik, die mit ihren scholastischen Regeln das tiefe und weite Gebiet der Seele eben so wenig ausmißt.

Ein besonderer Abschnitt wird hier der Photographie gewidmet, aber nur um sie, trotz ihrer Nützlichkeit aus dem eigentlichen Kunstgebiete zu verbannen.

Den Schluß macht eine etwas wunderliche Aesthetik der Krankheit als Beitrag zur Aesthetik des Häßlichen überhaupt. Sehr richtig sind darin die Bemerkungen über die Grenzen der Kunst und über die ästhetische Nothwendigkeit, das Eckelhafte zu vermeiden. Dies gilt aber nicht blos von körperlichen Leiden, sondern auch von wollüstigen Darstellungen. Fein ist die Bemerkung auf S. 181, daß wir die unanständigen Attitüden mancher Tänzerin gar nicht ertragen würden, ohne Musikbegleitung.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 8. 27. Januar 1869.


## Philosophie.

1. Lehrbuch der Philosophie. Von Dr. Albert Stöckl, Professor in Münster. Mainz, Kirchheim, 1868.

Auf der Akademie in Münster wird kein wissenschaftlicher Krieg gegen das Christenthum geführt, wie auf so vielen andern deutschen Universitäten. Die Vernunft identificirt sich hier noch mit der geoffenbarten Wahrheit. Das Verhältniß der Philosophie zur Kirchenlehre wird hier so aufgefaßt, wie im Mittelalter. Gleich in der Einleitung erklärt der Verfasser: „Die Philosophie ist dem Range nach der Theologie nicht coordinirt, sondern subordinirt. Denn die Theologie hat einerseits ein weit höheres Erkenntnißprincip, als die Philosophie, nämlich die Offenbarung; und andrerseits hat sie einen höhern und umfangreichern Wahrheitskreis, als die Philosophie, weil sie auch die christlichen Mysterien zum Gegenstande hat, an welche die Vernunft für sich allein nicht hinanreicht. Die Philosophie steht zur Theologie in einem gewissen Dienstverhältnisse, und zwar in zweifacher Weise: Für's erste breitet sie, insofern sie Logik und Methodik in sich enthält, der Theologie die wissenschaftliche Form unter. Und für's zweite bietet sie jene speculativen Resultate dar, auf deren Grundlage die Theologie sich, so weit es dem menschlichen Geiste überhaupt möglich ist, zu einer gewissen speculativen Erkenntniß der christlichen Mysterien zu erheben vermag. Das ist der Sinn und die Bedeutung der bekannten Devise: Philosophia est ancilla theologiae."

Wie es uns scheint, hätte der Verfasser einen Gegensatz zwischen Offenbarung und Vernunft gar nicht gelten lassen sollen. Es ist zwar gebräuchlich geworden, beide entgegenzusetzen, aber dieser Gebrauch ist ein Mißbrauch, der nur von den Feinden des Christenthums ausgegangen ist und nur ihnen genützt hat, weßhalb die Freunde des Christenthums ihnen desfalls keine Concession machen sollten. Man verwechselt hier die Vernunft mit dem Verstande.

Die Vernunft ist das uns angeborne Gefühl für Wahrheit, Recht, Ehre und Schicklichkeit im Verhältniß zu den Mitmenschen und zugleich das Gefühl unserer Abhängigkeit von einem höhern, uns an Macht, Weisheit und Güte weit überlegenem Wesen, von Gott. Auch den Heiden wohnte schon lange vor der Menschwerdung Gottes dieses Gefühl inne. Die Ahnung der Unsterblichkeit, einer Fortdauer oder einer Rückkehr des Menschen zu seiner ursprünglichen Heimath; das Angefremdetwerden durch die Welt, das Gefühl, man sey hier nur ein Fremdling und Gast, hängt genau damit zusammen. Daher auch schon die gebildeten Heiden an Unsterblichkeit glaubten. Die Vernunft tritt bei reifern und gebildeteren Geistern ins klare Bewußtseyn, fehlt aber auch den Einfältigen und Unmündigen, selbst den rohen Menschen nicht, sondern macht sich ihnen unwillkürlich in der Stimme des Gewissens, im Zaudern vor der bösen That, in der Reue nachher und überall im gemeinen Leben durch das unwillkürliche Erröthen der Scham geltend. Vergleicht man nun das, was jedem Menschen diese Vernunft, das Gewissen und die Scham sagen, mit der geoffenbarten Wahrheit, so wird man nichts anderes finden, als daß beide in dem, was sie dem Menschen rathen und zumuthen, vollkommen übereinstimmen. Die Vernunft ist den Menschen von ihrem himmlischen Vater mitgegeben worden. Ein Funke aus seinem unsterblichen Geist zur Beurkundung, daß es seine Kinder sind. Die Vernunft kann sich niemals Gott widersetzen.

Was sich im menschlichen Geiste Gott widersetzt, ist nicht die Vernunft, sondern der Verstand. Der Verstand ist eine Denkmaschine, völlig indifferent gegen

jedes sittliche Gefühl. Er beweist alles und von allem wieder das Gegentheil. Seine höchste Virtuosität besteht darin, auch das Gewissesste zweifelhaft zu machen, das Wahrscheinlichste unwahrscheinlich erscheinen zu lassen und umgekehrt. Er hat auch keinen Impuls in sich selbst, sondern dient blos sclavisch der jedesmaligen Willensrichtung des Menschen, der bösen, wie der guten. Er beweist jedesmal, was der Mensch will. Er ist nichts anderes, als der Advocat des freien Willens. Hat der Mensch einen vernünftigen Willen, so wird auch der Verstand alle Gründe dafür zu erschöpfen wissen. Eben so dienstfertig aber wird er auch Lüge und Laster durch alle erdenklichen Gründe zu rechtfertigen wissen.

Man kann also auch vom Verstande nicht eigentlich sagen, daß er sich im principiellen Gegensatze gegen die geoffenbarte Wahrheit befinde, denn er dient der Wahrheit allezeit, wenn der Mensch will, wie der Lüge. Er ist durchaus indifferent, ein bloßes Mittel für den Willen.

Der böse Wille ganz allein setzt sich der geoffenbarten Wahrheit, wie auch der Vernunft entgegen und bedient sich des Verstandes, um die Wahrheit zu leugnen, jede Pflicht gegen Gott, gegen Moral und Vernunft in Zweifel zu ziehen und durch Scheingründe lächerlich zu machen. Der Wille des Menschen ist absolut frei und kann sich zum Guten und Bösen, zur Wahrheit und zur Lüge entscheiden. Wenn der Mensch diesen freien Willen nicht hätte, wenn er nur so reden, denken und handeln müßte, wie es Gott ihm vorschriebe, so würde es in der Welt allerdings kein Uebel mehr geben, aber der Mensch wäre dann nur eine willenlose Puppe, die Staffage in einem Bilde, eine Figur ohne eigenes Leben, ohne eigenen Werth, ohne Verdienst. Soll der Mensch wirklich ein Ebenbild Gottes seyn, so muß er vor allem ein selbständiger Geist seyn mit eigenem Willen, eine Person und nicht blos eine Sache. Und grade der Umstand, daß er seinen Willen mißbrauchen und auf das Böse richten, ja Gott selbst sich widersetzen, ihm trotzen oder ihn leugnen kann, liefert den Beweis, daß er vollkommen frei ist. Wäre er das nicht, m ü ß t e er immer nur das Gute wollen, immer nur Gottes Geboten gehorchen, wie ein Automat ohne eigenen Willen, so könnte er sich auch durch seine Denk- und Handlungsweise und durch die Richtung, die er seinem Willen gibt, kein eigenes Verdienst erwerben, keinen eigenen Werth beurkunden, sich Gottes, seines Schöpfers, gar nicht würdig machen. Gott würde nicht die Freude haben, einmal im Himmel als liebender Vater Kinder um sich zu sehen, die seiner würdig wären, welche im irdischen Leben die schwere Probe zwischen gut und böse zu wählen, das verlockende Böse zu verschmähen, das Schmerzen bringende und zu Opfern verpflichtete Gute zu wählen, bestanden hätten. Gott konnte den Menschen keine größere Gnade gewähren, als den freien Willen, die Selbständigkeit, zu wählen und sich zu entscheiden. Das allein adelt den Menschen. Macht er von seinem Willen den rechten Gebrauch, so hebt ihn dieses Bewußtseyn schon hier auf Erden über alle Leiden und läßt ihn alle Opfer verschmerzen; im Jenseits aber erwartet ihn Erhöhung und Theilnahme an den ewigen Gütern, welche Gott seinen Engeln und Heiligen mittheilt und deren Wonne der Mensch hienieden noch kaum ahnen kann. Wer aber wissentlich, trotz allen Mahnungen des Gewissens und der Vernunft, und obgleich er die Offenbarung und die göttlichen Gesetze kennt, seinen Willen auf das Böse richtet, seinen Verstand zum Sündigen gebraucht, der beurkundet damit, daß er seines himmlischen Vaters unwürdig ist, und muß jenseits in alles Göttlichen und Heiligen Entbehrung leiden, wozu er sich selbst verdammt hat.

Wir glauben diese Auseinandersetzung dem Autor des vorliegenden Buches schuldig zu seyn, sofern er im Verlauf seiner philosophischen Deduction nicht genug Werth auf den freien Willen zu legen scheint. Er sagt S. 688: „Es ist sonnenklar, daß das Vorhandenseyn des Uebels in der Welt mit den göttlichen Eigenschaften, mit Gottes Weisheit, Güte und Heiligkeit nicht im geringsten im Widerspruch stehe. Denn steht es fest, daß Gott das physische Uebel als Mittel zum Zwecke wollen, und daß er das moralisch Böse wenigstens zulassen kann: dann kann das Vorhandenseyn des Uebels in der Welt nie gegen die göttliche Weisheit, Güte und Heiligkeit zeugen, und kann daher auch nicht gegen diese göttlichen Attribute angerufen werden. Allerdings hätte Gott auch eine Welt schaffen können, in welcher kein Uebel sich vorgefunden hätte, von welcher alles Uebel wäre ausgeschlossen gewesen. Mit andern Worten: Gott hätte das Uebel auch nicht zulassen können. Frägt man also, warum denn Gott grade diese Welt, in welcher auch das Uebel sich vorfindet, geschaffen, oder mit andern Worten: warum er das Uebel zugelassen habe: so kann man diese Frage nur beantworten durch den Hinweis auf die absolute Freiheit Gottes. Er hat es gethan, weil er es so gewollt hat. Für diesen seinen Willen ist kein weiterer Grund mehr zu suchen.“

Damit ist das Verhältniß des Menschen zu Gott nicht scharf genug bezeichnet. Nicht aus der absoluten

Freiheit Gottes läßt sich das Uebel dieser Welt erklären, sondern nur aus der absoluten Willensfreiheit des Menschen, denn alles Uebel ist entweder die Sünde oder ein unverschuldetes Leiden, und beides dient nur zu erproben, wohin der Mensch seinen Willen richtet, welchen Gebrauch er von der Freiheit seiner Entscheidung macht, ob er sich wissentlich in die Sünde hineinstürzt, oder ob er duldsam und opferfähig schwere Leiden übernimmt, um nicht sündigen zu müssen, um Gott treu zu bleiben und sich vor sich selber nicht schämen zu müssen.

Theologie und Philosophie, beide gehen ihrem Ziel vorbei, wenn sie nicht das Hauptgewicht auf den Adelsbrief in der menschlichen Seele legen, den die Menschen sich erst auf Erden verdienen oder auf immer verlieren müssen. Die Theologie hat es in dieser Beziehung fehlen lassen. Im katholischen Gebiete kam die laxe Observanz auf, die allzu leichte Sündenvergebung in der Beichte mittelst des Ablasses, mittelst der Anmaßung, Gott ins Amt zu greifen und dem Sünder sogar noch nach dem Tode Straferlaß zu decretiren. Auf lutherischem Gebiete führte die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben zu derselben laxen Observanz. Als nach der Reformation alle Kirchen unter das weltliche Joch gedemüthigt waren, hofirten sie den Fürsten, um ihnen das Sündigen zu erleichtern. Beichte nur! sagten die einen, glaube nur! sagten die andern, dann kannst du thun, was du willst, und du wirst doch selig. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts stritten sich die Jesuiten in Dillingen mit den lutherischen Theologen in Tübingen in einer heftigen literarischen Fehde über die Frage, ob die katholische oder lutherische Confession den Fürsten nützlicher sey. Auch das calvinische Gebiet blieb von der laxen Observanz nicht frei, denn hier mußte die Prädestination der Sünde zur Entschuldigung gereichen. Aus dieser Quelle gingen schwärmerische Secten hervor von eingebildeten Heiligen, die ohne allen Nachtheil für ihre Heiligkeit im Fleische sündigen durften. Mit einem Wort, entweder der unerschöpfliche Gnadenschatz Gottes, über den der Priester zu verfügen habe, oder die sola fides, oder die angebliche Auserwähltheit schwindelten die sündige Menschheit über das tiefe Gefühl ihrer Schlechtigkeit und über die Furcht vor der Strafe hinüber. Die Theologen stritten über dogmatische Geheimnisse, die dem praktischen Leben fern lagen, die kirchlichen Parteien legten sich auf Rechtsfragen und nährten den ewigen Prozeß zwischen Staat und Kirche. Darüber wurde die Hauptsache, der christliche Seelenadel, die Nachfolge Christi in Gesinnung und Werken vergessen.

Welch eine Aufforderung lag darin für die von allen Confessionen unabhängige Philosophie, die von den Confessionen so sehr vernachlässigte Strenge der Sitte und Schönheit des Seelenadels, der Ehrenhaftigkeit, Keuschheit und Treue wieder einzuschärfen. Aber auch die Philosophie that das nicht, wenn auch einzelne Philosophen in dieser Beziehung den römischen Stoikern nachahmten. Die Philosophie verirrte sich in metaphysische Schwindeleien und wollte Dinge erklären, die dem Menschen ewig unerforschlich bleiben werden. Als sie eben deshalb unpopulär blieb, fing sie an, von dem, was die Confessionen versäumt hatten, Profit zu machen. Unglauben und Gemeinheit waren durch die laxe Observanz hervorgerufen worden, denn auch der Glaube, wenn ihm nicht mehr sittliche Energie zur Seite steht, verweichlicht nur die Herzen und zähmt das Fleisch nicht mehr. Die Philosophie schmeichelte nun dem gröbsten Materialismus und den fleischlichen Trieben der Menge, und in diesem Stadium steht sie jetzt.

Leider ist die politische Doctrin der Neuzeit mit dieser Tendenz der Philosophie in vieler Beziehung verwandt. Der Materialismus herrscht durch das Kapital in allen national-ökonomischen Beziehungen und durch den despotischen Liberalismus in allen Rechtsverhältnissen. Das hat der Verfasser des vorliegenden philosophischen Werkes vollkommen richtig erkannt, wie aus folgenden Sätzen hervorgeht. „Keine Theorie spricht so viel von Recht, Sitte, Freiheit und Menschenwürde, und keine anerkennt diese höchsten Güter des Menschen weniger als sie. Nirgends tritt der absolute Gegensatz zwischen Schein und Seyn eckelhafter hervor, als in dieser Theorie. Sie ist in dieser Beziehung die verkörperte Heuchelei. Im Namen der Religion, der Sitte und des Rechtes also, im Namen der Menschenwürde, im Namen der Freiheit muß dieselbe auf's entschiedenste bekämpft werden. Wenn die materialistisch-liberale Staatstheorie den Staat als absolut hinstellt, und alles dem Dienste desselben unbedingt unterordnet, so ist das, was sie Staat nennt, concret genommen, im Grunde doch nichts anders, als die herrschende Partei. Und diese ist im materialistisch-liberalen Staate die reiche Bourgeoisie, der Geldadel, das Kapital. Dieser Partei muß daher alles dienen, und insbesondere sind es die Arbeiter, welche im Dienste des Kapitals ausgenützt werden. Das Verhältniß des Arbeiters zum Geldbaron bestimmt sich einzig nach dem Gesetze des Angebotes und der Nachfrage. Der Arbeiter ist nur ein Werkzeug, das ausgenützt, und dann weggeworfen wird. Der Materialismus kann demselben keine höhere Be-

deutung zugestehen. Daß dagegen die Reaction von Seite des Arbeiterstandes nicht ausbleiben könne, liegt auf der Hand. Und in der That sehen wir diese Reaction nicht blos auf dem Gebiete des Lebens hervortreten, sondern sie hat auch bereits ihren theoretischen Ausdruck gefunden in der ‚socialistischen Staatstheorie.‘ Wenn die materialistisch-liberale Staatslehre den ‚modernen‘ Staat, so proclamirt dagegen die socialistische Staatslehre den ‚Staat der Zukunft.‘ — Die socialistische Staatstheorie faßt den Staat ganz in derselben Weise als absolut auf, wie die materialistische Staatslehre; sie nimmt auch alle Folgerungen auf, welche die materialistische Staatslehre aus ihrem Princip zieht; nur geht sie noch um einen Schritt weiter als diese. Sie will nämlich auch das Kapital, welches die materialistisch-liberale Staatslehre bei der herrschenden Partei als ein Noli me tangere betrachtet, nicht mehr unangetastet lassen, sondern dasselbe gleichfalls dem Staatszwecke geopfert wissen. Wenn daher die materialistische Staatstheorie dem Staate nur da das Recht zur Verletzung und Aufhebung des Eigenthumsrechtes vindicirt, wo das Eigenthumsrecht der herrschenden Partei, d. i. das Kapital, davon unberührt bleibt, will dagegen der Socialismus das Eigenthumsrecht überall beseitigt wissen, und proclamirt demzufolge den Staat als den einzigen und ausschließlichen Eigenthümer alles Vermögens. So wird denn der Staat nach der socialistischen Lehre zu einer allgemeinen Eigenthums- und Arbeitsanstalt. Der Staat ist Eigenthümer aller Güter, die auf dem Staatsterritorium sich vorfinden. Er hat daher die Arbeit, die auf die Erzielung und Bearbeitung dieser Güter zu den verschiedenen Zwecken des Lebens verwendet werden muß, an die einzelnen Staatsglieder zu vertheilen, die Früchte dieser Arbeit dann einzuziehen und aus dem also angehäuften Vorrathe den einzelnen Gliedern des Staates eine entsprechende Quote zu verabfolgen zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Familien. Daher hat nach dieser Theorie jedes Staatsglied dem Staate gegenüber ein ‚Recht auf Arbeit,‘ d. h. jeder ist berechtigt, von dem Staate als dem allgemeinen Arbeitgeber Arbeit zu fordern, um so die Berechtigung zu gewinnen für jene Quote des Staatseigenthums, welche seiner Arbeit entspricht.“

Ueberall fehlt es in unserer Zeit an der sittlichen Energie, in der Kirche, im Staate, im gemeinen Leben. Diese Energie sollte von oben herab nicht blos eingeschärft, sondern auch durch Beispiel empfohlen werden. Das fühlt jeder. Da es nun aber nicht geschieht, so hat die Autorität in der Kirche wie im Staate auffallend abgenommen und abnehmen müssen. Ob aber von unten her aus der übelgewöhnten und verführten Masse heraus eine sittliche Wiedergeburt hervorgehen kann, steht dahin.

2. Die gesunde Logik. Ein Lehr- und Handbuch von Professor Dr. J. Hoppe. Paderborn, Schöningh, 1868.

In diesem Werke werden Verstand und Vernunft folgendermaßen definirt: „Verstand, firstand, ist gebildet aus ver und stehen. „Verstehen“ (firsten, verstan) bedeutet: stocken, durch stehen verderben, überstehen, hemmen und erkennen. Verstand war unsern Vorfahren, was ihnen im Geiste vorstand. — Vernunft, farnunft, von vernehmen, läßt sich von vornehmen nicht ableiten, noch mit einem Vernehmen höherer Gedanken in Zusammenhang bringen. Was wir in unserem Geiste zu vernehmen glauben, ist unser angebornes, unwillkürliches Begriffsarbeiten. Vernehmen ist entnehmen, Vernunft das Entnommene. Also haben unsere Vorfahren mit Verstand und Vernunft sehr treffend das Erkennen mittelst des vorstehenden Wissens und das Erkennen mittelst eines abgeleiteten Wissens bezeichnet.“ Wir haben im Eingang dieser Nummer unseres Blattes den Unterschied zwischen Vernunft und Verstand ganz anders definirt.

Auch die Definition von „wissen“ auf S. 296 ist ungenügend, das Wort kommt nicht her von vit, was der Verfasser mit „scheiden“ übersetzt, sondern von weiß, Licht, Klarheit. Wissen sagt nichts anderes als: Licht bekommen über eine Sache, klar über eine Sache werden.

Mit falschen Worterklärungen, die sich zu Dutzenden im vorliegenden Werke wiederholen, wird nichts klar gemacht, die Logik nur verwirrt. Auch hätte sich der Verfasser einer scharfen und kurzen Sprache befleißigen und nicht 804 Seiten mit ungeheuer breiten Ausführungen anfüllen sollen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur. Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, № 9. 30. Januar 1869.

## Gefängnißwesen.

Das Verbrecherthum im preußischen Staate nebst Vorschlägen zu seiner Bekämpfung durch die Gesellschaft und durch die Reform der Strafvollstreckung. Von Herrmann v. Valentini, Strafanstaltsdirector. Leipzig, J. A. Barth, 1869.

Ein sehr lesenswerthes Buch, weil darin ein entschieden humaner Mann aus langjähriger Erfahrung spricht. Der Verfasser kennt das Gefängnißwesen in allen acht ältern Provinzen des preußischen Staats und hat nur von dem der neuen Provinzen nicht mitgesprochen, weil er diese nicht näher kennt. Aber auch in dieser Einschränkung gewährt sein Buch reichliche Belehrung in culturgeschichtlicher und psychologischer Beziehung.

Gleich beim ersten statistischen Ueberblick stellt sich ein merklicher Unterschied zwischen den östlichen und westlichen Provinzen der Monarchie heraus. „Im Allgemeinen stehen die vier östlichen Provinzen in ihrer Entwicklung fast um fünfzig Jahre gegen die vier westlichen zurück: hier mehr Firniß der Cultur, aber auch mehr Parasiten derselben, dort die mangelnde Politur und mehr Rohheit. Dazu nun die größere Armuth und ein schwererer Druck der Verhältnisse im Osten, alles dazu geeignet, das Verbrecherthum in den vier östlichen Provinzen anders qualificirt erscheinen zu lassen, als in der westlichen Provinzengruppe. Daß ein solcher Unterschied obwaltet, und wie groß derselbe ist, wird jedem in die Augen fallen, der, wie ich, Gelegenheit gehabt hat, die Verbrecher in Sachsen, Rheinland und Brandenburg zu vergleichen mit denen in Schlesien, Posen und Preußen. Je größer aber dieser Unterschied ist, desto weniger wird es möglich seyn, nach einer Schablone die Strafvollstreckung zuzuschneiden, sofern man wenigstens geneigt ist, im wohlverstandenen Interesse der zu schützenden Gesellschaft pädagogische und correctionelle Zwecke in den Strafvollzug hinein zu ziehen, und daß dies wieder sowohl die Humanität gegen die Bestraften als die Rücksicht auf das Gedeihen der Gesellschaft dringend erfordern, erscheint mir wenigstens zweifellos. Ich glaube nach alledem nunmehr verstanden zu werden, wenn ich mich an einem andern Orte bereits dahin aussprach, daß eine Organisation der Strafmittel, wie sie uns in Bruchsal und Moabit entgegentritt, für das Großherzogthum Baden und die vier westlichen Provinzen des preußischen Staates mehr oder minder zuträglich und angemessen erscheinen möge, daß sie aber für die vier östlichen Provinzen größtentheils einer Zwangsjacke gleichen würde, die wohl martern und erbittern, schwerlich aber von Nutzen sich erweisen würde.“

Der Verfasser nimmt besondere Rücksicht auf den Nothstand in den ärmeren Ackerbau- und Fabrikbezirken und weist in einer rührenden Weise nach, wie viele Menschen blos durch Noth und Verzweiflung zu Verbrechen, besonders gegen das Eigenthum und die Sittlichkeit hingetrieben werden, männliche Individuen zum Diebstahl, weibliche auch zur Prostitution. Er läßt uns ferner einen Blick thun in die Corruption der großen Städte, wo die Unschuld systematisch verführt wird, wo Eitelkeit und Genußsucht zum Verbrechen führt. Es geht daraus hervor, daß bei weitem nicht so viele Verbrechen würden begangen werden, wenn einerseits die Gegensätze von Reichthum und Armuth nicht immer schroffer und andrerseits die öffentliche Moral nicht immer laxer geworden wäre. Ein Hauptheilmittel erkennt er, was uns sehr gefreut hat, S. 55 im kleinen Grundbesitz. Wir haben von jeher das kleine unveräußerliche Allod des freien Germanen als Keim angesehen, aus dem alle Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation und des deutschen Reiches hervorgewachsen ist. Das Allod

machte den Mann nicht reich, aber es ernährte ihn, es machte ihn frei. Er mit seinen gleichfreien Nachbarn und Waffengenossen bildete den Kern eines freisinnigen, rechtliebenden, ehrenhaften und heroischen Volkes, während die besitzlose, nur an wenige übermächtig reiche Besitzer verkaufte Bevölkerung des altrömischen Reichs in immer tiefere Entsittlichung und Sclaverei versank. Durch das Allod wurden die Deutschen die Herrn Europas und haben sich dadurch auch bis heute noch erträglich aufrecht erhalten, und wird der kleine Grundbesitz der Ackerbauer, wenn er ihnen nicht noch vollends durch die Juden unter den Füßen weggezogen wird, dem großen Fabriksysteme noch nicht weichen.

Schon lange hat man die Schulbildung als ein wirksames Mittel gegen Ueberhandnahme der Verbrechen empfohlen. In den Kammern und in der Presse haben die liberalen Philister nicht aufgehört, die Volksbildung durch die Volksschule für die sicherste Bürgschaft des Mündigwerdens des Volkes und also auch für seine fortschreitende Gesittung erklärt. Der Verfasser aber hat Recht, wenn er sagt, die Schule habe nichts geholfen. Die Hauptübel sind nämlich der Nothstand in armen Gegenden und die Frivolität in den reichern Gegenden und großen Städten. Dagegen könnte die Schule auch beim besten Willen nicht helfen. Wir haben ihr längst auch den Willen abgesprochen, denn der ungeheure Anhang, den Diesterweg immer heute noch findet, überzeugt uns, daß ein großer Theil des Volksschullehrerstandes heute noch kirchenseindlich denkt, und keinen guten Samen in die Jugend ausstreut. Wie viele tausend arme Kinder, die bei ihren Eltern daheim nur Rohheiten lernen und durch den Schulzwang in die Schulstuben getrieben, hier von einem superklugen Schulmeister, den man im Seminar mit Hegelthum und Kosmos vollgelöffelt hat, zu weiterer intellectueller und sittlicher Ausbildung übernommen werden, reifen ohne ihre Schuld der Gottlosigkeit entgegen. Der Verfasser bemerkt: „Der Weg, den man bisher für den einzigen richtigen hält, er führt mindestens nicht zum Ziele; die Thatsache muß sich der Beobachtung und Ueberzeugung eines jeden aufdrängen, der Unbefangenheit des Urtheils sich bewahrt. Grade wo die Art Schulbildung, die man heute cultivirt, am meisten wahrzunehmen ist, in der westlichen Provinzengruppe, haben wir die Verheerungen des modernen Zeitgeistes am schlimmsten wüthen sehen: das läßt auf eine angemessene Intensität der Schule keine günstigen Schlüsse zu. Wenn aber, bei der obenein vorliegenden Impotenz der Familienerziehung (in der ungebildeten Masse des Volkes) die Schule auch sich nicht geeignet erweist, die erforderliche Achtung vor der Rechtsordnung und die erforderliche Widerstandsfähigkeit gegen den Druck der Verhältnisse zu erzeugen; dann hat es einen geringen Werth, ob ihre Schüler Lesen und Schreiben, die zehn Gebote und die Glaubensartikel und eine Anzahl von Gesangbuchsversen hersagen können. Das alles sind dann nur decorative Requisiten geblieben, die etwas ‚vorstellen‘, was nicht Wesen gewonnen hat, Requisiten, die unter dem Zahn der Zeit bald den schillernden Glanz verlieren und zuletzt unkenntlich werden. Ehe man nicht den Muth haben wird, das einzugestehen, wird es nicht besser werden. Der Materialismus wird durch die zur Zeit beliebte Dressur der Schule (Volksschule) in seinem Siegerschritte immer weniger aufgehalten werden, die Rechtsordnung wird an Achtung nicht gewinnen, sondern immer mehr verlieren.“

Auf die Kammern ist der Verfasser auch nicht gut zu sprechen. Als erfahrener Techniker ist er am besten im Stande, die Dummheit des Kammergeschwätzes zu beurtheilen, bei der sich nur die Arroganz, die Eitelkeit und das blinde Parteivorurtheil betheiligen und ins Blaue hinein majorisirt wird, ohne daß die pathetischen Redner ein Wort von der Sache verstehen. „Man darf in Wahrheit erstaunen über die Kühnheit mancher Urtheile, die von der Rednerbühne herab dem Minister und den Regierungs-Commissarien entgegen geschleudert werden: Urtheile, die dem Sachkenner so vorkommen, als wenn jemand, der noch nie zu Pferde gesessen, nachdem er einen Husarenstall besichtigt, ein Votum abgeben wollte über die zweckmäßigste Zäumung der Pferde und über die sachgemäßeste Behandlung der Remonten.“

Der Verfasser bedauert sodann, daß im Strafverfahren noch keine Einheit erzielt sey. Die Zuchthäuser stehen unter dem Ministerium der Justiz, die Gefängnisse unter dem des Innern. Wenn Reformen viel kosten, legt das Ministerium der Finanzen ein Veto ein. Daß Justiz und Polizei nicht in einer Hand sind, führt eine Menge Uebelstände herbei. Der Zuchthäusler ist ehrlos, der Gefangene ist es nicht. Begeht der aus dem Zuchthaus entlassene ein Verbrechen, das ihn nur ins Gefängniß und nicht wieder ins Zuchthaus führt, so wird er besser behandelt, während er selbst schlechter geworden ist. Im Allgemeinen zieht der Verfasser die Zuchthäuser weitaus den Gefängnissen vor, ja er behauptet aus Erfahrung, daß es die Sträflinge ebenfalls thun. Die Gefängnisse sind nämlich die eigentlichen Schulen des Verbrechens und selbst der verruchteste Verbrecher schämt sich einigermaßen, diese Schule wiederzusehen. Es sind der Gefängnisse zu viele, in Preußen über siebenhundert und sie stehen nicht unter derselben Verwaltung wie die Zuchthäuser. Da ist es nicht möglich, in allen eine gleiche Disciplin durch-

zuführen. Hier kommen die Neulinge mit den bereits ausgelernten Dieben ꝛc. zusammen. „Nun denke man sich hier den erfahrenen und abgefeimten Dieb, der mit einem gewissen Selbstgefühl seine Vertrautheit mit seiner jetzigen Lage geltend zu machen und das Recht eines Seniors der Kunst und eines Stammgastes dieses Hauses auszubeuten versteht; der im Stande ist, den Neulingen sehr dankenswerthe Winke über den Aufseher und dessen Ehehälfte (und Berufshälfte) zu geben und außerdem dem aufmerkenden Auditorium wahrhaft staunenerregende Dinge von pfiffigen und verwegenen Unternehmungen und glücklichen Hindurchwindungen zu erzählen; der jede Anerkennung und jeden Beifall oder jede Verwunderung mit einer noch mehr herausfordernden Erzählung zu belohnen weiß: und diesem Subjecte gegenüber den jungen Burschen, der wegen einer Uebertretung und zum erstenmal mit wenigen Tagen Gefängniß bestraft wurde. Verräth er Scheu oder gar Widerwillen und Eckel vor solcher Genossenschaft, so wird er nun erst recht das Stichblatt allseitigen Spottes und Hohnes und unfehlbar entzündet sich an seiner ‚Zimperlichkeit' ein wahrhafter Wettkampf in der Sucht, sich vollständig emancipirt von solchen ‚Dummheiten' zu erweisen. Besitzt der Neuling dagegen schon Frechheit genug, unter Wölfen mitheulen zu können, so setzt er auch einen Stolz darein, als ein ‚tüchtiger und vielversprechender' Wolf angesehen zu werden, und wenn auch vielleicht noch mit innerlichem Grausen, so prahlt und renommirt er doch äußerlich ohne eine Miene zu verziehen in Gotteslästerungen und Verhöhnung alles Ehrwürdigen und Heiligen mit den alten Bösewichten um die Wette. — Ich will den Schleier nicht weiter lüften, nicht von dem physischen Schmutz sprechen, der hier in abschreckendster Weise herrscht. Nur soviel will ich aus meinen Erfahrungen und auch auf die Polizeigefängnisse Bezug nehmend anführen, daß (namentlich in der Provinz Preußen) fast kein Zuwachs oder auch kein zu einem neuen Verhöre oder Termine detachirt gewesener Sträfling in das Zuchthaus ein- oder zurückgeliefert wird, ohne daß eine gründliche Reinigung mit ihm vorgenommen werden muß. Dergleichen kennzeichnet genug den Zustand eines großen Theils unserer Gefängnisse. Noch entsetzlicher steht es um die sittliche Atmosphäre in den Zimmern für die Weiber. Ist es bei den Männern die Schlechtigkeit, so ist es hier die Gemeinheit, die unbeschreibliche Gemeinheit, welche die Herrschaft führt. Hier wird nicht von Diebstahl und Pfiffigkeit, hier wird lediglich von Unflätigkeit gesprochen, und diejenige ist die geehrteste, die am meisten darin zu leisten versteht. Es ist nicht möglich niederzuschreiben, was hier erzählt, was hier verübt wird; aber aus den amtlichen Acten ist es nachzuweisen."

Der Verfasser schlägt vor, die große Zahl der Gefängnisse auf einhundert mit je vierhundert Gefangenen zu reduciren.

Was die Methoden in der Behandlung der Verbrecher betrifft, so findet der Verfasser die Einzelhaft zulässig und empfehlenswerth bei sehr vielen Verbrechern, nur nicht bei allen. Auf die roheren Menschen in den östlichen Provinzen sey sie durchaus nicht anwendbar. „Wir fanden der Isolirung zu empfehlen die Kategorie der Meineidssöldner, ferner die Kategorie der aus Habsucht Meineidigen, jene als gemeinschädliche Subjecte, diese im Interesse der Individualisirung; ferner aus demselben Grunde einen Theil der wegen schwerer Körperverletzung Verurtheilten, zusammen etwa 100 Personen; ich rechne noch um der Individualisirung willen 50 Personen hinzu, etwa wegen Amts- oder politischer Verbrechen verurtheilt, so haben wir 150 Personen von 1200, für welche die Isolirhaft sich empfiehlt, während durchaus nicht nachzuweisen ist, daß für die restirenden 1050 Köpfe ein Bedürfniß dazu vorläge. Was aus ihnen zu machen ist, kann die gemeinsame Haft auch erlangen, nicht zwar wie sie gegenwärtig zur Anwendung kommt, jedenfalls aber, wenn die erforderlichen Modificationen stattgefunden hätten."

In Bezug auf die Besserungsmethode ist Herr v. Valentini nicht ganz mit Wichern einverstanden. Die Criminaljustiz habe es zunächst mit schlechten Bürgern, nicht mit schlechten Christen zu thun. „Ich betrachte es als Inconsequenz, wenn man, als Anhänger und Bekenner des reinen Besserungsprincipes, nicht die letzten und unerläßlichen Schlußfolgerungen daraus zieht, d. h. wenn man dann nicht allen Ernstes den Anspruch erhebt, daß mit der constatirten Besserung des Verbrechers die Strafe ihr Ende finden müsse. Ich werde mich der Ausführung enthalten können, wie sehr durch dergleichen Bestimmungen der Corruption, der Heuchelei und der Willkür Thor und Thür geöffnet werden müßten, so lange es nicht mindestens gelungen wäre, eine Universal- und Radicalkur, gleichzeitig aber auch einen Probirstein zu entdecken, der das Echte vom Unechten sicher zu unterscheiden lehrte."

Das frühere System, die Aufsicht über die Verbrecher alten Soldaten anzuvertrauen, hatte das gegen sich, daß die Aufseher zu grob waren, den Verbrecher nur immer ihre tiefste Verachtung fühlen ließen und zu tief unter der Humanität der höhern Beamten standen. Das System Wichern hat dagegen das Nachtheilige, daß es den jungen Brüdern des Rauhen Hauses an Erfahrung und

Menschenkenntniß mangelt und daß es zu viele Verbrecher gibt, denen man zunächst mit Humanität und Christenthum nicht beikommt. Hier ein kleines Beispiel. Indem der Verfasser die Verbrecherinnen in Rubriken abtheilt, kommt er auch zur Rubrik der Faulen. „Die Species der Faulen ist immerdar im Rückstande mit ihren Pensaleistungen, und mehr noch bei den Weibern, als bei den Männern, denn hier handelt es sich um den Bodensatz im Kloak: um Subjecte, die aus Faulheit sich zur Waare herabwürdigten. Schlimm genug, wo die Noth dazu führt, schlimm genug, wo es die Sinnlichkeit thut; ist aber die Faulheit das Motiv gewesen, dann ist alles verloren. Die Weiber dieser Species sind immer wegen Diebstahl und wegen gewerbsmäßiger Unzucht verurtheilt, und so groß ist ihre Ehr- und Schamlosigkeit, so groß ihre Arbeitsscheu, daß sie ruhig die ganze Scala der Disciplinarstrafen an sich erschöpfen lassen, ohne zur Ablieferung ihres Pensums vermocht werden zu können. Man fängt an mit geringfügigen Hungerstrafen, steigert diese, wenn sie nichts helfen, fügt dann Arrest hinzu und das ist ihnen grade recht, da können sie nach Herzenslust faullenzen. Man schreitet zu Lattenarrest; allein auch dieser fruchtet nicht! Man kann nicht weiter gehen, ohne ihre Arbeitskraft, wohl gar ihre Gesundheit zu beeinträchtigen; man droht mit körperlicher Züchtigung, jedoch vergeblich! Selbst die andern Gefangenen warnen und versichern, daß es bei der Drohung nicht bleibt, doch alles dies hilft nicht! Endlich wird eine Züchtigung dictirt und vollstreckt: — und nun geht es, mit einemmale ist nun der Gehorsam da. Schüttle niemand den Kopf dazu. Wohl kenne ich alle die Stimmen der Empörung, die im Namen der Humanität laut geworden sind gegen die Prügelstrafe in den Zuchthäusern, und die Stimmen der Empörung, die im Namen der Sittlichkeit gegen die Züchtigung, zumal der Weiber, geeifert haben; ich verstehe diese Empörung sehr wohl, aber auch ich kann nur den Kopf dazu schütteln und habe nur die eine Antwort darauf: ‚grau, Freund, ist alle Theorie.‘ Von niemand in der Welt lasse ich mir absprechen, was ich mir zu erhalten gewußt habe: ein warmes Herz für die armen, unglücklichen Gefangenen und eine hohe Begeisterung für die Sittlichkeit meiner Aufgabe; und grade darum erachte ich es für ein Gebot der Humanität und der Sittlichkeit, mit festen Nerven und ohne kränkelnde Sentimentalität die Mittel zu reichen, die zum Zweck führen.“

Dagegen werden uns auch merkwürdige Beispiele mitgetheilt von einem Ehrgefühl, dessen die männlichen Verbrecher fähig sind, wenn man sie darnach behandelt. Der Verfasser erzählt von S. 127 an, wie er in den Sommermonaten von 1857 und 58, im ersten Jahr mit neunhundert, im zweiten mit nahe an siebenhundert Sträflingen in den Obra-Bruch commandirt worden sey, um dort nothwendige Bauarbeiten vorzunehmen. Obgleich nun hier Wald und Sümpfe hinlänglich Gelegenheit zu Fluchtversuchen darboten, wurden die Verbrecher doch grade dadurch zusammengehalten, daß der Director sich an ihr Ehrgefühl wandte und ihnen größere Freiheit gestattete. Einmal löschten sie einen gefährlichen Heidebrand und beim Verlesen hatten sich alle wieder eingefunden. Ein andermal war einer entsprungen, sieben andere aber verfolgten ihn freiwillig und brachten ihn wieder zurück.

Schließlich wünscht Herr v. Valentini, es möchten sich Volksvereine gründen, um dem Verbrechen überhaupt vorzubeugen durch Verhütung der fortschreitenden Sittenlosigkeit. „In den Hütten der Wilden, wo ihr eure Missionäre hinsendet, kann es viel übler nicht aussehen, wie oft daheim. Hier gilt es vor allen Dingen ‚Gesittung‘ einzuführen, und daran sollte sich jeder betheiligen, Mann wie Weib, der selbst auf Gesittung Anspruch macht. Ein Volksverein im großartigsten Maßstabe muß es seyn, der die Mission der Gesittung übernimmt.“ Der Vorschlag verdient alle Beachtung, wird aber nicht ausführbar seyn, weil die Armuth sich zwar gern ökonomische Hülfe, aber keine sittliche Censur wird gefallen lassen wollen und weil das liberale Philisterthum und die Demokratie jede Theilnahme christlicher Vereine verdächtigen werden. Eher wird sich der zweite Vorschlag, den Herr v. Valentini macht, ausführen lassen. Nämlich ein Frauenverein. „Groß ist die Aufopferung des Weibes, welches dem verstümmelten Soldaten die treue Pflegerin wird, noch größer aber ist sie, wenn das reine, gebildete, ehrenhafte Weib zu der Verworfenen seines Geschlechtes herabsteigt, für deren Erlösung sich begeistert, an deren Errettung sich betheiligt. Grade hier im Gefängniß für Weiber, das lasse man doch nicht aus den Augen, wachsen die Köpfe des künftigen Verbrecherthums nach, viel mehr, als dies im Männergefängniß der Fall ist. Bei den Männern handelt es sich um sie selbst und um die Gegenwart, bei den Weibern um folgende Generationen und um die Zukunft.“

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 10. 3. Februar 1869.

## Geschichte.

Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Neunter Band 1868. Mit zwei lithographirten Tafeln und in den Text eingedruckten Lithographien und Holzschnitten. Wiesbaden. In Commission bei W. Roth. Groß 8°.

Diese Annalen zeichnen sich vor vielen andern Vereinsschriften durch Reichthum des Inhalts und durch die gründlichste Behandlung einzelner Gegenstände von allgemeinem Interesse aus.

Wir gehen sogleich auf den Inhalt ein und heben einige der lesenswürdigsten Arbeiten des Vereins hervor.

Zuerst das Leben des Fürsten Wilhelm Hyacinth von Nassau-Siegen von Kirchenrath Keller in Sulzbach, eine der lehrreichsten Episoden der deutschen Geschichte. Der Fürst, von welchem hier die Rede ist, gehörte der katholischen Linie von Nassau-Siegen an und war 1666 geboren. Sein Portrait in ganzer Figur zeigt ihn uns als einen schönen noch jungen Mann, aber mit etwas verschmitzter Miene und höhnisch vortretender Unterlippe. Die Selbstüberschätzung muß bei ihm sehr früh angefangen haben, denn er zeigte sich schon als Jüngling ohne Noth widerspenstig gegen seinen Vater. Sein Hochmuth gründete sich auf den Umstand, daß er nach dem Tode König Wilhelms I. von England, der zugleich Statthalter der vereinigten Niederlande und Herr des französischen Fürstenthums Orange und vieler andern zerstreuten Besitzungen war, als nächster Agnat auf die reiche Erbschaft Anspruch hatte. Deshalb machte er auch einen viel größern Aufwand, als ihm dermalen noch seine geringen Mittel erlaubten. Hofhaltend in dem kleinen Städtchen Siegen, ließ er, wie gegen seinen Vater, so auch gegen die deutschen Stände und das deutsche Volk nur Verachtung blicken und umgab sich mit Welschen, unter denen der Italiener Colomba und der Franzose Jonquiers den ersten Rang einnahmen. Diese Elenden schmeichelten seinem Stolz und verleiteten ihn, seine wenigen Unterthanen mit einer unerhörten Steuerlast zu bedrücken und mit Hohn zu behandeln.

Als aber König Wilhelm starb, hatte derselbe anders über seinen Nachlaß verfügt und die reformirte Linie der Nassauer der katholischen vorgezogen. Zugleich sprach Frankreich das Fürstenthum Orange an und Preußen Neuenburg in der Schweiz, Mörs rc. am Niederrhein an und beide drangen auch damit durch. Wilhelm Hyacinth ging leer aus, reiste vergeblich überall herum, ohne daß man ihm Gehör schenkte, und gerieth immer mehr in Schulden, weil er voreilig den Titel Hoheit angenommen und seinen Hofstaat vermehrt hatte. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans sah ihn in Paris und nennt ihn in den von mir herausgegebenen Briefen an ihre Schwester einen tollen Menschen, der einen Sparren im Kopf habe.

Versetzen wir uns in das kleine Städtchen Siegen. Es gehörte dem Wilhelm Hyacinth nur halb, die andere Hälfte der reformirten Linie in Nassau. Der katholische Wilhelm Hyacinth residirte im obern, der reformirte Fürst Adolf im untern Schloß. Der erstere haßte den zweiten und beging die fürstliche Tollheit, ihn mitten in dem kleinen Städtchen durch eine Mauer isoliren zu wollen. „Da nun die Stadt Siegen unter die beiden regierenden Herren getheilt war, so trennte Wilhelm Hyacinth seinen ihm zugehörigen Stadttheil und ließ am Ende der Burgstraße beide Theile durch eine Mauer mit einem Thore abschließen, das Tag und Nacht mit zwei Schildwachen besetzt war. Zugleich ließ er auf der, den sogenannten Hasengarten umgeben-

den Mauer einen dreißig Fuß hohen, oben platten Thurm errichten und mit zwei Kanonen besetzen. Die Läufe der beiden Kanonen waren grade auf das Corps de Logis des untern Schlosses gerichtet, um die verwandte Familie in steter Furcht und Unterwürfigkeit zu halten, auch wohl die Anerkennung seiner Würde zu ertrotzen. Die fürstliche Familie war aber dadurch der höchsten Gefahr ausgesetzt, in der Gewalt eines so jähzornigen, heftig aufbrausenden Mannes zu stehen, dem es bei der geringsten Veranlassung einfallen konnte, sie bei der Tafel niederzuschießen." Fürst Adolf bat den König Friedrich I. von Preußen dringend um Hülfe und dieser schickte Soldaten, die vom Volk mit Jubel empfangen wurden. In der ersten Freude stürmte das Volk das obere Schloß und riß es gänzlich nieder.

Wilhelm Hyazinth war damals abwesend. Als er aber wiederkam und gegen Preußen aus Ohnmacht, und weil der Kaiser damals großen Werth auf das Bündniß mit Preußen legte, nichts ausrichten konnte, suchte er sich auf eine boshafte Weise dadurch zu rächen, daß er nicht nur seine Unterthanen aufs neue mit den schwersten Abgaben drückte, sondern auch die westphälischen und rheinländischen Katholiken in sein Interesse zu ziehen und den Streit auf das religiöse Gebiet hinüber zu spielen suchte. „Die Processionen wurden mit immer größerem Pompe begangen, der zum überwiegenden Theile protestantische Ausschuß mußte mit fliegenden Fahnen, mit Trommeln und Pfeifen mitziehen, die Magistrate bei dem Umzug den Himmel tragen. Die Zuschauer wurden bei dem Vorüberziehen des Venerabile mit Stockschlägen zum Niederfallen gezwungen, sogar die Diener des Fürsten waren geschäftig, dieselben auszutheilen. Selbst der Premier de Colomba hatte einen reformirten siebzigjährigen Greis, der am Thore Schildwache stand, deshalb, weil er vor dem Venerabile nicht niederfiel, dergestalt mit Stockschlägen bearbeitet, daß er an der Mißhandlung starb. Die zur protestantischen Kirche zu Siegen gehörigen und von dasigen Geistlichen zu bedienenden Filiale Weidenau, Eiserfeld und Caan waren schon früher hart behandelt worden und wurden jetzt aufs neue ihrer Lehrer beraubt und nur katholische angestellt; die Eltern wurden mit zehn Thalern bestraft, welche ihre Kinder nicht zu diesem Unterricht schickten, den reformirten Predigern wurden die Actus ministeriales in diesen Orten entzogen. Den dasigen Mitgliedern des Presbyteriums wurde bei 100 Thalern verboten, sich zu versammeln und den Geistlichen bei 40 Thalern Strafe untersagt, demselben beizuwohnen. Wer sich diesen Bestimmungen widersetzte, wurde bei Wiederholung des Landes verwiesen oder es wurde ihm, wie bei Hermann Daub, das ganze Vermögen zum Vortheil des fürstlichen Fiscus confiscirt."

Nun schritt das Corpus Evangelicorum ein und der Reichshofrath in Wien beauftragte Kurpfalz mit der Execution. Wilhelm Hyacinth war wieder abwesend, Colomba entwischte, Jonquiers aber wurde gefangen und auf ewig aus dem Reiche gewiesen. Als aber Wilhelm Hyacinth zurückkam, plagte er die Bauern noch ärger als vorher, bis sie sich empörten. „Als nun Fürst Wilhelm Hyacinth im März 1707 von einer Reise auf Aachen nach Siegen zurückkehrte, wollte er durch einen gewaltsamen Act die Gährung stillen, die Revolution niederschlagen und Alle zur Unterwürfigkeit zurückführen. An dem oben erwähnten Friedrich Flender von der Hardt, der sehr wenig an dem Aufruhre betheiligt war, sollte ein abschreckendes Beispiel gegen jede Volkserhebung gegeben werden. Alsbald wurde ein Schaffot auf dem sogenannten Hasengarten errichtet und derselbe ohne alle vorhergegangene Untersuchung, ohne Urtheil und Recht, am 29. März 1707 enthauptet. Sein Kopf wurde auf eine hohe Stange über dem Marburger Thor gesteckt." Nun aber wurde der Tollheit des Fürsten ein Ziel gesetzt, derselbe auf kaiserlichen Befehl für unwürdig erklärt, länger zu regieren und dem Domcapitel zu Köln die Landesverwaltung übertragen. Der abgesetzte Fürst bemühte sich vergebens um Wiederherstellung, auch seine Gemahlin trennte sich von ihm und er ging nach Spanien, um eine günstigere Zeit zur Wiederkehr in der Ferne abzuwarten.

Die armen Einwohner von Siegen sollten aber nicht zur Ruhe kommen, denn die kölnische Administration war von Jesuiten inspirirt und ergriff die Gelegenheit, die Protestanten zu ärgern. „Bei der am Fronleichnamsfeste stattfindenden Procession hatte man nämlich in Siegen bisher bestimmte Straßen durchzogen, die man bei jedem neuen Umgang zu wiederholen pflegte. Bei der Spannung, in der man jetzt den Protestanten gegenüberstand, wollte man diesmal einen besondern Pomp entfalten und einen recht weiten Umzug wählen. Wiewohl nun die Stadt groß genug war, um mehrere Straßen zu durchziehen, sollte aber diesmal der Zug an dem untern Schlosse vorübergehen, das von dem reformirten Fürsten Adolf bewohnt wurde, der seine protestantischen Gesinnungen nie verleugnet hatte. Man konnte leicht die Absicht dieser Demonstration herausfinden. Als daher bei dem reformirten Fürsten die Anfrage gestellt wurde, ob man durch die Pfulstraße vor dem Schlosse vorüberziehen könne, glaubte dies der Fürst ablehnen zu müssen, da die protestanti-

schen Bewohner der Stadt solche Weiterungen ungern sahen, die später dazu nur mißbraucht wurden, um neue Concessionen zu erschleichen. Da die Procession noch nie den jetzt geforderten Weg gewählt hatte, auch diese Richtung des Zugs von dem Fürsten abgelehnt worden war, so blieben die stimmführenden Jesuiten für alle weitern Folgen verantwortlich. Wirklich verbreitete sich auch das Gerücht, daß die Procession diesen Umzug antreten und mit Hülfe der Schloßmiliz auf diesem Wege durchbringen wolle. Da nach der Gewohnheit jener Zeit auch Fürst Adolf eine Leibgarde von Grenadieren zum Schutze seines Hauses, auch wohl zum Pompe seines Hofes unterhielt, so wollte er wenigstens das Möglichste thun, diese neue Usurpation zurückzuweisen. Der Fürst beorderte daher seinen Lieutenant mit den Grenadieren die Gasse geschlossen zu halten, um den bisherigen Besitzstand zu wahren und allen Weiterungen vorzubeugen, in der Hoffnung, sie würden von selbst von dem prätendirten Durchzug abstehen und ohne Gewalt zu brauchen, sich zurückziehen. Auch war dem Lieutenant die ausdrückliche Ordre von dem Fürsten ertheilt worden, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, vielmehr der Gewaltthätigkeit zu weichen, ‚jedoch solle er gegen diese Violenz im Namen des Fürsten Protestation einlegen.' Bei der herrschenden Aufregung hatte diesmal die Procession eine ungewöhnliche Betheiligung gefunden, denn nicht nur war auf Einladung der Jesuiten die katholische Schloßmiliz, nämlich die ganze Pfälzische und Münster'sche Kreisdirectorial-Garnison bewaffnet erschienen, sondern es hatte sich außer dem Landesausschuß auch die katholische Bevölkerung vom Lande an die zahlreichen katholischen Stadtbewohner angeschlossen. Als nun dem Zuge zwanzig Soldaten mit gezogenem Seitengewehr auf vorbenannter enger Pfulstraße voranmarschirten, — wir referiren hier nach Faber und Schauroth, — und der pfälzische Lieutenant seinen Weg mit Affectation vor des reformirten Fürsten Hof vorbei, blos zu dessen Verdruß nehmen wollte, die Grenadiere sich aber demselben widersetzten, haben die katholischen Soldaten sofort ihre Bajonette aufgesteckt, was denn auch die Grenadiere gethan haben. Während aber nun beide Theile auf der Pfulstraße eine Zeitlang gegen einander standen und der kurpfälzische Lieutenant neue Ordre einholte, haben die katholischen Bürger und Bauern, die hinter den Schloßsoldaten standen, angefangen, mit Steinen auf die reformirten Soldaten zu werfen und wiewohl nun diese auf Befehl ihr Gewehr senkten und sich zurückzogen, gab der pfälzische Lieutenant das Signal zum Kampfe, denn er feuerte mit eigener Hand eine Musquete in die Mitte der Grenadiere ab, worauf sogleich der fürstliche Lieutenant Jaquillant todt zur Erde niederstürzte, da dann die fanatisirte Schloßgarnison mit Schießen, Hauen und Stechen über die Zurückziehenden herfiel, so daß, außer dem Offizier, noch drei auf dem Platze blieben, zwölf gemeine Grenadiere mit einem Unteroffizier, zum Theil schwer verwundet wurden, wovon einer noch später starb. Ja, die Wuth war so groß, daß selbst mehrere Kugeln nach dem untern Schlosse abgeschossen wurden, wovon einige in das fürstliche Kinderzimmer einschlugen und glücklicherweise der Dienerschaft am Leibe vorüberflogen. Kaum hatte man aber auf dem obern Schlosse das Feuern der Soldaten gehört, als man auch von da die Kanonen losbrennen ließ, so daß die Kugeln in die fürstlichen Zimmer einschlugen, gleich als wolle man die reformirte Residenz in Grund schießen."

Man klagte bei den protestantischen Reichsständen, aber die Entscheidung wurde verschleppt. Da Wilhelm Hyacinth kinderlos war, sollten die Kinder aus morganatischer Ehe eines noch übrigen katholischen Zweiges der Nassauer erbberechtigt werden, wie es die Jesuiten wünschten, aber die rechtmäßigen Erben der protestantischen Zweige Nassau-Dillenburg und Nassau-Dietz traten dem entgegen und besetzten Siegen mit ihren Truppen. Da jedoch die Gemahlin des Wilhelm Hyacinth um diese Zeit, getrennt von ihrem Manne starb, heirathete der letztere geschwind noch eine Gräfin Starenberg und kehrte aus Spanien zurück, um mit Hülfe der katholischen Fürsten wieder in den Besitz seines Ländchens zu kommen. Allein Wilhelm von Nassau-Dillenburg kam ihm zuvor und empfing die Huldigung des Ländchens, im Jahr 1742. Die Nassauer Familie arrangirte sich, wobei damals schon Friedrich der Große mitwirkte. Die zweite Gemahlin Wilhelm Hyacinths wurde mit einem Jahrgehalt abgefunden und ließ gern ihren alten widerwärtigen Mann im Stich, indem sie nach Wien zog. Er selber starb im folgenden Jahre und die reiche oranische Erbschaft war ihm größtentheils durch eigene Schuld entgangen.

Was für eine Zeit, in welcher sich alles in Deutschland um das Familieninteresse zahlloser größerer, kleinerer und kleinster Fürsten drehte, von denen selbst die kleinsten sich wieder in vielerlei Linien theilten und jede Linie Ansprüche machte, wie sie nur den Beherrschern größerer Reiche zukamen! Während dieses kleinfürstliche Unkraut den Boden des deutschen Volkes aussaugte, bildete es sich ein, das Volk sey nur dazu da, damit das Unkraut immer neue Wurzeln in ihm schlage. Wir haben hier ein Beispiel kennen gelernt, wie so

ein kleiner Ausläufer einer fürstlichen Wurzel die arme Bevölkerung seines Ländchens in äußerster Ungebühr mißhandelte und auspumpte. Solche Beispiele lassen sich aber aus der deutschen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte noch viele nachweisen. Vehse hat die Kunde der kleinen geistlichen und weltlichen Höfe noch lange nicht genügend erschöpft und namentlich die vielen kleinsten und allerkleinsten übergangen. Darüber kann man in dem ältern Nürnberger Bildersaal, in Schlözers Annalen, in Webers Briefen über Deutschland und in vielen Specialgeschichten und neuern Vereinsschriften noch ein reiches Material finden. Deshalb hatten die rheinbündischen Professoren, allerdings ein höchst verächtliches Volk von feigen Schmeichlern und bezahlten Vaterlandsverräthern, doch insofern nicht unrecht, als sie den großen Napoleon priesen, jenes kleinfürstliche Unkraut in Deutschland unschädlich gemacht zu haben.

Der zweite größere Aufsatz der vorliegenden Annalen über die Blutampullen der römischen Katakomben von Doctor Kraus ist in einem besondern Abdruck erschienen und wird von unsern Blättern noch ausführführlich besprochen werden. Dreizehn andere kleinere Aufsätze des vorliegenden Bandes handeln von verschiedenen Alterthümern, Denkmälern, Funden, Gebräuchen &c.

---

## Erzählungen.

Der Himmelsring. Eine einfache Erzählung von Bruno Salzbrunner. Ein kleiner Stein zum Bau der deutschen Zukunft. Zweite Auflage. Nürnberg, Schmid, 1868.

Man wird bei dieser Erzählung an Göthe's Hermann und Dorothea erinnert, sofern sie die Gemüthlichkeit und Ehrlichkeit des deutschen Bürgers schildert. Göthe war aber ein viel zu großer Philister, als daß er diese Bürgertugend nicht hätte ganz kleinstaatlich und kleinstädtisch auffassen müssen. Göthe, der zur Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands Napoleon mit einem schwülstigen Lobgesang ansang, vermochte den Bürgersinn nicht mit Nationalsinn und Nationalstolz zu paaren.

In vorliegender guter Erzählung wird derselbe Bürgersinn und Biedersinn ganz anders aufgefaßt, in gewissem Sinne tragisch. Denn sie vergleicht den Kreis tugendhafter Menschen, den eine Jahrhundertlange Mißregierung, Vaterlandszerrissenheit, Vaterlandsverrath, heidnisch-classische Bildung, französische Mode und neuestes literarisches und ökonomisches Juden- und Yankeethum noch übrig gelassen haben, mit dem Himmelsring, d. h. dem Regenbogen in Gewittern. „Auf dem dunklen Grunde der Noth des Lebens erhebt sich der Himmelsring aus edlen Menschen, in denen jenes reine wandellose schattenlose Licht sich spiegelt, von dem wir lesen, daß es die Quelle aller Lichter und aller guten Gaben ist. Dieses reine Licht kann jeder spiegeln, wenn er will, und kann somit ein Theil des höchsten Himmelsringes auf der Erde seyn. Wenn sich im ärmsten Regentröpflein, wenn es einen dunklen Hintergrund hat, wundervoll die ganze Sonne spiegelt, so kann gar jeder arme Mensch Gott, das ewig schöne Licht, durch Wohlthun an seinem ärmeren Bruder wunderherrlich spiegeln. Und wenn jeder Deutsche das auf seinem Platze thäte, was der Verwalter, Bernhard, der Bärenwirth und die andern edlen Menschen in meiner Erzählung auf dem ihrigen gethan haben, dann würde das deutsche Volk den schönsten Himmelsring erzeugen, den wir uns denken können. Auch magst Du aus dieser Erzählung sehen, lieber Leser! wie aus Kleinem Großes werden kann, wenn Verstand und Treue bei dem edlen Wirken ist. Der Verwalter nimmt ein armes Reis, den kleinen Bernhard, und steckt es in seinen Garten und es wächst und wird ein Baum, der gar vielen müden Wanderern Schatten gibt. Preis sey Gott, dem Licht der Lichter! denn nur durch ihn sind Lichter und durch diese Lichter Himmelsringe möglich. — Dieses Büchlein, das ich in Voraussicht des Gewitters, welches über Deutschland kommen würde, ‚Himmelsring' betitelt habe, möge den kummervollen Geist des deutschen Bruders aus den grausigen Tiefen emporziehen zu solchen stillen Kreisen, in welchen einfache edle Menschen walten und streben, Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen, und, so weit ihre Macht reicht, Eroberungen für das Reich der wahren Freiheit zu machen und den Glauben an eine sittliche Weltordnung zu beleben."

In diesem Sinne wollen wir das kleine Buch bestens empfohlen haben.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **N° 11.** 6. Februar 1869.


## Zeitgeschichte.

Livländische Beiträge, herausg. von W. v. Bock. Band II, Heft 5 und 6. Berlin, Stilke und van Muyden, 1868.

Der Herausgeber fährt fort, die Zustände in Livland und die Unterdrückung, welche Deutschthum und Lutherthum dort treffen, zu schildern. Nebenbei hat er in einer kleinen besonders gedruckten Flugschrift „die Nordische Post im Lichte der Collectiv-Erklärung der Ritterschaften Livlands, Ehstlands, Kurlands und Oesels“ den echten Text dieser Erklärung dem entstellt in die Oeffentlichkeit gelangten Texte gegenüber abdrucken lassen. Russische Federn haben den Verfasser verunglimpft, d. h. der Wolf hat das arme Lamm angeklagt, es trübe ihm das Wasser. Den deutschen und protestantischen Livländern sind ihre alten, durch das Kaiserwort geheiligten Privilegien gebrochen worden, zu vielen tausenden sind die lutherischen Bauern verlockt worden, zur russischen Kirche überzutreten. Eben so systematisch, wie in Polen der katholische Glaube und die polnische Sprache unterdrückt werden, widerfährt dasselbe dem lutherischen Glauben und der deutschen Sprache in den Ostseeprovinzen, nachdem der vorige Kaiser Nicolaus einmal für allemal das System beliebt hat, in Rußland solle künftig nur e i n Glaube und e i n e Sprache herrschen. Die deutschen Lutheraner sind also die Angegriffenen, sind die, welchen Unrecht geschieht, und wer für sie das Wort nimmt, ist kein Verräther an Rußland oder Rebell, sondern in ohnmächtiger Defensive, ein Vertheidiger des Rechts ohne irgend eine andere Waffe, als die Wahrheit. Man darf sogar sagen, er dient Rußland besser, als die unwissenden Barbaren, die in St. Petersburg unaufhörlich gegen die Deutschen hetzen und in ihrer Machtbesoffenheit kein Recht mehr anerkennen, weder ein historisches, noch ein natürliches. Die Zeit wird kommen, in welcher man einsehen wird, daß Rußland im vorigen Jahrhundert wohlgethan hat, die Deutschen in den Ostseeprovinzen zu schonen und sich ihrer guten Dienste zu erfreuen. Mit ihren deutschen Ministern und Generalen haben die Kaiser und Kaiserinnen mehr ausgerichtet, als sie es mit Strelitzen und Bojaren vermocht hätten. Hier längst civilisirte deutsche Provinzen mit Bartrussenthum und Popenthum zu überschwemmen, zeigt zwar von großer Macht, aber nicht von eben soviel Weisheit. Der Verfasser hat nicht unrecht, wenn er S. 385 bemerkt, die baltischen Zustände auf das benachbarte russische Gouvernement Pleskow auszudehnen, wäre gerathener, als das Umgekehrte zu unternehmen.

Nach neuem Vorschlage soll auch der nicht russischen Jugend die russische Geschichte und zwar nur in russischer Sprache eingeprägt werden. Nun ist aber bekanntlich die russische Geschichte so voll Greuel halbasiatischer Barbarei, daß der Verfasser nicht unrecht hat, wenn er S. 485 sagt: „In der Presse wird jetzt verlangt, daß in den polnischen, auch in den baltischen Volksschulen russische Geschichte und zwar in russischer Sprache gelehrt werde, um damit die Gemüther der Jugend für das herrschende Volk zu gewinnen. Wir ersehen daraus, daß diese panslavistischen Feuergeister ihre Geschichte selbst nicht kennen oder nicht kennen wollen. Wahrscheinlich verwechseln sie diese mit dem Phantasiebild, welches sie sich aus einer willkürlichen Auswahl von Ereignissen und Zuständen mit Ueberhüpfung ganzer Jahrhunderte zusammengelesen und noch eigenhändig mit reichem Schmucke versehen haben. Wir wissen nicht, ob eine solche Geschichte Rußlands schon für Volksschulen zurecht gemacht worden ist. In der That kann die polnische, litauische, ehstnische, lettische

Jugend dadurch für ihr ganzes Leben eingeängstigt und zur stumpfen Ergebung, also zu Russen geprägt werden. Aber wie ihre Gemüther mit Zuneigung zu diesem Volke erfüllt werden können, das begreifen wir nicht." Es wird unter anderem darauf hingewiesen, daß grade in den Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, in welchen Deutschland seine Reformation erlebte, in Rußland Iwan Wassiliewitsch der Grausame als der ärgste Tyrann regierte, den vielleicht jemals die Sonne beschienen hat.

Auch die russische Kirche ist bekanntlich nur ein Instrument des weltlichen Despotismus und weder Katholiken noch Lutheraner können durch den Tausch mit ihr gewinnen. Die griechische Kirche kennt und leidet keine Predigt. Die Popen lesen und lernen nichts. Auch die Mönche, aus denen allein der Episcopat rekrutirt wird, verstehen keine andere Sprache als die russische. Was Doctor Marbner unlängst in seinen Frankfurter Vorlesungen über die Popen und über das gemeine Volk in Rußland gesagt hat, erhält in den Mittheilungen der vorliegenden Beiträge volle Bestätigung. „Das russische Volk, so lesen wir in dem ‚Jahresberichte der transbaikalischen Mission für 1866' (Dorpt. Zeitschrift a. a. O. S. 170), ‚hat', wie von Lilienfeld richtig bemerkt, ‚seinen Aberglauben ein volles Jahrtausend bewahrt. Um so schwieriger ist es, von den Neugetauften zu verlangen, daß sie ihn vollständig ablegen.' Und altgetaufte Katholiken und Protestanten sollten die Perle ihres Glaubens vor die Säue werfen! Dazu kommt aber noch, so fährt unser Bericht gemüthlich berichtend fort, ‚daß die Russen selbst vor den Schamanen und den Lama's keine geringere Furcht haben als die Heiden; sie wenden sich an dieselben ebenso um Hülfe als die Heiden, und glauben ihren Vorhersagungen ganz ebenso.' So ‚berichtet' ein Russe über die Russen!"

Die Berichte jener Mission sind äußerst interessant. Man hat einige russische Missionäre zu den Tungusen und Buräten jenseits des großen Baikalsee's in Ostsibirien geschickt, um hier an den chinesischen Grenzen den Heiden das Evangelium zu verkünden. Man sagt auf den Wunsch der Kaiserin. Die Missionäre beschweren sich aber in ihren Berichten bitterlich darüber, daß das russische Gouvernement sie vernachlässige, ihnen nicht einmal Grundeigenthum gewähre, da sie doch den Lama's große Kronländereien geschenkt habe und diese Heidenpriester auf alle Weise begünstige. Die armen Missionäre scheinen nicht zu begreifen, daß das sibirische Gouvernement im Sinne der russischen Politik völlig correct handelt, indem es die heidnischen Völkerschaften für sich gewinnt. Würde Rußland diesen Heiden die christliche Religion aufnöthigen wollen, so würden sie rebelliren und sich mit dem chinesischen Reich vereinigen, also China stärken und Rußland schwächen. Um dies zu vermeiden, schmeichelt das russische Gouvernement den heidnischen Priestern, dotirt sie auf das reichlichste und gewährt ihnen Freiheiten, die sie in China und Tibet entbehren müssen. „Nach den Bestimmungen des Lamaismus sollen die Lama's in den Dazan's leben, und dürfen diese nur mit Erlaubniß ihrer Oberen verlassen. Bei uns aber thun und treiben sie, was sie wollen. Dazu ist die lamaitische Geistlichkeit von allen Krons- und Gemeindeabgaben befreit . . . . endlich sind die Lama's auch nicht einmal der weltlichen Obrigkeit untergeordnet, sondern haben nur dem Chambo-Lama zu gehorchen, der unmittelbar unter dem General-Gouverneur von Ostsibirien steht. In der Mongolei und in Tibet erfreut der Lamaismus sich durchaus nicht solcher Vorrechte. Und wie vergelten die Lama's unserer Regierung alle diese Wohlthaten? 1) Damit, daß sie das Volk im Aberglauben erhalten, 2) aufs Strengste die Taufe untersagen, 3) ihre Interessen mit denen der Mongolei und Tibet vereinigen, 4) den Glauben an den Chubilchan verbreiten. In letzter Zeit haben mongolische Emissäre sich häufig unter den Buräten in Transbaikalien und Irkutsk gezeigt und dem heidnischen Aberglauben neue Nahrung zugeführt; dazu verbreiten sie in tausenden von Exemplaren verschiedene Schriften, in welchen diejenigen mit schrecklichen Heimsuchungen bedroht werden, die vom Lamaismus abfallen. Dazu ist die Bedeutung und die Stellung des Pandido-Chambo einzig in seiner Art, wie sie in der Mongolei gar nicht vorkommt. Bei uns hat er die Rechte eines orthodoxen Erzbischofs, visitirt die Dazan's, ermahnt die heidnischen Buräten, sich von russischen Missionären abzuwenden, die gleichsam ohne des Kaisers Befehl hingekommen seyen; er stellt große Festlichkeiten an. In Folge dessen werden die Lama's vom Volke wie Kronsbeamte angesehen . . . . und das Volk gehorcht ihnen, weil es von dieser Knechtung, als einer durch das Gesetz sanctionirten, nicht die Macht hat, sich zu befreien. Ueber die rapide Verbreitung des Lamaismus in Sibirien und die ganz maßlose Vermehrung der Lama's in kurzer Zeit liefert das Buch des Bischofs Nil ‚der Buddhismus' rc. interessante Mittheilungen."

Rußland verfährt in dieser Beziehung ganz so praktisch, wie England. Das britische Gouvernement in Ostindien läßt zwar auch christliche Missionäre zu, um den Schein zu wahren, hält sie aber sehr knapp und begünstigt das Heidenthum, baut den Heiden sogar

Tempel und schont sie auf alle Weise, um sie möglichst bei guter Laune zu erhalten und Aufregungen des religiösen Fanatismus zu verhüten. Denn nur so lassen sich die vielen Millionen Heiden mit besserer Bequemlichkeit regieren. Rußland macht hinter dem Baikalsee keine Propaganda. Sein Glaubenseifer wie seine Toleranz sind nur verschiedenartige Regierungsmittel, die man nach Umständen gebraucht. Gilt es, die griechischen Christen gegen den Sultan aufzureizen oder auch gegen Oesterreich, so trieft die St. Petersburger Presse von Salbung und Heiligkeit. Da heißt es: Das Kreuz im Herzen und Eisen in der Faust, der Halbmond muß von der Hagia Sophia weggerissen und das griechische Kreuz dort aufgepflanzt werden! 2c. Wenn es aber gilt, die hinterasiatischen Völkerschaften günstig für Rußland zu stimmen, so schmeichelt dasselbe Rußland den Heiden. Stellt man die russischen Edicte zusammen, die in Livland den Rückfall aus der russischen in die lutherische Kirche mit den unerhörtesten Strafen bedrohen, und die Edicte derselben Regierung, die in Ostsibirien den heidnischen Lama's und Oberlama's Privilegien und reiche Krongüter sichert, so scheint das freilich ein Widerspruch zu seyn, ist es aber nicht, denn die Politik ist Zweck, Glauben oder Unglauben gleichgültiges Mittel.

Die Toleranz in Ostsibirien ist übrigens eine gegenseitige geworden. Da die gemeinen Russen zu den heidnischen Priestern laufen, so laufen auch die Heiden gelegentlich zu den Popen. In den Zeiten der spätern römischen Kaiser erzielte die römische Politik ähnliche Resultate. Der Imperator wurde mit der Gottheit identificirt und im Lagercultus der eroberten Provinzen andächtiger Neugier zur Schau gestellt. So war der Dolichenuscultus der alten Römer ein Vorbild des Nicolaicultus in Ostsibirien. Ein russischer Geistlicher L—zew gibt folgende Schilderung eines Festes, welches dem h. Nicolaus zu Golustnoe gleich einem heidnischen Götzen gefeiert wurde. „Stellen Sie sich vor, in dunkler Nacht zwei große Menschenhaufen beim Glanz der Lichter, beide in gleicher Weise durchdrungen von inniger Liebe zu dem, der die Veranlassung dieser Feier war, zum h. Nicolaus! Kaum konnte der Diacon die Ektenie sprechen, kaum hatte der hochwürdige Wenjamin nach den vier Weltgegenden hin das Zeichen des lebenerzeugenden Kreuzes gemacht, als sich auch schon das h. Bild in der Gewalt der Buräten befand, die dasselbe wie eine dichte Mauer umgaben: jeder bemühte sich, es auf seinen Händen zu tragen; wem das nicht gelang, der bestrebte sich, es wenigstens mit seinen Fingern zu berühren; wem auch das nicht gelang, der warf sich wenigstens nieder, und war dabei in Gefahr zertreten zu werden; in vieler Augen waren Thränen zu sehen. Zu unsern Ohren drangen Ausrufe wie diese: ‚Nicólá, unser Väterchen, wir haben Dich lange nicht gesehen.‘ ‚Ohne Dich wollte bei uns das Gras nicht wachsen.‘ ‚Wie schön Du geworden bist!‘ riefen andere, welche die neue Bekleidung des wunderthätigen Bildes beschauten. Und so ging es fort bis zum Tempel. Es hielt schwer, in die Nähe des h. Bildes zu kommen. Jeder Burät kaufte ein Licht, jeder stellte es selbst vor dem Bilde auf und sagte dabei seinen Wunsch her. Einer bat den Nicolai um Brod, ein anderer bat um einen guten Fischfang, ein dritter bat um Gras; die Tungusen erbaten wilde Ziegen, Eichhörnchen, Zobel 2c."

Das Schlaglicht, welches hier auf Ostasien geworfen wird, ist ganz geeignet, das von der russischen Eroberung und Propaganda beständig bedrohte katholische und protestantische Europa ein wenig zur Besinnung zu bringen. Sowohl das bevorstehende ökumenische Concil könnte sich in doppeltem Hinblick auf das erobernde Popenthum dort und dem reißend überhand nehmenden Unglauben hier zur Aufgabe stellen, die gläubigen Parteien in allen abendländischen Kirchen zu versöhnen, anstatt die Protestanten unterjochen zu wollen; und die deutschen Protestanten könnten sich aus gleichen Gründen einmal überlegen, ob der unter ihnen zwischen Unionisten und Lutheranern neu entbrannte Streit nicht gleichfalls eine Thorheit ist, weil niemand davon Gewinn hat als ihre beiderseitigen Gegner Rußland und der Materialismus.

---

## Trauerspiel.

Sebastian. Martyrertragödie in fünf Aufzügen von Emilie Ringseis. Freiburg im Breisgau, Herder, 1868.

Die Verfasserin hat in ihren frühern Dichtungen mehr den Ton Calderons in seinen Autos eingehalten, hier legt sie uns ein umfangreicheres Trauerspiel vor. Solche Stücke auf der Bühne zu sehen ist freilich nicht Mode der Zeit. In der Vorrede wird davon gesprochen und hinzugefügt: „Tragen am jetzigen Zustand der Bühne nicht viele Religiösgesinnte selber mit Schuld in dreifacher Weise?: Da sind Jene, die grundsätzlich von der Schauspielkunst überhaupt nichts wissen wollen

ob deren Klippen und Gefahren. Das Theater besteht, ist Thatsache, läßt sich nicht wegvernünfteln noch wegpredigen. Sie aber wollen keinen Gebrauch machen von der herrlichen Waffe aus Verdruß über deren Gewalt in der Gegner Hand oder aus Aengstlichkeit, weil die Waffe, ungeschickt gehandhabt, ihren eigenen Herrn verletzt. Es ist immer wieder das Vergraben des anvertrauten Pfundes, ‚weil Gott ein strenger Herr ist'. Andere lassen in mißverstandener Ehrfurcht für das Heilige und in Unterschätzung der göttlichen Abkunft und Bestimmung der Kunst sie nur gelten, solange sie sich auf weltlichem Gebiete bewegt. — Und wieder Andere halten zwar die Kunst wie das Heilige in Ehren, unterschätzen aber Werth, Bedeutung und Beruf der irdischen Schöpfung und der weltlichen Menschengeschichte und möchten der geistlichen Kunst alle sogenannte Profankunst zum Opfer schlachten. Einseitigkeiten, oft mit peinlicher Kleinseligkeit durchgeführt, welche nothwendig den bedauerlichsten Rückschlag hervorrufen."

Geistliche Schauspiele müssen sich heutzutage nach Oberammergau zu den Bauern flüchten. Abgesehen davon, daß fast gar keine geistlichen Schauspiele existiren, außer ältere, an denen doch manches geändert werden müßte, würden auch Stücke von edlem Geist und Geschmack, wie sie Calderon schrieb, von heutigem Publikum gar nicht begriffen werden. Denn der Sinn für christliche Schönheit ist der modernen, gänzlich paganisirten und verjüdelten Bildung, besonders der Bühnenbildung, abhanden gekommen.

Der Held der vorliegenden Tragödie ist der h. Sebastian, der an einen Baum gebunden, mit Pfeilen erschossen wurde. Die Maler der Renaissancezeit haben ihn gewöhnlich nackt gemalt und in ihm ein Ideal männlicher Körperschönheit dargestellt, wie in der heil. Magdalena ein Ideal weiblicher Schönheit. Dieser Umstand würde das heutige Publikum wohl für den Helden einnehmen und begeistern können, wenn er irgend ein Heide oder Jude gewesen wäre. Da er aber das Unglück hatte, ein Christ zu seyn, — weg damit!

Betrachten wir nun das vorliegende Trauerspiel ganz unabhängig von der heutigen Theatermode, so geben wir der Dichterin das Zeugniß, daß sie sich in ihrer reinen und edlen Auffassungsweise des Heiligen gleich geblieben ist. Sebastian ist eine männliche Lichtgestalt, ähnlich einem kriegerischen Engel, der aus der Region des ewigen Lichtes in die dunkle Welt des Kampfes und Todes eintritt und noch vom himmlischen Glanz umgeben ist. Er war aber ein Mensch und das Licht strahlte, durch das Evangelium geweckt, nur aus seiner reinen Seele hervor. Wir sehen ihn hier als Hauptmann der kaiserlichen Leibwache und Liebling des Kaiser Diocletian. Er ist Christ geworden, der Kaiser weiß es, will es aber in seiner milden Weise nicht wissen, da er bisher zwar die Christen immer geschont, durch diese Schonung aber grade zu ihrem Aufkommen beigetragen hatte und aus Staatsgründen ein weiteres Umsichgreifen der neuen Secte für gefährlich hielt.

Zwei Brüder aus vornehmem Patriciergeschlecht sind als Christen eingekerkert worden, ihre Mutter Marcella, eine stolze Römerin nach alter Art, beschwört sie, dem Christenthum zu entsagen, um die Ehre und das Ansehen ihres Hauses zu retten. Dem ältern der beiden Söhne, Marcus, setzt überdies seine schöne und feurige Gattin Claudia aufs heftigste zu, um ihrer Liebe willen dem Christenthum zu entsagen. Aber Sebastian tritt in den Kerker, spricht den Brüdern Muth zu und stärkt sie im Glauben, so daß sie standhaft den Märtyrertod erdulden. Nun aber eilt Claudia in wahnsinniger Liebeswuth zum Kaiser und denuncirt seinen Hauptmann als heimlichen Christen, um sich an ihm zu rächen. Es gelingt ihr, denn der Kaiser hätte zwar seinen Hauptmann gern noch länger geschont, erzürnt sich aber über ihn, daß er seinen wohlwollenden Winken nicht gehorcht und sein Christenthum nicht geheim gehalten hat. Aus Staatsgründen könne er ihn nun nicht länger beschützen, und aus Zorn befiehlt er, ihn auf eine grausame Weise mit Pfeilen zu tödten.

Die ergreifendste Scene des Stücks ist am Schlusse die Begegnung der beiden Frauen mit Sebastian, der sie in ihrem tiefen Jammer tröstet mit dem Troste, der auch das schwerste Seelenleiden heilen kann. Kurz er bekehrt auch sie zum Christenthum.

Die Sprache des Trauerspiels ist würdevoll, aber in ihrer Einfachheit hin und wieder zu bescheiden. Man vermißt hier in den entscheidendsten Scenen jenen Schwung der Declamation, der die berühmten schönen Stellen bei Calderon und Schiller auszeichnet.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 12. 10. Februar 1869.

## Zur Arbeiterfrage.

1) Die arbeitenden Classen Englands in socialer und politischer Beziehung von J. M. Ludlow und Lloyd Jones. Aus dem Englischen von Julius von Holtzendorff. Berlin, J. Springer, 1868.

Wir erhalten hier eine Geschichte des Arbeiterwesens in England vom Jahr 1832 an, in welchem Zeitpunkt bekanntlich die Frage eine brennende zu werden anfing. Die beiden Verfasser suchen hauptsächlich den Beweis zu führen, daß seit jener Zeit des Chartismus und der leidenschaftlichsten Aufregung unter den Arbeitern allmälig eine nüchterne Besonnenheit zur Herrschaft gelangt sey und daß sich darin der englische Nationalcharakter ausspräge. Früher habe man sich mehr von der Hitze der französischen Arbeiter hinreißen lassen und ein wenig den Traum des Communismus geträumt, nun aber habe sich die Ehrlichkeit, die Loyalität und der Rechtssinn der englischen Race Bahn gebrochen. Die englischen Arbeiter verlangten aber mit Recht, daß man sie nicht mehr als Paria behandle, sondern ihnen die staatsbürgerlichen Rechte gewähre, wie den reichern Classen, damit auch ihr Interesse im Parlamente vertreten sey. Das ist das Programm des vorliegenden Buchs. Die Enthüllungen, die in Sheffield gemacht worden sind, haben am Urtheil der Verfasser nichts geändert. An den dort begangenen Freveln sey die große Masse der englischen Arbeiter nicht mitschuldig.

Die Verirrungen der dreißiger Jahre, das Truksystem, die verbissene Wuth der Arbeiter, die Palliativmittel, womit man zu helfen suchte, werden ausführlich geschildert. Dann aber wird bemerkt, es sey eine bedeutende Besserung eingetreten. Die Trinksucht habe abgenommen, wenigstens im Verhältniß zu frühern Zeiten. Eine erfahrene Stimme aus Leeds sagt aus: „‚In Bezug auf die Trunkenheit bin ich mir sehr klar, daß in den letzten zehn oder zwölf Jahren eine entschiedene Vervollkommnung im Allgemeinen unter den arbeitenden Classen, und namentlich unter den Arbeitern in den Kohlengruben, stattgefunden hat. In dem allgemeinen Strom der Vervollkommnung kommen kleine Strudel vor, in welcher die Strömung auf einen Augenblick rückwärts zu gehen scheint, aber der wirkliche Fortschritt rückt entschieden vor.‘ Selbst unter der untersten Classe ist nach seiner Ansicht ‚die Vorstellung verbannt, daß ein Mann in dem Verhältniß, wie er trinken kann, ein tüchtiger Kerl ist‘. Leider haben wir noch Menschen, welche unvernünftigen Thieren gleich, das Vergnügen nach dem Trinken bemessen, im Verhältniß zu der Bevölkerung sowohl, wie zu der Classe, werden es jedoch immer weniger.“

Dagegen wird bedauert, daß in neuerer Zeit die Solidität der englischen Arbeiter abgenommen habe. Zwar hat sich ihr Ruf noch auf der großen Weltindustrieausstellung in Paris glänzend bewährt, allein die schlechtere und wohlfeilere Arbeit macht doch der bessern immer mehr Concurrenz. „Zugegeben, daß der gute Name englischer Arbeit im Abnehmen ist, daß — um einen bei dem Schneidergewerbe wohlbekannten Ausdruck zu gebrauchen — Fuscherarbeit mehr und mehr gewöhnlich wird. Gehört diese unsern Handwerken eigenthümlich an? Gibt es nicht einen Fuscher-Journalismus, eine Fuscher-Literatur, eine Fuscher-Kunst, eine Fuscher-Wissenschaft, eine Fuscher-Erziehung, eine Fuscher-Gesetzmacherei, ja selbst eine Fuscher-Religion? Wachsen nicht alle diese uns über den Kopf? Hat das Jahr 1867 keine Fuscher-Reform-Bills gesehen? Verdient die arbeitende Classe mehr als ihren verhältnißmäßigen Antheil des Tadels für jene Erschlaffung nationaler Moralität, welche sich ohne Zweifel auf allen Seiten manifestirt in der Tendenz, das Unreife, den

Schein, die Unredlichkeit an Stelle des Reifen, des Wesens, der Gewissenhaftigkeit zu setzen? Kann vielleicht der Nachlässigste der Arbeiter die Nachlässigkeit einer Reihe der Directoren der Unity Bank übertreffen? Oder kann der betrügerischste den Stiftern, Anwälten, Vorsitzenden, Geschäftsführern mancher andern cooperativen Körperschaft, die todt, im Sterben liegt oder noch am Leben ist, etwas lehren? Ohne allen Zweifel ist jeder Arbeiter moralisch verpflichtet für jede verschwendete Minute, für jedes Stück mit Bewußtseyn schlecht gearbeiteter Arbeit, noch mehr für jeden directen Betrug. Aber wo sind seine Lehrer? Wenn die Merchandise Marks Act (Gesetz, betreffend die Auszeichnung von Waaren) strafbar machte die Benutzung falscher Waarenzeichen sowohl, wie die Auszeichnung falscher Quantitäten, Gewichte, Maaße u. s. w., war dieses gerichtet gegen die Betrügereien der Arbeiter oder gegen die Betrügereien der Arbeitgeber — von welchen viele, wie wohl bekannt ist, wohlhabend und einflußreich waren? Galt das Gesetz, betreffend die Verhütung von Verfälschung der Nahrungsartikel und der Getränke dem Arbeiter oder der Classe, welche Anspruch macht über ihn auf der socialen Scala zu stehen und ihm politische Gewalt vorenthält? Was anders ist die vornehmliche, directe Ursache schlechter Arbeit in jedem Zweige menschlicher Thätigkeit, als der übertriebene Druck der Concurrenz, mag sich jener Druck äußern in dem Contractsystem oder in rein speculativer Production — national-ökonomische Erscheinungen, die in vielen Beziehungen sehr verschieden sind, in beiden aber ist alles der Zeit und Billigkeit untergeordnet. Nichts kann als Beispiel der so geschaffenen Uebel, belehrender seyn als die Zeugenaussage des Mr. Edwin Coulson, Secretär des Ziegelstreicher-Gesellen-Vereins vor der Commission für den Lohn-Garantie-Verein; nachdem derselbe verschiedene Arten von Unterschleife, welche zum Vortheil der Werkmeister und Contrahenten gemacht worden, detaillirt hatte, erklärt er, daß vor hundert Jahren die Arbeit besser war, als jetzt, nicht weil es nicht Arbeiter gibt, die im Stande sind, ‚bessere Arbeit zu machen als die, welche in alten Zeiten gemacht ist,' sondern weil ‚wir oft nicht die Aufmunterung haben, sie so gut zu machen, wie sie gethan seyn könnte.'"

Das ist ein wesentlicher Punkt, den alle Ministerien und Parlamente der Neuzeit wohl ins Auge fassen sollten. Die Unehrlichkeit ist ebenso das charakteristische Kennzeichen der modernen Industrie geworden, wie Ehrlichkeit das Kennzeichen der ältern Industrie war, in den Zeiten der Genossenschaften, die nicht blos Rechte ansprachen, sondern auch Pflichten übten. Wenn der Staat sich nicht endlich entschließt, im Verein mit der Kirche und mit allem, was in der germanischen Race noch von alter Ehrlichkeit und Tugend vorhanden ist, der reißend überhand nehmenden Unehrlichkeit und Unverschämtheit eine Schranke zu setzen, so wird der Staat mit der Gesellschaft zugleich bald alle Stadien der Verwesung durchmachen müssen.

Der Staat ist verantwortlich für alles Unheil, was durch die Gesetzgebung und Verwaltung förmlich zugelassen wird. Wenn der sittenverderblichen, ja selbst physisch schädlichen Industrie nicht gesetzlich vorgebeugt wird durch Ministerien und Parlamente, wer soll denn vorbeugen? Wie vor kurzem die Zeitungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika meldeten, hat bei einem Meeting in Cansas eine Mistreß Word in Bezug auf die Gesetzgebung ein wahres Wort gesprochen. Ihr Mann kommt immer betrunken nach Haus, das betrübt sie tief, das ist ein Schaden und eine Schande für ihr Hauswesen. Aber sie klagt nicht den Mann allein an. Es würde nicht so weit mit ihm gekommen seyn, wenn es nicht so viele Branntweinschenken gäbe, deren Besitzer durch das Laster der Trunksucht Geld gewinnen wollen, dieses Laster also auf alle Art fördern und pflegen. Fragt man, wer sie dazu berechtigt, dem Gemeinwesen zu schaden? so ist die Antwort: das Gemeinwesen selbst in seinen Vertretern und Gesetzgebern. Also diese sind zuerst verantwortlich zu machen. Die gute Frau Word wird nun freilich nicht bewirken, daß der Trinksucht nicht mehr gefröhnt werden sollte, und man wird sie vielleicht auslachen. Aber sie hat doch eine große Wahrheit gesagt. Die Regierung und die Vertreter des Volks sind verantwortlich, wenn laxe Gesetze dem Volke zum Schaden gereichen. Das Argument der Frau Word hat eine große Tragweite weit über die Branntweinschenken hinaus. Man denke nur an die in der heutigen Industrie so weit verbreitete Fälschung der Waaren. Wenn unter hundert Menschen höchstens einer durch den Branntwein ruinirt wird, trifft alle hundert, trifft die ganze consumirende Bevölkerung der Schaden, den die gefälschte Waare, das Surrogat mit sich bringt. Hier wäre aufzuräumen, hier die öffentliche Treue und Ehrlichkeit herzustellen. Aber die Industrie ist zur unüberwindlichen Tyrannei geworden und die Gesetzgebung ist ihr Sclave. Man sagt „wir machen Kapital" und reibt sich vergnügt die Hände. Wer darunter leidet, geht uns nichts an. Fiat pecunia, pereat mundus!

Im vorliegenden Werk wird ferner bedauert, daß in neuerer Zeit die englischen Arbeiter fast gar nicht mehr in die Kirche gehen. Sie werden aber entschuldigt.

„In Folge der Unterdrückung einer festgesetzten Liturgie in der Masse der dissentirenden Secten, und der Verkehrung des Princips religiöser Freiheit in eine Art von Canonisirung menschlichen Eigenwillens, einerseits, andrerseits in Folge der Vernachlässigung der Lehren eines ‚Common Prayer' (Liturgie in der bischöflichen Kirche) von Anhängern der Low Church, oder der Verunglimpfung desselben von Anhängern der High Church, zu Zwecken, die bisweilen ohne Rückhalt theatralisch sind, ist unter uns die Verehrung Gottes zu sehr zu einem Hören und Sehen eines Mannes — hin und wieder von einem Theatereffect, herabgewürdigt worden. Grade die elementare Idee jedes Gottesdienstes, des heidnischen sowie des christlichen, die einer Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen, zwischen einem schwächern Wesen, das voll von Bedürfnissen ist, und einem höhern Wesen, das im Stande ist diese Bedürfnisse zu gewähren, ist in einem großen Maaße ausgestorben; noch mehr die christliche Idee eines öffentlichen Gottesdienstes, als der vereinigten Darbringung der Buße, der Lobgesänge und Gebete zu einem himmlischen Vater Seitens der Mitglieder einer göttlichen Familie in sicherer Hoffnung einer Annahme in Jesus Christus. Könnte diese Vorstellung einmal Sinn und Herz des Arbeiters treffen, erfüllt wie er ist von dem tiefsten Gefühl für Genossenschaft, so ist es wahrscheinlich, daß nicht nur die Pflicht des öffentlichen Gottesdienstes sich ihm fühlbar machen würde, sondern auch als Privilegium von ihm beansprucht werden würde. Aber während die Idee des öffentlichen Gottesdienstes für ihn nur in dem Sitzen vor dem Herrn So und So besteht, der gewisse Formeln und Stellungen wiederholt, verschwindet zuerst natürlicherweise das Gefühl von Pflicht, und dann das der Befriedigung in ihrer Erfüllung. Er fühlt, zum Beispiel, und er fühlt richtig, daß vor dem Herrn So und So zu sitzen an und für sich kein Gegenstand der Pflicht ist."

„Andrerseits aber bedarf die Wiederherstellung des öffentlichen Gottesdienstes noch etwas Tieferem bei Geistlichen und Volk — die Wiedererwachung des Gefühls von Gemeinschaft als des eigentlichen Grund und Bodens christlichen Lebens. Wenn dieses einmal wieder belebt ist, wird sich zeigen, daß dessen Sphäre allumfassend ist. Es werden keine Klagen entstehen, — wie sie so häufig auf der Conferenz waren — daß Geistliche nicht auf sociale Fragen eingehen. Man wird fühlen, daß alle Fragen sociale sind, daß die ganze menschliche Gesellschaft in Christus begründet ist. Der Geistliche wird nicht, wie der Arbeiter vielleicht erwartet, die Partei des letztern in allen Streitigkeiten mit seinen Arbeitgebern nehmen. Aber der Geistliche wird fühlen und erklären und zeigen, durch Wort und That, daß er, als ein wahrhafter Diener und Krieger Christi, des Königs der Könige, des Herrn der Herren einen lebenslangen Kampf zu kämpfen hat gegen alles, was sich seiner Herrschaft widersetzt, gegen alle Bestrebungen des Handels, der Politik oder irgend einer andern Form menschlicher Thätigkeit, die darauf hinaus wollen sich selbst Gesetze geben zu wollen ohne Ihn, und gewissermaßen unabhängige Reiche des Heidenthums in Gottes Welt bilden zu wollen. Er wird bis auf das Aeußerste verabscheuen und mit seiner besten Kraft niederschlagen jene falsche Nationalökonomie, welche Eigennutz zum Herrscher der menschlichen Gesellschaft macht, welche Wünsche bei den Menschen begründet, die lüstern sind nach gebieterischen Gesetzen und durch ihre Maximen jegliche Unterdrückung und Noth rechtfertigt."

Auch das könnten sich manche Minister und Volkslenker diesseits des Kanales gesagt seyn lassen. Auch auf dem Festlande stehen die Kirchen durchaus nicht im richtigen Verhältniß zu den Bevölkerungen und ihren tiefsten Bedürfnissen, sondern pflegen einem Kasten- und Parteigeist, der mehr für die heidnischen Secten in Ostindien paßt, als für das christliche Abendland.

Trotz allem wird im vorliegenden Buche die Hoffnung ausgedrückt, die Verhältnisse der Arbeiter in England würden sich immer besser gestalten. „Die Zunahme loyaler nationaler Gesinnung unter den arbeitenden Classen ist eine andere auffallende Thatsache des Zeitraums, der uns beschäftigt. Die positive unloyale Gesinnung, welche in den Jahren 1832, 1839 und 1848 vorherrschend war, welche sogar vor fünfzehn Jahren weit verbreitet war, ist beinahe gänzlich verschwunden. Die bessere Leitung politischer Agitation unter den arbeitenden Classen ist eine weitere äußerst bemerkenswerthe Thatsache. In London gibt es gegenwärtig zwei rivalisirende politische Organisationen, beide in bedeutendem Umfange, die eine, beinahe ausschließlich aus Arbeitern zusammengesetzt — die Reform League und die Working Men's Association. Abgesehen von hin und wieder vorkommenden Extravaganzen in Führung und Sprache Einzelner, erscheint der Wettstreit zwischen den beiden gesittet und gemäßigt. Man halte gegen einander das Verhalten beider, als der Repräsentanten der weitgehendsten politischen Ansichten des Tages und das der Nachfolger von Cartwright und Burdett, von Cobbet und Hunt, von Feargus O'Connor und Frost, und man wird sehen, wie enorm der Fortschritt in Selbstachtung und wahrer mannhafter Gesinnung und Verfolgung des Zweckes gewesen. Man höre eines

alten gefangenen Chartisten (Mr. Montle) Anrede an einen conservativen Schatzkanzler bei einer Deputation der Reform-Liga am 2. April 1867: — „In vergangenen Zeiten (sagt er, indem er von den Ansichten und Grundsätzen sprach, welche er vertrat) hat man einige von uns, ich selbst befand mich unter der Zahl, in ein Gefängniß geworfen. Heute bringt man uns, durch Sie, zu den Füßen des Thrones. Wir bringen dem Throne die Huldigung unserer Loyalität, wir bringen dem Gouvernement jene Beschuldigungen, jene Waffen, welche diejenigen von uns, welche man Agitatoren nannte, gegen Sie gebraucht haben; ehrfurchtsvoll bitten wir Sie, uns zu entwaffnen, und uns ohne Gelegenheit zu lassen, das Land gegen das Gouvernement in Bewegung zu setzen. Wir halten die Ehre unseres Landes eben so hoch, wie jede andere Classe; wir sind eben so unfähig, demselben Leid zuzufügen, wie Sie es sind. Das Blut der Arbeiter ist, in Zeiten der Noth, eben so reichlich geflossen, wie das des stolzesten Pairs des Reiches. Zwanzig Jahre stehe ich in dem Kampf um eine Reform; ich bin dessen müde und wollte, er wäre beigelegt. Wir kommen mit der Würde, welche uns bewußtes Recht gibt, und bitten uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn die Bill in ihrer gegenwärtigen Gestalt durchgeht, so werden wir ihre Unterzeichnung ansehen als ein Zeichen für eine erneuete Agitation, eine Agitation aber innerhalb der Grenzen der Verfassung. Wenn Sie uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden Sie sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden Sie Ihrer Herrscherin Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Geschichte wird Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.' In Wahrheit, Worte wie diese, kennzeichnen das Wachsthum dessen, was in einem freien Lande das Kostbarste ist, der Geist des Bürgerthums, des wahren Patriotismus. Vielleicht eine der Ursachen, welche am wirksamsten die Gesinnungen des englischen Arbeiters gegen seine eigene Institutionen verändert haben, war das Wachsthum des zweiten französischen Kaiserreichs. Von Angesicht zu Angesicht dem riesenhaften Despotismus desselben gegenübergestellt, fühlte er durch den Gegensatz den Werth der englischen Freiheit, so unzureichend in seinen Augen sein Antheil an politischer Macht seyn mag."

Schließlich verlangen die Verfasser vom Parlament Gesetze, welche den Arbeitern politische Rechte sichern. Es sey im Allgemeinen gegen früher mehr Billigkeit eingetreten, doch fehlt noch viel. „Vor allen andern Classen aber ist es die arbeitende Classe, welche von einer unglücklichen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten am wenigsten Gewinn ziehen kann. Was weise ist als Politik, auswärtige oder innere, muß von wohlthätiger Folge für die Arbeiter seyn. Religiöse oder politische Schwächen werden ihnen in schmerzlicher Weise fühlbar. Beschränkungen im Handel berühren sie in äußerst nachtheiliger Weise. Ein mangelhaftes und schlechtgeleitetes System nationalen Unterrichts kann ihnen nur Uebel bringen. Es gibt keine Monopole im Lande, welche ihnen Wohlstand bringen können. Ihre Söhne können nicht über die Köpfe von Concurrenten durch ungehörigen Einfluß erhoben werden. Und da jeder Versuch, ihren Interessen Dienste zu leisten durch eine ungeeignete Ausübung ihrer parlamentarischen Macht, sicherlich alle andern Classen sowohl, wie die Ehrlichen und Gewissenhaften ihrer eigenen Classe gegen sie vereinigen würde, so muß ihre erste Pflicht immer seyn, ihre Hülfe der Förderung von Maßregeln zu leihen, die wahrscheinlich zur allgemeinen Wohlfahrt dienen. Was mehr ist, sie haben noch jenen feinen Sinn für politische Gerechtigkeit, welchen vor 200 Jahren unsere Mittelclasse in Land und Stadt besaß und der jetzt in ihr beinahe ausgestorben zu seyn scheint. Sie sind immer bereit mit jeder edlen Sache zu sympathisiren. Es ist die feste Ueberzeugung der beiden Verfasser dieser Schrift, daß in Bezug auf klares Verständniß, auf feine Einsicht in die Kernpunkte von Streitfragen und politischen Verhältnissen, auf überlegten Entschluß sowohl, wie auf Standhaftigkeit im Vorsatz, auf unverwandte Ehrlichkeit in den Zwecken, und auf Treue zu den Führern, denen sie einmal Glauben geschenkt haben, selbst in Bezug auf eine lautere Freundlichkeit des Herzens, die weit mehr werth ist als alle äußere Politur des Betragens, die besten Männer unter ihnen keine Männer in irgend einer andern Classe unserer Landsleute finden, welche ihnen überlegen wären. Macht, ausschließlich in die Hände der Arbeiter gelegt, würde ohne Zweifel mißbraucht werden, wie es immer geschehen ist, wenn sie sich in deren Besitz befanden. Wenn aber die politische Einbürgerung der arbeitenden Classen in England die Vollendung des nationalen Gebäudes seyn wird, und nicht die Usurpation unumschränkter Macht seitens einer Classe, so können diese Classen keine Gefahr bringen, welche nicht der gesunde Sinn, der Patriotismus und die Macht der Nation überwinden könnte."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, №. 13. 13. Februar 1869.


## Zur Arbeiterfrage.

2) Betrachtungen über Socialismus und Communismus in ihrem Verhältniß zu den Grundformen des Rechts, zur politischen Oekonomie, zur socialen Praxis und zur Politik von Dr. Franz von Király. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

In dieser Schrift wird mit Glück versucht, von bisherigen socialistischen Träumereien zur nüchternen Erwägung des Wirklichen und Möglichen zurückzuführen.

Vor allem wird der Satz bestritten, der das Recht des Privateigenthums beanstandet und alles Eigenthum dem Staate vindicirt. „Im Hinblick auf diese allerneuesten Gestaltungen der socialistischen Idee kann man nun ganz im Allgemeinen behaupten, daß der Socialismus an die Stelle des Einzeleigenthums stets irgend eine Art von corporativem Eigenthum zu setzen genöthigt sey. Wenn nämlich auch schließlich der Staat der letzte Träger aller Herrschaft über Grund und Boden wie über Kapital seyn soll, so muß sich diese öffentliche Herrschaft doch irgendwie ordnen, theilen, untertheilen, kurz: sich gruppiren und sich organisiren. Hierbei ist es unvermeidlich, daß Abzweigungen verhältnißmäßig freier Verfügungsbefugnisse statthaben, so daß eine Art von körperschaftlichem Eigenthum doch immer wieder hervortritt. Man kann daher von der äußersten Zuspitzung des socialistischen Rechts absehen und die körperschaftliche Zugehörigkeit der Dinge, oder mit andern Worten: die Form des corporativen Besitzes, als den eigentlichen Ersatz des Privateigenthums ansehen. Dieser corporative Besitz braucht nicht grade strenges Eigenthum, sondern nur ein Verwaltungsbesitz zu seyn. Die Vertheilung der Producte kann anders als nach Maßgabe dieses Besitzes erfolgen, und es kann hierin eine gewisse Solidarität zum Ausdruck gelangen. Dennoch läßt sich keine volkswirthschaftliche Verwaltung, mit der zugleich Vertheilung verbunden ist, irgendwie denken ohne die Voraussetzung, daß die Sphäre der Thätigkeit einer Gruppe auch der Regel nach die Sphäre und die Schranken ihrer Antheile und ihres Genusses bestimme. Der Socialismus kommt auch in dieser Beziehung über die Bildung von Gruppen und von Gruppeneigenthum nicht hinaus. Seine beamtenmäßige Verwaltung, durch welche die nationalen Hülfsquellen der wirthschaftlichen Production ausgenutzt werden sollen, ist selbst in Gedanken nicht so rein durchführbar, daß etwa außer dem Individuellen auch das Associative und Gruppenmäßige verschwände und farblos in der Allgegenwart des Staates aufginge. Diese Allgegenwart ist eine Unmöglichkeit, und aus diesem Grunde ist auch der socialistische Ersatz des Eigenthums nur auf die kleinern Kreise bezüglich, so daß die Bildung von Associationseigenthum der Schwerpunkt derjenigen socialistischen Richtungen bleibt, deren ernüchterte Phantasie die Formlosigkeit des allgemeinen Staatseigenthums nicht mehr beifallswürdig findet."

Weiter wird gezeigt, daß der Krieg gegen die Zwischenpersonen und Vermittler zu weit getrieben worden sey, indem es auch Associationen nicht möglich sey, sie ganz zu vermeiden, da der Werth der Waare nicht allein von der Leistung der Arbeiter, sondern auch von der Geschicklichkeit und Umsicht der Kaufleute abhängt, die den Vertrieb in ferne Gegenden besorgen.

Drittens wird der Krieg gegen die freie Concurrenz auch als nicht durchführbar erklärt. „Die geschicktesten Anfechtungen der freien Concurrenz durch den Socialismus laufen auf folgende Argumentationen hinaus. Erstens ist die Freiheit dem Stärkern gegen den Schwächern günstig. Zweitens hat es jederzeit irgend eine Art des gesellschaftlichen Zwanges gegeben, und es ist daher durchaus nicht gerechtfertigt, daß sich die Wir-

kungen eines ältern Zwanges durch das Princip der Freiheit noch mehr befestigen. Drittens folgt hieraus, daß dieselben Mächte, welche die frühere Gesellschaftsverfassung gestaltet haben, gar nicht durch eine neue Epoche überwunden zu seyn brauchen, sondern sich gegenüber der freien Concurrenz durch Schöpfung neuer Bindemittel bethätigen können. Das positive Ziel ist hiernach eine in irgend welcher Form gebundene Concurrenz, welche die Nachtheile der Freiheit des Stärkern mäßigen soll. Wenigstens läßt sich das Ideal der Socialisten auf diese Weise ausdrücken und von ihren übrigen Idealen isoliren. — Die Wirkungen der freien Concurrenz werden nicht blos in Beziehung auf den Gegensatz von Kapital und Arbeit, sondern auch in Rücksicht auf den Unterschied des größern und kleinern Kapitals angefochten. Das letztere soll von dem erstern verdrängt oder, wie man auch sagt, verschlungen werden. Die kleinern Geschäfte sollen die Concurrenz der großen nicht bestehen können. Es soll auf diese Weise eine Centralisation der Industrie und des Handels entstehen, welche diesem Gebiet den Stempel des Oligarchischen aufdrückt und das früher Selbständige zum Arbeiter oder Beamten des großen Kapitals macht. Besonders beklagt wird die sich in dieser Richtung vollziehende oder ankündigende Ausmerzung des Mittelstandes. Auch weist man wohl auf Parallelen zwischen Grundbesitz und Kapital und zwischen ihrer beiderseitigen Consolidation hin." Weiter wird bemerkt, wie sehr die freie Concurrenz Ueberproductionen, Ueberfüllungen des Marktes und Bankerotte begünstige. Allein der Verfasser weist nach: „In dem Maaße, als die verschiedenen Formen der Association Fortschritte machen, verschwindet die rein individuelle Concurrenz. Allein was nicht verschwindet, ist die Concurrenz überhaupt und deren Principien. Auch gegenwärtig concurrirt der Arbeiter auf dem Productenmarkt nicht als Individuum, sondern als Bestandstück irgend eines Mechanismus, der seine Einheit in dem Arbeitgeber hat. Auch eine solche Zusammengehörigkeit ist eine Art der Vereinigung. Hieraus folgt, daß wir die Verhältnisse des großen Marktes in Rücksicht auf die Concurrenz der Production nicht wesentlich ändern, wenn wir einzelne Productivassociationen an die Stelle der gegenwärtigen Etablissements setzen."

Die verschiedenen Vereine, durch welche die Arbeiter sich bisher zu helfen gesucht haben, werden folgendermaßen charakterisirt. „Unter ihnen sind in Deutschland die Vorschußvereine, in England die Consumvereine, in Frankreich die Productivassociationen am meisten erheblich und belebt. Ueberall befinden sich jedoch, auch da, wo ihre Anzahl verhältnißmäßig am größten ist, die Productivassociationen in embryonischem Zustande. In Deutschland sind streng genommen nur die Vorschußvereine eine Einrichtung von einiger praktischer Bedeutung, weil sie Bedürfnissen entgegenkommen, die durch das bestehende Banksystem gar keine Befriedigung finden. Von den Wohnungsvereinen der hier fraglichen Formation ist am allerwenigsten zu sagen, da sie, von kaum nennenswerthen Anfängen abgesehen, noch eine leere Gesetzesrubrik und Gegenstände frommer Wünsche bilden. Die Rohstoff- und Magazinvereine haben ebenfalls keine besondere Ausdehnung erhalten. Unter der Selbsthülfe verstehen die Vertreter derselben den Gegensatz der Staatshülfe. Das zum Betriebe nöthige Kapital soll durch Sparanstrengung der Mitglieder erst gebildet werden. Aus diesem Grunde werden auch die Consumvereine als die unterste Stufe der Associationsleiter angesehen. In ihnen soll die Disciplin des Sparens geübt und letzteres erlernt werden. Auch sollen die in diesem Vereine ermöglichten individuellen Sparpfennige später die Grundlage für die Kapitaleinlagen bilden, die zu den höhern Vereinsstufen, etwa für die Betheiligung an Vorschußvereinen, und schließlich für das Zukunftsideal, die Productivassociation, erforderlich werden."

Die Productivassociation ist in der Wirklichkeit nicht so leicht herzustellen, als man meint. „Die sociale Hauptschwierigkeit liegt nicht in den angedeuteten Richtungen, sondern in einer befriedigenden Organisation der Theilnahme der Einzelnen an Arbeit, Geschäftsleitung und Gewinn. In dieser Beziehung sind die Vorstellungen des hier fraglichen Systems völlig unbestimmt. — Entstehen derartige Productivanstalten in kleinern Dimensionen, mit unzureichenden Mitteln, vielleicht nur mit Scheinunterstützung des Staats, so ist voraus zu sagen, daß sie untergehen müssen. Auch wird der letztere Fall dann eintreten, wenn es nicht gelingt, irgend eine Form nachhaltiger Subordination und energischer Geschäftsführung aufzufinden, was wie gesagt höchst unwahrscheinlich ist. Eine andere Ueberlegung, die für die Prognose der Productivassociation von Wichtigkeit ist, richtet sich auf die Lohnverhältnisse. Die Mitglieder der Productivassociation wollen sich besser stellen und mehr verzehren, als die Arbeiter anderer Geschäfte. In Folge dessen werden sie leicht veranlaßt werden können, die Kapitalinteressen ihres Geschäfts allzu engherzig zu beschränken. Die Interessen des Augenblicks werden mit denen der Zukunft in Collision gerathen, und wenn das körperschaftliche Band nicht sehr fest ist, so wird der jeweilige Wille der Einzelnen zu sehr überwiegen. Anders würde es sich mit diesem Punkte verhalten, wenn die Organisation nicht von unten, sondern von oben her vor sich

ginge, und wenn es sich nicht um Productivassociation mit Staatshülfe, sondern um Productivetablissements des Staats handelte."

Auf S. 128 wird sehr richtig bemerkt — daß der Liberalismus der meisten gegenwärtigen Regierungen und Parlamente den Arbeitern nicht günstig, ja eigentlich ihr einziger Feind sey. „Es ist möglich, daß sich der Cäsarismus der Arbeiterinteressen im Sinne eines gewissen Socialismus annähme; aber es ist nie möglich, daß politische Elemente aristokratischer Natur ihre Geltung auf die Dauer mit derjenigen des Arbeiterstandes in Uebereinstimmung bringen. Combinationen und Parteicoalitionen heterogenster Art sind nicht blos Denkbarkeiten, sondern Thatsachen der Gegenwart. Der letzte Stand läßt sich sehr häufig von den am andern Extrem der socialen Stufenleiter befindlichen socialen Elementen fordern, und es wird erwartet, daß er hierfür den gemeinsamen Gegner der beiden Extreme nicht isolirt, sondern in Verbindung mit der Aristokratie oder der cäsarischen Gewalt politisch bekämpfe."

Der Liberalismus, der sich der Arbeiter mit Ostentation annahm, hat sie nur im Interesse der Arbeitgeber und des großen Kapitals haranguirt, beziehungsweise getäuscht. Nie wird der dritte Stand den vierten wollen auffkommen lassen, wenn er nicht muß. Da nun aber der dritte Stand jetzt noch herrscht, wird sich auch die Entscheidung der Arbeiterfrage noch hinausschieben, und das ist auch nützlich und nothwendig, um die Arbeiter selbst allmälig aufzuklären, daß sie ihr wahres Interesse und die Schranken des Möglichen erkennen und sich nicht mehr von den liberalen Bildungsphilistern und schlauen Advocaten des Kapitals beschwindeln lassen. Es gereichte ihnen offenbar zum Nachtheil, daß sie sich haben überreden lassen, ihre Angelegenheit als eine politische Parteifrage zu behandeln und durch Dick und Dünn mit den ausländischen Agenten der Partei gehen zu wollen. Auch in dieser Frage nämlich, wie in jeder andern, hat das nationale Element seine Bedeutung, und indem Herr von Király am Schluß dies hervorhebt, beweist er, daß er auf dem festen Boden der Wirklichkeit und der Geschichte steht. Er sagt: „Das Verhältniß des Socialismus zum Staat ist durch seine Vertretung der Staatsidee charakterisirt. Indessen haben die ältern Richtungen ihrer Allgemeinheit wegen eine vorherrschend kosmopolitische Seite. Gegenüber den neuern Gruppirungen und Gestaltungen würde nun das Nationalitätsprincip und die nationale Selbständigkeit in Frage kommen. Nun ist offenbar, daß ungeachtet aller noch gegenwärtig bestehenden socialistischen Neigungen, die Organisation der Arbeit oder die Versorgungsfrage im kosmopolitischen Sinne zu behandeln, dennoch die unvermeidliche Consequenz der Staatsidee zur nationalen Specificirung der socialen Tendenzen führen müsse. Hiermit fällt denn auch der Einwand fort, daß sociale Reformen nur vollständig durchführbar seyen, insofern die Hauptstaaten der Civilisation sich gleichzeitig denselben zuwenden. Im Gegentheil wird vielmehr die Kraft gesunder socialer Maßregeln da am größten seyn, wo diese Maßregeln nicht nur die vorläufige Beschränkung auf eine einzelne Nation vertragen, sondern auch dieser Nation einen Vorsprung vor den übrigen sichern. Wenn überhaupt eine socialistische Zusammenfassung der Oekonomie einer Nation mit Erfolg denkbar ist, so muß diese Formveränderung die nationale Macht in ökonomischer Hinsicht ebenso steigern können, wie eine bessere militärische Organisation die Streitkraft. Indessen ist zunächst nur an kleinere, namentlich an Versorgungs- und Sicherungsmaßregeln für die Arbeit zu denken, die jedoch eben so sehr wie ein vorzüglicheres Schulsystem die nationale Kraft im Vergleich mit andern Völkern steigern müssen, wenn sie auch nicht die glänzende Scheinbarkeit vollständiger socialistischer Constructionen aufzuweisen haben.

Da die Abstreifung der socialistischen Phantasien vom Socialismus nichts weiter übrig läßt als die Reformtendenz und zwar hauptsächlich in Beziehung auf die Versorgungsfrage der Arbeit, so muß dieser nüchterne Kern auch die geschichtlichen Vorbedingungen und Ueberlieferungen beachten und kann mithin den Staat, den er gestalten will, gegenwärtig nur als Nationalstaat, d. h. als Staat auf dem Grunde nationaler Concentrirung in Rechnung bringen. Es ist also grade das Masseninteresse und der Socialismus, was den Nationalstaat und die Nationalität als Basis aller weitern Gestaltungen am ehesten gelten lassen muß. Um so merkwürdiger sind die sogenannten Arbeiterverbrüderungen, welche für internationale Socialpolitik eintreten wollen. Man muß diese Formationen etwa nach Maßgabe der politischen Analoga beurtheilen. In den unreifern Stadien der politischen Parteientwicklung pflegen die gleichnamigen Parteien verschiedener Staaten und Nationalitäten mit einander auf Kosten ihrer bezüglichen National- und Staatsinteressen zu sympathisiren. Dies ändert sich mit der tiefern Erkenntniß des staatlichen und nationalen Gegensatzes. Alsdann ist die Partei nur in untergeordneter Weise noch ein kosmopolitisches Band und unter besondern Umständen, die den nationalen Gegensatz ungewöhnlich spannen, sogar von gar keinem erheblichen Einfluß mehr.

In einer ähnlichen Weise werden sich die socialistischen Beziehungen internationaler Art voraussichtlich nicht mehr sonderlich zur Geltung bringen, sobald die ökonomischen Fragen der Völker und deren antagonistische Interessen in

den Vordergrund treten. Wenigstens würde es ein wunderliches Verhältniß seyn, wenn die englischen und die deutschen Arbeiter eine gemeinsame Socialpolitik treiben wollten, während doch die Industrien der beiden Nationen auf den verschiedenen Märkten mit einander zu kämpfen haben. Noch größer würde der Contrast werden, wenn Deutschland und Frankreich ihre Nationalwirthschaften und Nationalkörper vergessen und ihren Antagonismus in der allgemeinen socialen Reform begraben sollten. Derartiges würde zur Auflösung des Staats und zum Untergang der Nation führen. Uebrigens ist den kosmopolitischen Arbeitervereinen auch nicht allzuviel Bedeutung beizulegen. Ihre Stütze ist stets irgendeine politische Emigration, und ohne eine solche würden sie sehr bald in die natürlichen nationalen Gruppen zerfallen."

Die Zukunft wird lehren, daß der Verfasser Recht hat. Wenn das nationale Element in der Arbeiterfrage zur Geltung kommen wird, dann erst wird — was der Verfasser des vorliegenden Buchs nicht beachtet hat — auch die sittliche und religiöse Seite der Frage zur Geltung kommen.

---

## Gedichte.

1) Gedichte von Stephan Milow. Zweite vermehrte Ausgabe. Heidelberg, G. Weiß, 1867.
2) Ein Lied von der Menschheit. Von demselben, daselbst, 1869.

Milow ist ein feinfühlender, seelenvoller Dichter von großer poetischer Begabung und mit einem etwas melancholischen Grundzuge. So redet er die Natur an:

> O der Geschöpfe wimmelnde Millionen,
> Die täglich sich aus Deinem Schooße drängen,
> Die sich an Dich mit warmer Liebe hängen,
> Begierig, hier in Deinem Licht zu wohnen —
>
> Du trittst zu Staub zurück sie ohne Schonen
> Auf ihren ersten luftbeschwingten Gängen,
> Um für die Kommenden den Stoff zu mengen,
> Und also fort im Wirbel durch Aeonen.
>
> So muß schon in des Kindes erstes Lallen,
> Nach Deinen furchtbar waltenden Gesetzen,
> Des Greises banger Sterbeseufzer hallen.
>
> Warum die rasche Flucht? dies stäte Hetzen?
> Entweder unreif, oder im Verfallen,
> Nie Fülle, ruhende, das Aug' zu letzen.

Des Dichters Herz ist in steter Wallung, mehr beunruhigt als erfreut. Am Schluß der Gedichte scheint ihn häusliches Glück in die süßeste Befriedigung einzuzwingen, aber in dem Lied von der Menschheit trauert er wieder um den Wahnsinn, der durch die Weltgeschichte rast, und sehnt sich heraus aus dem Rauch und der Asche des ungeheuern Vulkans, in den sich unsere Erde verwandelt zu haben scheint.

Nachdem der Dichter die Scheingröße in allem Irdischen, den wilden Heereszug von Dummheit, die dem kühnen Verbrecher an der Menschheit stets zum willigen Gefolge dient, geschildert hat, sucht er das einzige, was bleibt von Werth in der Menschheit, einzig in der stillen und bescheidenen Tugend einer schwachen Minderheit.

> Abseits vom Strom der Weltgeschichte,
> Der mit Gebraus die Weiten füllt,
> Und kaum gepriesen im Gedichte
> Vollbringt das Größte sich verhüllt.
> Da wirkt, zerstreut in alle Welten,
> Ein Häuflein stiller Kämpfer fort,
> Es nennt sich nicht, es will nichts gelten
> Und ist doch unser aller Hort.
> Wer sagt: Das Recht sey nie gebrochen
> Und in der Brust den Dämon würgt,
> Der hat ein segnend Wort gesprochen,
> Das die Erlösung uns verbürgt.
> In Jedem, der, sich selbst bezwingend,
> Des Bösen Köder von sich wies,
> Wird für uns alle, Rettung bringend,
> Erkämpft ein Fußbreit Paradies.
> Kein Paradies mit Unschuldstagen,
> Nicht mehr der Menschheit Kinderglück;
> Doch mit Bewußtseyn, durch Entsagen
> Erringen wir das Heil zurück.
> Die Wahrheit ist, ob Tausend lögen,
> Das Gute lebt, wie Vieles schlecht,
> Und was die Mächt'gen auch vermögen,
> Sie wandeln Unrecht nicht in Recht.
> Unsterblich ist allein der Liebe,
> Der stillen Selbstbescheidung That;
> Ob alles, modernd, auch zerstiebe,
> Sie bleibt als wahre Gottessaat;
> Sie lebt im Kleinsten unverloren
> Und trotzet jedem Zornesstreich,
> In ihr wird ewig neugeboren
> Die Hoffnung auf das Himmelreich.
> So fluthet nur von innen leise
> Durch's All die heilig milde Gluth
> Und tränkt's in immer größerm Kreise
> Bis es versöhnt in Frieden ruht.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 14. 17. Februar 1869.


## Geschichte.

1. Allgemeine Geschichte der neuern Zeit von Cäsar Cantu. Nach der siebenten Originalausgabe für das kathol. Deutschland frei bearbeitet von Dr. Brühl. 32.—33. Lieferung (Schluß des 13. Bandes). Schaffhausen, Hurter, 1869.

Wir haben schon öfter Gelegenheit genommen, dieses Geschichtswerk zu empfehlen. Von einem Italiener geschrieben, folgt es der revolutionären Strömung jenseits der Alpen nicht und huldigt auch nicht dem ältern italienischen Renaissancestyl, sondern erhebt sich auf einen höhern und freiern Standpunkt, nach der gründlichern und unparteiischeren Weise der deutschen Geschichtschreibung. Italienische Leser mögen viel daraus lernen. Der hier vorliegende Theil des großen Werks setzt die Geschichte der neuern Zeit fort und bewegt sich vorzugsweise in den letzten drei Jahrzehnten. Die letzte Hälfte handelt ausschließlich von der neuern Literaturgeschichte sämmtlicher europäischer Völker mit Berücksichtigung der wissenschaftlichen Fortschritte.

Wir hätten erwartet, Cantu würde sich etwas ausführlicher über Italien und seine jüngste Geschichte äußern. Er thut es aber nur mit Zurückhaltung. Bis zu Victor Emanuel rückt er überhaupt in diesem Theile seines Werks noch nicht vor, sondern bleibt noch bei dessen Vater Karl Albert stehen. Was er aber über die österreichische Verwaltung der Lombardei und über den Papst sagt, ist durchaus besonnen und wahr. Hier seine Bemerkungen über die Lombardei. „Man könnte die gut geleitete kräftige Verwaltung des lombardisch-venetianischen Königreichs den andern Ländern Italiens gegenüber als Muster hinstellen, wenn die Regierung im eigenen, sowie im Interesse des Landes es verstanden hätte, die Gefühle der Unterjochten mit deren Würde zu versöhnen, indem sie eine vollkommene Entwicklung jenes communalen Lebens gestattete, welches die Könige der Nothwendigkeit der Tyrannei überhebt und den Säckel des Herrschers füllt, ohne den Beherrschten die Befriedigung der Mitwirkung zum Wohle des Vaterlandes zu entziehen. Ganz abgesehen von dem eingewurzelten Gebrechen dieser Regierung, daß sie sich eben nur auf das Verwalten beschränkte, aber nicht regierte, nicht die Bewegungen lenkte, drückte sie im Gegentheile, ohne alle Rücksicht für die Nationalität, schwer auf die sittlichen und geistigen Verhältnisse des Landes. Alles war in Wien centralisirt, von wo die Verfügungen oft mit durchdachter Zögerung herabgelangten; die Spitzen der Verwaltung waren mit Deutschen besetzt, denen die Gemüthsart und die Gewohnheiten der Bewohner fremd blieben; die zahlreichen Beamten mußten sich darauf beschränken, die von oben herablangenden Befehle zu vollziehen, es war ihnen nicht gestattet, nach dem Besseren zu forschen, es vorzutragen, oder zu erbitten; stummer Gehorsam in jeder Beziehung war eine allgemeine Pflicht; keine Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen; kein eigenes Heer, denn die italienischen Conscribirten wurden in deutsche Regimenter, unter dem Befehle deutscher Offiziere eingereiht. Die Communaleinrichtungen wurden von Tag zu Tag mehr beschränkt; die Centralcongregation, zusammengesetzt aus Männern, die der Regierung ergeben und nach dem Solde lüstern waren, hatte weder eine Stimme, um die Wünsche des Landes auszusprechen, noch den Muth, um eine Antwort zu verlangen. Sogar die Kirche war durch das josephinische System geknechtet; die Pfarrer mußten bei der Ernennung die von den polizeilichen Erhebungen abhängige Bestätigung der Regierung abwarten und Treue dem Monarchen schwören; die Bischöfe wurden vom Kaiser ernannt und

durften weder mit Rom frei verkehren, noch Hirtenbriefe an die eigene Diöcese erlassen, ohne vorausgehende Censur eines subalternen Beamten. Die vielen vortrefflichen Einrichtungen aber wurden durch das Walten der allmächtigen Polizei beeinträchtigt; von ihren Berichten hing die Verleihung aller Anstellungen, Ehren, der Stellen im Institute der Wissenschaften, der Lehrkanzeln und sogar der kirchlichen Würden ab. Sie prüfte nicht nur die Pässe, sondern hatte auch bei allen öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten die Hand im Spiele, schonte kein Briefgeheimniß, verhaftete auf einfachen Verdacht hin und entließ aus der Haft, ohne über das Weshalb irgend eine Aufklärung zu geben. Franz I. hatte beim Congresse in Laibach gesagt: ‚Ich will gehorsame Unterthanen und nicht erleuchtete Bürger haben‘, und nach diesem Programme war man in den Schulen bemüht, die Mittelmäßigkeit zu fördern und die aufstrebenden Talente zu unterdrücken. Der Volksunterricht beschränkte sich darauf, die unbotmäßigen Regungen in einen resignirten Gehorsam umzuwandeln; die höhern Unterrichtsanstalten vermehrten die leichtsinnigen, aber dennoch pedantischen Jünglinge, bildeten Routiniers aber keine Gelehrten und erzogen wohl Beamte aber keine Denker. Die Schulbücher kamen aus Wien, mitunter auch die Professoren; die besten Kräfte aber waren ausgeschlossen, sogar verfolgt; man strebte, sie der Verachtung preiszugeben, um sie nicht fürchten zu müssen."

Ueber die letzten beiden Päpste wird bemerkt. „Wäre es wohl gerecht, eine Macht dafür verantwortlich machen zu wollen, deren Recht nicht von dieser Welt ist? Gregor XVI. vertheidigte auch auf dem Throne jene Ideen, die er schon als Mönch in seinem ‚Triumph des h. Stuhles‘ gelehrt hatte. Voll Eifer für die Sache Gottes und die h. Majestät des Dogma, verließ er die lediglich defensive Stellung seiner Vorgänger, um seinen übermüthigen oder hinterlistigen Gegnern mit Freimuth entgegenzutreten. An seinen Ueberzeugungen festhaltend, unterstützte er die in Folge der Ereignisse an vielen Orten neuerweckten hierarchischen Neigungen; er begünstigte die Mönche und empfahl den Seelsorgern gewissenhafte Pünktlichkeit in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. In zahlreichen Breven und Allocutionen donnerte er gegen die allerorts auftauchenden Irrthümer und gegen den religiösen Indifferentismus, welcher keine höhere Wahrheit erkennt und mit der religiösen Toleranz nicht verwechselt werden darf; daher komme das unbillige Verlangen nach Meinungs- und Gewissensfreiheit, so wie nach der verwerflichen Preßfreiheit, welche unter dem Volke nur schädliche Schriften aller Art verbreite. Pius IX. (Giovanni Mastai-Ferretti) wurde bei seiner Inthronisation auf dem h. Stuhle mit allgemeinem Jubel begrüßt (1846); aber auch ihm wollte es nicht gelingen, die Provinzen der Romagna mit der Hauptstadt, die Unterthanen mit dem Souverän zu versöhnen. Gleichwohl erweckte er die lebhaftesten Hoffnungen der Italiener und machte es offenbar, welche Macht noch in dem Pontificate liege, das bisher nur als ein Hinderniß für die Erfüllung der Geschicke Italiens von Jenen angesehen wurde, die es nicht verstehen, die Zufälligkeiten von dem Wesen, die Personen von den Principien, den Papst von dem Papstthume zu trennen; er bewies, welche Macht noch einem Fürsten innewohne, der das Gute aufrichtig will, seinen Völkern vertraut und den Muth hat, den eigenen Freunden, wo es nöthig ist, Widerstand zu leisten; er zeigte endlich, wie zahlreich diejenigen sind, welche die Wiedergeburt Italiens vielmehr von der vernünftigen Freiheit und festen Mäßigung, als von den zornmüthigen Declamatoren, den Verleumdungen der Pamphletisten und von der revolutionären Tyrannei erwarten. Verderblicher jedoch und mehr zu befürchten, als die Schwärmereien des Glaubens und der Wissenschaften sind für Italien die Laster der Lauigkeit und Ueppigkeit, jene feigherzige Verzweiflung, welche vor jedem Versuche zurückschreckt, und das verdrossene Hingeben an Uebel, für welche man nicht den Muth hat, die wirksamsten Heilmittel aufzusuchen."

Auch über Rußland spricht der Italiener sehr vernünftig. Wenn er von Kaiser Alexander I. sagt, viele Geschichtschreiber hätten ihn den Großen genannt, so ist das irrig. Er selbst hat nie Anspruch auf dieses Prädicat gemacht und keinem irgend namhaften Geschichtschreiber der Neuzeit ist es eingefallen, ihm damit schmeicheln zu wollen. Die neuere Verfolgung der Katholiken in Rußland macht einem dem Papst ergebenen Italiener begreiflicherweise Kummer und er verfehlt nicht, den Gegensatz zwischen der, wenigstens der Idee nach von weltlicher Willkür und Beeinflussung unabhängigen Kirche des Abendlandes und dem russischen Cäsaropapismus hervorzuheben. In der erstern wird Gott gegeben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Kirche und Staat sind zwei von einander unabhängige Gebiete. Der russische Cäsaropapismus führt aber unwillkürlich zu einer Identificirung der weltlichen Kaisergewalt mit der göttlichen. Die Begriffe vom h. Nicolaus und vom Kaiser Nicolaus schillern ineinander über. „In dem zu Wilna im Jahr 1832 für die Katholiken gedruckten Katechismus

wird bei Erläuterung des vierten Gebotes Gottes gesagt: ‚Die Autorität des Kaisers kommt unmittelbar von Gott. Ihm ist man Verehrung, Unterwürfigkeit, Dienstbarkeit, insbesondere Liebe, Dank und Gebete, mit einem Wort Anbetung und Liebe schuldig. Man muß ihn mit Worten, Zeichen, Handlungen und im Innersten des Herzens verehren. Man muß die von ihm eingesetzten Behörden achten, weil sie von ihm ausgehen. Durch die unermüdliche Thätigkeit dieser Behörden ist der Kaiser allgegenwärtig. Der Autokrat ist ein Ausfluß Gottes, sein Stellvertreter und Minister auf Erden.‘“ Hier fügen wir die Bemerkung an, daß der Katechismus, den Napoleon I. in seiner Glanzzeit allen französischen Schulen vorschrieb, beinahe wörtlich dasselbe sagte.

Durchaus wahr ist, was Cantu in Bezug auf die Anmaßung der russischen Kirche sagt. „Ein Theil der Orthodoxen betrachtet den Czaar als legitimen Nachfolger der römischen Kaiser und hält ihn für das wahre Oberhaupt der Kirche, von welcher sich die katholische im Schisma des Phocius trennte. Sie hoffen daher, daß die ganze christliche Familie dereinst unter diesem Hirten vereinigt und damit allen Häresien ein Ende gemacht seyn werde, welche bisher den Katholicismus zerrissen. Der Kaiser, jetzt schon von so viel Millionen Slaven als Oberhaupt ihrer Völker verehrt, würde dann — das ist das Ideal dieses Cäsaropapismus — der geistliche und weltliche Beherrscher der Welt werden.“ Dieser Gedanke ist von russischen Geschichtschreibern und Publicisten schon oft ausgesprochen worden. Der Hochmuth gewisser Leute in St. Petersburg kennt keine Grenzen. Wenn man eine Blumenlese aus den Petersburger Blättern vom Jahr 1853—54 zusammenstellte, würde man staunen. Alle gebildeten Völker des Westens wurden damals als gänzlich in Corruption versunkene, verwilderte und zugleich entnervte Barbaren, Heiden und Ketzer beschimpft, alle ohnmächtig gegenüber dem einzigen Rußland und alle reif vom unüberwindlichen Schwerte des Czaaren für ihre Sünden gezüchtigt und dem heiligen Rußland unterworfen zu werden, dessen frommes, unverdorbenes und jungfräuliches Volk allein im Stande sey, die Menschheit zu retten.

Was unser Deutschland betrifft, so singt der italienische Geschichtschreiber dem abgelebten deutschen Bunde zwar kein Loblied, zeigt aber doch kein tieferes Verständniß der deutschen Frage. Er sieht zu sehr auf die Staatengruppen in Deutschland und zu wenig auf die deutsche Nation als solche, da doch dem Italiener grade daran hätte liegen müssen, sich das Verhältniß der italienischen Nation zur deutschen klar zu machen. Italien selbst hat das frappanteste Beispiel gegeben, daß Dynastien wechseln, die Nationen aber bleiben. Cantu hätte nun Gelegenheit gehabt, seinen Landsleuten wenigstens einige Winke zu geben über die beste Art, wie sich die beiden großen Nationen diesseits und jenseits der Alpen am besten mit einander vertragen würden.

Auch der literarische Theil der vorliegenden Hefte hat uns nicht befriedigt. Cantu nennt gar zu viele Namen von Denkern und Dichtern der sämmtlichen neuern Völker, da er vielmehr nur wenige der bedeutendsten Geister ausführlicher hätte charakterisiren sollen, um seinen Landsleuten einen richtigen Begriff von der Geisterbewegung in Deutschland, Frankreich und England beizubringen.

---

2. Grundriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Von Dr. Karl Tücking. Mit einer historischen Karte des preußischen Staats. Paderborn, Schöningh, 1868.

Diese gedrängte Uebersicht ist wegen ihrer präcisen Kürze und Objectivität zu empfehlen. Für den Schulgebrauch wünschen wir der zweiten Auflage einen weniger engen Druck und ein weniger durchsichtiges Papier.

Der Verfasser sagt im Eingang, die Mark Brandenburg verdanke ihre Wichtigkeit ihrer günstigen Lage zwischen Elbe und Oder, sofern sie die Hauptwasserstraßen nach der Nord- und Ostsee berühre und ein Mittelglied zwischen Germanen und Slaven bilde. Im Anfang indeß war die Lage des nach allen Seiten offenen, sandigen und verhältnißmäßig armen Landes nicht so günstig. Der Beherrscher der Mark hatte seine Grenzen noch nicht bis ans Meer ausgedehnt, war überall eingeengt von eifersüchtigen Nachbarn und von größern Staaten, deren Macht die seinige weit übertraf. Wenn gleichwohl diese sandige Mark langsam, aber unwiderstehlich zu immer größerer Macht gelangte, so verdankte sie das einzig dem Genie in der Zoller'schen Dynastie und der in ihren Bewohnern vorherrschenden Tapferkeit und Mannszucht. Schon Kurfürst Friedrich I. legte den Grund zu einer monarchischen Gewalt, die alle Kräfte des Landes und Volkes in einer Hand zusammenfaßte. Der große Kurfürst ahmte ihm nach. Die Stände, d. h. der

Adel verlor an Freiheit, aber das Volk gewann durch Weisheit und Sparsamkeit der Regierung. Das monarchische Princip war hier populär. Das Volk freute sich mannhafter, strammer, aber gerechter Regenten und fügte sich der militärischen und civilen Zucht mit einem Stolz, der vollkommen gerechtfertigt erscheint, wenn man dagegen die Verweichlichung und Entsittlichung der geistlichen und weltlichen Kleinstaaterei umher vergleicht. Von dem thörichten System der Theilungen wich man frühzeitig genug ab und erhob die Primogenitur zum Gesetz.

Wenn auch in der Reihe der Regenten einige vorkamen, die schwächer waren, so fand sich doch bald wieder und immer wieder ein Nachfolger von ungewöhnlicher Energie oder auch nur Klugheit ein, der nicht in die Fehler anderer Fürsten fiel, sondern deren Fehler zum eigenen Vortheil zu benutzen verstand. So machte sich der Kurfürst im Besitz von Preußen von der polnischen Lehensherrschaft frei, so gewann er Pommern, so behauptete er Cleve und Ostfriesland. Wichtiger als alles andere, war die Klugheit und Voraussicht, mit welcher das Haus Zollern die Fehler Oesterreichs und Sachsens benutzte.

Es ist nicht zu leugnen und wird mit der Zeit immer mehr erkannt werden, daß das Sinken der habsburgischen Monarchie gerade da anfing, wo es den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte, nämlich mit dem Testament Kaiser Karls V. Spanien und Italien erhielt sein Sohn Philipp, Deutschland sein Bruder Ferdinand. Um aber dem romanischen Element das Uebergewicht über das germanische zu geben, verlieh Karl auch die deutschen Niederlande seinem Sohn und bewirkte, daß sein Bruder und dessen Nachfolger in Wien, um sich gegenüber von Frankreich, den deutschen Protestanten und den Türken behaupten zu können, spanische und italienische Hülfe brauchten und daher auch bis zu den Zeiten Joseph II. unter dem Einfluß des Madrider Hofes, der römischen Kurie und des Jesuitenordens standen. Die Jesuiten durften sich zwei Jahrhunderte lang des gesammten Unterrichts bemächtigen und Ton und Geschmack in Oesterreich angeben. Ihr Zweck ging nun dahin, das habsburgische Deutschland möglichst zu degermanisiren durch die ausschließlich lateinische Schulsprache und durch den ausschließlich romanischen Renaissancestyl. Im Gegensatz nun gegen dieses Degermanisirungssystem in Oesterreich hielten die Kurfürsten von Brandenburg und spätern Könige von Preußen das deutsche Wesen in Ehren und Friedrich Wilhelm I. war sich sogar mit Stolz bewußt, der echteste, biderbste und wenn man will gröbste Deutsche seiner Zeit zu seyn. Deutsche Sprache und Literatur wurden vorzugsweise nur im protestantischen Norddeutschland gepflegt und wenn dafür auch in Sachsen eine Zeit lang noch mehr geschah, als in Brandenburg, so beging doch am Ende des 17. Jahrhunderts der Kurfürst von Sachsen den ungeheuern Fehler, die Hegemonie im protestantischen Norddeutschland durch leichtsinnigen Uebertritt zur katholischen Kirche zu verscherzen, die nunmehr an Brandenburg fiel.

Preußen übernahm also die Aufrechterhaltung des deutschen Elements gegenüber dem österreichischen Romanismus und zugleich die Führung der Protestanten, die es auch sofort energisch schützte, wo sie von katholischer Seite bedrängt wurden. Preußen hatte auf seiner Seite die ganze neuere Bildung und Wissenschaft der Deutschen, worin ihm sogar Sachsen diente, während Oesterreich sich allein noch auf Traditionen des Mittelalters stützte, deren wahren Sinn es sogar verleugnete, indem es überall nur die romanischen Elemente pflegte und die großen Erinnerungen des deutschen Mittelalters und der Gothik vergessen machte und durch die Jesuiten möglichst exstirpiren ließ.

Preußen blieb der deutschen Natur treu, handelte im deutschen Interesse und der gütige Gott verlieh eben deßhalb dem Zollerschen Fürstenstamm mehr Takt und Genie als andern. Sonst wäre Deutschland längst zu Grunde gegangen. Man muß sich nur erinnern, daß das ganze Norddeutschland noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entweder fremden, Deutschland feindlichen Mächten des Auslands angehörte, oder wenigstens unter deren Einfluß stand. Holland benahm sich damals schon als bitterster Feind Deutschlands, Hannover war eine englische, Bremen, Werden und Vorpommern eine schwedische, Schleswig und Holstein eine dänische Provinz. Mecklenburg war im Begriff, eine russische Provinz zu werden, wenigstens lagen russische Truppen hier Jahre lang als Herrn im Lande und es kostete Mühe, sie endlich hinauszumanövriren. Und wenn im siebenjährigen Kriege Friedrich der Große nicht gesiegt hätte, wären auch Ost- und Westpreußen russisch geworden. In Königsberg hatte sich damals die russische Kaiserin schon huldigen lassen.

Eine gute Zugabe zum vorliegenden Buch ist die Karte, die den allmäligen Anwachs der preußischen Monarchie anschaulich macht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, №. 15. 20. Februar 1869.

## Staatswissenschaft.

Die Principien der Politik. Von Prof. Dr. Franz von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz, 1869.

Herr von Holtzendorff theilt die Lehrer der Politik in zwei Gruppen. Die erste lehrt: „Das Recht verhält sich zur Politik, wie die ruhige Bestimmtheit der Verhältnisse zu der lebendigen Bewegung in denselben, wie der Körper zu dem darin wirkenden Geist.“ Bluntschli. Die zweite lehrt: „Politik bedeutet die Wissenschaft von den Mitteln, durch welche die Zwecke der Staaten so vollständig als möglich in der Wirklichkeit erreicht werden.“ Mohl. Der Verfasser selbst sagt: „Die Definition von Mohl scheint einer Ergänzung bedürftig. Die Politik, als Wissenschaft, hat in unsern Augen zum Object und Inhalt: den richtigen Gebrauch und die Wirkungen der außerhalb der Rechtspflege zur Erfüllung der Staatszwecke thatsächlich verfügbaren Mittel; oder, was dasselbe besagen würde: die (auf Grundlage gegebener Verhältnisse) außerhalb der Rechtspflege zu bewirkende Realisation der Staatszwecke.“ Diese Definition erschöpft übrigens den Begriff so wenig wie die andern.

Praktischer ist, was hier über die Nothwendigkeit gesagt wird, daß die Lenker der Politik Statistiker und Psychologen seyn müssen, d. h. daß sie ihr Land, seine Macht und seine Mittel, wie auch das Volk gründlich kennen sollen, um berechnen zu können, „welchen Widerstand oder welche Unterstützung die Staatshandlungen durch die gegebenen Zustände eines Gemeinwesens erfahren; von welchen allgemeinen Momenten thatsächlicher Art folglich die Wirksamkeit der gewollten und gewußten Staatsfunctionen abhängt.“ Wir knüpfen hier die Bemerkung an, daß der Verfasser wohl besser gethan haben würde, nicht in diesem pretiösen Professorenstyl, sondern klar und ungesucht zu schreiben.

Vom Uebergang aus der absoluten in die constitutionelle Monarchie wird hier gesagt: „Ein Rückblick auf die bisherige Entwicklungsgeschichte der politischen Ideen zeigt uns, daß frühere Jahrhunderte, nachdem man mit der absoluten Autorität kirchlicher Systeme gebrochen, die Leistungsfähigkeit der staatlichen Organe für die Verbesserung gesellschaftlicher Zustände bei weitem zu hoch veranschlagten. Für alle Mißstände, für alle Fortschritte, für Hungersnoth und Reichthum, für menschliche Tugenden und Laster, sogar für das Erscheinen der Cometen pflegte man schlechthin die Staatsregierungen verantwortlich zu machen. Daher jene lange Reihe heute meistentheils vergessener Schriften, in denen das XVII. und XVIII. Jahrhundert die moralischen und intellectuellen Eigenschaften der Fürsten zu bestimmen unternahm, durch deren Vorhandenseyn das Glück der Völker und Staaten gewährleistet werde. Daher die Schrecken erregenden Schilderungen idealer Tyrannen. Hervorragende Männer schrieben mit Eifer über die Erziehung der Prinzen, ohne durch den vergeblichen Versuch Fenelon's belehrt zu seyn. Die persönliche Herzensgüte eines Monarchen galt für die beste Verfassung der Völker. Neuerdings scheint die entgegengesetzte Richtung in der Würdigung der Verhältnisse vielfach zu überwiegen. Nicht gering ist die Anzahl derjenigen, welche die Regierungen gleich ohnmächtig halten zum Guten wie zum Schlechten. Die von Menschen gemachten Gesetze sollen nur insofern einen Werth haben, als sie die Eigenschaft eines Naturgesetzes der menschlichen Gesellschaft an sich tragen, deren Entwicklungen, wie man glaubt, sich von selbst vollziehen. Die Geschichte erscheint hiernach als eine Reihe von vollendeten Thatsachen, in deren Hervorbringung die menschliche Person und der Wille des größten Staatsmannes nur scheinbar betheiligt sind. So schwankte das Gesetz der politischen Zurechnung gleichsam zwischen Extremen.“

War früher die Einheit des Willens ein Vortheil für den Staat, so brachte ihm doch die Willenlosigkeit, der mißleitete oder böse Wille des alleinregierenden Fürsten wieder große Nachtheile. Seitdem man die Gewalten getheilt hat, der Regierung ein Parlament gegenübersteht, Civil- und Militärverwaltung, Justiz, Polizei, Finanzen, Unterrichtswesen 2c. von einander getrennt sind, werden die Mängel des frühern Absolutismus vermieden, aber im Conflict zwischen Regierung und Parlament und in den Conflicten sogar unter den Ministerien selbst sind neue Uebelstände entstanden. Um das alles gehörig zu erwägen, meint der Verfasser, müsse es eine Wissenschaft der Politik geben und es sey nicht richtig, daß die Politik mehr eine Kunst als eine Wissenschaft sey. Hier hat er die Begriffe nicht klar genug gesondert. Die Politik ist immer nur eine Kunst, wenn sie ausgeübt wird, und keine Wissenschaft; wer sie aber mit Glück ausüben will, muß freilich orientirt seyn, muß vieles wissen. Eine wissenschaftliche Politik hat nur insoweit Werth, als sie erfahrungsmäßig dem Staatsmann Anhaltspunkte gewährt, aber eine Doctrin, ein System kann sie ihm nicht aufdrängen. Auch der Feldherr wird aus der s. g. Kriegswissenschaft nur die Belehrung der Empirie, der Geschichte und der Technik schöpfen und das wird ihm bei Ausübung seiner Kriegskunst nützen. Weiter hat die Kriegswissenschaft keinen Werth. Die Scholastik hat auch eine Wissenschaft des Schönen ausgeheckt, um die sich aber bekanntlich die Künstler niemals bekümmern. Wenn alle Professoren der Aesthetik ihre Weisheit zusammenschütten, kommt doch kein Raphael heraus. Der große Künstler, der große Feldherr werden immer nur geboren und so auch der große Staatsmann. Wissen nützt ihnen, aber nicht die Wissenschaft.

Der Verfasser will die s. g. niedere Politik nicht so von der höhern getrennt wissen, wie es häufig verlangt wird, und hat darin bis auf einen gewissen Grad Recht, denn in der Staatsmaschine muß alles ineinander greifen, bis aufs kleinste Rädchen.

„Die Lehre von den Staatszwecken ist das Fundament der gesammten Politik,“ sagt der Verfasser S. 59. Das unterliegt keinem Zweifel, allein der Verfasser hätte sich erst eine Vorfrage vorlegen sollen. Selbsterhaltung ist der erste Zweck des Staates, wie alles dessen, was da lebt. Aber es gibt Staaten, die eigentlich kein Recht zum Leben haben, Zwitterstaaten, Zwergstaaten, unnatürliche Schöpfungen aus der Fäulniß eines größern natürlichen Organismus, Staaten, die sich verhalten, wie das Unkraut, wie die Schmarotzerpflanze auf dem edlern Fruchtbaum, und andrerseits Staaten, die sich verhalten wie die siamesischen Zwillinge, sofern sie heterogene Nationalitäten unnatürlich zusammenschmieden. Solche Staaten haben keinen andern Zweck, als unterzugehen.

Wahr ist, was der Verfasser über den Conflict zwischen der Principienreiterei und der Principlosigkeit in der neuern Zeit bemerkt und besonders auch seine Kritik des parlamentarischen Treibens. „Je mehr das bloße theoretische Wissen ohne die nothwendige Zuthat praktischer Uebung in einer Versammlung vertreten ist, desto weniger ist eine angemessene Behandlung der Zweckmäßigkeitsfragen zu erwarten.“ Auf dem Festland leiden die Parlamente an einem Uebel, gegen welches nur der praktische Engländer ein Mittel gefunden hat. „In England wird die Angemessenheit und sogar Nothwendigkeit persönlicher Führerschaft nicht nur in der Leitung der Staatsangelegenheiten, sondern auch in der Thätigkeit der großen Parteien als unerläßlich betrachtet. In Frankreich und Deutschland hat die vorwiegend demokratische Richtung der mittlern Gesellschaftsclassen den Gedanken der persönlichen Vertrauensstellungen in der Führung der Parteien hinter die Vorstellung der Gleichberechtigung nicht nur der Personen, sondern auch der Meinungen zurückgedrängt. Daraus erklärt sich, daß selbst unbedeutende Männer unter Berufung auf die allgemeinen Menschenrechte es als eine heilige Pflicht betrachten, ihre Ansichten selbst nach Erschöpfung aller wesentlichen Momente der Discussion vorzutragen.“

Herr von Holtzendorff charakterisirt sehr gut die geistlose Routine, die sich aus Hoffahrt und Faulheit um das, was neu in der Welt auftritt, nicht kümmert, mit offenen Augen dennoch nicht sehen und sich erst die Nase ein wenig abstoßen will. „Kein Decret vermag jenen Zug zu schaffen, den eine jahrhundertlange Tradition im preußischen Beamtenthum erzog, und welche die Franzosen gleichsam zuerst bemerkten, als sie zu unserem eigenen Erstaunen von unserem génie administrateur sprachen. Neben der Sprödigkeit des Ehrgefühls, welches nur langsam zur Gestalt einer herkömmlichen Ueberlieferung entwickelt wird, nachdem die persönliche Geltung der Beamten von oben her anerkannt ward, steht das Erforderniß der Elasticität des Geistes, eines hohen Geschicks und einer Fähigkeit das Neue zu erkennen und zu würdigen. Wenige Erscheinungen sind so wunderbar, wie die Thatsache, daß der Tag von Königgrätz sämmtliche Militärstaaten Europas zur Veränderung ihrer Bewaffnungsweise bestimmte; nachdem Jahrzehnte hindurch dem Militärbeamtenthume

aller Cabinette die preußische Waffe vorgelegen, und ihnen jede Gelegenheit gegeben gewesen war, auf den Schießständen zu versuchen oder sogar im dänischen Feldzuge von 1864 zu beobachten. Der Hochmuth erlaubte jenen Beamten keinen Zweifel daran, daß man selbst das Vollkommene bereits längst erreicht habe. Der Geistlosigkeit der Routine ist jeder Fortschritt unbequem. Schon die Anstrengung, welche eine Prüfung wichtiger Dinge erfordert, erscheint ihr als Uebelstand. Man glaubt stets im Besitz des Besten zu seyn." Dieser Vorwurf trifft aber nicht blos die Regierungen, man muß ihn auch auf die Parlamente anwenden, die ganz ebenso, wenigstens in ihren Mehrheiten, in einer blinden Routine sich's wohlseyn lassen.

Schade, daß so viele gute Gedanken des Verfassers in der scholastischen Redeweise vorgetragen sind, die leider von unsern Kathedern unzertrennlich bleibt. Wie kostbar lautet z. B. folgender Satz S. 79, der doch eigentlich nichts sagen will, als was sich schon von selbst versteht. „Aus der Darlegung des politischen Prozesses in Urtheilsbildung und Ausführung geht übrigens ferner hervor: daß die Principienfrage überall der Theorie, die technische Frage im einzelnen Falle lediglich der Praxis zugehört, in der Zweckmäßigkeitsfrage hingegen die organische Combination der theoretischen und praktischen Momente gegeben ist." Was der Verfasser über das Mißtrauen gegen die Regierungen sagt, ist geschichtlich gut begründet. Doch hätte auch hier bemerkt werden dürfen, daß die Routine des liberalen Parlamentarismus den wahren Volksbedürfnissen noch eben so wenig abgeholfen hat, als der bequeme Schlendrian der alten absolutistischen Regierungen, und daß sich trotz allen Lobhudeleien der Presse und trotz aller Wahlumtriebe das Mißtrauen des Volks doch auch gegen sie richtet, und zwar von der progressistischen, wie von der conservativen Seite.

Hier stoßen wir auf einen Hauptpunkt, in Bezug auf welchen wir mit dem Verfasser nicht einig sind. Er schiebt nämlich die Kirche bei Seite. „Das Princip, sagt er, eines einheitlichen, allein gültigen Dogmas kann auf dem Gebiete der staatlichen Gesetzgebung mit dem historischen Princip der staatlichen Fortentwicklung nicht in Einklang gebracht werden. Auf das Eine ist daher nothwendigerweise Verzicht zu leisten. Daher die völlige Unbrauchbarkeit und wissenschaftliche Unzulänglichkeit der theologisirenden Staatssysteme, mögen dieselben nun auf protestantischer oder katholischer Basis ruhen. Die in der Gegenwart unumstößlich gewordene Thatsache der Glaubensspaltung in den deutschen Staaten steht jedem Versuche entgegen, die Politik auf eine allein anerkannte Basis religiös-confessioneller Principien zurückzuführen. Welchen Antheil immer das Christenthum an der Entwicklung unserer sittlichen Ideen gehabt hat oder noch hat, und wir veranschlagen diesen Antheil sehr hoch — für den modernen Staat gibt es keine ‚reine Lehre der christlichen Politik.'" S. 149. „Jener Staatsgottesdienst, welchen die Obrigkeit in Gesetzgebung, Diplomatie und Polizei, im Heerwesen und in der Besteuerung betreiben soll, ist im Sinne Stahls kein idealer, sondern ein praktisch bekenntnißmäßiger aus dem Grunde, weil für ihn die Religion nur in Gestalt dreier fester, abgeschlossener, unabänderlicher und privilegirter Bekenntnisse Wirklichkeit hatte. Wo nun eine Mehrheit derselben nebeneinander besteht, wie in den meisten europäischen Culturstaaten, wo die heil. Schrift der verschiedenartigsten Auslegung unterliegt, wo es überhaupt streitig ist, ob sie als alleinige Norm des christlichen Glaubens anzuerkennen ist oder nicht, kann von einem objectiv erkennbaren Grundgesetze der staatlichen Thätigkeit überhaupt keine Rede seyn. An der Stelle einer vermeintlich ewigen, dem Staat ebenbildlich vorgesetzten Ordnung der Religion würde thatsächlich die jeweilig herrschende Theologie die Richtung angeben, in welcher der Staat sich zu bewegen hätte."

Es ist nun allerdings richtig, daß die Trennung der vom Staat anerkannten Confessionen die theokratische Grundlage des Staats, wenn nicht ganz hinwegreißt, doch unsicher macht. Allein so wenig, wie die Sonne dadurch vernichtet wird, daß sich Wolken vor sie legen oder so wenig, wie das reine Licht aufhört Licht zu seyn, wenn auch der eine es durch die blaue Brille blau, der andere durch die rothe roth, der dritte durch die grüne grün sieht, so wenig verschwinden oder ändern sich die göttlichen Gesetze, die wie allen menschlichen Einrichtungen, so auch dem Staate am höchsten gelten. Das ist nicht wissenschaftlich, daß man sie pur wegleugnet, es ist nur eine falsche Wissenschaft, die sich um Gott nicht mehr kümmern will. Der Staat hat eine theokratische Grundlage und keine andere, weil wir Menschen eben allesammt Kinder Gottes sind. Wir leben nicht für diese Welt allein, denn unsere Seelen sind unsterblich. Das diesseitige Leben aber mit seinen Einrichtungen darf sich seiner Beziehungen auf das ewige niemals entäußern. Der Hauptgrundsatz, welcher daraus für das Staatsleben sich ergibt, ist der: Daß wer immer den Staat regiert, ihn nur im Namen Gottes regieren soll und nach den ewigen und unumstößlichen Geboten Gottes. Gleichviel ob es ein König ist, der sich von Gottes Gnaden nennt, oder der Präsident einer Republik, oder ein Parlament. Dem je-

weiligen Inhaber der Gewalt gehört der Staat nicht zu eigen, derselbe ist ihm nur geliehen für die kurze Zeit seiner Amtsführung und er bleibt Gott, seinem Lehnsherrn, dafür verantwortlich und wird ihm einst Rechenschaft ablegen müssen.

Für den Verfasser ist diese Ansicht ein längst überwundener Standpunkt und wenn er auch gelten läßt, daß das Christenthum noch nicht ganz von der Erde verschwunden ist, so setzt er doch auf S. 155 voraus, die Reste des Christenthums verhielten sich etwa wie die Reste des Schnee's im Frühling, die bald vollends schwinden, wenn der Sommer kommt. Wir seyen, sagt er, im „Uebergangszustande einer untergehenden Staatsanschauung zu einem höhern Verständniß unserer menschlichen Natur." Dieses s. g. höhere Verständniß ist kein höheres, überhaupt kein Verständniß, sondern ein Mißverständniß oder ein Herabsinken von einer höhern Anschauung in eine niedrigere. Es ist die s. g. Wissenschaft der Selbstvergötterung, welche den Schöpfer, seine ewige Macht, Weisheit und Vatergüte leugnet, um dem von ihm abgefallenen, dadurch in Sünde verstrickten Geschöpfe mit seinem kurz zugeschnittenen Verstande die Attribute der Gottheit beizulegen. Das ist keine höhere Verständniß der menschlichen Natur, wenn man das Geschöpf losreißen will vom Schöpfer. Die Frage ist in Bezug auf den Staat von enormer Bedeutung, denn um nur eines anzuführen, so ist der Staat voller Unmündiger, der Hülfe bedürftiger Menschen, für welche der mündige und begabtere Theil im Namen Gottes des Vaters als für unglückliche Brüder sorgen soll. Wenn nun aber keine Bevormundung des angeblich durch und durch mündigen Volkes mehr stattfinden soll, so hört eine der wichtigsten Pflichten des Staates auf.

Es ist überhaupt ein grober Irrthum, sich immer eines Fortschritts zu rühmen und die heutigen Staatseinrichtungen für etwas selbstverständlich Besseres zu halten als alle frühern. Wenn Herr von Holtzendorff es dem Staate zu einer Hauptaufgabe macht, die Grundrechte der Individuen und alle denkbaren Freiheiten derselben zu schützen, so vergißt er, welche Mißbräuche der schrankenlose Gebrauch dieser Freiheit mit sich bringt, und daß es eine höhere Autorität geben muß, welche sie einschränkt. Wir erleben mitten in unserer hochgepriesenen Civilisation, daß unser Volk durch die Fahrlässigkeit derer, die es in blühendem Zustande erhalten oder das, was an ihm verdorben worden ist, wieder gut machen sollten, je mehr und mehr verdorben wird und zwar durch die französische Mode, durch die irreligiöse Schule und durch die Tyrannei des Kapitals. Nicht nur die christlichen Tugenden, sondern auch die alte angeborne germanische Tüchtigkeit, Treue und Ehrenhaftigkeit gehen immer mehr verloren und werden keineswegs durch einen hohen Adel der Humanität ersetzt. Im Gegentheil jemehr man sich der Bildung gerühmt hat, desto mehr hat die Gemeinheit um sich gegriffen, die sich der Unsittlichkeit rühmt und in herzlosem Egoismus die Unschuld und Einfalt ausbeutet. Der hochgepriesene Liberalismus hat es nicht weiter gebracht, als durch eine nur auf die Mittelclassen und den Kapitalbesitz berechnete Gesetzgebung, durch die Presse und Wahlagitationen die Vertreter einer Minderheit im Volk zur Mehrheit in den Parlamenten zu machen, und wirthschaftet in dieser Einseitigkeit fort, so daß ihm, indem er Monarchie und Aristokratie sammt Kirche überwunden zu haben glaubt, Demokratie und Lasalleanismus über den Kopf wachsen. Die Stimme rechtlicher und besonnener Bürger wird nicht mehr gehört, die Einfalt des Landmanns bis zur Ungebühr ausgebeutet und verhöhnt. An die Zukunft denkt niemand.

Nichts ist für die moderne Staatsweisheit so charakteristisch als die Besteuerung der Zukunft durch den Finanzschwindel. Das Schuldenmachen in den Tag hinein, das Anhäufen von Milliarden Staatsschulden, von denen die Steuerpflichtigen nicht einmal die Zinsen mehr abtragen können, ist erst eine Erfindung unserer allerhumansten und liberalsten Neuzeit, die sich so sehr rühmt, das Christenthum als überwundenen Standpunkt hinter sich geworfen zu haben, und grade deshalb wie ein lüderlicher Haushalter alle Staaten den Juden versetzt. Diese gänzliche Rücksichtslosigkeit gegen die nachkommenden Geschlechter bildet den grellsten Gegensatz zur Pietät der ältern conservativen Staaten, als dieselben sich noch nicht schämten, sich christliche zu nennen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 16. 24. Februar 1869.

## Geschichte.

Bilder aus der französisch-reformirten Kirche. König Heinrich IV. — Das Edict von Nantes. — Die Kirche der Wüste. Von Herm. L. Roquette, französisch-reformirtem Prediger zu Königsberg in Preußen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, (1868).

Eine sehr gut geschriebene Monographie. König Heinrich IV., der die Reformirten in Frankreich eine Zeitlang anführte und nur durch ihre Hülfe zur Krone gelangte, der erste Bourbon, der diesen Thron bestieg, erkaufte sich den ruhigen Besitz desselben durch einen Verrath an den Reformirten. Er entschuldigte sich deshalb mit einer echt französischen Frivolität: Ich fürchtete die Katholiken und mußte sie deshalb für mich gewinnen, euch Reformirte liebe ich, brauche euch aber nicht zu fürchten! Bekanntlich war Heinrich IV. nichts weniger als fromm, sondern ein lustiger Lebemann und Maitressen ergeben. „In der Kunst der Verstellung war er Meister. D'Aubigné, der seinen Herrn so genau kannte, nannte ihn ‚den listigsten und geriebensten Fürsten der Welt'. Diese Verschlagenheit und Pfiffigkeit kam seinem Egoismus trefflich zu statten. Er konnte alles opfern, alles vergessen, alles bei Seite setzen, wenn er dadurch seinem Ziele um einen Schritt näher kam. ‚Er liebte niemand und haßte niemand'. Keine seiner Geliebten hat je eine Herrschaft über ihn geübt und selbst der schönen Gabriele trat er sehr energisch entgegen, als sie es versuchte. Alle guten und schlechten Kräfte in ihm stehen nur im Dienste der schnödesten Selbstsucht. — Dazu sein Undank gegen seine Freunde; keinen Pfennig hat er je erstattet von den Summen, die die Reformirten in Deutschland, der Schweiz, in seinem eigenen Lande ihm früher in seiner Noth vorgeschossen, keinem einzigen seiner Freunde die Opfer, die sie ihm gebracht, im geringsten gelohnt, seine Getreuesten, die für ihn gearbeitet und geblutet, hat er ohne Besinnen seinen Feinden geopfert, um diese zu gewinnen."

Und dieser nämliche Heinrich IV. wurde in allen protestantischen Schulen Deutschlands und in einer Menge von Lehr- und Lesebüchern im vorigen und noch in diesem Jahrhundert als ein mustergültiger König, als ein Heros der Menschheit und insbesondere als Freund und Beschützer des Protestantismus gepriesen. Von den schändlichen Intriguen, mit denen er manche protestantische Fürsten seiner Zeit umstrickte (besonders Moriz von Hessen), und die auf Zerstücklung und Beraubung des deutschen Reichs ausgingen, bekam das deutsche Publikum nichts zu lesen. Erst in unserem Jahrhundert sind diese für Deutschland so schmachvollen Dinge aufgedeckt worden.

Der gedachte König Ehrenmann gab den Reformirten, nachdem sie alles für ihn gethan hatten, das Edict von Nantes als einen armseligen Canzleitrost. Darin wurde ihnen die Religionsfreiheit zugesichert; indem er sich selbst aber auf die katholische Seite schlug, gab er dieser ein Uebergewicht, mit welchem Gerechtigkeit gegen die Reformirten nicht lange verträglich war. Zunächst verloren die Reformirten den ganzen hohen Adel Frankreichs. „Eine nach der andern von den höchsten Familien war dem Beispiele Heinrichs IV. gefolgt; als ihr Ehrgeiz und ihr Thatendurst hier keinen Spielraum mehr fanden, sondern ihr reformirtes Bekenntniß von Hofämtern, Ehren und hoher bürgerlicher Stellung sie ausschloß, hatten sie den väterlichen Glauben abgeschworen und waren in die Reihen der Gegner der reformirten Kirche übergetreten. Nur der niedere Adel verzichtete auf den Glanz und lebte lieber seines

Glaubens als Landedelleute. Diese aber verlangten nichts als Ordnung und Frieden; sie thun den Willen der Gouverneure, ja sie helfen ihnen selbst die Bauern in Ruhe halten."

Wie friedlich und bescheiden sich nun aber auch die Reformirten in Frankreich benahmen, so war ihre Existenz und das Beispiel von wahrhafter Gottesfurcht, welches sie gaben, den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Frankreich maßgebenden Personen unbequem. Diese Personen waren König Ludwig XIV., seine Jesuiten und seine Maitressen. Er selbst, der vom Verfasser des vorliegenden Buchs sehr gut gezeichnet ist, identificirte sich bekanntlich mit der göttlichen Allmacht. Von Christenthum war bei ihm keine Rede. Er lebte ganz in der Illusion der Renaissance, des altrömischen heidnischen Imperialismus. Er bildete sich ein, ein neuer Augustus zu seyn, und ließ sich gleich diesem vergöttern. Wie einst Augustus bei seinen nächtlichen Schwelgereien mit dem Costüme der olympischen Götter abwechselte, so ließ sich auch Ludwig XIV. als Gott verehren und Bälle und Opern ahmten den altrömischen Styl nach. In seinem Schlafzimmer zu Versailles ließ er sich als Jupiter abbilden mit Blitzen in der Hand. An alledem nahm die Gesellschaft Jesu nicht den geringsten Anstoß, und schmeichelte dem neuen Jupiter und diente allen seinen Lüsten mit höfischer Geschmeidigkeit. Des Königs Maitresse, die berüchtigte Maintenon, war so hoffährtig, dem König, wenn auch nur an die linke Hand angetraut werden zu wollen, und die Jesuiten versprachen ihr, es durchzusetzen, wenn sie ihrerseits den König dahin bringe, das Edict von Nantes aufzuheben und die reformirte Religion in Frankreich gänzlich auszutilgen. Das vom König zu erlangen war nun insofern nicht schwer, als sein ungemessener Stolz unabhängige, seine heidnische Gesinnung christliche, und seine eigene Lüderlichkeit ehrbare und sittenreine Menschen nicht leiden konnte.

So wurde nun das Edict aufgehoben, der reformirte Gottesdienst verboten und mittelst der berüchtigten Dragonaden in Stadt und Land alles katholisch gemacht. „Hinrichtungen ohne Zahl folgten einander von Grenoble bis Bordeaux, Blutbad auf Blutbad in den Cevennen; eine ganze Armee ward in die eine Stadt Nimes gelegt, — eine Dragonade so furchtbar, daß die Stadt in 24 Stunden bekehrt wurde. In allen Dörfern schleppten die Soldaten die Leute in die katholische Kirche und übten in den Häusern Mißhandlungen aller Art an ihnen aus, so daß viele Frauen in die Berge flüchteten und von ihren Verfolgern gedrängt, lieber die Abhänge sich hinabstürzten und in den Berggewässern ertranken oder an Felsen zerschellten. Die katholische Geistlichkeit dankte im Mai 1685 dem Könige, daß er ohne Gewalt alle vernünftigen Leute dahin gebracht hätte, die Ketzerei aufzugeben. Das schmeichelte ihm am meisten, daß sein Gewicht allein so viel vermochte und alles mit fortriß. Da hielt es Frau von Maintenon für angemessen, den letzten Schritt auf ihrer Bahn sich möglich zu machen. Um das schwierige Ding ihrer Heirath mit dem Könige zu Stande zu bringen, brauchte sie die Einwilligung der Jesuiten; dazu mußte sie ihnen aber ein entscheidendes Pfand geben. Es war ein Pact zwischen ihr und ihnen. Sie rieth dem Könige die Vernichtung ihrer Glaubensgenossen an und jene willigten dafür in die Heirath. Wäre noch ein Zweifel über ihren Antheil, nachdem die Prinzeß von Orleans ausdrücklich sagt, daß die Maintenon eine Denkschrift verfaßte, um den Widerruf anzurathen, so heben ihn die Thatsachen. Am 18. October unterzeichnete der König den Widerruf des Edicts von Nantes und etwa 3 bis 4 Wochen nachher in einer Novembernacht ließ sich der Abgott Europas im größten Geheimniß zu Versailles mit der Wittwe Scarron trauen."

In Lyon allein sank die Bevölkerung von 90,000 Seelen auf 20,000 hinab, so sehr räumten die Verfolgungen unter den Reformirten auf. „Die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 hatte die evangelische Kirche in Frankreich vernichtet. Ein Strom von 400,000 Reformirten mit 600 Geistlichen hatte die Möglichkeit gefunden, die Heimath zu verlassen und als Kirche der Réfugiés in der Schweiz, Holland, England und den preußischen Staaten sich angesiedelt. Wohl blieb noch etwa eine Million Reformirter in Frankreich — aber ohne Gotteshäuser, ohne Geistlichkeit, ohne Bildungsanstalten, ja ihrer kirchlichen und bürgerlichen Existenz beraubt durch eine barbarische Gesetzgebung ohne Gleichen, welche ihnen alle Lebensadern unterband. So vollständig waren sie nach der Meinung der Regierung vernichtet, daß ihnen auch nicht einmal der Name gelassen wurde; sie hießen Neubekehrte. ‚Die reformirte Kirche existirt nicht mehr' — so ist die officielle Annahme. Und doch bestehen sie fort. Sofort nach der Aufhebung des Edicts von Nantes beginnen sie ihre heimlichen Gottesdienste im Freien, und trotz einer anhaltenden, heftigen, blutigen Verfolgung, welche Tausende aufs Schaffot und auf die Galeeren schickte, gab der verheerende, blutige Krieg der Camisarden 1701—1709 den thatsächlichen Beweis, daß die nicht existirenden Reformirten so gut existirten, daß die berühmten Marschälle Ludwigs XIV.

einer nach dem andern ihre kriegsgeübten Heere vergebens gegen die armen Bauern der Gebirge führten. Die Capitulation der Führer endete den Krieg in den Sevennen. Aber als die französische Revolution mit der Freiheit aller Culte auch den Reformirten die Möglichkeit der kirchlichen Existenz und die organischen Artikel Napoleons 1808 ihnen geordnete kirchliche Verhältnisse wiedergaben, so finden wir in allen Theilen Frankreichs alsbald wieder eine große Zahl reformirter Gemeinden und eine blühende reformirte Kirche! Wo kommt sie mit einemmale her? denn dazwischen liegt ein ganzes Jahrhundert."

Man rechnet, daß noch eine Million heimlicher Reformirter in Frankreich zurückgeblieben sind. „Wie aber mußte es entsittlichend wirken, daß eine Million Bürger ein Jahrhundert lang unter dem Fluche des Gesetzes der Verdächtigen steht, äußerlich sich als Katholiken darstellen müssen und sich mit einigen Aeußerlichkeiten abfinden, die sie doch innerlich verabscheuen; denn es herrscht ein Jahrhundert die officielle Lüge: Es gibt keine Protestanten in Frankreich mehr. Und doch sind sie der Hauptgegenstand der Thätigkeit für die Intendanten. — Michelet legt unter den Gründen, welche die Verfolgung zu einer allgemeinen machten, noch ein besonderes Gewicht darauf, daß in Folge der ungeheuern Vermögensconfiscation das geldhungrige Geschlecht jener Zeit auch ‚ein gutes Geschäft' dabei machte. ‚Dies Vermögen fiel dem Könige zu, das hieß mit andern Worten: Denen, die er begünstigte oder die sich um die Beförderung der Verfolgung verdient machten. Nun konnte jeder für sich einen Antheil an der Beute hoffen. Noch sind die Anträge einer guten Zahl liebenswürdiger Verwandten vorhanden, welche bitten, das Vermögen ihrer reformirten Verwandten einzuziehen und ihnen zuzusprechen. Andere stellen das gleiche Gesuch ohne Verwandtschaft, ohne weitern Grund, ja ohne irgend einen Vorwand. So bittet der Kutscher einer Prinzessin um das Vermögen eines Protestanten, ‚dessen Sohn in England Prediger ist.' Frau von Maintenon aber schreibt an ihren Bruder, indem sie ihm ein königliches Gnadengeschenk von 800,000 Francs ankündigt: ‚Ich bitte Dich, wende das Geld, das Du nächstens bekommen wirst, nützlich an. Die Güter in Poitou werden jetzt für nichts weggegeben. Die Verheerung unter den Protestanten wird bald noch mehrere zum Verkauf bringen. Du kannst mit leichter Mühe Dir in Poitou einen großartigen Grundbesitz schaffen.'"

Die Reformirten, welche flüchten konnten, und deren Zahl sich nach und nach beinahe bis auf eine halbe Million belief, flohen über die östliche Grenze Frankreichs, wie es ihnen eben möglich war, und fanden die wärmste Unterstützung bei dem großen Kurfürsten von Brandenburg. „Schon 1666 und 79 hatte er sich fruchtlos bei Ludwig XIV. für die französischen Reformirten verwandt. Ludwig leugnete einfach alles Unrecht ab. Und während die französischen Reformirten von dem Widerrufe überrascht wurden, hatte der Kurfürst ein bestimmtes Vorgefühl von den Dingen, die im Anzuge waren. In einem Schreiben an die evangelischen Stände des deutschen Reiches aus dem Anfange des Jahres 1685 überschaut er die ganze Lage der Dinge und sagt: ‚Es ist leider mehr als zu viel am Tage, daß fast aller Enden die Bekenner der evangelischen Religion aufs Eifrigste verfolgt werden und nach derselben gänzlicher Vertilgung anjetzo wohl mehr als jemals auf allerhand gefährliche Weisen und Wegen getrachtet wird und scheint dann anhero uns um soviel nöthiger zu seyn, daß man nach dem Exempel der in Gott ruhenden Vorfahren treulich beieinandertrete und was in diesem Stück von denselben mit so viel Kosten und Blut theuer erworben, nicht verabsäume, sondern dasselbe zu der werthen Posterität zeitlicher und ewiger Wohlfahrt auf dieselbe unversehrt fortpflanze.' Er fand da freilich wenig Gehör, aber als dann das Edict von Nantes aufgehoben wurde und die ganze Wuth der Verfolgung nun gegen die Reformirten sich entfesselte, da nahm der Kurfürst sofort eine seiner würdige und entschlossene Haltung an. Ohne sich in weitere Verhandlungen einzulassen, antwortete er auf den Widerruf schon nach elf Tagen mit dem Edict von Potsdam vom 29. October 1685, in welchem er den flüchtigen Reformirten eine sichere Zuflucht in seinem Lande anbietet und zugleich unter Zusicherung ansehnlicher Privilegien ihnen die Einrichtung ihres kirchlichen, ja auch bürgerlichen Lebens ganz nach der väterlichen, heimischen Weise verspricht. Seine Vertreter, namentlich in Frankfurt a. M. und Amsterdam versah er reichlich mit Geld und sie mußten die Flüchtigen mit den nöthigen Mitteln, wie mit aller möglichen Auskunft unterstützen."

Die in Frankreich zurückgebliebenen Reformirten mußten sich äußerlich zur katholischen Kirche bekennen, blieben aber ihrem Glauben treu und es fehlte nicht an opfermuthigen Predigern und Seelsorgern unter ihnen. „Die Versammlungen wurden meist an entlegenen, unbewohnten, öden Plätzen gehalten, in Höhlen, verlassenen Steinbrüchen, Wäldern, auf öder Gebirgshöhe oder wilder Heide. Ganz zuverlässige, zu jedem Opfer bereite Boten kündigten am Abend vorher

mündlich an, daß eine Versammlung gehalten würde. Die Unerschrockensten, mit der Oertlichkeit und allen Gefahren am meisten Vertrauten, bildeten das Geleite des Predigers; von allen wohlberechneten Schlingen der Verfolger hatten sie sich meist schon im voraus Kundschaft verschafft, sie geleiteten ihn auf wohlgeborgenen Wegen und deckten im äußersten Falle mit ihren Leibern seine Flucht. Um den Ort der Versammlung standen in gewissen Entfernungen Schildwachen, welche von einer Annäherung der Soldaten Zeichen gaben, damit die Versammlungen sich rechtzeitig zerstreuen konnten. Sehr oft waren mit den Protestanten in den Städten geheime Signale verabredet, welche sofort von jedem Ausrücken der Truppen, sowie von der Richtung, in der sie marschirten, Nachricht gaben. War eine gewisse Zahl versammelt, so begann der Gesang eines Psalms, meist Psalm 100, dann verlas einer der Aeltesten die zehn Gebote und nach abermaligem Psalmgesange einen längern Abschnitt der h. Schrift. Dann folgte die Predigt." Wurden die Prediger entdeckt, so kostete es ihnen das Leben. Das Gesetz war unerbittlich. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß grade in dieser Periode, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Freigeisterei in Frankreich durch Voltaire und die Encyclopädisten reißend überhand nahm, der Hof und Klerus nicht diese Freigeisterei und die von ihr unzertrennliche Immoralität verfolgte, dieselbe vielmehr gewähren ließ und nur mit den entsetzlichsten Qualen und Hinrichtungen die Anhänger des Evangeliums heimsuchten. „Die katholische Geistlichkeit, die den Kampf gegen die Sünde, den Unglauben und die Gotteslästerung der Zeit so schüchtern, lau und nachdrucklos führte, war unermüdet und unerbittlich in der Verfolgung der Reformirten. Sie findet kein Ende mit Klagen, daß die Gesetze gegen die Ketzer nicht ernst genug ausgeführt werden. Jedesmal, wenn sie bei der ewigen Geldnoth des Staates die drohende Besteuerung ihrer Güter durch ein reiches ‚freiwilliges Geldgeschenk' abkaufte, forderte sie dafür neue Gewaltthaten gegen die Evangelischen. Unbekümmert um den Widerspruch gegen ihre eigenen Lehren bot sie die Hand, als der Gouverneur St. Priest 1752 eine allgemeine Wiedertaufe aller reformirten Kinder mit Hülfe der Dragoner anordnete, wobei die empörendsten Scenen vorfielen."

Die Vorfahren des Verfassers selbst litten nicht am wenigsten unter den Verfolgungen. Drei des Namens Roquette wurden hingerichtet, der letzte im Jahr 1762. „Das Parlament zu Toulouse verurtheilte den jungen Prediger Rochette zum Galgen, drei junge reformirte Edelleute zum Beil. Rabaut machte die unerhörtesten Anstrengungen, sie zu retten. Er schrieb an die einflußreiche Prinzessin Adelaide, vielleicht die reinste Seele an diesem Hofe, an den allmächtigen Herzog von Richelieu, an mehrere andere Minister. Alles vergebens. Er wollte die öffentliche Meinung für die Märtyrer interessiren und schrieb deshalb an den gefeiertsten, ja vergötterten Schriftsteller, an Rousseau. Es ist unaussprechlich widrig, welche kühle, herzlose Antwort dieser gab. Neben einigen Tiraden der Entrüstung über die Härte der Regierung und des Mitgefühls für seine armen Brüder, schreibt er: ‚Die Reformirten seyen selbst Schuld, in einer unwesentlichen Sache, wie die gottesdienstlichen Versammlungen, welche unstreitig zu den Rechten der Könige gehöre, gebiete das Wort Gottes ausdrücklich, den Gesetzen zu gehorchen. Wer ein Christ ist, muß vor allem leiden lernen. Er sey ein Freund der Wahrheit und solche höre man nicht gern. Er habe Menschlichkeit, Milde, Duldung nach Kräften gepredigt; es sey nicht seine Schuld, wenn man nicht auf ihn gehört habe. Dann schließt er: Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie wie ich in der Schule der Noth leiden gelernt haben. Leider gibt diese uns nur das Mitleid für fremde Leiden, macht es uns aber unmöglich, ihnen zu helfen.' So schrieb ein Rousseau an einen Rabaut! Wie wohlthuend ist dagegen der Blick auf jenes Schaffot in Toulouse, das die vier Märtyrer fest, ja freudig besteigen, Rochette voran, indem er den Vers aus dem 118. Psalm singt: ‚So ist er da, der glückliche Tag, der unser Sehnen erfüllt. Das war am 26. Februar 1762. Aber ihr Blut war noch nicht das letzte Blut. Dies floß erst drei Wochen später. Auf demselben Markte zu Toulouse wurde Jean Calas gerädert auf ein bloßes Volksgerede hin, das ihn beschuldigte, seinen eigenen Sohn aufgehängt zu haben, weil er hätte katholisch werden wollen. Dieser Justizmord, welcher nach drei Jahren vom obersten Cassationshofe als solcher anerkannt wurde, weckte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit und die öffentliche Entrüstung, und von 1763 an erfreuten sich die Reformirten einer Art Duldung, die freilich precär genug war, da alle Gesetze unverändert fortbestanden. Rabaut namentlich wurde nicht mehr beunruhigt. Doch erst 1775 wurden die letzten Bekenner auf den Galeeren ihrer Ketten entledigt, nachdem einige Jahre vorher, (1769) auch die Gefangenen des Thurmes von Constance ihre Freiheit erhalten hatten."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **Nº 17.** 27. Februar 1869.


## Reisen.

Ein Sommer im Orient. Von Alexander Freiherrn v. Warsberg. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1869.

Ein sehr lesenswürdiges Buch, welches wir bestens empfehlen. Wie viel auch schon über Constantinopel geschrieben worden ist, hat uns doch noch keine Schilderung eines Reisenden so lebendig in diese Stadt und ihre schöne Umgegend versetzt, wie die vorliegende.

Herr v. Warsberg reiste von Triest aus durch das adriatische Meer, an dessen Ostküste vorüber. Bei dem Anblick dieser Küste drängt sich ihm eine Bemerkung auf, die schon längst verdient hätte, im gebildeten Europa mehr Beachtung zu finden. Er spricht von den Menschen, die hinter jenen Bergen wohnen. „Dahinter ist das türkische Albanien. Rohe, wilde Völker wohnen dort, ohne jede Spur jener Gesittung, die wir Civilisation nennen. Schon Homer schildert sie so; die Füße wuschen sie sich damals nicht und schliefen auf dem Erdboden. Und ein Jahrtausend später fand Strabo bei den Barbaren um das h. Dodona noch immer denselben Culturzustand. So bleibt der Mensch wie auch die Pflanze auf demselben Erdenflecke im Grunde immer derselbe; er wie alles Uebrige unterliegt den localen Naturgesetzen. Ich achte übrigens wegen dieser Rohheit diese Völker nicht geringer; was wir Rohheit nennen, ist gar oft der bessere Theil der Natur, den die Erziehung auslöschen will.“ Es ist in der That auffallend, daß sich so große Reste uralter Barbarei noch in Europa und ganz in der Nähe von Oesterreich und Italien haben erhalten können. Man begreift es aber, wenn man erwägt, daß diese Gebirgsländer auf der Balkanhalbinsel auch schon während der langen Dauer des altrömischen Weltreichs und der ihr vorangegangenen macedonischen Reiche von der Cultur unbeleckt geblieben sind. Kräftige, kriegerische Gebirgsvölker haben sich dort gegen Griechen und Römer, wie heute noch gegen die Türken trotz nomineller Unterthänigkeit wesentlich unabhängig erhalten. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er den Mangel an Civilisation bei diesen Menschen durch Tugenden aufgewogen sieht, die unserer s. g. gebildeten Menschheit längst entschwunden sind. Er bleibt dieser Ansicht auf seiner ganzen Reise im Orient treu, weil er hier überall Gelegenheit hatte, naturwüchsige, an Leib und Seele gesunde Menschen kennen zu lernen, die durch Adel der Gesinnung und Güte des Herzens unsern gebildeten, geschulten, speculirenden, raffinirenden und immer mehr ins herzloseste Yankeethum fallenden Westen beschämen.

An der Insel Corfu wurde angehalten. Dieselbe wird als ungemein reizend geschildert. Hier ein Landschaftsbild. Der Verfasser kam durch einen Olivenwald. „Uralte Stämme von so willkürlicher und mannigfaltiger Gestaltung, daß mir jeder besonderer Besichtigung würdig erscheint. Wer jemals eine Abneigung gegen diesen Baum gefaßt, vielleicht wegen seines grauen, eintönigen Laubes, der gehe hierher, um sich von diesem Vorurtheile zu heilen. Der Zeichner und der Dichter kann für seine Landschaften keine malerischeren und stimmungsvolleren Baumgruppen finden. Es sind Bäume, wie sie Claude Lorrain geahnt. Der Boden ist zerhackt, wie zerbrochen, überall guckt das Erdreich hervor; einzelne Büsche von Gras und Blumen sitzen auf den zerstreuten Haufen herum; Schafe weiden dazwischen. Mir fallen alle Fabeln der antiken Dichtung ein, am deutlichsten aber sehe ich den Oedipus auf Kolonos illustrirt. So war der Hain, der den schwergeprüften Greis beherbergt und zuletzt verschlungen hat. Wo wir wieder aus den Wäldern heraus an bewohntere Stätten kommen, springen Kinder herbei,

den Wagen mit Rosen und Orangenblüthen zu bewerfen. An einer solchen Stelle steige ich aus; wenig Schritte seitab, die man mich führt, und ich habe eine dritte Bucht, den Hafen der Phäaken vor mir." Hier wohnte einen Winter hindurch die Kaiserin von Oesterreich. Der Verfasser vergleicht diese Insel der in Shakespeare's Sturm. „Nur dieser dichterischen Schöpfung kann ich diese Insel vergleichen. In ihrem Rosenglanze und Orangendufte war mir oft, als höre ich aus den Lüften herab das verlockende Lied Ariels und aus den Büschen das keusche Liebesgeplauder Miranda's und Ferdinands. Die Königin von England gibt dieses Kleinod ihrer Krone umsonst her, mir wäre es um die Schätze aller ihrer Indien nicht feil. Aber freilich droben in ihren Nebeln kannte die arme Frau nicht einmal, was sie besaß."

Auf der Weiterreise zu Schiffe befanden sich einige türkische Familien an Bord. Von ihnen erhalten wir ein reizendes Genrebild. „Schon den Tag über rührte mich die Sorgfalt der türkischen Männer für ihre Frauen und Kinder, und das unterschiedslos, ob es Sclavinnen oder die Herrin war, so daß mir erst später die einzelnen Standesunterschiede kenntlich wurden. Allen gemeinsam breiteten sie um den Glaspavillon, der wenigstens einigen Schirm bot, Teppiche und Kissen zu Lagerstätten aus, deckten die Weiber zu, kamen wieder, sprachen ihnen Muth und Trost ein, straften die Kinder wenn diese mit ihren muntern Spielen die Passagiere des ersten Platzes zu geniren drohten. Die Kinder sind meine Freude, besonders ein Mädchen und ein Bube, der beim Laufen immer die weiten groß geblümten Cattunhosen verliert. Als der Guß gar zu arg wurde und sich auch die Kinder unter die Decken verkriechen mußten, sehen wir, wie sie ihre zarten feinen Gesichtchen fest an die Glasscheiben der Verdeckstrommel drücken, um hinab zu uns in den Damensalon zu schauen. Die Ordnung des Schiffes verbot es, sie herunter zu holen, so blieb unserer Theilnahme nichts, als ihnen Obst und Zuckerwerk hinauf zu senden. Mit Kußhänden, die sie uns zuwarfen, dankten sie, und dann statt zu essen, boten sie die Geschenke zuerst den Frauen, den ältern Schwestern, den Müttern und Sclavinnen an. Diese haben den Tag über, so lang' es ihnen das Wetter erlaubte, an dem Zusammenflicken alter Lumpen gearbeitet, Fetzen, die auch die sparsamste deutsche Hausfrau weggeworfen haben würde. Eine Negerin insbesondere war unerschöpflich in der Geduld, um die Ausbesserung eines alten Schleiers zu Stande zu bringen. Alle hatten das Gesicht verhüllt. Schön scheint nur ein Mädchen von 14 bis 16 Jahren. Die Männer sind Offiziere und gemeine Soldaten, aber auch diese unterschiedslos durcheinander gemischt. Das alles dementirt in gar manchem die Vorstellungen von türkischer Art, die ich mitbringe."

In Constantinopel angekommen, fand Herr v. Warsberg vieles doch ganz anders, als er sich vorgestellt hatte, vorzugsweise aber interessanter und schöner, besonders das Volk und vor allem die Türken, Tscherkessen, Araber und Armenier. Er schildert uns einen türkischen Jüngling niederen Standes und ärmlich gekleidet, aber von überraschender Schönheit und „in seinem Ausdruck ein Anstand und Edelmuth wie in einem zum Fürsten gebornen Fürstenkinde." Wir machen noch auf einige einzelne Genrebilder aufmerksam, z. B. auf eine Schilderung der türkischen Feuerwehr S. 71, einer armenischen Trauung in der Kirche S. 77. Von den Prachtbauten und Alterthümern wird erst später ausführlicher geredet.

Erst machte der Verfasser einen Ausflug nach Kleinasien hinüber und zwar nach Brussa, der schönen Stadt am asiatischen Olymp, die eine Zeit lang Hauptstadt des türkischen Reichs gewesen ist. Die Gegend dieser Stadt wird als überaus reizend geschildert. „Das ist der asiatische Olymp, nicht ein Berg, eine Gebirge, das vom Marmorameere bis zum schwarzen Meere reicht. Mit einer graden Linie schließt es vor uns gegen Süden die Ebene, unmittelbar aus der Thalsohle aufwachsend, an seinem Fuße grün und frisch wie das Thal selbst, auf seinem Haupte weiß wie das älteste Alter. In großen Feldern liegt dort noch der Schnee des Winters. Die Stadt Brussa steht unten auf dem Fuße dieses Riesen wie bewacht, aber auch wie bedroht, so im Laube verborgen, daß man ihr sehr nahe kommen muß, um mehr als einige Kuppeln und Minarete von ihr zu erspähen. Der Ueberfluß, der unbändigbar aus diesem wunderkräftigen Boden sprießt, scheint ihr über den Kopf gewachsen zu seyn. Grüner als den Olymp und das Thal von Brussa habe ich keine Gegend, auch das höchste Alpenthal nicht gesehen; dabei ist es nicht einförmige Farbe, die in unsern Ländern den Maler so oft in Verzweiflung bringt. Vom hellsten Gold bis zum dunkelsten Schwarz steigt es in zarten Mischungen alle Abstufungen hinauf; der Schnee der Alpen und die Sonne des Südens sind zugleich Gevatter an seiner Wiege gestanden, und reicher und schöner ist kein anderes Kind beschenkt worden. Nur wer Brussa gesehen, weiß, was die Erde leisten kann. Ein Regenbogen stand über dieses Paradies ausgespannt, als wir darein einzogen, das würdige Thor zu solcher Herrlichkeit." Als der Ver-

fasser den schönen Berg bestieg, erfuhr er die liebenswürdige Gastfreundschaft eines kleinen türkischen Bauernknaben und seines Großvaters.

Wiederholt lobt der Verfasser die Kinder der Türken, denen volle Freiheit gelassen wird und welche dieselbe doch nicht in so roher Unart mißbrauchen, wie wir es leider in Deutschland erleben müssen. In jenen türkischen Knaben ist eben noch gesunde unverdorbene Natur, sie sind zu Hause an den adelichen Anstand der Race und gute Sitte gewöhnt, und sie werden nicht in einem Uebermaaß von Unterrichtsstunden dumm geschult wie bei uns, noch durch böses Beispiel im Hause und durch gottlose Schulmeister frühzeitig zu Freigeistern erzogen, wie bei uns. Auch von den erwachsenen Türken spricht der Verfasser durchgängig mit Achtung. Man wirft ihnen Schmutz vor. Das gilt zuweilen von den vielgebrauchten Kleidern, aber nicht von den Wohnungen und noch weniger von den Körpern, denn auf dem Leibe sind alle Muhamedaner wegen der religiösen Waschungen bedeutend sauberer, als die meisten Christen. In einem großen, von einem Herrn Marschall errichteten Etablissement, wo Seide fabricirt wird, hat man die christlichen Fabrikarbeiterinnen entlassen müssen, weil sie für geringere Leistungen mehr forderten. Türkinnen wollten sich anfangs nicht zu Fabrikarbeiten hergeben, nachdem sie sich aber einmal dazu entschlossen hatten, arbeiteten sie musterhaft um billigen Lohn und ihr sittliches Betragen ließ nichts zu wünschen übrig. Man zählt in Brussa nicht weniger als 56 Seidenfabriken und die Seide dort soll die beste seyn.

Nach Constantinopel zurückgekehrt, kommt der Verfasser erst dazu, uns die Moscheen, Paläste und alten Denkmäler dieser Riesenstadt ausführlich zu beschreiben. Aus der oft beschriebenen Sophienkirche erfahren wir manches Neue. Besonders hat uns folgende Schilderung ein lebhaftes Interesse eingeflößt. „Die obern Wände der Aja Sophia sind mit Mosaikbildern verkleidet. An einzelnen Stellen leuchten sie unter der Tünche hervor, welche die Türken darüber gestrichen. So am deutlichsten das Muttergottesbild mit dem Kinde zwischen den Knieen auf dem Hintergrunde der Apsis. Wenn die Sonnenstrahlen darüber zittern, ist es, als träte eine übernatürliche Erscheinung, so recht also das, was es vorstellen soll, aus Nebeln heraus; in dem Wechsel des Schattens und Lichtes scheint das Bild lebendig und bewegt. Die Rechte des Kindes ist aufgehoben, ich weiß nicht ob zur Drohung oder um Zeugniß zu geben; die Gestalt weiß bekleidet, die Gesichtszüge sind furchtbar ernst. Ich habe nie etwas Wirkliches gesehen, das einem Traumbilde ähnlicher gewesen wäre. So muß Christus dem Kaiser Constantin erschienen seyn, nur milder, nicht so gewaltthätig drohend, ein Heiland, was er ihm ja seyn wollte und ward. Mir war, als grolle er mit der erhobenen Hand und mit den großen Augen zu den Türken hinab, die dort unter der Mittelkuppel der Moschee im Kreise um einen Ausleger des Korans gereiht lagen. Nicht lauter als ferner Wellenschlag drang das Wort des fremden Lehrers zu unsern Ohren; aber es klang doch eben genug, um die Mahnung an den Wechsel der Dinge nicht zu überhören. Wäre ich Sultan, dieses Rachegespenst dürfte nicht so fortwährend vor meinen Augen bleiben. Uebrigens muß die Wirkung dieses Bildes immer eine außerordentliche gewesen seyn. Sie liegt schon in der Concipirung der übermenschlichen Gestalten. Die byzantinische Kunst hat ihre Heiligenbilder nach ganz eigenthümlichen Gesetzen gezeichnet. Sie durften nicht mehr wie die Götter der Griechen und Römer menschenähnlich seyn, sie mußten eher wie die der alten Aegyptier etwas Menschenfeindliches haben. Ich glaube nicht, daß das, wie man gewöhnlich behauptet, nur Folge technischen Unvermögens gewesen, ich glaube, daß es so vom Anfang an in der Absicht gelegen. Lange hatte das Christenthum nichts als symbolische Zeichen für seinen Gott gehabt; als man es endlich wagte, sich von ihm ein körperliches Bild zu formen, suchte man es gleich von den lebenswahren Darstellungen der Heiden zu unterscheiden. Daher denn diese unmöglichen Gestalten, die eher wie Schemen zu einem erst zu erschaffenden Menschen, als wie Abbilder des fleischgewordenen Christus und seiner Mutter Maria erscheinen. Dem Volke aber stellte man sie grade als solche — vera icon — vor, um ihnen größere Achtung und längere Verehrung zu sichern. Und wirklich, so wie er hier in der Aja Sophia hingezeichnet ist, lebt der Erlöser in der Phantasie jedes Griechen fort. Es hat dieses unabänderliche Festhalten eines Götterbildes viel für sich; wie bei den Dogmen schützt es vor manchen Verirrungen. Wir sehen an den Werken einer spätern Kunstthätigkeit, daß in Griechenland und Aegypten dasselbe zur Rettung der Religion versucht ward. Und die Bestrebungen unserer Schule der Nazarener, Overbeck und Veit, wollen sie Anderes? Das Abendland, das seine Kunst von diesem religiösen Zwange emancipirt hat, müßte den ersten Bekennern des Christenthums weit heidnischer als das heutige Morgenland erscheinen.“

In den Ruinen des altbyzantinischen Kaiserpalastes

hatte Herr v. Warsberg einen bösen Traum vom Kaiser Justinian und seinen Juristen. Er sieht aus seinem Palast einen Giftstrom durch die Welt fließen, der unser armes Deutschland nicht am wenigsten beschädigt hat. „Ich leitete von dem römischen Rechte alles Unheil ab, welches uns seitdem betroffen hat: die Dogmatisirung unseres Glaubens und die Verbureaukratisirung unseres Staatswesens. Der römische Geist war seit jeher ein mit Vorliebe in die spanischen Stiefel der Rechtsgelehrsamkeit eingeschnürter; er zersplitterte und zerspaltete, secirte und theilte jeden nur irgend möglichen Gedanken, daß zuletzt von dem Ganzen, von dem natürlich Gegebenen, nur Worte übrig blieben, die er dann in Paragraphe zusammenstellte und denen er einen beliebigen Begriff beilegte. So ist das römische Recht oder so erscheint es mir wenigstens. Von der Natur der Dinge, vom Rechte, das mit uns geboren ist, ist nur gar selten ein Körnchen übrig geblieben, und seitdem bei uns diese fremde Pflanze eingepflanzt worden ist, ist auch in Deutschland der gesunde Menschenverstand und seine Berechtigung zu den Todten gegangen. — Unser ganzes irdisches Leben ist von diesem Geiste der Wortspalterei und der Unnatur zu Grunde gerichtet. Das Gefühl gilt nichts; damit aber das Wort Alles entscheide und ein solches System der Bevormundung geübt werden könne, brauchten die Fürsten, die durch das römische Recht erst Alleinherrscher wurden und es darum herüber nahmen, ihre Helfershelfer, und diese sind die Beamten. So haben wir diese Drachensaat erhalten, die zuerst Kaiser Maximilian in den deutschen Boden säete. Wohl heißt er mit Recht der letzte Ritter, aber er selbst war es, der das Ritterthum und alles das, was die juristenfreundliche Welt der Neuzeit dem Geiste der heutigen Cultur feindselig glaubt, zu Grabe getragen. Und nicht nur auf dieses Gebiet beschränkt, auch auf dem religiösen zeigte das römische Recht seine übeln Folgen. Sobald sein Geist die Köpfe unserer Religionslehrer erfaßte, galt das formlos gegebene Wort Christi weniger seiner Meinung als seinem Buchstaben nach. In den Schulen römischer und griechischer Rhetoren wurden unsere Kirchenväter gebildet, und wenn sie ihr Glaube auch rein von der Beimischung heidnischer Philosophemen bewahrte, so konnte er es doch nicht vor der Ansteckung schönrednerischer Dialektik. Die griechischen Kirchenlehrer insbesondere sind diesem Geiste der Wortgültigkeit völlig erlegen. Sonderbar, daß man im Oriente selbst die eigentliche Sprache des Orientalen, welche eine mehr durch Bilder und Zeichen als durch Begriffe redende ist, so verkennen konnte, und daß grade in Constantinopel das römische Recht, diese Justiz der bloßen Förmlichkeit, seinen äußersten Triumph, seine Alles beherrschende Constituirung feiern konnte. — Erst der Muhamedanismus kam wieder auf die alte Sprache zurück; darum aber auch seine so raschen und so weitgehenden Erfolge in diesen Ländern des griechischen Christenthums. Er brachte, was eigentlich in dem Sinne der Leute lag, die Freiheit des Denkens und des Glaubens und die Ungebundenheit der Sprache. — Den schwersten Trumpf, die Anklage ob der Verdrehung unserer Religion, hatte ich zum Schlusse unserer Unterredung gegen das römische Recht geschleudert. Vielleicht wollten sich dafür Justinian und Tribonian, die Väter dieses Rechtes nach unsern Vorstellungen, an mir rächen und erschienen darum in meinen Träumen. Ich sah die ganze Gesellschaft, die 17 Männer, Tribonian an ihrer Spitze, die vier gelehrten Professoren, Theophilus und Cratinus von der Universität zu Constantinopel, Dorotheus und Anatalius von der zu Berytus unter ihnen, mit ernsten, bedächtigen Köpfen um einen großen Marmortisch sitzen; hörte, wie jeder sein bestimmtes Quantum an Excerpten, die er aus dem Ueberflusse der römischen Quellen ausgesogen *hatte*, näselnd vorlas; hörte dann, wie Tribonian verwarf oder approbirte, wie endlich Justinian mit mächtiger Stentorstimme eine vertheidigende Lobrede gegen mich gewendet hielt, die zuletzt in Drohungen ausartete, den Gegner bestrafen und züchtigen zu wollen und sah, wie sie darauf alle aufstanden, sich gegen mich kehrten, die Fäuste ballten — dann wie alles in der Bewegung über und unter ihnen zusammenfiel, die Mauern und die Säulen, daß mich das Geräusch aufweckte und ich wenige Schritte vor mir einen gewaltigen Quaderblock, der aus der obersten Giebelmauer herabkam, in den unten schon gehäuften Schutt einschlagen sah. Grauer dämmernder Morgen war um mich.“

Der Verfasser besuchte auch das Kaffeehaus in Constantinopel, wo sich die der russischen Tyrannei entflohenen Tscherkessen zu versammeln pflegen. Dieses heroische Volk flößte ihm tiefes Mitleid, aber auch hohe Achtung ein.

(Schluß folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

**Wolfgang Menzels**

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 18. 3. März 1869.

## Dichtkunst.

Die Jahreszeiten. Von K. J. Schuler. Verbesserte Gesammtausgabe. Würzburg, Stuber, 1869.

Unsere Blätter haben schon vor fast vierzig Jahren den liebenswürdigen Dichter des Wasgau's begrüßt, als er zum erstenmal öffentlich auftrat. Wir sagten damals von ihm: „Schuler hat Kleist's berühmten Frühling in seinem Sommer, Herbst ꝛc. mit derselben Liebe und warmen Einbildungskraft fortgesetzt. Man muß über die Seelenverwandtschaft dieser beiden so zartfühlenden Dichter erstaunen, da es sich hier nicht von einer Nachahmung im gewöhnlichen Sinne, sondern von einer Uebereinstimmung gleicher Talente handelt. Die beschreibende Poesie, zumal, wenn sie nur Natur- und Genrebilder malt, steht heutzutage bescheiden zurück hinter der großen Historienmalerei und hinter den Callot's und Höllenbreugheln der Romantik, die auf die stumpfen Augennerven des Publikums mit grellen Blutfarben wirken. Allein wir zweifeln nicht, daß Schuler einen unvergänglichen Namen unter den lyrischen Dichtern behalten wird, während gar manche Modeerscheinung, die mehr Aufsehen erregt als seine sanften Gesänge, vergessen seyn wird. Er verschmilzt auf eine ganz eigene, kunstreiche und doch natürliche Weise den Ausdruck der Empfindung mit der Beschreibung. Er malt die Reize des ländlichen Lebens mit außerordentlicher Wärme und Treue. Dabei wirft er zuweilen Blicke aus der Idylle heraus in die städtische Welt voll Luxus, Mode, Unnatur, und aus dem Frieden der Natur in das Kampfgewühl der Geister.'"

Dieses Lob zollen wir dem greisen Dichter heute noch. In der vorliegenden Gesammtausgabe ist die Hauptverbesserung die Weglassung der Vorschlagsylbe an den Hexametern, die Schuler anfangs denen des Kleist'schen Frühlings nachgeahmt hatte.

Mitten in den sehr lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens in den mannigfaltigen Scenerien der vier Jahreszeiten erfreut uns die Kundgebung eines gut deutschen Herzens, einer patriotischen Gesinnung, die sich der französischen Mode in der Nachbarschaft nicht hingibt. Es freut den Dichter, daß er sagen kann:

> Mög' auch welken mein Lied, wie Gottes verborgenste Blume,
> Wie die verborgene Lieb' in Tugend verblüht und verkannt wird:
> Glücklich leb' ich im Thal, von den Wiesen umlacht der Vogesen,
> Rund von Deutschlands Lauten umhallt, die dringen ins Elsaß,
> Tief auch zu Deutschlands Metz.

Und:

> Doch dich veracht' ich, o Mann, den deutsche Gewehre bewaffnen,
> Der zwar kriegerisch schaut, doch süß französische Worte
> Schwächlichen Frauen dahingießt, süßem schalen Getränk gleich.*)
> Held, weß schämst du dich denn? der Natur, die, rauh wie die Wahrheit,
> Deutsche beseelt? der erhabenen Lieb' und strenger Gesittung?
> Wo ist dein Vaterland, das du liebst, doch ein Bürger der Welt auch?
> Dir ist vonnöthen ein Vaterland, wie in ihm die Familie.

*) „Und du Deutscher allein willst deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, französisch grüßen?"
Herder.

## Reisen.

Ein Sommer im Orient. Von Alexander Freiherrn v. Warsberg. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1869.

(Schluß.)

„Es sind große stolze Männer, die dort hinter ihren Wasserpfeifen auf den Strohschemeln sitzen, ausgestreckt auf dem Boden liegen, oder mit gekreuzten Armen an der Gartenmauer lehnen. So ruhig ihre Blicke, keiner ist geistlos; Alle, der ärmlichst wie der reich Gekleidete, haben, wie sie schmächtig und in die Höhe gezogen sind, auch etwas Aufrechtes und Gerades in ihrer Haltung und in ihrem Gange, wie das bei uns nur den Männern eigenthümlich ist, welche gewohnt sind, auf den Höhen des Lebens zu stehen. Keinen sah ich, der den Kopf mit dem adelig langen Oval des Gesichtes anders als hoch erhoben mit frei in die Welt hinausschauendem Blicke auf dem länglichen Halse getragen hätte. Die Schultern fallen stark abwärts, ganz das, was man in Frankreich une belle chute d'epaule nennt. Stierköpfig und breitschulterig habe ich keinen Tscherkessen gesehen. Es wird ihre Körperbildung überhaupt von einem das Colossale Liebenden getadelt werden. Svelte ist das einzige Wort, das ihre Erscheinung und ihre Bewegung wiedergibt; ihre Knöchel sind es und ihr Gang ist es. Es ist ein Volk, als ob es von Göttern abstamme." Diese Tscherkessen gereichen der europäischen Staatsweisheit zu tiefer Beschämung. Wie leicht wäre es gewesen, die edlen Völker des Kaukasus vor der russischen Verknechtung, Verknutung, Verschnapsung sammt allen andern russischen Corruptionen, die man dort Civilisation nennt, zu retten, wenn die Mächte des mittlern und westlichen Europa es mit vereinter Kraft hätten durchsetzen wollen. Das heldenmüthigste und schönste Volk der Erde muß jetzt in der Fremde elend verkommen, als ob die heutige Menschheit eine edle Race gar nicht mehr vertragen könnte und sie lieber zu Grunde gehen ließe, als sich vor ihr schämen zu müssen.

Bei seiner Vorliebe für die Türken nimmt es nicht Wunder, daß Herr v. Warsberg auch der alttürkischen Partei das Wort redet und auf sie allein die letzte Hoffnung gründet, wenn überhaupt die Türkei noch zu retten ist. „Es ist ein Irrthum, den Sultan für geistig unbedeutend zu halten. Abdul Aziz hat vielleicht grade durch seine Liebhabereien dem türkischen Volke mehr genützt, als irgend ein heute regierender Fürst dem seinigen. Er will die Umkehr zu dem Alten, wenigstens zu dessen Ausgangs- und Zielpunkte: dem Koran und dem Glauben, ohne deswegen zur Fahrbarmachung des zwischenliegenden Weges die neuen Mittel der Civilisation zu verschmähen. In diesem Sinne hat er den türkischen Soldaten ein Nationalkleid wiedergegeben; und hat er den Muth, ihnen in dem Augenblicke der Gefahr auch den alttürkischen Glauben wieder frei zu lassen, dann wird es mit der Eroberung Constantinopels durch moskowitische Ränke doch etwas länger dauern, als die europäische Journalistik prophezeit. In seinem Volke muß er den besten Theil seiner Kraft suchen, und wird sie finden, wenn er dem Volke nur wieder erlaubt, das zu seyn, wozu es erschaffen ist. Wer seine Anfänge verleugnet, geht zu Grunde, denn jeder Baum lebt nur durch seine eigenen Wurzeln; und wirklich glitten seine Vorgänger abwärts, seitdem sie die Stütze der europäischen Großmächte annahmen. Darum finde ich es ein hoffnunggebendes Zeichen, daß Abdul Aziz den fremden Botschaftern unzugänglicher geworden ist, als es Abdul Medschid war." Mit dieser Ansicht stimmt übrigens die Reise des Sultans nach Paris nicht ganz überein.

Wir zweifeln nicht im Geringsten, denn alle Nachrichten glaubwürdiger Reisender stimmen darin überein, daß im Orient die muhamedanischen Türken das tüchtigste und ehrenhafteste, die christlichen Neugriechen dagegen das verdorbenste und abgefeimteste Volk sind. Deshalb nun kann keine Rede davon seyn, daß jemals, wenn auch die Türken aus Europa vertrieben würden, das byzantinische Reich wiederhergestellt werden könnte. Die Neugriechen sind der Ehre einer solchen Wiederherstellung weder würdig noch fähig, erstens weil sie nur eine Bastardenrace sind von gräcisirten Sclaven, die von Griechen und Slaven nur die schlechtesten Eigenschaften angenommen, die besten zurückgelassen haben und zweitens, weil sie nicht zahlreich genug sind. Die nicht gräcisirten Slaven im türkischen Reiche sind viel zahlreicher und neigen den Russen, nicht den Griechen zu. Wenn daher auch das osmanische Reich unterginge, würden es nicht die Griechen, sondern die Slaven unter russischem Protectorate erben.

Was aber die Erhaltung des osmanischen Reiches durch eine Wiedergeburt des türkischen Reiches betrifft, welche der Verfasser noch für möglich hält, so ist sie wenigstens sehr unwahrscheinlich. Die Türken sind zwar immer noch die Herrn der Balkanhalbinsel, und ohne Zweifel tüchtiger als die ihnen untergebenen Völkerstämme. Aber sie sind in einer zu geringen Minderzahl, und ein Theil von ihnen hat sich schon der

abendländischen Civilisation anbequemt, aber nicht der ehrenwertheste Theil derselben. Zudem rächen sich jetzt an den Türken die politischen Fehler ihrer früheren Sultane. Diese Sultane wichen nämlich vom Gesetz des Propheten ab, und anstatt alles mit Feuer und Schwert auszurotten, was sich nicht zum Koran bekannte, übten sie Toleranz gegen die unterworfenen Christen. Aus einem politischen Nützlichkeitsgrunde auf Kosten des muhamedanischen Princips, also jedenfalls ein politischer Fehler, weil, was ihnen augenblicklich vortheilhaft war, ihren Nachkommen nothwendig zum Unheil gereichen mußte. Die Sultane fanden nämlich, das niederträchtige Volk der Griechen sey ihnen, wenn sie es beim Christenthum ließen, nützlicher, als wenn sie es zum Islam bekehren würden. Grade ihre feige Niederträchtigkeit qualificirte sie zu brauchbaren Sclaven. Auch wurden ihnen die christlichen Griechen als verschmitzte Werkzeuge außerordentlich nützlich. Der Patriarch der griechischen Kirche wurde und blieb der getreueste Sclave des Sultans, und genoß alle möglichen Privilegien unter türkischer Herrschaft einzig zu dem Zweck, das neben der römischen Kirche noch eine derselben feindliche griechische Kirche bestehen sollte. Durch dieses Schisma brachte der Sultan eine Spaltung unter die Christen, die ihm nützlicher war, als wenn er die griechische Kirche vernichtet hätte und die ganze Christenheit unter Rom vereinigt worden wäre. Die ihm servil gehorchende griechische Kirche diente ihm als Barrière gegen Papstthum und Kaiserthum des Abendlandes. Ueber dieser Politik aber haben die Sultane versäumt, die europäische Türkei mit einer compacten muhamedanischen Bevölkerung anzufüllen. Die Türken sind hier als eine aristokratische Minderheit isolirt geblieben und das gereicht ihnen jetzt zum Verderben, denn die christlichen Volkselemente wachsen ihnen über den Kopf, und wenn ihnen die Politik des Schisma's auch früher von Nutzen gewesen ist, so wird sie ihnen jetzt vollkommen von Rußland abgenommen und zu ihrem Schaden verwendet.

Es ließe sich noch eine andere Möglichkeit denken, nämlich eine Verschmelzung des muhamedanischen Monotheismus mit dem modernen Rationalismus der abendländischen Christenheit, welcher der Trinitätsbegriff des Conciliums von Nicäa bereits abhanden gekommen ist. Aber eine solche Verschmelzung wäre unverträglich mit alttürkischer Strenggläubigkeit. Zur Beschämung derer, die sich noch Christen nennen, muß gesagt werden, daß der türkische Monotheismus auf positivem Glaubensgrunde ruht, der rationalistische und freimaurerische im Abendlande dagegen nur in der Negation wurzelt.

Auf der Rückreise besuchte Herr v. Warsberg noch Griechenland und machte einige spöttische Bemerkungen über Athen, dessen Neubauten ihm bis zur Lächerlichkeit großartig angelegt erscheinen. „Gibt es Augenblicke, da in München in der Ludwigsstraße streckenweise nur ein Mensch sichtbar ist, so geht hier in der Aeolus- und Hermesstraße oft stundenlange keiner vorüber; Wagen sieht man ganze Tage hindurch nicht. Die 35,000 Bewohner Athens können eben doch nicht bloß des Schauspieles wegen den ganzen Tag über spazieren gehen, und so viele gehören wenigstens dazu, um diese Gassen und weit gedehnten Plätze zu füllen. Umsomehr thut dieses das Sonnenlicht; das liegt den ganzen Tag breit und unaufhaltsam gebettet auf dem staubigen Pflaster. Kleine Oleanderbäume, welche die vertriebene Königin zum künftigen Schutze der Vorübergehenden angepflanzt, sind gleich, ehe sie ihre Aufgabe beginnen konnten, von der Hitze und dem Staube verkrüppelt worden, und dienen nur mehr als verrätherische Zeugen, daß man seinen Fehler eingesehen, nur leider zu spät, da er schon unverbesserlich war. Das Muster der orientalischen Städte nachzuahmen und das fortzusetzen, was man schon vorfand, kleine, enge und gewundene Gäßchen, die dem Winde und dem Sonnenlichte keinen Einlaß geben, es aber zulassen, daß man von einem Hause zum andern eine schützende Decke für die Vorübergehenden spanne: das verbot der gebildete Hochmuth, den man aus eingebildet fortgeschritteneren Verhältnissen mitgebracht hatte."

Ueber die Neugriechen äußert sich der Verfasser ganz so geringschätzig, wie sie es verdienen. „Gelingt es auch der zweiten Dynastie nicht, sich einzuwurzeln, so wäre es immer noch an der Zeit, die Griechen sich selbst zu überlassen. Und wenn sie sich auch unter einander auffressen, so möchte ich fragen, welcher Verlust daraus für die Menschheit entstehen sollte, daß solche Unruhestifter von der Welt vertilgt werden? Theilnahme der andern Mächte wäre überhaupt nur zulässig, um jede einzelne von der Einmischung abzuhalten. Ein Cordon, der wenigstens moralisch gedacht um das ganze Griechenland gezogen würde, könnte diesen Zweck erfüllen. Uns kann das Zusehen nichts schaden und den Griechen doch vielleicht einmal nützen." Das griechische Ragout, an dem alle diplomatischen Köche ihre Kunst versucht, ist kein Denkmal großer politischer Weisheit und war der Schüler ungeberdig und ungelehrig, so waren die vielen Lehrer doch noch ungeschickter. Nur Rußland nehmen wir aus. Das wußte, was es wollte, und brauchte die Griechen immer nur als Werkzeuge.

## Aberglauben.

Basler Zauber-Prozesse aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Von Dr. Burtorf-Falkeisen. Basel, Schweighauser, 1868.

Aus dieser interessanten kleinen Schrift ersieht man, daß bis auf den heutigen Tag noch viel alter Aberglauben in der Schweiz unter dem Volk verbreitet ist. „Als in einer Berggemeinde die Schreckenskunde sich verbreitete, die Kühe auf der .... Alp seyen verhext, und das käme daher, weil grade vor hundert Jahren der Berg durch Kapuziner eingesegnet worden und jetzt die Zeit der Segensdauer abgelaufen sey, da sandte die Bergcorporation einige Ausschüsse auf das Oberamt, um die Erlaubniß einzuholen, aufs Neue den Berg besegnen zu lassen. Zugleich jedoch wandte man sich an einen Kapuziner im Canton Freiburg, um die Einsegnung vorzunehmen. — Für Zahnschmerzen, Hühneraugenweh und andere Uebel pflegte anderwärts ein altes Kräuterweib gewisse Wurzelstücke anzubieten, wobei aber die Heilung nur dann erfolgen konnte, wenn das Bruchstück von der betreffenden Person hinter sich in den laufenden Bach, und zwar beim Vesperläuten unter Aussprache der drei höchsten Namen, geworfen würde. Von einem komischen, doch lästerlichen Betrug berichtete ein Pfarrer aus dem Mittelland (Bern). Eine an Rheumatismen darnieder liegende Frau zog auf seine Frage nach ihrem Befinden ein Papier unter der Decke hervor und sagte, darauf stehe ein köstlicher Spruch, den der Götti ihres auch krank gewesenen Knaben demselben zum Tragen auf den Leib gelegt und womit er ihn gesund gemacht habe. Auf dem Papier war zu lesen: Und der Herr sprach zur Gicht: wo willst du hin? Und die Gicht antwortete: ich will in diesen Knaben fahren. Und es sprach der Herr: du sollst nicht in diesen Knaben fahren, du sollst hinaus fahren in die Wälder und Sümpfe, über Berg und Thal. — Darauf hat die Gicht den Knaben verlassen. — Eben hielt der Seelsorger, voll Unwillen ob der gottlosen Parodie dieser Schriftsprache, das Papier zum Zerreißen in der Hand, als ein Strahl der Abendsonne, der in das düstere Gemach fiel, ihn in dem Zettel das allda grade nicht bekannte Gichtpapier erkennen ließ. Der Erklärung des Heilmittels fügte natürlich der Geistliche eine strenge Zurechtweisung bei, wobei der Kranken aber mehr die Verurtheilung des frommen Betrugs als ihr abergläubischer Irrthum wehe zu thun schien."

Weiter wird bemerkt, im Sonderbundskriege Einberufene haben sich von einem alten Manne hieb-, stich- und kugelfest machen lassen. Von einer Ortschaft wird erwähnt, eine Frau werde daselbst blos deshalb von der ganzen Gemeinde geliebkost, weil man sie für eine Zauberin halte, die jedem etwas anthun könne, der ihr nicht wohlwolle. Auch das „Zutodebeten" kommt noch vor. „Ein junges Ehepaar lebte mühsam, aber doch heiter einträchtig. Da wurde eines Tags der Ortsgeistliche vom Manne zur schwer erkrankten Frau gerufen, ihr geistlichen Trost zu spenden. Da lag, schmerzvoll leidend, die junge, sonst so oft wild ausgelassene, Dulderin auf ihrem Thränenlager und ließ den Seelsorger eine offene eben so eckelals schmerzhafte Eiterbeule ihrer Seite sehen. Sie schenkte den Worten des Trostes ein willig offenes, sehnsüchtiges Herz und starb bald in seliger Seelenruhe. Was geschah? Bei dem Inventarisiren ihres Nachlasses fand ihre Mutter etliche Bettstücke, die ihr abhanden gekommen waren, und that bei dieser Entdeckung wie eine Verzweifelte. Auf die von dem Pfarrer über ihre laute Trostlosigkeit an sie gestellte Anfrage, erwiederte sie: ‚Ich habe wohl viel Ursache so traurig zu seyn. Als ich nämlich den Diebstahl meines Bettwerks entdeckt hatte, den Thäter aber nicht auffinden konnte, schnitt ich in einen Tannenbaum bei unserem Hause eine grobe Menschenfigur ein und schlug in deren Seite einen Nagel, indem ich dazu betete, dem Thäter solle an derselben Stelle eine Wunde werden, an der er seinen Tod finden müßte. Jetzt ist die Tochter von mir, der Mutter, zum Tode gebracht worden.'"

Krankheiten werden noch in abergläubischer Weise übertragen. Man schlägt sie mit einem Keil in einen Weidenbaum ꝛc.

Was nun die hier mitgetheilten Prozesse alter Zeit betrifft, so fällt der älteste ins Jahr 1407 und handelt von einer Frau v. Bärenfels, die Bildzauberei getrieben haben soll, indem sie ein wächsernes Männlein am Feuer schmolz, durch welchen Zauber der lebende Mann, den sie meinte, am innern Brande sterben sollte. Die Sucht, ungeliebte Männer los zu werden, scheint damals ansteckend gewirkt zu haben, denn nicht wenige Frauen der vornehmsten adeligen Geschlechter in Basel kamen aus demgleichen Grunde in Criminaluntersuchung, Frauen v. Hohenfels, v. Laufen, v. Leymen und noch vier andere. Keine wurde jedoch hingerichtet, sondern sie wurden nur für längere Zeit oder für immer aus Basel verbannt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 19. 6. März 1869.


## Neuestes Werk über Nordamerika.

Die innern Kämpfe der nordamerikanischen Union bis zur Präsidentenwahl von 1868. Von Heinrich Blankenburg. Mit Karte und Plänen und der vervollständigten Verfassungsurkunde der Union. Leipzig, Brockhaus, 1869.

Dieses kriegsgeschichtliche Werk ist gut geschrieben. Die Operationen der nord- und südstaatlichen Armeen sind zur klaren Uebersicht gebracht, auch die kleinen mehr zerstreuten Kämpfe im Westen. Eben so klar und unparteiisch werden die politischen Parteien und ihre Führer charakterisirt.

Der Verfasser ist gerecht gegen die Südstaaten, wenn er auch den Uebermuth, dem sie sich im Glücke hingegeben, tadeln muß. „Der Süden hat stets das demokratische Princip, wie Friedrich von Raumer sagt, in kühnem, großartigem Style, im Gefühl der alten classischen Welt vertreten. Die Sympathie europäischer Reactionsmänner für den Süden kann deshalb nur auf Unwissenheit beruhen, da man nicht annehmen kann, daß sich jemand specifisch für die Sclaverei, die selbst der Süden an sich als ein Uebel betrachtete, begeistern konnte. Ueber den Freiheitssinn des Südens spricht sich einer der größten britischen Staatsmänner, Burke, wie folgt, aus: ‚Die Leute aus den südlichen Colonien sind mit einem stärkern, höhern Geiste der Freiheit ergeben als diejenigen des Nordens. So wie der amerikanische Süden waren die alten Republiken, so unsere gothischen Vorfahren, so in unsern Tagen die Polen. Bei diesem sclavenhaltenden Volke vereinigt sich der Stolz der Herrschaft mit dem Geist der Freiheit, befestigt ihn und macht ihn unbezwinglich.'"

Eben so richtig werden die Gegner aufgefaßt. „Nur im Norden haben sich die Elemente einer specifisch amerikanischen Nationalität entwickelt. Ihr eigentlicher Vertreter ist der dem Südländer so antipathische Yankee, im socialen und modern-politischen Sinne ein Demokrat, im nationalen aber ein Aristokrat, wie er kaum seinesgleichen finden mag. Seine hervorragendste Eigenschaft ist ein Nativismus, der oft zur exclusivsten Anmaßung ausartet. Bei der scharfen Intelligenz und den derben Zügen seines Charakters übt er nicht nur in den Nordoststaaten, sondern auch in den westlichen Gebieten, wo er vereinzelt auftritt, oft ohne es zu wollen, eine gewisse Herrschaft über seine Umgebung aus. Ein starker Wille und Hinneigung zum Extrem zeichnen den Yankee vor der übrigen republikanischen Bevölkerung aus. Wie er selbst entweder sofort anzieht oder abstößt, so fühlt er sich auch im ersten Moment angezogen oder abgestoßen. Assimilationsfähigkeit geht ihm gänzlich ab, und wo er aus politischen oder religiösen Divergenzen haßt, da haßt er gründlich, wo er agitirt, agitirt er mit fanatischer Leidenschaft. Bei der Tüchtigkeit seines Wesens, seiner Thätigkeit und Unternehmungslust arbeitet sich der Yankee am leichtesten aus Armuth zum Wohlstand empor; seine Waghalsigkeit läßt ihn freilich auch oft genug wieder zur völligen Mittellosigkeit herabsinken. Dieses Auf- und Niedersteigen macht ihn aber grade fest gegen sociale Vorurtheile und stellt ihn in um so schroffern Gegensatz zu den im Süden vorwaltenden Verhältnissen und Anschauungen."

Nur Einiges vermissen wir in diesem lobenswürdigen Werke. Ueber die diplomatischen Combinationen und Emissionen hätte sich mehr sagen lassen. Die beiderseitigen Armeen hätten in ihren malerischen Details anschaulicher gemacht werden sollen. Ebenso die Schlachten und Belagerungen. Die erste Flucht von Bull-Run, der historisch berühmt gewordene Kampf der

beiden Panzerschiffe Merrimac und Monitor, die von den Yankee's in Athen begangenen Greuel, dann auch wieder die schauerliche Vernachlässigung der nordstaatlichen Gefangenen durch die südstaatliche Verwaltung, weshalb später dem Schweizer Würz der Prozeß gemacht wurde, die Einzelheiten der Stürme auf Petersburg ꝛc. boten Anlaß genug zu ergreifenden Tableaux. Der Verfasser geht aber darüber mit vornehmer Kürze hinweg. Mehr Detail wäre auch zu empfehlen gewesen in der Schilderung der ungeheuern Betrügereien bei den Lieferungen, bei der ganzen Armeeverwaltung und Finanzverwaltung. Es genügt nicht, blos im Allgemeinen davon reden zu hören. Man will Einzelheiten wissen, man will die Spitzbuben leibhaftig vor sich sehen. Auch hätte der Verfasser, indem er die Stellung der Parteien gegen einander gut kennzeichnet, den Blick auf die mehr indifferente Parthie derer werfen sollen, die mitten im blutigen Bürgerkriege in Ueppigkeit lebten, Feste gaben, in den kostbarsten Toiletten die der europäischen Höfe übertrafen und in herzlosem Egoismus im Bürgerkriege nur die Chancen neuer großer und rascher Geldgewinnste sahen. Die schwelgerischen Bälle in New-York würden in einem historischen Gemälde gut contrastiren mit dem Elend der eingepferchten Gefangenen, mit der Bestialität der besoffen gemachten Neger und mit den Schandthaten der Soldateska im berühmtesten Mädchenpensionat der Union.

Im Uebrigen faßt Herr Blankenburg den Krieg in seiner welthistorischen Großartigkeit und Tragweite auf. „Unverkennbar hatte die Verfassung der Union große Lücken gelassen, die als Ausgangspunkt eines Bruches betrachtet werden konnten. Aber grade darin muß ein Zeugniß von der hohen Weisheit ihrer Gründer erkannt werden, daß sie den kühnen Gedanken, ein staatliches Gebäude auf der einzigen Basis des allgemeinen Menschenrechts aufzuführen, nicht durch Verirrung in unpraktische theoretische Consequenzen unfruchtbar werden ließen. Jener stolze Bau wäre nie zu Stande gekommen, hätte man sich den Arm von vornherein durch die principielle Streitfrage: ob Bundesstaat oder Staatenbund, oder durch das sociale Problem der Sclavenbefreiung binden wollen. Die Schöpfer jenes neuen Staatensystems waren nicht allein Philosophen, sie waren auch praktische Männer, die der Zukunft überließen, was der Zukunft gebührte. Vor ihrem Geiste stand ein der großartigsten Entwicklung fähiger Freiheitsstaat, und hierauf war das Fundament, das sie legten, berechnet. Erst in der dritten Generation sollte sich erweisen, ob dies Fundament stark genug war, einen solchen inzwischen zu unabsehbaren Dimensionen angewachsenen Bau zu tragen. Noch sind die Gefahren, die mit dem Beginn des laufenden Jahrzehnts heraufzuziehen begannen, nicht vollständig überwunden, nachdem aber die Union eine der gewaltigsten Krisen, die je einem Staatswesen auferlegt war, siegreich durchgekämpft, nachdem ihr Bestand als ein untrennbares Ganzes entschieden, darf dem Werke Franklin's, Washington's, Jefferson's und all der großen Männer, die mit ihnen wirkten, die Zukunft als gesichert gelten. Ihr Fundamentbau war nicht darauf berechnet, Ruinen zu tragen. Nur bei Erhaltung der ganzen Union ist das Festhalten des großen Grundgedankens ihrer Verfassung und die natürliche Einfachheit ihrer Organisation möglich. Mit der Zersplitterung ihres Gebiets in einzelne Staaten wäre die dauernde Errichtung stehender Heere und künstlicher Staatsmechanismen zur Nothwendigkeit geworden. Schon Washington, der die Gefahren einer Trennung zwischen Ost und West sowohl als zwischen Nord und Süd bereits in ihrer ganzen Schwere erkannte, hat in seinem berühmten politischen Abschiedsbriefe vom 17. Sept. 1796 eindringlich davor gewarnt, ‚einen Theil des Landes dem übrigen zu entäußern'. Die ihm folgenden Staatsmänner haben sein in demselben Schreiben enthaltenes Wort: ‚der Name von Amerika gehört den Bürgern der Union als Nation', in richtiger Consequenz dahin interpretirt, daß die Union nicht nur ein Ganzes bleiben müsse, sondern daß sie mindestens bis zur Landenge von Panama hinab keine rivalisirenden und auf andern politischen Grundlagen beruhenden Staatswesen neben sich dulden dürfe. Auch die im Jahr 1823 zum Staatsprincip erhobene Monroe-Doctrin, an der die napoleonische Schöpfung eines mexikanischen Kaiserreichs zerschellte, gab dieser Anschauung Ausdruck. In Wahrheit bedarf die Union des ganzen weiten Gebiets zwischen beiden Oceanen, nicht nur um ihr politisches Princip und ihre Weltmachtstellung zu wahren, sondern auch um für die ihr obliegenden civilisatorischen Aufgaben vom primitiven Bahnbrechen im Urwalde bis zur höchsten Entfaltung modernen Culturlebens auch den fernsten Nachkommen ein Feld unerschöpflicher Thätigkeit vererben zu können. Eine Trennung in zwei Theile hätte überdies nothwendig zu weitern Theilungen geführt. Sobald der Zerbröckelungsprozeß erst begonnen hätte, würden sich auch die Bande gelöst haben, welche die Anwohner des Stillen Meeres mit denen des Atlantischen Oceans verbinden: die Länder am obern und mittlern Mississippi würden sich durch die große Verkehrsader enger an den Golf von Mexiko geknüpft fühlen als an die Bai von New-York. Diesen einzelnen Theilen würde nie und nimmer die erobernde colonisirende und organisirende Kraft beigewohnt haben,

welche die Union in ihrer Gesammtheit so unablässig und energisch entwickelt hat."

Man sieht, diese Auffassung correspondirt mit der Auffassung Napoleons III. Wenn der französische Kaiser in seiner berühmten Instruction für die Truppen der mexikanischen Expedition die Erhaltung, Zusammenfassung und Erweiterung des romanischen Elementes betonte, so betont hier der Verfasser die mit mehr Recht dem germanischen Element zukommende Mission. Zugleich spiegelt sich in dieser Mission in der neuen Welt diejenige ab, welche die Germanen auch in der alten Welt nur zu lange vergessen haben. Der germanischen Race in Europa gebührt die Hegemonie ganz ebenso, wie in Amerika, und sie war schon vor tausend Jahren im vollen Besitz derselben und hat sich nur durch die verfluchte Kleinstaaterei und Vielfürstelei um diese weltbeherrschende Stellung betrügen lassen.

Indessen hat die germanische Race auch drüben in der neuen Welt den innern Feind in sich selbst, wie wir in der alten Welt. Dort ist der Feind die Freiheit selbst in ihrem kaum mehr zu verhindernden Mißbrauch und die damit verbundene Corruption.

## Naturkunde.

Studien zur Naturgeschichte des Menschen und der Thiere von Professor Dr. Otto Köstlin. Stuttgart, Metzler, 1869.

Diese kleine Schrift von nur 169 Seiten erörtert die wichtigsten Fragen der Naturkunde, die gegenwärtig mit so viel Leidenschaft verhandelt werden und mit denen man auch nicht selten Humbug treibt, sehr ernst und ruhig. Wir empfehlen daher das Buch als ganz geeignet, diejenigen zu ernüchtern, denen unter dem Aushängeschild exacter Wissenschaftlichkeit doch nur Phantastereien zur Bewunderung hingestellt werden.

Die Hauptfrage dreht sich um das Verhältniß der Thiere zu den Menschen, nachdem die bekannte Theorie Darwin's eine scharfe Begrenzung derselben weggeleugnet und Vogt in der Welt herumreist und in Vorlesungen für schweres Geld den Narren, die ihn hören wollen, zu beweisen sucht, sie stammen von den Affen ab.

Die Voraussetzungen jener Theorie sind nicht stichhaltig. Der Verfasser der vorliegenden Schrift weist an einer nach der andern nach, daß sie nur hypothetisch sind und daß volle Gewißheit in Bezug auf sie nicht vorliegt. So hat man das Alter der Menschheit in eine zehntausend, ja hunderttausendjährige Vorzeit zurückversetzt, um sie den Thieren näher zu rücken. Aber weder die Pfahlbauten, über die man sich lächerlich getäuscht hat, gehen über die historische Zeit hinaus, noch sind die Menschenknochen, die man hie und da tief unter der Erde gefunden hat, unzweifelhaft echt. „Auf dem Grunde des Haarlemer Meeres, welches im Jahr 1853 vollständig trocken gelegt wurde, haben sich durchaus keine menschlichen Reste gefunden; und doch sind im Verlauf der Jahrhunderte viele menschliche Leichen in jenem Meere versunken. Die Torfmoore sind hauptsächliche Fundgruben guterhaltener thierischer Knochen; aber außer wenigen Schädeln, die in dänischen Mooren gefunden wurden, hat der Torf fast keine Ausbeute von menschlichen Resten gewährt. In den obersten Ablagerungen der Erdrinde selbst sind bis jetzt menschliche Knochen oder Zähne noch nirgends mit voller Sicherheit nachgewiesen worden; die menschliche untere Kinnlade, welche aus dem aufgeschwemmten Lande der Somme, bei Moulin Quignon zu Tage gefördert wurde, wird von bedeutenden Beobachtern für echt, von einigen andern für unecht und unterschoben gehalten; einzelne sprechen den Ablagerungen, aus welchen sie hervorgeholt wurde, ein höheres Alter ab. Am häufigsten finden sich menschliche Reste in den Höhlen, welche viele Gebirge der Erde durchziehen. Sie können in diese Höhlen auf verschiedene Weise gelangt seyn. Zum Theil haben die Menschen selbst in den Höhlen gelebt oder sie wenigstens als vorübergehende Zufluchtsorte aufgesucht. In andern Fällen aber haben die Höhlen als Begräbnißorte gedient, oder die menschlichen Reste sind in dieselben durch Spalten hereingefallen oder durch Wasser hereingeschwemmt worden. Nicht selten wird es schwer seyn, zu entscheiden, in welchem dieser Verhältnisse die menschlichen Knochen zu ihrem jetzigen Fundorte stehen. Oesters können menschliche Reste in diesen Höhlen auf zufällige Weise mit Resten von Thieren zusammenliegen, die keineswegs die Begleiter der lebenden Menschen gewesen waren. So läßt der vielbesprochene Schädel der Neanderthalhöhle bei Düsseldorf sehr verschiedene Deutungen in Bezug auf seine Herkunft zu; er ist ohne Zweifel nicht von sehr hohem Alter. Der viel bedeutendere Fund von Menschenknochen, welcher von Schmerling in der Englishöhle bei Lüttich aufgedeckt wurde, macht es wenigstens wahrscheinlich, daß die Menschen in jener Höhle gelebt haben. Die noch berühmter gewordene Höhle von Aurignac endlich am Nordrande der Pyrenäen hat, wie Lartet zeigte, als Begräbnißort eines alten Stammes gedient."

Sehr wahr ist, was der Verfasser S. 107 bemerkt, man stehe jetzt erst noch bei den Anfängen der Unter-

suchung. In der Mitte Asiens, von wo die Menschheit ausgegangen sey, seyen noch gar keine Forschungen angestellt. Diesen Gegenden seyen die ältesten Menschen doch gewiß näher gewesen, als dem äußersten Westen.

Auch die Voraussetzung, daß eine Thierart in die andere übergehen könne und somit aus den niedern immer höhere Thiere und endlich der Mensch, läßt sich erfahrungsmäßig nicht durchführen. „Untergeordnete Eigenschaften ändern sich innerhalb der Species unter dem Einfluß äußerer Umstände, und es entstehen hieraus die Varietäten; aber die wesentlichen Charaktere erhalten sich unverändert, und die Species geht eher zu Grunde, als daß sie diese charakteristischen Eigenschaften den äußern Einflüssen anpassen würde. Die Umstände, welche das Erlöschen der Species begleiten, liefern also keine Stützen für die Lehre von der Umwandlung der Species. Bis jetzt hat der Mensch nur dem Untergang der Arten beigewohnt; über die Entstehung der Species ließe sich erst dann etwas Thatsächliches aussagen, wenn es gelungen wäre, auch nur die Entstehung Einer neuen Species wirklich zu beobachten."

Was insbesondere die Affen betrifft, so besteht zwischen ihnen und den Menschen ein viel zu großer Unterschied, als daß man diese aus jenen herleiten könnte. „Beim Europäer nimmt der Gesichtstheil nur 11, beim Australneger 21 Proc. der Schädellänge ein. Beim Orang dagegen kommen 52, beim Gorilla 54 Proc. der Schädellänge auf den Gesichtstheil. Beim Menschen überwiegt also der Hirnraum um ein sehr Bedeutendes; bei den höchsten Affen kommt er nicht einmal dem Gesichtstheile gleich. In ähnlichem Verhältnisse zeigt der Mensch, verglichen mit seinem allgemeinen Körperumfang, einen viel größern Hirnraum als die höchsten Affen. Der menschliche Hirnraum schwankt zwischen 96 CZ. beim Europäer und 75 CZ. beim Australneger. Dagegen erreicht der Hirnraum des massigen Gorilla nur 30, der des kleinern Orang nur 28 CZ. — Das Verhältniß zwischen Gesichtstheil und Hirnraum, die absolute Größe des Hirnraums und das relative Hirngewicht weisen dem Menschen gegenüber von den höchsten Affen eine ganz besondere Stelle an. Zwischen der Hirngröße des Menschen und der Hirngröße jener Affen liegt eine große Kluft, und wenn das Gehirn mit Recht als das Organ der Intelligenz angesehen wird, so muß auch die menschliche Intelligenz von der Intelligenz der höchsten Affen durch eine tiefe Kluft getrennt seyn. Wohl fehlt dem menschlichen Gehirn ein besonderer Theil, welcher auf die Eigenthümlichkeit der menschlichen Intelligenz hinweisen könnte; aber die Größe des menschlichen Gehirns, besonders die große Mannigfaltigkeit seiner Windungen zeigt doch unwidersprechlich darauf hin, daß dem größern Organ auch eine ausgedehntere Thätigkeit, ein höheres Maaß von Intelligenz entsprechen muß. — In alten Naturgeschichten findet man die Affen als Waldmenschen aufrecht abgebildet, durch Wälder wandelnd und mit Stöcken bewaffnet. Aber nur der Schimpanse kann kurze Zeit aufrecht schreiten; er selbst, wie der Gorilla und Orang sind vierhändige Kletterthiere."

Unter den Naturphilosophen im Anfang des Jahrhunderts, welche so viele geistreiche Hypothesen aufbrachten, nahm einer auch einmal an, der bis zum Menschen aufsteigenden Reihe von Geschöpfen entspreche eine andere, vom Menschen wieder absteigende und in dieser zweiten Reihe stehe der Affe dem Menschen am nächsten als dessen Karikatur. Diese Hypothese würden wir jedenfalls der von Vogt vorziehen.

Den Hauptunterschied zwischen Mensch und Thier bilden die Vernunft und die sittliche Willenskraft. Der Verfasser sagt darüber sehr wahr: „Alle Thiergesellschaften, welche nicht auf einem unmittelbaren körperlichen Zusammenhang, wie die Colonien der Polypen, beruhen, werden durch ein Band zusammengehalten, welches zunächst nur im Seelenleben der Thiere begründet seyn kann. Das einzelne Thier tritt nie aus der Gesellschaft heraus; es trägt das Seinige zur Erhaltung des Ganzen bei und opfert sich für das Ganze, der Vogel für sein Nest, die Arbeiterinnen der Bienen, die Soldaten der Ameisen und Termiten für ihren Stock. Wenn bei Hausthieren an die Stelle des natürlichen geselligen Bandes die Beziehung zum Menschen tritt, wie vor allem beim Hunde, so gibt das Thier seinem Herrn alle seine Kräfte und zuletzt sein Leben hin. In dieser Aufopferung des Einzelnen für das Ganze liegt allerdings eine gewisse Sittlichkeit. Auch die menschliche Sittlichkeit hat ihren natürlichen Grund in den Beziehungen des einzelnen Menschen zu seinen Nebenmenschen und zur Menschheit überhaupt; aus diesen Beziehungen entspringen die natürlichen menschlichen Pflichten. Aber der Mensch ist sich dieser Pflichten bewußt, und er kann sie erfüllen oder nicht erfüllen. Die Sittlichkeit innerhalb der Thiergesellschaften ist eine unbewußte, und darum ist das einzelne Thier unbedingt durch sie gebunden."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 20. 10. März 1869.

## Alterthumskunde.

Die Blutampullen der Römischen Katakomben von Franz Xaver Kraus, Dr. der Philosophie und Theologie. Commissions-Verlag von Hamacher in Frankfurt a. M., 1868.

Aus den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichte besonders abgedruckt.

Man muß die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Verfassers bewundern, denn die Untersuchung bot außerordentliche Schwierigkeiten dar. Unter Blutampullen sind nämlich die Gefäße zu verstehen, welche man mit dem eingetrockneten, nicht selten röthlichen Satz einer ehemaligen Flüssigkeit in den ältesten Christengräbern der römischen Katakomben in großer Anzahl gefunden hat. Die Frage ist nun: haben sie Blut enthalten? bedeuten sie, daß in dem Grabe, bei dem sie sich finden, ein Martyrer beerdigt wurde? Darüber ist nun ein lebhafter Streit entstanden und schon viel geschrieben worden.

Der Thatbestand ist kurz folgender. Die Ampullen sind größtentheils von Glas und haben sehr verschiedene Formen, welche S. 21 in Holzschnitten abgebildet sind. Ihr Bodensatz ist sehr vielfach untersucht und in einigen wirklich Blut nachgewiesen worden, während man in andern nur ein Eisenoxyd hat entdecken können. Sie befanden sich meist eingemauert vor den Leichen oder auch eine zwischen mehreren Leichen. Die Inschriften bezeichneten oft ausdrücklich Martyrer, wo doch keine Ampullen gefunden wurden, und bei vielen andern Gräbern fand man Ampullen bei Inschriften, die keine Martyrer anzeigten, namentlich auch in den Gräbern vieler kleiner Kinder.

Die Katakomben sind, wie bekannt, außerordentlich gräberreich. Das römische Martyrologium zählt 13,825 Martyrer aus der Stadt Rom allein auf und diese Zahl scheint durchaus nicht übertrieben. Aber zwischen dem siebenten und neunten Jahrhundert wurden bereits die Gebeine der Martyrer aus den Katakomben in sehr bedeutender Menge weggenommen, um als Reliquien in der Christenheit vertheilt zu werden. Fürstliche und vornehme Personen bewahrten solche Reliquien als kostbarsten Schmuck, Heiligthümer der Familien und Schutzmittel auf. In den Kirchen mußte jeder Altar eine Reliquie erhalten. Wunderthätige Reliquien zogen Wallfahrer von weit und breit her an, und da dies der Kirche und ihren Priestern sowie der betreffenden Ortschaft Vortheile brachte, entstand eine lebhafte Concurrenz unter den heiligen Stätten. Die Nachfrage nach Reliquien wuchs daher außerordentlich an und die Hauptfundstätte derselben waren die Katakomben in Rom. Man nahm es dort zwar sehr genau. Es mußte nachgewiesen seyn, daß die Knochen wirklich von einem Martyrer herrührten. So schreibt Le Blant: „Nicht alle, welche für den Glauben litten, erlangten diesen Titel. Die Kirche wahrte sich das Recht, diesen Namen zu übertragen, indem sie Keinem diese Ehre zukommen ließ, dessen Leiden und Tod nicht durch ihr Urtheil sanctionirt war. So lehren es die Stellen der kirchlichen Schriftsteller, so zeigen es die Katakomben. Die Blutphiole würde diese Uebereinstimmung stören. Neben den alten Denkmälern mit dem Titel eines Martyrs gäbe es ein indirectes, in der Eile, vor dem Ausspruch und Urtheil der Kirche angebrachtes Zeichen, welches hunderte von Gräbern der öffentlichen Verehrung preisgab. Das kann ich nicht glauben, denn es verträgt sich nicht mit der uns so stark beglaubigten Disciplin unserer Väter.' Und an einer andern Stelle fährt der gelehrte Epigraphiker fort: ‚An den Gräbern des h. Gervasius, des h. Protasius, des h. Nazarius war der Kalk durch die Berührung der Leichen stark

geröthet; bei Agricola und Vitalis fanden sich Nägel, Stücke eines Kreuzes und Reste von Blut, aber von ausgegossenem, wie der Bericht des h. Ambrosius nur annehmen läßt. Ebenso wies auch das Grab der h. Cäcilia und vieler Andern nur blutige Linnen und Gewänder auf; es fehlte in diesen Gräbern, wie in denen des h. Cornelius und des h. Hyacinthus die Phiole.'"

Wenn also auch in vielen Fällen, wo es der Kirche Vortheil gebracht hätte, Knochenreste für solche von Martyrern auszugeben, ein solcher Mißbrauch unterblieb und ehrlich und gewissenhaft verfahren wurde, so glaubte doch der Papst berechtigt zu seyn, wo Märtyrergebeine nachweisbar waren, ohne daß eine Inschrift ihren Namen aufbewahrt hätte, denselben zum Kirchengebrauch einen Namen zu schöpfen. „Seit Clemens X. durch eine Verordnung vom 13. Januar 1672 die Ueberwachung sämmtlicher Katakomben dem Cardinal-Vicar von Rom übertrug, wurde eine große Zahl von Leichen aus den Grüften der Katakomben zu Tage gefördert und, weil mit der Palme oder der Blutphiole versehen, als Martyrerreliquien verehrt, zum Theil in Rom bewahrt, zum Theil andern Kirchen überlassen. Diejenigen Leiber, deren Grab keine Inschrift mit dem Namen des Inhabers trug, wurden getauft, d. h. man gab ihnen einen Namen, wie man dies schon in ältern Zeiten bei mehreren unbekannten Heiligen, z. B. Adauctus und den Quattuor Coronati gethan hatte. Wir geben in der Anmerkung unter dem Texte das officielle Verzeichniß derjenigen Namen, welche man zu Rom solchen ‚getauften Heiligen' beizulegen pflegt. Es sind, wie man sehen wird, meistens Epitheta, die von den Eigenschaften der Martyrer abgeleitet sind."

Der jetzt regierende Papst wurde, als sich der Streit über die Blutampullen erhob, um eine Entscheidung angegangen und ließ sie in einem Decrete geben, dessen Beschluß wir hier mittheilen:

„I. An phialae vitreae aut figulinae sanguine tinctae, quae ad loculos sepultorum in sacris Coemeteriis vel extra ipsos reperiuntur, censeri debeant martyrii signum?

II. An ideo sit standum vel recedendum a Decreto Sacrae Congregationis Indulgentiarum et Reliquiarum diei 10 Aprilis 1668?

Respondit ad primum ‚Affirmative.'

Respondit ad secundum ‚Provisum in Primo.'

Ideoque declaravit confirmandum esse Decretum anni 1668.

Facta autem de praemissis Sanctissimo Domino nostro Pio Papae IX a subscripto secretario accurata omnium expositione, Sanctitas Sua sententiam Sacrae Congregationis ratam habuit et confirmavit, atque praesens Decretum expediri praecepit. Die 10 Decembris 1863.

C. Episcopus Portuen. et S. Rufinae Card. Patrizi S. R. C. Praef.

D. Bartolini S. R. C. Secretarius."

Dagegen sind in einer 1855 zu Brüssel erschienenen Schrift, die dem Pater Victor de Buck aus der Gesellschaft Jesu zugeschrieben wurde, folgende Zweifel am Blutgehalt der Ampullen erhoben worden.

„1) Schon längst haben namhafte katholische Gelehrte bezweifelt, daß die vasa sepulcralia Blut enthielten.

2) Wenn die seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts auf das Indicium der Blutphiole hin als Leiber von Martyrern bezeichneten Gebeine wirklich solche und die Angaben Boldettis u. A. über die Zahl der Martyrer richtig wären, so überstiege dieselbe die Zahl der Christen, welche in den drei ersten Jahrhunderten Rom bewohnten (S. 35).

3) Unter Paul I., Paschal I. und ihren Nachfolgern wurden fast alle Martyrreliquien aus den Katakomben erhoben; unmöglich können deren so viele übrig geblieben seyn, als man seit drei Jahrhunderten ausgegraben haben will (S. 39).

4) Der fünfte Theil der mit s. g. Blutvasen bezeichneten Gräber gehörte Kindern unter sieben Jahren an; bei der den Römern eigenen Menschlichkeit und ihren Rechtssitten lassen sich aber das Martyrium so vieler Unmündigen und die vorgeblichen Qualen derselben gar nicht denken (S. 56—83; 99—108). Ebenso unwahrscheinlich ist das Martyrium so vieler jungen Mädchen (S. 83 f.).

5) Manche, ja die Mehrzahl der angeblichen Blutgefäße finden sich bei nachconstantinischen Gräbern, stammen also aus einer Zeit, in der es keine blutigen Verfolgungen mehr gab (S. 109—163).

6) Man kann sich hier nicht auf Tradition und Präscription berufen; die s. g. Ueberlieferung zu Gunsten der Blutphiolen ist nicht älter als die zu Gunsten der Palme, welche doch aufgegeben ist; beide bestanden nicht vor dem 16. Jahrhundert (S. 164—176).

7) Der Blutgehalt der fraglichen Gefäße ist weder durch das unzureichende Experiment des Leibnitz, noch später erwiesen worden. Die das Wort SANGVIS tragenden Phiolen des Crescenzio sind Fälschungen (S. 177—206).

8) Die Gräber der Martyrer wurden ehedem nicht durch beigesetzte Phiolen gekennzeichnet (S. 182—187).

9) Die Sepulcralgefäße scheinen im Allgemeinen

(bald rothen, bald weißen) eucharistischen Wein enthalten zu haben (S. 207—254).

10) Diese Sepulcralgefässe sind durchaus von jenen Ampullen zu unterscheiden, die, wie sich in einzelnen Fällen durch den Augenschein erwiesen hat, wirklich Martyrblut enthielten; letztere sind in der That, dem Decret der Congregatio Rituum entsprechend, als Anzeichen des Martyriums zu betrachten (S. 255—259).'"

Der Verfasser der vorliegenden Schrift schlägt einen Mittelweg ein, sofern er den Blutgehalt vieler Ampullen als sicher nachgewiesen betrachtet und zugleich mit großer Belesenheit beurkundet, welchen Werth die Christen der ersten Jahrhunderte auf das Blut der Martyrer legten. Blut war überhaupt den Alten heilig, weil es für den Sitz des Lebens galt. „Es war natürlich, daß die Gläubigen dies kostbare Blut, das die Glieder Christi vergossen, nicht gleichgültig behandelten: daß sie sich herbeidrängten, um dies Blut, das aus den Adern ihrer sterbenden Brüder quoll, aufzufangen und vor Entehrung zu schützen. Sogar unter den Augen der Henker ward dieser Liebesdienst erwiesen und mehr als einem hat er selbst den Tod gebracht; Frauen und Jungfrauen wetteiferten in diesem Bemühen mit den Männern. Schon in der frühesten Zeit des Christenthums sehen wir Pudentiana und Praxedis ihr Gut und Leben der Bestattung der hh. Martyrer weihen; noch heute zeigt man in ihren ehemaligen, später zu Kirchen verwandelten Wohnungen die Brunnen, in welche sie nach einer alten Ueberlieferung das Blut der Martyrer gossen, das sie mit Schwämmen aufgetrocknet hatten. Als Cyprian, die Säule des Glaubens in Afrika, zu Tode gebracht wurde, breiteten die Christen seiner Gemeinde Tücher (linteamina et manualia) vor ihm aus, um sein Blut aufzufangen; wie man Schwämme und Linnen zu solchem Zwecke brauchte, schildert Prudentius in seinem Hymnus auf den h. Hippolyt:

,palliolis etiam bibulae siccantur arenae,
ne quis in inferto ros maneat.
Si quis et in sudibus recalenti adspergine sanguis
insidet, hunc omnem spongia pressa rapit'.

Aehnlich berichtet der Dichter, wie eine Mutter das Blut ihres hingeschlachteten heldenmüthigen Sohnes gesammelt:

... ,hymnum canebat carminis Davidici:
pretiosa sancti mors sub aspectu Dei,
tuus ille servus, prolis ancillae tuae.
Talia retexens explicabat pallium
manusque tendebat sub ictum vulneris,
venarum ut undam profluam manantium
et palpitantis oris exciperet globum:
excepit et caro adplicavit pectori'.

Die, wie man annimmt, von den Notaren der römischen Kirche verfaßten Acten der h. Susanna melden, Serena selbst, die Gemahlin des Kaisers Diocletian, habe das Blut dieser Martyrin mit ihrem Schleier von der Erde aufgetrocknet. In den Acten der h. Cäcilia lesen wir, daß die von ihr Bekehrten und alle Umstehenden mit ihren Schleiern das dem Nacken der Heiligen entströmende Blut auffingen: als man nach Jahrhunderten den ehrwürdigen Leib dieser Heiligen wieder auffand und transferirte, lagen, laut Paschal I. Zeugniß, jene blutigen Tücher noch auf ihm. Daß man die blutigen Gewänder und Schleier den Martyrern mit ins Grab gab, davon sahen wir oben bereits ein Beispiel, und es ließen sich deren noch andere anführen. Das Aufsammeln des Blutes der Martyrer unterliegt also gar keinem Zweifel: es war stehende Sitte. Daß man dies Blut aber im Augenblick, wo es vergossen wurde, in Gläsern, Phiolen oder Ampullen auffing, lehrt uns kein altes Zeugniß."

Weiter wird bemerkt: „Was von den irdischen Resten der Heiligen überhaupt gilt, läßt sich ohne Schwierigkeit, wenigstens für einzelne Fälle, auch betreffs des Martyrblutes als möglich behaupten, und wenn nach einem Actenstücke des 12. Jahrhunderts (vom J. 1168, Surius 22. September, p. 224) der h. Martinus mit einem Gefässe voll Blutes der Martyrer der thebäischen Legion begraben seyn wollte, so könnte darin sehr wohl ein Nachklang alten Brauches gesehen werden." Das Blut des h. Januarius in Neapel gilt heute noch für ein Palladium der Stadt und für prophetisch in Bezug auf das Schicksal derselben.

Es handelt sich hier immer nur von dem als echt vorausgesetzten Martyrerblut und liegt das ganze Gewicht auf dem Blute. Die Form des Blutgefässes ist Nebensache. Sie erhält erst eine neue Bedeutung in den Gräbern, die notorisch nicht Martyrern angehörten. Darüber äußert sich der Verfasser also: „Bekanntlich trifft man in den Katakomben nicht selten auf gemalte oder in Stein eingehauene Gefässe. Nur in den wenigsten Fällen deuten dieselben auf ein Gewerbe oder den Stand des Begrabenen hin. Einige sehen darin eine Anspielung auf das himmlische Gastmahl, eine Idee, die allerdings trefflich zu den christlichen Anschauungen über den Tod paßt und ebenso durch unzweideutige Bilder auf Gräbern der alten Christen, wie durch die Erinnerung an die zahllosen Darstellungen eines heitern Mahles auf heidnischen Sarkophagen bestätigt wird. Eine von Mamachi veröffentlichte Inschrift ist eine willkommene Illustration dieses Gedankens. Der Stein stellt die Inhaberin des Grabes mit Namen

VINCENTIA dar, wie sie ruhig auf dem Boden sitzt und mit der linken Hand ein Gefäß an ihre Brust drückt, während die Rechte mit innigem Entzücken einen Kelch in die Höhe hebt, gleich als wollte sie rufen: ‚mein berauschender Kelch, wie herrlich ist er!‘ Da neben jenen Gefäßen auf gallischen, wie auf italienischen Epitaphien, sehr oft eine oder zwei Tauben erscheinen, so haben andere das leere Gefäß als Symbol des in dem Grabe verschlossenen Leibes aufgefaßt, aus welchem die Taube, d. i. die Seele entflohen ist. Auf einem Epitaphium des Cömeterium Praetextati steht die Taube auf dem Rand des Gefäßes, aus welchem sie gleichsam sich zu ihrem Fluge aufschwingt. Oft stellt die h. Schrift den Leib des Menschen unter dem Bilde eines Gefäßes dar und alle Welt kennt die Ermahnung des h. Paulus: ‚ein jeder wisse sein Gefäß in Heiligung zu bewahren.‘ Man hat hierher die Vision des Priesters Lucianus gezogen, welcher im Traume über die Ruhestätte des h. Stephan, Gamaliel, Nicodemus und Abibon belehrt wurde: vier verschiedene Gefäße deuteten die vier Leichname an. Diese Erscheinung ist auf einem merkwürdigen Diptychon der Gorischen Sammlung dargestellt: der Priester liegt auf seinem Lager und schläft, über ihm schweben die vier Phiolen. Da die Auserwählten in der Schrift ausdrücklich ‚Gefäße‘ der Auserwählung heißen, so hat man die Phiolen auch als Symbol der Heiligung und Beseligung durch die göttliche Gnade genommen. In diesem Sinne erklärt man die Gefäße auf den Gräbern unmündiger Kinder. Nach Martignys Mittheilung ist Herr de Rossi im Besitze unedirter Denkmale, welche die letztere Erklärung sichern.“

„Immer mehr hat sich in der neuesten Zeit die Ansicht befestigt, daß die christlichen Sepulcralalterthümer im wesentlichen Zusammenhang mit den jüdischen stehen, wie dies der thatsächlichen Entwicklung der christlichen Gemeinde aus der jüdischen Synagoge entspricht. Man hat demgemäß, im Gegensatze zu Raoul-Rochettes Methode, gewisse Symbole, Acclamationen u. s. w. lieber und naturgemäßer auf das alte Testament als auf die Einwirkung antik-heidnischer Vorstellungen zurückgeführt. Einige der eben angeführten Erklärungen der Gefäße als Symbole sind, wie bemerkt, auf Stellen der h. Schrift gegründet. Die nämliche Quelle lehrt uns indessen noch eine für uns wichtigere symbolische Bedeutung der Phiole. Im Tempel zu Jerusalem gab es Phiolen zu einem dreifachen Zwecke: zur Verbrennung von Rauchwerk, zu Libationen und zum Auffangen des Blutes der Opferthiere; das Blut, welches man sich als Sitz und Bild des Lebens und der Seele dachte, wurde an den Seiten des Altares ausgegossen, um die Hingabe und Vernichtung der Hostie zu sinnbilden. Die Zahl solcher Phiolen war nach dem Zeugniß der Schrift sehr groß. Dem letzterwähnten Gebrauche entsprechend fassen die Väter den ‚Kelch des Heiles‘ (calix salutaris) des 115. Psalmes als gleichbedeutend mit Hingabe des Lebens auf (so Basilius zu d. St.), eine Exegese, die zwar an sich nicht richtig ist, aber durch die Bedeutung des Bechers oder Kelches an verschiedenen Stellen des neuen Testaments veranlaßt war; denn in diesem ist mit Kelch oder Becher offenbar der Tod, die Hingabe des Lebens als Opfer an Gott verstanden, wie aus den bekannten Aeußerungen unseres Herrn selbst hervorgeht. Damit verwandt ist die Anschauung der Apokalypse, in welcher die Phiole soviel wie Blutgericht, supplicium ist. Wenn uns nun in den Acten der Martyrer berichtet wird, wie ein Blutzeuge am Vorabende seiner Leiden in einer Vision sich eine Phiole als Anzeichen seiner Marterung und seines sieghaften Todes für Christus gereicht sieht, wird man dann nicht zugeben müssen, daß jene Symbolik der h. Schrift unter den alten Christen fortlebte, daß die Phiole, zumal die blutige, ein Sinnbild des Martyriums bei ihnen war?“

In Bezug auf Grabkrüge, Grabvasen, Grabbecher wäre wohl eine Hinweisung auf den ältern heidnischen Dionysoscult am Platze. Jener Cult, der die Unsterblichkeit der Seele voraussetzte, näherte sich schon dem Christenthum und Erinnerungen an seine Bechersymbolik konnten ungezwungen in den christlichen Grabcultus übergehen.

---

## Ankündigung.



Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 21.** 13. März 1869.


## Zur deutschen Culturgeschichte.

Altbayrische Culturbilder von Ludwig Steub. Leipzig, Ernst Keil, 1869.

Ein sehr interessantes Buch, was aber nicht verfehlen wird, böses Blut zu machen. Der Verfasser, selbst ein Bayer und der Lesewelt längst rühmlich bekannt durch seine trefflichen Schilderungen der Oberbayrischen und Tirolergebirge, spricht hier ein ungemein scharfes Verdammungsurtheil über die klerikale Partei in Bayern aus.

Das Volk sey von der Kirche schlecht erzogen. „Die Statistik der Verbrechen weist den Niederbayern den tiefsten Platz unter den deutschen Völkerschaften an, aber was im Lande über den Charakter dieser Missethaten zu hören ist, klingt noch schauerlicher als jene Zahlen. Man mordet sich dort zum Zeitvertreib. Am heiligen Sonntag, beim Abendtrunk löschen sie die Lichter aus und stechen sich mit langen Messern einfach todt. Der Jüngling, der keine Menschenseele auf dem Gewissen hat, genießt, wie bei den Irokesen, keiner Achtung, ist keines keuschen Mädchens werth. Ritterlichkeit dagegen steht in schwachem Ansehen; es genügt schon, um mit Ehren genannt zu werden, wenn der Held dem Opfer — oft ist's ein guter Freund, oft gar ein Unbekannter — selbdritt oder viert im Hinterhalt aufpaßt und es meuchlings niederlegt. Jüngst fielen acht solcher Scheusale bei Nacht über einen harmlosen Krüppel her und zerhieben ihn zum Spaße in hundert Fetzen. Bei all diesem Blutdurst doch vor dem Schwurgericht nur Feigheit und Lüge — als allgemeine Ausrede viehische Besoffenheit. Eltern und Kinder behandeln sich aufs roheste. Man sah einen Vater mit dem jüngsten Sohne gegen die ältern kämpfen, alle mit Sensen bewaffnet, auf Leben und Tod — weil sie sich um den ‚Austrag' stritten. Die Brandlegungen aus Rache oder Eigennutz sind so zahlreich geworden, daß die Feuerversicherungen keinen Eintritt mehr gestatten. Auch der Meineid ist hier am häufigsten und gilt nicht für unvereinbar mit der vielgerühmten Biederkeit. Neulich kehrte der Gebungene nur deswegen zur Rechtschaffenheit zurück, weil er seinen Eid an einem Freitage schwören sollte und er an diesem die versprochene Wurst nicht essen durfte. Wenn irgend eine priesterliche Agitation durch das Bauernvolk geht, so können die Städter die Stadt nicht verlassen, ohne den schändlichsten Mißhandlungen ausgesetzt zu werden.

Doch hat das Volk auch seine guten Seiten. Es ist fromm und andächtig, enthält sich, wie vorher gezeigt, am Freitage des Fleischgenusses und beobachtet überhaupt die Gebote der Kirche eben so streng, wie jene Banditen, welche im schönen Italien kreisen. Seine tiefe Religiosität zeigt sich oft noch unter Umständen, die sie eigentlich auszuschließen scheinen. Während einst auf einem Einödhofe die Bäuerin, die allein zu Hause geblieben, von mehreren Genossen zu Tode gepeinigt und das Haus geplündert wurde, gingen deren Weiber wallfahrten, um den himmlischen Segen für das Unternehmen zu erflehen. Ein anderer Niederbayer überfiel einen bejahrten Mann, der viel Geld bei sich trug, meuchlings auf der Landstraße und lief, als er verscheucht worden, gradewegs nach Altötting, um das blutige Messer hinter ein Votivtäfelchen zu stecken und der Mutter Gottes zu weihen. Ein dritter hatte aus nichtiger Ursache ein Mädchen erstochen, blieb aber bei der Sterbenden und ermahnte sie, Reu' und Leid zu machen, damit sie nicht in ihren Sünden hinfahre. — Noch fördert auch mancher Priester den Glauben an Hexen und sucht, wenn in den Ställen das Vieh erkrankt, die Unholdinnen durch Segenssprüche und Exorcismen zu bannen.

Dieses Volk glaubt alles, ob Wahrheit oder Dichtung, was ihm seine Priester sagen und läßt sich von ihnen als willenlose Heerde zur Urne führen, zu Wahlen, welche das Vaterland erröthen machen." Herr Steub geht in der Geschichte rückwärts bis zu den Entscheidungen des Tridentiner Concils, von wo an alle vernünftigen und patriotischen Reformbestrebungen durch die dem romanischen, italienisch-französischen Despotismus der Renaissancezeit sich zuwendenden bayrischen Fürsten und durch die Jesuiten unterdrückt wurden. Es ist vollkommen der Wahrheit gemäß, wenn Herr Steub diese Verwelschung des bayrischen Hofes als ein Unglück für die deutsche Nation überhaupt und für die Bayern insbesondere ansieht. Denn die Folge der Verwelschung war, daß Bayern dem deutschen Patriotismus, der deutschen Nationalehre, der Pflicht gegen das deutsche Reich entsagte und sich mehr als einmal mit Frankreich gegen Deutschland verbündete, durch welche schlechte Politik schreckliche Kriegsnöthe, Verheerungen, Verarmung und Elend aller Art über das Volk kamen. Es ist ebenso geschichtliche Wahrheit, daß das bayrische Volk in der welschen Jesuitenschule nicht nur verdummte, sondern auch verwilderte. In der Form, in welcher die Jesuiten dem Volke das Christenthum einprägten, war, wie in Italien und Spanien, so viel blos äußerliches Ceremoniell, so viel Comödienhaftes, geist- und geschmackloser Prunk und zugleich so viel läppischer Aberglauben und unwürdige, ja eckelhafte Entweihung des Heiligen, daß der Heiland selbst, wenn er unter diese Pfaffen getreten wäre, eine Geißel genommen und sie wie die Krämer aus dem Tempel hinausgepeitscht haben würde.

Hier nur ein kleines Beispiel. „Pater Pemble aus der Gesellschaft Jesu, Präses der marianischen Congregation der Gelehrten zu München, gab 1764 eine Pietas quotidiana erga S. D. Matrem Mariam heraus, ein Quodlibet von schönen Verehrungen der h. Jungfrau, in welchem er 49 Arten sie zu feiern lehrt und empfiehlt; darunter auch folgende: Eine Gemüthswallfahrt anstellen und die meisten Wunderbilder Mariä die ganze Welt durch im Geiste heimsuchen — sich geißeln oder Ohrfeigen geben und die Schläge durch die Hände Mariä Gott opfern lassen — die Augen an ein schönes Marienbild heften, das Ansehen und Wohlgefallen irdischer Frauenzimmer zu hemmen — mit dem Finger, wo nicht mit einem Messer, den h. Namen Mariä auf die Brust schreiben oder ätzen — so viel Mal den Boden küssen, als man Lebensjahre zählet — sich zwischen die Wunden Christi und die Brüste Mariä legen, und so viel Gnade daraus saugen, als möglich ist — Zimmer- oder Kassenschlüssel einem Marienbilde anhängen, ihr zu beweisen, daß ihr alles offen stehe — einen Strick an den Hals hängen und sich zur Leibeigenschaft der h. Mariä bekennen — keinen Apfel essen, weil Maria von der Schuld des Apfelessens frei geblieben u. s. w."

Neben dieser eckelhaften Wollüstelei, welche die allerheiligsten Personen immer unmittelbar anfassen und an ihnen schlecken wollte, machte sich unter der Jesuitenherrschaft eine gräßliche Grausamkeit geltend in der Criminaljustiz, in den unsinnigen Hexenprozessen, so daß das Volk einerseits an die geschmackloseste Dummheit und andererseits an Blut und Marterscenen gewöhnt wurde und verwilderte. Wenn das nun alles wahr ist, so hätte doch Herr Steub weniger die Jesuiten und die Kirche, als den weltlichen dominatus absolutus beschuldigen sollen. Denn die Kirche war damals Magd des Staates, der Papst die passive, leidende, dienstwillige Creatur der Höfe von Wien, Paris und Madrid, die Gesellschaft Jesu weit entfernt, diesen Namen zu verdienen, nur eine weltliche geheime Polizei im Priesterrock. Abgesehen von vielen frommen Jesuiten, die nicht im Geheimniß waren und nur redlich Gott zu dienen glaubten, hatten die Obern des Ordens keine andere Aufgabe, als den Fürsten in ihrer Politik zu dienen, soweit die Fürsten geistlicher Mittel bedurften. Unter dieser Bedingung allein wurde auch dem Papstthum sein Fortbestand gestattet.

Die Jesuitenerziehung des Volks hat genau demselben Zweck gedient, wozu die jesuitischen Beichtväter an den Höfen dienten. Der Jesuitenorden stellte alle geistlichen Mittel dem weltlichen Serenissimus zur Verfügung, absolvirte ihn im Beichtstuhl von allen Sünden des Fleisches, der Maitressenwirthschaft, der colossalen Liederlichkeit, Theatersucht, Jagdsucht rc. und von der Bedrückung des Volks. Herr Steub hat sehr recht, wenn er sagt, daß durch den Uebermuth des Hofes, des Adels und der reichen geistlichen Stifter das bayrische Landvolk zum alleinigen Tragen aller Lasten verdammt gewesen und auf das härteste und roheste von seinen Herrn mißhandelt worden sey. Die Kirche hatte dabei nur die Aufgabe, dem Volke die Hölle recht heiß zu machen, um es im Gehorsam gegen die Fürsten, den Adel und Klerus zu erhalten. Hätte der Fürst die reich dotirte Klerisei nicht geschützt, so hätte sie nach der Reformation ihre Güter nicht behaupten können. Aus Dankbarkeit mußte sie ihm nun auch so unterthänig als möglich seyn. Es ist schade, daß Herr Steub nicht etwas mehr von den Zuständen des Landvolks vom Herzog Wilhelm ab bis auf Karl Theodor mitgetheilt hat, namentlich wäre die Episode vom bay-

rischen Hiesl der Erwähnung werth gewesen, diesem noch im Liede fortlebenden Volkshelden, in welchem die mißhandelte Volksnatur an den Unterdrückern Rache nahm.

Von den gebildeten Classen in Bayern lesen wir hier S. 199: „Als in einem agricolen Lande, mit wenigen größern Orten, lebte man ganz und gar in der Atmosphäre des Bauern. Während am Rhein unten der gemeine Mann — oft komisch genug — den feinen Ton der Herren nachahmt, so ahmten die Herren hier den Bauern nach. Man sprach bäurisch und legte sich auch bäurische Manieren bei. Diesem Zuge des Herzens entstammt wohl auch die allgemeine Beliebtheit der Joppe. Man fand allenthalben eine Menge gemüthlicher Leute, aber selten einen Gentleman, d. h. einen Menschen, der auch jenseits der Grenze als gebildeter Mann gelten mochte. Wer da beim Abendtrunke den Herrn Stadtpfarrer und seine Capläne, den Herrn Landrichter mit seinen Assessoren und Prakticanten, den Bürgermeister und seine Räthe nach ihren Gesprächen und Manieren betrachtete, und dabei bedachte, daß Bildung und Wissen Macht sey, der konnte leicht auf den Schluß verfallen, daß die Zeit für unsere Macht noch nicht gekommen. Allerdings fühlte man, daß man gar nichts mehr bedeute, nicht in Bayern — denn die Schwaben und Franken hatten weitaus das Uebergewicht — viel weniger in Deutschland. Und wenn ein fremder Gast beim Abendtrunk einen Tischgenossen ansprach und das gute Bier, das gediegene Essen und die schöne Gegend lobte, so konnte der andere leichtlich antworten: Es ist gleichwohl kein rechtes Leben; wir langweilen uns vielmehr entsetzlich und verbauern alle mit einander!“

Die größere Hälfte des vorliegenden Buchs ist mit der häßlichen Geschichte der Judenverfolgungen in Bayern angefüllt und vorzugsweise mit dem Prozeß der Juden, die einmal zu Deggendorf geweihte Hostien stahlen und entweiheten, daß Blut davon floß, und die dafür verbrannt wurden. Das ist eine häßliche Geschichte, aber jedenfalls nur eine Nebensache. Die Juden haben sich immer darnach aufgeführt, daß sie, wenn sie am christlichen Volk lange genug still wie Vampyre gesaugt hatten, endlich das Volk in Zorn aufweckten. In einem Zeitpunkt, in welchem in Spanien christliche Kirchen niedergerissen und Synagogen gebaut werden, und in einem Lande, dessen Bevölkerung noch in neuerer Zeit von Juden ausgesaugt worden ist, wie das classische Werk eines achtbaren bayrischen Beamten (Buchta) darlegt, sollten christliche Autoren sich enthalten, für die Juden des Mittelalters empfindsame Thränen zu vergießen.

Wenn wir nun auch nicht im Zweifel sind, daß der durch und durch undeutsche, romanisirte oder verwelschte Neukatholicismus mit seinem hyperchristlichen und eigentlich heidnischen Renaissance-Apparat ein Fluch für das deutsche und speciell bayrische Volk gewesen ist, so können wir doch mit dem Verfasser in Bezug auf die Heilmittel nicht übereinstimmen. Die moderne Aufklärung und der Fortschritt machen aus dem deutschen Volk nichts Besseres, als was jene aus ihm gemacht haben. Erstens sind sie nach der französischen Schablone zugeschnitten und durch und durch undeutsch, daher ihre Koryphäen, wie der vom Verfasser gepriesene Zschokke, ganz ebenso ihr deutsches Vaterland an Frankreich verriethen, wie es die Zöglinge der Jesuiten zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges gethan haben. Zweitens bleibt die moderne Aufklärung nicht dabei stehen, die im Kirchenwesen eingerissenen Mißbräuche auszurotten, sondern sie will vom Christenthum überhaupt nichts mehr wissen und ersetzt dessen ewige Wahrheiten durch die frivolsten Vorspiegelungen eines durch und durch unsittlichen Materialismus.

Zwei zuverlässige Gewährsmänner, Struve, der berühmte Fortschrittsmann von 1848 her, und Dowiat, einst neben Ronge und Czerski der gefeiertste Deutschkatholik, welche beide in noch viel höherem Grade als Herr Steub das alte Pfaffenregiment verabscheuten, mußten doch in der Verbannung während ihres Aufenthaltes im freiesten Lande der Welt, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das andere Extrem der menschlichen Gesellschaft kennen lernen, nämlich die zügelloseste Rohheit jener Republikaner, welche weder eine göttliche noch menschliche Autorität kennen und immer nur thun, was sie wollen. Leider sind es Deutsche, welche vorzugsweise, indem sie dem Pfaffen- und Junkerthum aus Europa entflohen und die tiefste Verachtung jeder Autorität schon aus Europa mitbrachten, sich jetzt dort in den übelsten Ruf gänzlicher Verthierung gebracht haben. Man sagt von ihnen sprichwörtlich, sie geben ihre Kinder den Schweinen zu fressen, wenn sie dabei Geld machen können. Dowiat, welcher in Europa dem Christenthum abgesagt hatte und der immer nur vom freien Menschengeist predigte, schauderte doch vor den deutschen Hinterwäldlern zurück, in die der freie Geist buchstäblich nur wie in die Säue gefahren war. Und ähnliche Rohheit, Gotteslästerung, freche Verhöhnung jeder Moral, ehrloseste Gemeinheit in der Habgier und Genußsucht tritt uns auch in Deutschland leider oft genug entgegen, wo man dem gemeinen Volke weiß gemacht hat, es gebe keinen Gott und keine Vergeltung und

alles sey recht und erlaubt, wozu der Geist oder die liebe Natur uns hintreiben.

Leider ist die Mittelstraße noch nicht gefunden, auf der das ewig unmündige Volk geführt werden sollte, um beide Extreme zu vermeiden, und es ist auch schwer, wo nicht unmöglich, die Massen von ihren schlauen Leithämmeln loszumachen. Die Menge läßt sich immer nur durch rohe, drastische Mittel beherrschen und dazu haben von jeher theils die Bonzen, theils die Demagogen am besten getaugt. Der ehrliche Luther, der zwischen denselben Extremen stand, war manchmal rathlos, denn das deutsche Volk, sagte er, ist ein besoffener Bauer, der, wenn er von der einen Seite auf den Gaul steigt, auf der andern wieder herunterfällt.

Die Dinge, welche wir in Italien und Spanien vorgehen sehen, deuten uns an, daß die Krisis der katholischen Kirche noch nicht vorüber ist und auch durch das ökumenische Concil nicht verhütet werden wird. Die Tendenz, die als s. g. Deutschkatholicismus in der germanischen Welt nicht durchzudringen vermochte, wird vielleicht, ja wahrscheinlich in der romanischen Welt noch eine große Rolle spielen. Die Krisis wird dadurch verschlimmert, daß die s. g. klerikale Partei den Kopf verliert und in Widersprüche mit sich selbst geräth. Wenn die Jesuiten unter Ludwig XIV. allen Gotteslästerungen und Unsittlichkeiten des Hofes durch die Finger sahen, ja sogar Bischöfe und Cardinäle die allgemeine Unzucht des Hofes mitmachten, so hatten sie wenigstens die Genugthuung, daß der König äußerlich dem katholischen Cultus und der katholischen Rechtgläubigkeit alle Ehre anthat und die Ketzer verbrennen ließ. Der Schein war gerettet. Wenn aber jetzt die altkatholischen Regierungen in Oesterreich, Italien und Spanien keine Ketzer mehr verbrennen lassen, vielmehr die Ketzer begünstigen und dagegen die Bischöfe maßregeln, die Klöster zerstören und verbieten, was sollen da die Jesuiten thun? Was würden sie z. B. gethan haben, wenn Ludwig XIV. wie Joseph II. gehandelt hätte? Das Natürliche wäre, daß sie protestirten, die weltliche Regierung in die Schranken zurückwiesen, die ihr nach uraltem Herkommen und gemäß der Verträge durch die Kirche gezogen sind, wie das wirklich viele Bischöfe in Oesterreich gethan haben und noch thun. Aber die klerikale Partei in Bayern und in der oberrheinischen Kirchenprovinz, ist die eben so ehrlich? handelt die eben so natürlich? nein — sie braucht alle möglichen rabulistischen Schlangenwindungen, um nicht in den Ton der österreichischen Bischöfe einstimmen zu müssen. Sie setzt alle Pflichten hintan, die sie an Rom binden, und täuscht darüber das gläubige Publikum mit überzuckerten Devotionen vor Rom. Aber nicht für Rom streitet sie, sondern für die Hietzinger und wetteifert mit der Wiener Judenpresse und mit den Demokraten in Verleumdung und Ergrimmung gegen Preußen, als sey es ihre einzige Aufgabe, das Einigungswerk der deutschen Nation zu hindern. Diese Schonung der Wiener Kirchenstürmer ist ein Widerspruch im klerikalen Lager, und rein unvernünftig ist das Toben gegen Preußen, weil gegenwärtig, auch Frankreich nicht ausgenommen, gar keine Großmacht existirt, welche sich wohlwollender gegen die katholische Kirche zeigte, als grade Preußen. Also ist diese klerikale Presse auch nicht von Rom und vom h. Geist oder von einem kirchlichen Interesse inspirirt, sondern durch einen weltlichen Einfluß, der gradezu dem Interesse der Kirche widerspricht.

Zur Kritik des Südbundsprojects gibt Herr Steub S. 155 einen guten Beitrag. „Als Vater Bajuvarus jüngst durchs Land gepilgert, soll er seine Enkel alle etwas verstimmt getroffen haben. ‚Ich hoff' aufs Jenseits und bedeut' nicht viel,' sagte Tirolis. ‚Und die Welschen werden immer mächtiger im Land.' ‚Ich seh' vor Schulden nicht aus den Augen,' sagte Austrius, ‚weiß überhaupt nicht, wie lang's noch dauert.' ‚Mir wär' auch wohler, wenn ich anders wäre,' sagte Bajuvarus junior; ‚so wie ich bin, kann ich leicht verschluckt werden.' ‚Ja, habt ihr denn nicht zusammengehalten, wie ich euch gesagt?' ‚Ach nein, die Herren haben uns bald auseinandergerissen und einen auf den andern gehetzt.' ‚Der hat mich bei Ampfing geschlagen.' — ‚Und der mich bei Blindheim.' Und so weiter. ‚Es gibt überhaupt keine Zeit, wo wir uns nicht einander geschädigt, verwüstet, ausgeraubt und ausgemordet haben.' — Vater Bajuvarus verhüllte das Haupt und ging wieder seiner Wege. Nach unsern jetzigen Begriffen von Vaterland ist es begreiflich, daß die Schulkinder diesseits des Inns jene Siegestage bejubeln müssen, welche die Schulkinder auf der andern Seite als Niederlagen beweinen, während der abstracte Bajuvare in allen solchen Heldenthaten, ob man nun zu München, zu Wien oder zu Innsbruck das Tedeum dafür gesungen, eigentlich doch nichts anderes sehen kann, als Prügeleien im Vaterhaus."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 22. 17. März 1869.

## Volkswirthschaft.

Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter. Von Dr. H. C. W. Contzen. Leipzig, Priber, 1869.

Diese Schrift hat nicht blos für den Geschichtsfreund Interesse und Werth. Es fällt daraus auch ein Licht auf unsere neueren Zustände.

Von der nationalökonomischen Literatur des Mittelalters wird niemand viel erwarten, da in jener Zeit die materiellen Interessen nicht vorherrschten und die Wissenschaft sich mit ganz andern Objecten befaßte. Dennoch dachte man im Mittelalter auch über nationalökonomische Fragen nach und es ist ein Verdienst der vorliegenden Schrift, auf die Fülle von Geist aufmerksam gemacht zu haben, die das für so dumm und finster gehaltene Mittelalter auszeichnete. Die bedeutenden Männer, die sich damals mit der nationalökonomischen Frage beschäftigten, waren Thomas von Aquino, Nicolaus Oresmius, Franciscus Patricius, Nicolaus de Cusa, Gabriel Bril, Mariana, dazu die nationalökonomischen Grundsätze der canonistischen Lehre, der Araber, Griechen und Juden.

Es kommt indeß weniger auf die Ansichten einzelner vorragender Geister als auf das wirklich herrschende System an. Wir haben in neuerer Zeit namhafte Geschichtschreiber ganze Bände mit breiten Auseinandersetzungen der politischen Systeme von einzelnen Philosophen, die der reellen Politik fern standen, anfüllen sehen, als ob das Geschichte wäre oder auch nur den Geist der Zeiten ausgedrückt hätte. In diese fatale Manier ist Herr Contzen nicht gefallen. Wenn er auch die interessanten Meinungen der einzelnen Denker anführt, so verfehlt er doch nicht, seine Hauptargumente auf den wirklichen Stand der Volkswirthschaft im Mittelalter zu richten.

In echt historischem Geiste vergleicht der Verfasser die Geldwirthschaft in den letzten Zeiten des altrömischen Reichs mit der Naturalwirthschaft des christlich-germanischen Mittelalters und erklärt die eine als unvermeidliches Correctiv der andern. „Das römische Recht kennt nirgends die Hingabe der Person an einen wirthschaftlichen Zweck. Davon ist die heute kaum noch verständliche Construction des Gesellschaftswesens der beste Beweis. Die materiellen Güter, vor allem das Geld, der Inbegriff aller Güter, sind Gegenstände des Besitzes und des Genusses. Rastloses Streben nach Geld und Gut drängt sich überall hervor, aber nur um des Besitzes und Genusses willen. Das Eine aber fehlt bei der übermäßigen Werthschätzung der objectiven Güter: der Sinn, darin zu erkennen und zu achten, was die materiellen Güter schafft. Der sittliche und rechtliche Begriff wirthschaftlicher Arbeit mangelt ganz und gar.

Dieselbe Rechtstheorie, welche eine so durchdringende Erkenntniß der objectiven Güter aufweist, bietet den Begriff der Arbeit unglaublich verkümmert dar. Jedesmal geräth die an den positiven Ueberlieferungen des römischen Rechts festhaltende Rechtslehre in Verlegenheit, sobald im Rechtsverkehr der Begriff der Arbeit in Frage kommt Was war dem kriegs- und beutelustigen Römervolk die productive Arbeit? Eine Fessel, eine Entwürdigung des freien Mannes. Wenn irgendwo, so läßt sich bei den Römern von dem Fluche der Sclaven- oder unfreien Arbeit, oder von dem Fluch, die Arbeit mißachtet zu haben, sprechen. Den Gewinn, den Erwerb von Geld und Gut liebte man; das Arbeiten, von keiner Idee einer höhern sittlichen Pflicht getragen, ohne die Freude des Schaffens, nur um des blanken Gewinns willen geübt, blieb höchstens ein nothwendiges Uebel.

Daß auf den maßlosen Materialismus dieser Geld-

wirthschaft eine Reaction folgte, war nothwendig. Das Christenthum war berufen, eine sociale Umgestaltung zu vollziehen. Nicht die unbedingte, egoistische, für sich stehende Einzelpersönlichkeit, sondern die in brüderlicher Liebe vereinigte Gesammtheit Aller ist nun der Ausgangspunkt. Denselben Gewinn, dasselbe Geld, welches dem Römer Alles gewesen war, lehrt die christliche Moral verachten; Reichthum und Macht, auf den Besitz gegründet, sind ihr Nichts gegen die idealen Schätze, die der Aermste grade am besten besitzen kann.

Wunderbar traf jener idealistische, transcendentale Zug der neuen Lehre das Bedürfniß einer Welt, welche unter dem egoistischen Jagen blos nach materiellem Gewinn, wie es der römischen Periode eigen war, genug gelitten hatte. Eben darum prägte sich, was seinem Ursprung zufolge nur Sittengebot seyn sollte, immer entschiedener zur äußern Zwangsregel aus. Nur im Einklang mit dem ganzen Bewußtseyn der Zeit konnte es die canonische Gesetzgebung und Doctrin unternehmen diese Ansichten in Befehlen an das bürgerliche Leben auszudrücken.

Diesen Widerspruch, welchen die christliche Sittenlehre gegen den Materialismus der Vorzeit erhob, hat die canonistische Epoche in Regeln gebracht. Darum wandte sie sich zuerst gegen das den Römern allmächtige Geld, welche es durch die Abschneidung der Fruchtbarkeit in der Werthschätzung herabdrücken wollten, zugleich aber gegen alles, was Egoismus oder Materialismus heißen konnte.

So unglaublich uns gegenwärtig die meisten Lehrsätze der Canonisten dünken, in dem, was vor ihnen lag, hatten sie ihre nothwendige Berechtigung. Die Welt bedurfte der Erholung von dem rastlos gierigen Streben nach materiellem Gewinn, Besitz und Genuß; neuer, idealer Ziele für das Schaffen des täglichen Lebens. Indem sie diesem Bedürfniß entgegenkamen, war den canonischen Grundsätzen ihr Erfolg gewiß.

Freilich war eine solche Lehre nur möglich in einem wirthschaftlichen Zustand, wie er nach den Stürmen der Völkerwanderung vorhanden war. Wenn die Lehre der Canonisten zu den Ergebnissen führt, welche wir geschildert haben, wenn sie ein Zurückgehen fast auf die Naturalwirthschaft predigt, wenn nach der Idee der Canonisten mit dem Begriff des Geldes und Kapitals der Handel eigentlich zerstört, nur der Ackerbau gepflegt und der Verkehr kaum über den ersten Umtausch der Naturproducte hinaus geduldet wird, so läßt sich ohne Weiteres daraus ermessen, in welcher Lage sich die Völker befinden mußten, um solche Principien gelehrt zu werden und zu ertragen. Nimmermehr würde die canonische Wirthschaftsansicht in ihren ersten Anfängen einem kräftigen wirthschaftlichen Leben sich haben entgegenstellen können. Die Ermattung des wirthschaftlichen und geistlichen Lebens, das Sinken der Cultur, das sociale Leben nach dem Untergang des weströmischen Reichs aber gab die Stimmung auf die Naturalwirthschaftsideen.

Allein so viel wir gegen die canonische Methode zu protestiren und so viel Irrlehren wir zu berichtigen haben, in einem Punkt hat dieselbe Lehre, und darin liegt weiter ihre geschichtliche Nothwendigkeit, großes Verdienst anzusprechen. Die christliche Ethik und die darauf gebaute wirthschaftliche Auffassung der Canonisten kennt das Eine, was der heidnisch-römischen Welt gefehlt hatte: den Werth der freien Arbeit, die Unterordnung der Person unter die Lebensaufgabe der Arbeit, die Hingabe an den Zweck der Arbeit, ohne Aufopferung der individuellen Freiheit, ohne Schaden an der politischen oder socialen Würde."

Der Verfasser hat nur das canonische Moment hervorgehoben. Er würde wohlgethan haben, und zwar wieder nur an der Hand der Geschichte, die Bedeutung des germanischen Allod mit herbeizuziehen. Die germanischen Eroberer stellten im römischen Reich den kleinen erblichen Güterbesitz, das Erb und Eigen, das Fundament einer gesunden Volkswirthschaft wieder her, welches zugleich das Fundament der Volksfreiheit ist im Gegensatz gegen die aus den altrömischen Latifundien mit Nothwendigkeit hervorgegangene Sclaverei.

Ferner hätte der Verfasser an die Mönchsorden des Mittelalters erinnern dürfen, die ausdrücklich den Zweck verfolgten, die Arbeit zu heiligen. Voraus der Orden der Cisterzienser. Ritter-, Grafen- und Fürstensöhne ergriffen als Mönche den Pflug und die Hacke, um der Unvernunft zu steuern, welche je mehr und mehr den Herrenstand vom Bauernstand in unbrüderlicher, unchristlicher Weise trennte und z. B. die Kriege der Friesen und der Schweizer gegen den Adel hervorriefen. Wir empfehlen dem Verfasser das französische Werk des Abbé Dubois über die Abtei Morimond.

Was man dem Mittelalter in nationalökonomischer Beziehung am meisten vorgeworfen hat, ist die Vernachlässigung der Industrie und selbst des Handels. „Die Volkswirthschaft des Mittelalters, gegründet auf das entschiedene Vorherrschen der landwirthschaftlichen Interessen, des unbeweglichen Vermögens und der feudalen Leistungen, Frohnden und Abgaben, andererseits in innigem Zusammenhange mit der aristokratisch-hierarchischen Gliederung der Stände, konnte lange Zeit hindurch nicht zu einer Gesammtentfaltung der industriellen

Erwerbs- und Betriebszweige gelangen, weil es ihr an den eigentlichen Progressiv-Elementen des ökonomischen Volkslebens an freier Bewegung des Eigenthums und des Vermögens fehlte." Von dieser Einseitigkeit ist man nun aber gründlich geheilt und ist ins andere Extrem gefallen, indem das heute herrschende System allen festen Besitz auflöst, alles flüssig, alles zu Geld macht. Ein Rothschild kann heute schon fragen: „was gilt dieses Königreich? ich bezahle es." Ein Jude, mit dem Referent einmal auf der Reise zusammentraf, versuchte allen Ernstes den Geldwerth der ganzen Erde zu taxiren.

Wo irgend ein System bis zur äußersten Unnatur und Gefährdung der Existenzen hinführt, wird dagegen immer wieder der Erhaltungstrieb in der Gesellschaft reagiren und somit wird auch die Geldwirthschaft, welche die Finanzen fast aller Staaten ruinirt, und das Industriesystem, welches die Tyrannei des Kapitals schon bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat, ein Ende nehmen, so gewiß wie die einseitige Herrschaft des Ackerbausystems. Es kommt auf billige Ausgleichung aller Interessen an. Wären die Menschen vernünftig, so ließe sich alles ausgleichen. Aber sie wollen sich zur Billigkeit allemal erst zwingen lassen durch Gewalt, durch blutige Revolutionen.

---

## Soldatengeschichten.

Lose Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben von L. R. Zimmermann. Graz, Pock, 1869.

Allerdings sehr lose, leichtfertig, frivol, aber doch wahr und nach dem Leben ungefähr wie im Anfang unseres Jahrhunderts die Soldatenromane des ehemaligen preußischen Lieutenants Julius v. Voß. Damals traf der Spott die preußischen Offiziere vor der Katastrophe von Jena. Hier gilt er den österreichischen.

Wir begnügen uns, eine Kasernenscene mitzutheilen. „Der Armee-Corps-Commandant, Fürst v. S., hat eine ‚Kasernvisite' abgehalten, d. h. er hat so ziemlich in alle Zimmer der Kaserne hineingeschaut, mit Resignation die ewig gleichen Meldungen der Bataillons-, Compagnie- und Zimmercommandanten angehört, mit excellenzeigenen Händen einen pflasterhaften Commißstrohsack befühlt, verzweifelt in einen dickgeschwollenen Menageknödel gebissen und — dem sich gehorsamst verneigenden Oberst in üblicher Weise versichert: er sey mit der herrschenden Ordnung und Reinlichkeiten höchlichst zufrieden. — Sodann ist er würdevoll abgezogen. Hiernach könnte sich die ganze Comödie füglich in allgemeines Wohlgefallen auflösen; — aber der alte Oberst meint es anders: Wenn Se. Excellenz Das nicht gesehen hat, was in allen Ecken herumlag und nach allen Richtungen durch die Luft sprang ... hm! so war das ein Glück ... ich möchte sagen: ein Wunder! Das, was in allen Ecken und Winkeln herumlag, war — Schmutz ... immenser Mist, meine Herren; und das, was klafterhoch, kreuz und quer vor unsern Nasen herumsprang, das ... hm! das waren Flöh' ... eminente Kasernflöh' ... weiß Gott! — auf den Gesichtern der Stabsoffiziere malt sich gehorsamstes Entsetzen und reglementmäßige Ueberzeugung. Der Alte erfrischt sich ein Weilchen an der Wirkung seiner Rede und fährt dann fort: ‚Ja, freilich, meine Herren, wenn niemand d'raufschaut, wie soll da Ordnung und Reinlichkeit in die Kasern' kommen? ... Wenn's so fortgeht, werden bald Schwämme und Moosgewächse aus allen Ecken und Winkeln emporschießen, und die Flöh' werden uns — fressen ... einfach fressen! ... Ja wohl, solche Scandale können wir noch erleben, wenn niemand d'raufschaut.' Der Alte ist nach einem letzten, schrecklichen Grinsen fortgerasselt; die Stabsoffiziere eilen spornstreichs zurück in ihre Bataillonsrayons und verkünden den entsetzten Hauptleuten: ‚Meine Herren, Se. Excellenz hat zwar nichts gesagt; aber jedenfalls hat sie's bemerkt. Es war ein Jammer! ... Alles voll Schmutz ... die Strohsäck' voller Falten, wie Alteweibergesichter ... Wanzen und Flöh' überall sichtbar — ja, handgreiflich! ... Freilich, wenn keiner der Herren d'raufschaut! ... dann ist's kein Wunder, wenn alles zu Grund geht!' — Die Hauptleute schleppen ihre Compagnieoffiziere in die Feldwebelszimmer, schicken die Feldwebels hinaus und sagen: ‚Meine Herren, die heutige Visite war eine ewige Blamage! ... Se. Excellenz ist wüthend! ... Es ist aber auch greulig, wie's in den Zugszimmern ausschaut! Die Strohsäck' voll Löcher und Flecken ... die Monturen wie Kraut und Rüben durcheinand' geworfen ... von Fußbodenwaschen oder Auskehren keine Spur ... Wanzen, Schwaben und Flöh' zu Tausenden ... ein wahrer — Schweinstall! ... Uebrigens ganz natürlich; denn von den Herren fällt's Keinem ein — d'raufzuschauen; die Herren haben Anderes zu thun; und ob der Hauptmann die größten Unannehmlichkeiten hat, das kümmert sie nix!' — Die Hauptleute sind in schmerzlicher Bewegung abgezogen; die meisten Subalterns haben das soeben Gehörte sofort wieder vergessen; nur einzelne versessene ‚Dienstbeißer' stoßen wie Falken auf die arglos harrenden Unteroffiziere nieder: ‚Freilich, der Offizier soll sich verreißen oder einsperren lassen, weil die gnädigen Herren Zugführer zu faul sind — d'raufzuschauen! 's is eine Schand' und ein Spott, wie's in den Zimmern ausschaut! Se. Excellenz hat in ihrem Leben

noch keine solche Mistgrube gesehen . . . nix als Wanzen, Schwaben, Würmer und Flöh'! . . . Pfui Teufel!' Die ‚Dienstbeißer' verschwinden schleunigst, um ihren ganzen Abscheu von den aufgezählten Insekten zu beweisen; die Zugführer aber blicken mit wildrollendem Auge im Zimmer umher, bemerken aus bloßer Subordination alle von den Offizieren geschilderten Abscheulichkeiten und machen der ältern Mannschaft im schönsten Commißdeutsch begreiflich, daß sie d'raufzuschauen habe. Die ältere Mannschaft greift entrüstet nach den Ohren der Rekruten und fragt: ‚Wer hat d' Flöh' mitbracht? . . . Oes hab's 's mitbracht aus enkern Hütten daboam! . . . Wart's ös Mostschädel, mir wer'n enk drauffschauen! Die Rekruten kratzen sich hinter den Ohren und nehmen sich fest vor, es den nächstjährigen Rekruten bitter entgelten zu lassen, daß heute im ganzen Regiment kein Mensch d'raufgeschaut hat."

Wie die zärtlichen Parthien behandelt sind, mag folgende Stelle charakterisiren: „Ich war Lieutenant zweiter Classe und hatte außer 36 Gulden Monatsgage ein ‚ewig treues' Liebchen. Ich glaube ‚Binchen' hieß der Engel, und auf dem Kopfe trug er einen blonden Haufen — fast wie Menschenhaar — und die Pferdehaare darunter waren echt. Im Uebrigen hatte Binchen eine schöne Seele und trug die kleinen Stiefelchen wie den großen Weltschmerz mit Grazie. Mein Glück war daher vollständig."

## Naturkunde.

Ueber die Berechtigung der Darwin'schen Theorie. Ein akademischer Vortrag von Professor Dr. August Weismann. Leipzig, W. Engelmann, 1868.

Eine Vertheidigung der Transmutationshypothese. Der Grundgedanke ist: „Diese Hypothese nimmt an, daß die wunderbaren Aehnlichkeiten der Arten unter sich, welche metaphorisch bisher als Verwandtschaften bezeichnet wurden und zur Aufstellung von Gattungen, Familien, Ordnungen, Classen und Kreisen, kurz zur Aufstellung eines sogenannten natürlichen Systems Veranlassung gaben, auf wirklicher Blutsverwandtschaft beruhen, daß verwandte Thierarten von gemeinsamer Urart abstammen. Es ist die Lösung des von Göthe poetisch formulirten Räthsels gefunden: ‚Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der andern, und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.' Wenn wir sehen, daß bei einem Fisch die Axe des Körpers von einer festen Säule gebildet wird, der Wirbelsäule, auf welcher die Centraltheile des Nervensystems, unter welcher die vegetativen Organe der Ernährung und Fortpflanzung liegen, beide umschlossen von bogenförmigen Fortsätzen dieser Wirbelsäule, und wenn wir ganz dieselbe Anordnung bei Amphibien und Reptilien, bei Vögeln und Säugethieren finden, während sich bei einer Masse von andern Thieren eine ganz andere Gruppirung der Theile zeigt, so fragen wir wohl mit Recht nach den Gründen einer so auffallenden Uebereinstimmung. Die Transmutationshypothese gibt uns die Antwort, indem sie alle Wirbelthiere von einer einzigen Urwirbelthierart ableitet. Vergeblich hoffen wir auf ein Verständniß dieser Thatsachen mit Hülfe der alten Doctrin. Sie spricht zwar von einem Plan des Schöpfers, aber was ist dies anders als die Anerkennung eines innern Zusammenhangs der Organismenwelt mit gleichzeitigem Verzicht auf ein Verständniß desselben."

Herr Professor Weismann hätte eben so wenig nöthig gehabt, die Lehre von einem Plan des Schöpfers zu verwerfen, als es von Seite derer, die einen solchen Plan voraussetzen, irgend nothwendig war, Darwin's Voraussetzung zu verdammen. Beide lassen sich leicht vereinigen. Die einen brauchen nur dem Irrthum zu entsagen, daß die Natur nach keinem Plane des Schöpfers geschaffen, sondern lediglich von selber entstanden sey, und die andern brauchen in gleicher Weise nur den Irrthum fahren zu lassen, daß jede Species der Geschöpfe apart und ohne Zusammenhang mit der andern entstanden sey. Darwin's Lehre widerspricht dem weisen Plan des Schöpfers nicht.

Wir möchten sogar noch weiter gehen und die Transmutation auch auf die Menschenracen anwenden, oder vielmehr, da die Abstammung aller Menschen von einem Paare von den Anhängern des Schöpfungsplans gar nicht geleugnet wird, daraus die Entstehung der Menschenracen zu erklären. Wenn es nämlich richtig ist, daß innere Anlage die Stammart, äußere Einflüsse und Züchtung aber die Abweichungen bestimmen, so lassen sich die Racenunterschiede einfach aus der Vertheilung des menschlichen Geschlechts überhaupt erklären, sofern jeder Zweig andern Einflüssen unterworfen wurde. Man könnte sogar eine größere Elasticität und Empfänglichkeit in den frühern Generationen der Menschheit im Vergleich mit den spätern für wahrscheinlich halten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend. № 23. 20. März 1869.


## Zur orientalischen Frage.

Die Balkanhalbinsel und ihre Völker von der Lösung der orientalischen Frage. Von Eduard Rüffer. Bautzen, Schmaler und Pech, 1869.

Diese interessante Flugschrift beginnt mit einer Verspottung der Gesandtschaften in Pera. „Jene europäischen Diplomaten, die sich, so lange der Halbmond sich im Bosporus abspiegelt, in ihren Palästen zu Bujukdere auf orientalischen Divans wiegen, dort mit einander in den paradiesischen Strandgärten Blindekuh spielen und sich ab und zu auf Halder-Pascha vom ‚Beherrscher aller Gläubigen' en masse abfüttern lassen, wollen freilich vom Untergang der türkischen Heldenwirthschaft nichts wissen und möchten gleich der edlen Pompadour ‚die Sache nur noch so lange halten, als ich eben lebe.' Es träumt sich gar schön im musikalischen, geheimnißvollen Rauschen der vom Nordostwinde sommerlich heiter durch das Bosporusthor getriebenen Pontuswelle. Es träumt sich dort gar fein und lieblich von dem großen europäischen Concert, in dem der Türke als possierlicher Kerl und nur nebenbei Gurgelabschneider allezeit aus besonderer Gefälligkeit die Schenellen oder die Triangel rührt. Ach, es ist gar hübsch, schlau zu seyn, wenn man seinen Kopf dabei nicht anzustrengen braucht. Aber die Wirklichkeit, ma foi, die böse Wirklichkeit! Schon haben sich die Türken selbst zweimal mit allem Glanze aufgegeben, und wer sich selbst zweimal als ‚kranken Mann' geberdet, darf sich nicht eben wundern, wenn er dann endlich beim drittenmale als völlig ‚todter Mann' zum Tempel hinausgetragen wird. Und daher wird auch der Tag kommen, wo die lustigen Lebemänner von Bujuk-dere im Unisono mit ihren occidentalischen Standesgenossen gleich Kapodistrias ausrufen werden: ‚Nous voilà à bout de notre latin!'"

Der Verfasser ist also ganz und gar der Ueberzeugung, die Türken müßten aus Europa hinausgejagt werden, ihre Stellung unter den Christen sey nicht mehr haltbar, sie seyen verkommen und es sey eine ganz vergebliche Arbeit der europäischen Diplomatie, der osmanischen Herrschaft noch länger das Leben fristen zu wollen. Der Verfasser berechnet die Zahl der Türken nur zu 1 Million Seelen, 55,000 noch darüber und etwa 20—30,000 Tscherkessen, die jedoch nicht eigentlich zu den Türken zu zählen sind. Griechen gibt es auch nur wenig über 1 Million, eben so viele Albanesen, Rumänen fast 4½ Millionen, Slaven aber gegen 8 Millionen, also haben die letztern weit das Uebergewicht. Daraus schließt nun der Verfasser, daß nach Vertreibung der Türken die zahlreichen Slaven im Süden der Donau vorzugsweise berufen sind, Constantinopel und die Hegemonie auf der Balkanhalbinsel in Besitz zu nehmen. „Ein bulgarisches Volkslied aber singt, daß im Frühling den Adlern der Stara Planina, des alten mächtigen Balkangebirges, die Schnäbel wachsen und sie eine wilde Sehnsucht befällt, hinabzufliegen nach dem ‚goldenen Horn', ‚wo es so viele blutige Beute gibt.' Nun, der Frühling naht, und die Falken und Adler des Balkan sollen bereits 50,000 Zündnadelgewehre in den Krallen haben. Und dort unten glänzt Byzanz, ‚wo es so viele blutige Beute gibt!'"

Herr Rüffer gönnt übrigens den nicht slavischen Raja's, Griechen, Rumänen, Albanesen ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit, so zwar, daß es sich nach der Vertreibung der Türken nur um Gründung einer Conföderation zwischen selbständigen Staaten handeln würde. Er adoptirt ganz und gar das Programm Bratiano's, des berühmten rumänischen Ministers a. D. und gibt demselben eine weit größere Tragweite, als

man noch zugesteht. Wir geben daher dieses Programm hier wieder. Bratiano sagte im Abgeordnetenhaus zu Bukarest: „Nach dem Sturze des römischen Kaiserreiches sind zwei Invasionen über uns ergangen; die eine die der Türken, die andere die der Magyaren, beide von derselben barbarischen Race, denn wie bekannt, nennt die Geschichte der Griechen auch die Magyaren nicht anders als Türken. Die Einen hüllten sich in den Muhamedanismus, die Andern in den Katholicismus, — denn sie hatten keine Religion und waren Barbaren, die von den Nordsteppen Asiens kamen. Wir haben gekämpft sieben, acht Jahrhunderte, mit dem Säbel in der Faust, die meisten unserer Schwesternationen des Orients fielen, nur wir, die zwei Fürstenthümer Moldau und Walachei, retteten einen Keim des Lebens der Unabhängigkeit und der Nationalität heraus. Und so waren es Jahrhunderte hindurch diese Fürstenthümer, an deren Brust sich die übrigen christlichen Völker des Orientes erwärmten, bis sie endlich, als die Macht der Barbarei gebrochen wurde, auch aufzuleben begannen. Griechenland hat sich erhoben und 1821 das Joch abgeschüttelt; Serbien ebenfalls, und es ist unmöglich, daß jetzt, in der Zeit der Freiheit und des Lichtes, die andern Völker des Orientes in der traurigen Lage verbleiben, in der sie sich befinden. Die Epoche der Wiedergeburt ist herangebrochen, und selbst den mächtigsten Kaisern ist es nicht gegeben, den Völkern des Orientes den Modus ihrer Regenerirung vorzuschreiben. Die Völker selbst werden sich zusammenthun, sie werden sich verbrüdern, so wie es die Rumänen im Jahre 1848 den Magyaren proponirten, so wie wir es noch im Jahre 1848 den Türken vorgeschlagen haben, und sie werden sich selbst ihre Zukunft schmieden. So könnte es eine friedliche Lösung werden und diese Factoren brauchten zu diesem Behufe nur ihre Hand brüderlich auszustrecken, die übrigen Völker als gleichberechtigt anzuerkennen und ihre Staaten auf der Basis der modernen Principien einzurichten. Das ist unser Programm, und mögen jene Factoren von Gott erleuchtet werden, damit sie es acceptiren."

Das ist deutlich gesprochen. Am meisten aber muß die Stelle der Rede auffallen, welche sagt, es sey selbst den mächtigsten Kaisern nicht gegeben, den Völkern des Orients den Modus ihrer Regenerirung vorzuschreiben. Die Donauvölker wollen also nicht den Russen erobern helfen, sondern selbständig werden. Die ganze Tendenz der vorliegenden Schrift geht nun dahin, Europa über die Absichten Rußlands zu beruhigen. Rußland wolle nicht den Besitz von Constantinopel, wenigstens jetzt nicht mehr. „Die Politik des russischen Cabinets ist seit lange darauf bedacht, Rußland seiner großen Mission, die darin besteht, Asien zu civilisiren, entgegenzuführen. Nichts genirt sie dabei mehr, als der Muhamedanismus, dies sonderbare Religionsgefüge aus Quietismus und Fanatismus, das im Athem unserer Zeit in allen seinen Fugen kracht und nur der kräftigen Hand harrt, die es umstößt, um damit weite Ländergebiete und der Cultur fremd gewordene Völker der Civilisation zu erobern. Es ist natürlich, daß Rußland bei seiner asiatischen ‚großen Mission' nicht mit Gleichgültigkeit darauf blickt, daß sein Todfeind, der Halbmond, noch immer in Europa fußt und sich ihm gleichsam wie ein böser Kettenhund vor das Thor des schwarzen Meeres legt. Rußland bedarf der völligen Freigabe der Schiffahrt durch die Dardanellenstraße, es bedarf aber noch mehr. Soll es in Asien den Muhamedanismus vernichten können, so muß derselbe erst seine letzte Zwingburg in Europa verlieren; mit ihr fällt er selbst. Im ganzen Süden Europas hatte er sich schon fest eingenistet, in Spanien, auf Sicilien und in Süditalien, wie auf dem illyrischen Dreieck und selbst in Ungarn. Nun, die Pyrenäenhalbinsel ist von ihm gereinigt, ebenso die Appeninenhalbinsel und Ungarn. Das Interesse der christlichen Civilisation erheischt es, daß er jetzt auch aus seinem letzten europäischen Schlupfwinkel vertrieben wird. Es ist lächerlich, wenn man daher deshalb Rußland europäische Eroberungsgelüste in die Schuhe schieben möchte, weil es das Kreuz wieder auf dem St. Sophiendom erglänzen sehen will. Rußland bedarf nicht der Balkanhalbinsel, es bedarf blos der Vertreibung der Türken aus diesem herrlichen Gebiet, das jetzt zur Schande der europäischen Civilisation, statt daß es ein Garten seyn könnte, unter der Hand der Barbaren, eine trostlose Wüste ist."

Weiter erörtert der Verfasser, daß sich Rußland begnügen würde, nach Vertreibung der Türken aus Europa das bisherige Gebiet der europäischen Türkei an unabhängige Staaten vertheilt zu sehen, ohne sie selbst erobern zu wollen. Das sey auch die Bedingung der freundlichen Beziehungen Preußens zu Rußland. „Der ‚alte Fritz' soll einmal den Ausspruch gethan haben, und möglich ist es schon, daß er ihn wirklich gethan: ‚Wenn die Russen erst in Constantinopel stehen, ziehen sie andern Tages in Königsberg und am dritten Tage in Wien und Berlin ein.' Sonderbar, im Orient besteht die größte Freundschaft zwischen Rußland und — Preußen. Das heißt, dies ist eigentlich gar nicht sonderbar, sondern sehr natürlich, denn die preußische Politik im Oriente ist zwar noch sehr jung, aber wahrhaft genial. Preußen weiß, daß Rußland die Balkan-

halbinsel vom Türken säubern, nicht aber für sich erobern will. Voilà tout! Es war ein meisterhafter Schachzug der preußischen Politik, als sie, kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 einen Prinzen von Hohenzollern auf den Thron Rumäniens steigen ließ. Das bis dahin der Balkanhalbinsel so ferne Preußen, stand so auf einmal mit einem Fuße in der Türkei, Oesterreich bedrohend, Rußland sich verbindend und eine Fülle von Garantien für die Zukunft gewinnend. Die Occupirung des moldo-walachischen Throns durch einen intelligenten preußischen Prinzen kam aller Welt so unerwartet, so wie aus der Pistole geschossen, daß man für den ersten Augenblick und im Donner der gleich nachfolgenden Ereignisse die ganze ungeheure Bedeutung dieses Schrittes gar nicht zu ermessen im Stande war. Die politische Strategie des Grafen von Bismarck ist nicht blos kühn, sie ist mitunter nahezu providentiell und war bisher immer glücklich." Die Voraussetzung, daß Rußland den Südslaven ihre Selbständigkeit gönnen werde, unterstützt der Verfasser durch eine Erinnerung an den Feldzug des General Diebitsch. Als dieser nämlich über den Balkan ging und die Bulgaren von ihm verlangten, er möge sie für unabhängig erklären, fuhr er sie zornig an und verscherzte dadurch so sehr alle Sympathien der Südslaven, daß er von ihnen nicht unterstützt wurde und in eine gefährliche Lage kam, aus welcher ihn nur der schnell geschlossene Friede von Adrianopel rettete. Endlich macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß Rußland eine Menge Bulgaren zur Auswanderung nach der Krim veranlaßt habe. „Möchte wohl Rußland, wenn es wirklich das Gelüst verspürte, die Balkanhalbinsel zu erobern, so handeln? Möchte es die dortigen slavischen Bevölkerungen dann absichtlich zu schwächen versuchen?"

Wir trauen den Versicherungen nicht, die uns der Verfasser gibt. Für den Augenblick glauben wir gern, wird Rußland sich mäßigen, denn es ist nicht so unklug, eine neue europäische Coalition gegen sich heraufbeschwören zu wollen, und leidet auch in seinen Finanzen. Allein der Grundgedanke der russischen Politik bleibt doch immer derselbe, der Gedanke der alten alles erobernden, alles unterwerfenden, alles uniformirenden Weltreiche. Während es Europa in Ruhe läßt und nur innerhalb seines Reichs zum Trotz des übrigen Europa und zum Zeichen, wie wenig es die Nachbarn respectirt, an seinen Grenzen die katholischen Polen und die lutherischen Deutschen in den Ostseeprovinzen russificirt und gräcisirt, macht es ungeheure Eroberungen an den Grenzen Indiens und Chinas. Das Wachsthum der russischen Macht ist kein Gespenst, womit man politische Kinder schreckt, sondern eine Realität, die nicht beachten zu wollen wenig Klugheit und Voraussicht verrathen würde.

Die Voraussetzung, Rußland strebe nicht nach dem Besitz der Türkei, stimmt nicht mit dem überein, was seit Katharina II. die eingestandene Absicht Rußlands gewesen ist. Und wie sollte auch Rußland ohne jedes Hinderniß die Dardanellen passiren können, was der Verfasser selbst verlangt, wenn Byzanz nicht russisch würde? Auch die Voraussetzung, der Sultan störe die große Mission Rußlands in Asien, ist irrthümlich, denn der Sultan übt nur Einfluß auf Kleinasien und ist durch die Eifersucht Persiens gehemmt. Mit den den Türken stammverwandten Turkomanen jenseits des kaspischen Meeres ist Rußland schon fertig geworden, ohne daß der Sultan es zu hindern vermocht oder auch nur zu wollen die Miene angenommen hätte. Wenn Rußland jetzt wirklich keinen Anspruch mehr auf die künftige Annectirung der Balkanhalbinsel machen sollte, so gibt es dafür keine andere Voraussetzung als die, daß nach Auflösung des türkischen Reichs in Europa eine lockere Föderation unabhängiger Staaten und heterogener Nationalitäten Rußland ganz erwünscht seyn könnte, um sie trotz ihrer Unabhängigkeit factisch zu Vasallen machen zu können, wodurch es sich weniger Verantwortung aussetzen und die Eifersucht der europäischen Mächte weniger reizen würde.

Der österreichischen Politik macht Herr Rüffer nicht ungerechte Vorwürfe, sofern sie schon lange vor Rußland Zeit gehabt hätte, die Donauvölker zu beeinflussen, die civilisatorische Mission an der untern Donau zu übernehmen und Oesterreichs Macht dort so zu befestigen, daß Rußland niemals an die Donaumündungen hätte gelangen können. Im Uebrigen müßte, da es nun einmal versäumt ist, Oesterreich daran liegen, die Unabhängigkeit der Rumänen, Südslaven, Albanesen und Griechen und deren Föderation zu Stande kommen zu lassen, denn es würde als nächster Nachbar, wenn es nur die civilisatorischen Mittel, deren es mehr als Rußland besitzt, mit Energie gebrauchen wollte, sich dieselben mehr befreunden, als Rußland vermöchte.

Was wir hier von Oesterreich sagen, gilt auch speciell von Ungarn. Der Zwist zwischen Rumänien und Ungarn wegen der beiderseitigen Ansprüche auf Siebenbürgen ist rein unvernünftig, denn sowohl Magyaren als Rumänen haben das natürliche Interesse, einander zu schonen und sich mit einander zu verbinden, um nicht bloße Werkzeuge und Opfer der Wiener und Petersburger Politik zu werden und um sich als nichtslavische Inseln mitten in einem Meere von Slaven auf

die Dauer behaupten zu können. Der natürliche Rückhalt für beide ist das sich einigende Deutschland. Ungarn, als nächster Nachbar der untern Donauländer, hätte viel mehr zu hoffen, wenn es sich dieselben befreundete, sie wie der älteste und stärkste Bruder die jüngern und schwächern behandelte, nicht aber feindselig.

Beiläufig sey noch bemerkt, daß Montenegro, was so viel Lärm macht, zwar der energischeste, aber auch der kleinste der südslavischen Staaten ist. „Wirkliche Souveränetätsrechte oder eine Lehensherrlichkeit, resp. ein Protectorat sind von der Pforte niemals ausgeübt, von Montenegro niemals anerkannt worden; Tribut oder Steuern sind nur vorübergehend von einzelnen Landestheilen so lange ausgezahlt worden, als türkische Truppen dieselben besetzt hielten. Seit 1777 riß sich das Land vollständig von den Türken los und bildet gegenwärtig einen eingeschränkt monarchischen Staat. Die Staatseinkünfte des kleinen Berglandes belaufen sich nicht über 40.000 fl., nahezu ebensoviel betragen die Ausgaben. Außerdem erhält jedoch der Fürst jährlich von Rußland 2000 Ducaten und ebenso von Frankreich eine Unterstützung von 50,000 Francs. Und dennoch besitzt dieser kleine Staat eine verhältnißmäßig beträchtliche Kriegsmacht."

## Missionswesen.

Israel und die Kirche. Geschichtlicher Ueberblick der Bekehrungen der Juden zum Christenthume in allen Jahrhunderten. Von Kalkar, Dr. theol. Uebersetzt von A. Michelsen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1869.

Auf nicht ganz 200 Seiten werden hier die Bekehrungen von Juden von Beginn des Christenthums an, aus allen Ländern zusammengestellt. Da wird denn allerdings eine ziemliche Zahl zusammengebracht. Im Ganzen aber sind die Bekehrungen nicht sehr erheblich. Zerstreut in so vielen Ländern und Jahrhunderten kamen sie immer nur einzeln oder in ganz schwachen Gruppen vor, während die ungeheure Menge der Juden sich überall noch vermehrte ohne die geringste Lust, sich bekehren lassen zu wollen. Man muß den passiven Muth und die Treue anerkennen, mit der zum Beispiel die spanischen Juden im Mittelalter lieber auswanderten und sich großem Elend preisgaben, als daß sie den Glauben der Väter verlassen hätten.

Andrerseits haben die Juden überhaupt ein Recht, sich zu rühmen, daß sie den Christen keine Eroberungen im jüdischen Revier gestattet haben, denn jene sporadischen Bekehrungen zum Christenthum fallen gar nicht ins Gewicht. Dagegen haben die Juden ungeheure Eroberungen im christlichen Revier gemacht, indem sie sich nicht nur überall in die christlichen Bevölkerungen eingedrängt, dieselben überlistet und übervortheilt und sich dadurch unermeßlich bereichert haben, sondern indem auch schlechte Christen in steigendem Maaße ihrem Beispiel nachgeahmt, die ehrliche Arbeit im Schweiß des Angesichts verlassen und sich auf das Speculiren, auf das Füllen der eigenen Tasche durch fremde Arbeit, auf das schlaue Exploitiren der Mitmenschen gelegt haben.

Zieht man also die Bilanz, so haben sich unendlich mehr Christen zum Judenthum, als Juden zum Christenthum bekehrt.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift umgeht diese Thatsache und legt den vereinzelten Bekehrungen von Juden zum Christenthum einen viel zu großen Werth bei. Doch geht er nicht so weit, wie die modernen Millenarier, die sich einbilden, das neue Jerusalem werde nächstens einmal aufgethan werden und darin würden die Juden den ersten Rang einnehmen. Nichts ist lächerlicher, als daß Christen den Juden, die gar nicht kommen wollen, bereits die Ehrenstühle im neuen Jerusalem hinstellen. Mehr gesunde Vernunft bewies der türkische Sultan, der einmal gehört hatte, die Juden glaubten, sie würden das himmlische Jerusalem allein bewohnen, die Muhamedaner aber draußen vor den Mauern unter Zelten campiren müssen. Gedachter Sultan ließ die Vorsteher der Judenschaft kommen. Die orientalischen Juden waren damals noch nicht so gebildet und aufgeklärt, wie die heutigen Juden in Europa, und bestätigten, das neue Jerusalem sey den Juden allein vorbehalten. Da jagte sie der Sultan zur Thüre hinaus und legte den Juden eine Zeltsteuer auf.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, — № 24. — 24. März 1869.

## Ueber das Universitätswesen.

Von deutschen Hochschulen Allerlei was da ist und was da seyn sollte. Von einem deutschen Professor. Berlin, G. Reimer, 1869.

In diesem Buch ist viel Wahres gesagt, obgleich es auch der Sonderbarkeiten nicht wenig enthält.

Vor allem ist uns aufgefallen, daß der ungenannte Verfasser für die Durchführung seiner Reformpläne keine Eile in Anspruch nimmt, weil er der Ansicht ist, die Weltgeschichte werde noch ungeheuer lange fortdauern und wir würden noch zu allem Zeit haben. „Offenbar, sagt er S. 9, ist das Menschengeschlecht noch sehr jung, kaum in die Kinderschuhe getreten; wer viel thut gibt ihm fünf Zehner von Jahrtausenden, die geschichtliche Entwicklung umfaßt kaum fünf Einer. Dagegen scheint der Moment, wo unser Planet in die Sonne zurückstürzen muß, noch einigermaßen fern zu liegen, auf die Dauer von etlichen Jahrmillionen, wo nicht gar Jahrbillionen mag immerhin ohne Leichtsinn gerechnet werden; und während des ganzen Zeitraums muß Geschichte weitergespielt werden." Woher weiß denn der Herr Professor, daß die Erde in die Sonne stürzen wird? Das ist eine ganz willkürliche Voraussetzung, ein bloßes Phantasiestück. Auch die Jahrbillionen sind eine Uebertreibung.

Indessen nehmen wir mit dem Verfasser gerne an, daß allerdings Zeit übrig ist, um zu bessern, wenn man nur bessern wollte. Wir wissen nicht, wie alt der Herr Professor ist, wenn er S. 5 sagt, „es müsse doch zur Zeit der Befreiungskriege ein anderer Schwung die Gemüther bewegt haben und weniger Hab- und Genußsucht, Interesse nicht blos für die eigene Person und nächste Angehörige, kurzum weniger Philistrosität, das ist Unfähigkeit für geistiges Gut leibliches zu opfern, die Welt erfüllt haben," so drückt er damit nur eine Vermuthung, eine Wahrscheinlichkeit aus. Wir aber, die wir jene große Zeit noch mit erlebt haben, bestätigen seine Vermuthung durchaus. Ja, es war eine bessere Zeit, die Philistergesichter hatten einen Adel angenommen, der leider nur zu bald nach den großen Kriegen wieder verschwand. Man fühlte, man dachte, man handelte großartig und dieser bessere Geist würde dem Volk und der Jugend treu geblieben seyn, wenn nicht der Verrath der Fürsten auf dem Wiener Congreß die deutsche Nation um allen Gewinn ihrer ungeheuern Anstrengungen und Begeisterungen im Kriege betrogen hätte.

Der Verfasser vermißt diesen edlen Aufschwung in unsern Tagen mit Recht. Er läßt durchblicken, daß die Gleichgültigkeit gegen die Religion damit zusammenhängt, aber er meint, man habe Zeit und die „Bekehrung" werde nicht ausbleiben. Und, frägt er S. 11: „sollte nicht die Wissenschaft hiezu ein Mittel seyn?" Damit kommt er auf sein eigentliches Thema, die Universitäten.

Zuerst charakterisirt er die Reste von Rohheit, die an diesen gelehrten Anstalten immer noch kleben. Der Verfasser drückt sich noch ziemlich zart darüber aus. Ehemals nannte man das auf gut Deutsch die akademische Schweinerei. Das alles aber, meint der Verfasser, werde von selber aufhören. „Zuweilen, sagt er, möchte man übrigens staunen gradezu über die wunderbare Elasticität der Jugend: X. sieht aus krankhaft aufgeschwemmt wie ein Bierfaß; Y. kann wenig vertragen, allwöchentlich wenigstens einmal unterliegt er dem Kneipstoff, er schlägt mit dem Kopf auf den Tisch, wird in die Todtenkammer gepackt und endlich nach Hause getragen von guten Freunden, die ihn dazwischen auch wohl noch ein und das anderemal in den Schnee werfen. Aber nachdem der X. seine Examen bestanden,

und zwar gut bestanden hat, sieht er wieder aus wie jeder andere in seinen Jahren, und auch der Y. hat sich nach relativ kurzer Frist zum durchaus tüchtigen Beamten erholt. — Man könnte meinen, daß aus so kräftigen Naturen doch noch weit mehr hätte werden können, wenn sie die Universitätszeit nützlicher verwandt hätten. Mag seyn, nämlich wenn sie dies freiwillig gethan; denn es könnte auch wohl seyn, daß viel weniger aus ihnen geworden wäre, wenn man dazu sie zu zwingen hätte versuchen wollen. Ebenso wird kein vernünftiger Mensch die Paukereien wirklich gut heißen. Auch kann man nicht glauben, daß sie stets bleiben werden, so wenig wie die Duelle und die Kriege. Alle drei sind Erscheinungen, die nur auf niederer Stufe der Entwicklung unseres Menschengeschlechts möglich, einst vielleicht als Zeichen unbegreiflicher Rohheit der Vorfahren mißachtet seyn werden." Das hängt mit des Verfassers ganzer Grundanschauung zusammen. Er ist Optimist im eminentesten Grade. Wie er aber die böse Welt wirklich zur Erkenntniß und Ausübung des Bessern bringen will, sagt er uns nicht und erleben werden wir es so wenig, wie er selbst. Wir machen nur die Erfahrung, daß die innere Rohheit und Gemeinheit der Gesinnung mit der hochgeschraubten Civilisation und Wissenschaftlichkeit immer gewachsen sind, und daß die Cultur, welche selbst dem gemeinen Volke jetzt durch die Localblätter, die Vereine und die hochmüthigen Schulmeister beigebracht wird, sogar auch die äußere Rohheit, das Saufen und jede Art von Unfläterei nur befördert haben.

Die Studentenverbindungen hätte der Verfasser noch vom patriotischen Standpunkt aus beleuchten sollen. Grade auf den Universitäten, weil sie meist nur Stiftungen der Territorialfürsten waren und denselben servile Beamte ziehen sollten, kam der Particularismus in seinem Trotz gegen die nationale Pflicht jahrhundertelang zur ausschließlichen Herrschaft und tilgte in der studirenden Jugend, welche doch die Elite der Nation seyn sollte, jedes Nationalgefühl aus. Die Studenten theilten sich in Landsmannschaften je nach den Pferchen, in welche die Fürsten die Bruchtheile unserer großen Nation von einander abgesperrt hatten. Dieser particularistische Geist triumphirte noch nach den großen Kriegen wieder, als die Burschenschaft, die für das Gesammtinteresse der Nation begeistert war, verfolgt wurde, und ist heute immer noch sehr mächtig.

Was die Professorenwelt anlangt, so ist der Verfasser nicht blind für die Mängel seiner Collegen, wie folgende Expectoration über das Allesbesserwissenwollen beweist. „Vom Beginn der letzten Phase der Schleswig-Holsteinischen Verwicklungen (Tod Friedrichs VII.) bis zum Tage von Königgrätz war eine Blüthezeit der politischen Bestrebungen in Professorenkreisen. ‚Krieg gegen Dänemark', donnerten die gelehrten Freunde, deren ganze Erscheinung sonst den Stempel friedfertiger Häuslichkeit trug; ‚kein Bündniß mit Oesterreich, wir sind die Betrogenen.' Dann kam die Begeisterung für die Rechte des Augustenburgers, aus der allmälig die Preußisch-Oesterreichische Differenz in immer schärfern Umrissen hervortrat. Sturmvögel weissagten schon im Anfang des Frühlings den Krieg, andere bestritten die Möglichkeit, eine abgekartete Comödie sey das Ganze. Wieder andere: man wisse eigentlich gar nichts, könne gar nichts voraussehen. Aber die wurden bald eines Bessern belehrt: heutzutage gebe es gar keine Geheimnisse mehr in der Politik, die Minister des Auswärtigen wüßten auch nicht mehr als in den Zeitungen stehe, sie lernten zum Theil erst aus diesen die Thatsachen kennen, und die nicht gleich in die Oeffentlichkeit bringenden Noten und Depeschen kämen doch wenige Monate nachher in die verschiedenen Blau-Grün-Gelb-Bücher und publicistischen Sammelwerke, ‚wir Historiker müssen das wissen.' Und wie der preußische Generalstabsoffizier vor Jena Napoleon bereits in seinem Hute gefangen hatte, ebenso konnten Professoren vor Königgrätz genau berechnen, wieviel Truppen Preußen und Italien in diesem Kriege zu wenig hätten, deshalb wir nur so und so Krieg zu führen im Stande, nach solchen Wechselfällen schließlich zu den und jenen Abtretungen genöthigt seyn würden; ein in seiner Weise unwiderlegliches Rechenexempel. Aber sollte dem gar nicht zu entgehen seyn: ‚Wahrhaftig, ich traue mir selber nicht viel zu, aber mehr als Bismarck verstehe ich doch von Politik, und wenn ich nur eine Woche an seiner Stelle wäre, noch wollte ich alles wieder ins Geleise bringen.' Wunderbar sind die erwähnten Extravaganzen allesammt nicht: der Professorenstand macht hier eben nur Bewegungen des ganzen Volks mit, und da er überhaupt leicht beweglich, und allen geistigen Interessen besonders zugänglich ist, so führt er sie lebhafter aus als andere."

Der Verfasser hätte noch etwas mehr sagen können. Auf die Kannegießerei der Professoren kommt es nicht an und wenn sie auch wie in der Paulskirche, im Nationalverein, in Kiel, im Berliner Abgeordnetenhause ꝛc. den Fleck regelmäßig neben das Loch setzten und im dicksten Hochmuth nur ihre Blindheit und gänzlichen Mangel an Praxis verriethen, so lag die Entscheidung doch in der Hand ganz anderer politischer Größen und ihr Geschwätz war nur wie Rohr-

fratzenlärm, wenn schwere Gewitter über das Land ziehen.

Wichtiger als die Einmischung der Professoreneitelkeit in die Politik ist, was der studirenden Jugend von den Kathedern herab gelehrt wird. Bekanntlich wollen die Einen, die Universitäten sollen nur Abrichtungsanstalten seyn für bestimmte Fächer des Staatsdienstes, des Kirchen- und Schuldienstes, der Heilkunde rc., während die Andern sie als Pflanzstätten und Fortbildungsstätten der Wissenschaft ansehen. Der Verfasser entscheidet sich für die letzern. „Ich fordere die entschiedene bewußte und consequente Bevorzugung des Forschungszwecks. Ich fordere das nicht im Interesse von Forschung und Wissenschaft, sondern im Interesse der Universitäten selber, als unserer höchsten Lehr- und Unterrichtsanstalten. Wäre die Forschung genöthigt auszuziehen von der Universität, sie müßte bald ein anderes Heim finden, private und öffentliche Mittel würden ihr zu Gebote gestellt werden, und zu Grunde ginge sie sicher nicht. Kann seyn, daß die Entwicklung etwas gestört würde, aber zuweilen erweisen sich solche Störungen hintennach als besonders zuträglich. Doch wie dem auch sey, dieser Gedanke soll unserer Betrachtung fern bleiben; trifft beides zusammen desto besser, hier aber gehen wir direct nur auf das Eine aus, was für die Hochschulen als Lehranstalten zweckmäßig ist. Und im Interesse der Lehr- und Schulzwecke selber fordern wir, daß das Lehren als die untergeordnete, und daß wissenschaftliche Forschung als die Hauptaufgabe des akademischen Docenten offen anerkannt werde."

Wir wollen diese Ansicht nicht bestreiten, da es schwerlich möglich seyn wird, das Interesse der wissenschaftlichen Forschung von dem des Lehreramts auf Universitäten zu trennen. Doch hat der Verfasser nicht ganz recht, wenn er die Trennung der Forschung von den Universitäten als eine Verirrung der Forschung zu betrachten scheint. Die Forschung hat ein vollständig freies Gebiet, man kann sie nicht auf die Universitäten beschränken und dort allein privilegiren wollen. Sie wird vielmehr durch die auf Universitäten herrschende politische oder kirchliche Censur, oder durch den Parteigeist der herrschenden Clique, durch den Terrorismus des jeweiligen Matadors (wie zu Hegels, Humboldts und Lachmanns Zeit in Berlin) mannigfach beengt und bevormundet. Die wissenschaftliche Forschung verlangt eine Freiheit, die von der Behörde und von den Collegen nicht immer gewährt wird. Einseitige Tendenzen treten der Originalität entgegen. Es ist damit wie mit den Kunstakademien. Der große Baumeister, der große Maler wird geboren, kann nie aus den Kunstschulen hervorgehen. Reichensperger hat ganz Recht, wenn er das in Bezug auf die Bauakademien immer und immer wieder rügt. Die alten Genossenschaften der Steinmetzen, die großen Bildhauer und Maler der frühern Zeit, die nur in ihren Ateliers Schüler zogen und keine Professoren waren, keine Vorgesetzten und Collegen hatten, leisteten mehr, als alle Beamten-Lehrer, die an die Instruction und Schablone gebunden sind.

Sodann kommt in Frage, was wir den Schuldämon zu nennen pflegen, die Scholastik, die unzertrennlich von den Universitäten ist und die man nur außerhalb derselben überwinden kann, das Breitschlagen jedes Themas über den Leisten, die angeblich wissenschaftliche Begründung eines Begriffs, wobei man mit tausend langweiligen Spitzfindigkeiten zuletzt nur beweist, was sich von Anfang an von selber verstanden hat, der Katheder-Galimathias, wie ihn schon Rabelais so witzig gespottet hat, wie er aber immer noch auf allen Universitäten herrscht, weil es hier überall mittelmäßige Geister gibt, die sich nicht anders ein Air zu geben wissen, als indem sie das Gemeinste in hochklingenden und künstlich geschraubten Phrasen ausdrücken.

Deshalb können wir auch mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, wenn er S. 221 sogar schon auf den Gymnasien „die Schulung der Denkkraft" empfiehlt. „Weil der Gymnasialunterricht die Grundlage jedweder höhern wissenschaftlichen Ausbildung seyn soll, tritt die Nothwendigkeit heraus, die Entwicklung der Denkfähigkeit über die Aneignung umfassender Kenntnisse zu stellen. Der zur Universität Entlassene soll nicht sein Theologe, Jurist, Naturforscher oder Historiker, selbst nicht, wenn man diese Begriffe auf die bescheidensten Dimensionen reduciren wollte; aber er soll in sich tragen die geistige Kraft und Gewandtheit, sofort ohne Zwischenstufen das eine oder andere zu werden, was grade seiner Neigung zusagt. Es ist nicht zu behaupten, daß unsere Gymnasien diesem Anspruch überall genügen, sehr häufig wird mehr auf eine Anhäufung von Gewußtem als auf die Schulung der Denkkraft gesehen." Als ob die Denkkraft durch die Schule erzeugt und fortgebildet werden könnte. Eine Menge Knaben haben gar keine eigene Denkkraft, sondern sind nur fähig, gedächtnißmäßig aufzunehmen, was man ihnen vordenkt. Und der Herr Professor ist oft selber kein Mann, der je einen eigenen Gedanken gehabt hätte. Kann man nun die Denkkraft nicht erzeugen, so soll man sich auch nicht einbilden, sie am Spalier aufziehen zu können. Durch solche Spaliere durchzuwachsen ist grade die gesunde Natur der Denkkraft.

Im Uebrigen stimmen wir ganz mit dem Verfasser überein, sofern er das Zuviellernen auf den Gymnasien

tadelt. Was immer gelehrt wurde „wegen der unzweckmäßigen Häufung des Lehrstoffes, und weil allgemein die kleinen Köpfe zu früh und zu lange in Anspruch genommen wurden, konnte es nicht beibehalten werden. Jungen von kaum sechs Jahren müssen sechs Stunden lang auf der Schulbank sitzen, nachher noch zwei bis drei Stunden zu Hause arbeiten: entweder sie versuchen wirklich die lange Zeit hindurch innerlich thätig zu seyn, und ruiniren sich damit körperlich, oder sie gewöhnen sich von klein auf, das was arbeiten genannt wird, in und außer der Schule als ein gedankenloses und darum langweiliges ja abstumpfendes Geschäft zu betreiben. Das zweite ist gewiß das vorzüglichere und gewöhnlichere, und erklärt vollkommen, weshalb eine so große Quote unserer Abiturienten den Hauptgenuß der ihnen bevorstehenden Studienzeit vom Nichtstudium erwartet."

Was alter Zopf an den Universitäten ist, wird hier ebenfalls ganz richtig beurtheilt. Dahin gehören die lateinischen Disputationen. „Deutsche Disputationen, wo sie bereits eingeführt worden, sind nun zwar auch meist keine Probestücke tiefeindringender Wissenschaft oder eleganter Dialektik, aber Frische und Leben kommt häufig hinein, und das leidige Ablesen verliert sich. Es liegt darin ein entwicklungsfähiger Keim, der mit Rücksicht auf die wiederum wachsende Bedeutung der mündlichen Rede in unserer Zeit nicht zu unterschätzen ist." Es ist gewiß eine Unnatur, diejenige vollkommene Fertigkeit im Lateinreden vorauszusetzen, die nur selten einer vor andern auf einem Gymnasium sich aneignet. Es würde ungeheuer viel unnütz verschwendete Zeit kosten, wenn fertiges Lateinreden noch zur Hauptaufgabe der Gymnasien gemacht würde, und über der Form der Disputationen würde die Materie vernachlässigt werden. Daß man den Gegenstand der Forschung durchdringe, ist die Hauptsache, nicht die Gewandtheit in einer todten Sprache.

Der Verfasser vertheidigt übrigens die kleinen Universitäten, trotzdem daß ihnen der meiste Zopf anhängt. „Kleine Universitäten brauchen wir: einmal im Interesse derjenigen Studirenden, denen die Mittel abgehen, auf den größern zu studiren, desgleichen solcher, denen aus andern Gründen großstädtisches Leben zur Zeit nicht heilsam wäre; sodann im Interesse aller Studirenden, denen wir ausnahmslos wünschen, daß möglichst verschiedenartige Universitäten ihnen Gelegenheiten bieten, das Leben in mannigfaltigen Formen kennen zu lernen, und namentlich auch die Leiden und Freuden eines echt studentischen Treibens durchzukosten, das rein und unverfälscht nur noch in kleinern Städten zu erhalten ist. Und nicht minder sind der Professoren wegen relativ viele Universitäten unentbehrlich; selten daß jemand als vollendeter akademischer Lehrer geboren ist, die Meisten haben erst durch das Lehren lernen, und in kleinern Kreisen sich bilden und bewähren müssen. Zudem läge in der Aufhebung zunächst eine colossale Verschwendung, da von dem bereits beschafften Apparat ein großer Theil völlig nutz- und werthlos würde. Aber auch die Elimination der einzelnen Facultäten kann nicht empfohlen werden, weil sie das Ueberwuchern der lehrhaften Elemente begünstigen und die Gefahr, unsere Universitäten zu Fachschulen ausarten zu lassen, näher rücken würde." Darin ist viel Wahres. Man soll überhaupt nicht zu viel ändern und experimentiren, da man leicht für das eine Uebel nur ein schlimmeres eintauscht.

Von seinem Standpunkt aus hätte der Verfasser, sofern er das Forschen und nicht das Abrichten auf den Universitäten zur Hauptsache machen will, einen Punkt nicht mit Stillschweigen übergehen sollen, nämlich die Beeinflussung der Professoren, theils durch die Gunst von oben, theils durch die Gunst der politischen Parteien und der Presse. Nichts ist der Forschung unzuträglicher, als dieser Einfluß. Anstatt den Ton anzugeben, wie man von einem freien wissenschaftlichen Standpunkt aus zu urtheilen habe, folgen die Universitätsgelehrten durchgängig der Gewalt, die grade in der Zeit herrscht, als Sophisten bald für den Ultramontanismus, bald für den Cäsaropapismus, bald für den Liberalismus und die Freigeisterei. Einmal stecken die Herrn in der Kutte, ein andermal tragen sie Hofraths- und Geheimerathsuniformen, zum drittenmal sind sie Höflinge des Volks, lassen sich als Volkstribunen feiern und schimpfen von der Tribüne hinab auf die Minister. Die Universitäten waren niemals frei, immer beeinflußt, niemals sich selber Zweck, immer nur Mittel.

Auch eine freie, von Staat und Kirche ganz unabhängige Schule und Universität würde unfehlbar dem Parteigetriebe erliegen müssen. Ein Ideal läßt sich nirgends verwirklichen, so lange die Menschen ein so trutziges und verzagtes Herz behalten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/2 Thaler.

Sonnabend, № 25. 27. März 1869.

## Geschichte.

Der Rastatter Gesandtenmord. Mit Benutzung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe von Professor Karl Mendelssohn-Bartholdy. Heidelberg, Bassermann, 1869.

Im Jahr 1798 tagte der Rastatter Congreß, auf welchem die Entschädigungen ausgemacht werden sollten, welche die durch die Revolutionskriege beraubten Fürsten ansprachen. Frankreich war Republik und damals von einer Räuberbande regiert, die sich das Directorium nannte. Das ganze linke Rheinufer nebst den Niederlanden und Holland hatten die Franzosen schon erobert, auch den Norden von Italien, auch die Schweiz, die sie in demselben Jahr aufs entsetzlichste ausplünderten. Ihr Uebermuth war grenzenlos und blieb ungestraft, weil die Oesterreicher in Italien geschlagen waren und Preußen durch die heillosen Umtriebe Rußlands dazu gezwungen, neutral blieb, weil Rußland jedes Vorgehen Preußens gegen Frankreich bisher nur benutzt hatte, um sich Polens zu bemächtigen. Die Frechheit, mit welcher sich unter diesen Umständen die drei französischen Gesandten in Rastatt Bonnier, Roberjot und Debry benahmen, überstieg alles Maaß. Unterdeß war Bonaparte, der in Italien gesiegt hatte, weit weg in Aegypten und in bedrängter Lage, die französische Armee durch die Veruntreuungen der Minister, Generale und Kriegscommissäre demoralisirt. Oesterreich durfte hoffen, seine bisherigen Niederlagen wieder gut zu machen, wenn es den Krieg wieder anfinge, und hatte die Aussicht, von Rußland unterstützt zu werden. Der Krieg stand also nahe bevor, während in Rastatt noch immer unterhandelt wurde.

Die Franzosen genirten sich gar nicht, dem Völkerrecht zuwider Nationalgarden nach Rastatt zu schicken, um ihre Gesandten nöthigenfalls zu schützen und die Deutschen einzuschüchtern. Sie scheuten sich nicht, „bewaffnete Nationalgardisten von Straßburg nach Rastatt herüberkommen zu lassen, welche sich in Parade zu Pferde vor dem Schloß aufstellten, hin und her patrouillirten und so die Neutralität des Congreßortes offen verletzten. Erst als der badische Gesandte von Edelsheim sich bitter darüber beschwerte und den französischen Gesandten vorstellte, daß sie den Oesterreichern gerechten Anlaß gäben, über Bruch des Völkerrechts zu klagen, ließ man diese ‚Braven‘ wieder ziehen, nachdem dieselben Rastatt drei Tage lang mit ihren Fanfaronnaden erfüllt hatten. Jetzt aber kündigte auch Oesterreich die Neutralität von Rastatt auf, die kaiserlichen Gesandten verließen den Congreßort. Der Krieg begann von neuem — auf französischer Seite sogar vor der üblichen Kriegserklärung durch einen Ueberfall — Südwestdeutschland ward von französischen Truppen überschwemmt und mit Requisitionen heimgesucht; dann führte das wechselnde Glück der Waffen die Oesterreicher wieder bis nahe an den Rhein. Seit Mitte April streiften österreichische Patrouillen bis an die Thore von Rastatt.“

„Auf eine Beschwerde über die Belästigungen, denen einzelne Gesandte ausgesetzt worden seyen, erfolgte von dem Commandanten der österreichischen Vorposten, Oberst Barbaczy, der wenig tröstliche Bescheid: er könne keine Aufklärung über die ungestörte Sicherheit des hochansehnlichen diplomatischen Corps ertheilen, Rastatt sey nach Abberufung des kaiserlichen Bevollmächtigten, des Grafen Metternich, kein Ort mehr, den die Gegenwart des Congresses von feindlichen Ereignissen schützen könne, die Stadt selbst müsse sich, wie jeder andere Ort, den Gesetzen des Krieges fügen. Jetzt endlich ließ auch die deutsche Friedensdeputation ihre letzte Hoffnung auf friedlichen Ausgleich sinken und erklärte, unter solchen Umständen vermöge sie die Verhandlungen nicht länger

fortzusetzen. Die französischen Gesandten protestirten gegen das Verfahren des österreichischen Obersten und erklärten, binnen drei Tagen nach Straßburg abreisen zu wollen, wo sie die Wiederanknüpfung der Unterhandlungen erwarten und alle Friedensvorschläge, die man ihnen machen werde, annehmen würden. Am Abend desselben Tages wurde nun aber der mit einem Paß und Schilde versehene Curier der französischen Gesandtschaft, der ihre Depeschen nach Plittersdorf und Seltz bringen sollte, zwischen Rastatt und Plittersdorf von k. k. Husaren gefangen genommen und mit seinen Papieren nach dem Standquartier des Obersten Barbaczy, nach Gernsbach abgeführt. Der Vorfall war geeignet, die ernstesten Besorgnisse zu erregen, und so verwandte sich der kurmainzische Directorialgesandte Namens sämmtlicher anwesender Subdelegirten der Reichsdeputation und auch die königlich preußische kurbrandenburgische Gesandtschaft bei dem Obersten Barbaczy dahin, daß der Curier nebst den Depeschen den Grundsätzen des Völkerrechts gemäß zurückgegeben, und die Sicherheit der ferneren Correspondenz, so wie die Abreise der französischen Minister auf keine Weise behindert werden möchte. Die Antwort lautete abermals beunruhigend genug. Oberst Barbaczy schrieb zurück: er finde sich in dem Augenblick außer Stande, dem Wunsch der Gesandten befriedigende Folge zu leisten, und erklärte mündlich, wie der preußische Legationsrath Bernstorff wahrgenommen haben wollte: ‚mit sichtlicher Laune', er könne und werde auf nichts antworten, sondern blos den Brief der königlich preußischen Herren Minister an die Behörde einschicken."

„Ein Schreiben des in Rastatt weilenden Geheimenraths Brints an den Grafen Lehrbach, dem die Beschwerdenote der französischen Gesandten über ihre unterbrochene Correspondenz beiliegt, ist geeignet, Licht auf die Anschauungen, die an maßgebender Statt herrschten, zu werfen. Brints berichtet unter dem 20. April: er begreife den Zweck der Maßregel sehr gut, nur müsse er vertraulich melden, daß dies noch nicht alles erfülle, was man dadurch zu erreichen hoffe. Roberjot habe erklärt, wenn man auch alle und jede Communication abschnitte, so gingen sie doch nicht, bis man Gewalt anwende. Falls man sie aber mit Gewalt vertriebe, würden sie in Seltz oder nahe am Rhein ihren Wohnsitz aufschlagen, um daselbst ihre deutschen, jetzt unterdrückten Freunde zu erwarten. ‚Letzteres sind Worte; was aber wesentlich ist, daß die französische Legation vertrieben werde, dies kann nur durch die Erklärung eines Generals geschehen: man könne Rastatt nicht länger als neutralen Ort ansehen.' Diesen Worten hat Lehrbach die bezeichnende Randbemerkung beigefügt: ‚Unbegreiflich, wie diese Leute von Verletzung des Völkerrechts reden können, da alle ihre Verhandlungen nichts Anderes sind.'"

Graf Lehrbach hatte als österreichischer Bevollmächtigter, nachdem Graf Metternich abgereist war, die Dinge in der Hand, und konnte von Seiten des kaiserlichen Militärs nicht wohl etwas ohne sein Wissen und ohne seine Zustimmung verfügt werden. Da der Krieg noch nicht erklärt war, wollten zwei der französischen Gesandten in Rastatt bleiben, nur nicht Debry. „Nach längerem Hin- und Widerreden setzte Jean Debry gegen den Rath seiner Collegen durch, daß man beschloß, sofort abzufahren. Er glaubte es der Würde seiner Stellung schuldig zu seyn, keinen Moment länger auf dem verhaßten deutschen Boden zu bleiben — und hat freilich später in seinen Berichten selber bekennen müssen, daß ohne diesen falschen Ehrenkitzel die Katastrophe vielleicht vermieden worden wäre. Die Abfahrt bei dunkler Nacht erschien aber um so weniger angezeigt, als mittlerweile eine Abtheilung von sechszig Szekler Husaren in der Stadt angelangt war, welche die Thore besetzten, um, wie ihre Ordre lautete, niemanden, der zum Congreß gehöre, heraus oder hinein zu lassen.*) Der Commandant derselben, Rittmeister Burkhard, wies einen Diplomaten, der die Stadt verlassen wollte, barsch zurück, und als sich nun die Wagen mit der französischen Gesandtschaft in Bewegung setzten, wurden sie ebenfalls am Rheinthor angehalten und die Durchfahrt verweigert. Die Gesandten eilten ins Schloß zurück; ihr Beschützer Albini sandte sofort seinen Legationssecretär von Münch-Bellinghausen an den Rittmeister Burkhard ab, um Aufschluß über dies neue Hemmniß zu verlangen, und nun endlich erfolgte der Bescheid: die Gesandten könnten abreisen, es sey ein Mißverständniß, man habe bei der Ordre an die Husaren vergessen, die Ausnahme wegen der Gesandten hinzuzufügen. Da auf den wiederholten Wunsch einer Eskorte nur eine unbefriedigende, ausweichende Antwort eintraf, so hätten die Franzosen es zum dritten und letztenmale in ihrer Hand gehabt, umzukehren, wozu namentlich die Frauen eifrig riethen; nichts destoweniger entschlossen sie sich, auch ohne Schutzwache hinauszufahren in die dunkle Nacht. Es war neun Uhr vorüber. Sturm, Hagel und Regen tobten so furchtbar durcheinander, daß sich die Erinnerung an das Unwetter dieser Unheilsnacht den überlebenden Zeugen jener Ereignisse tief eingeprägt hat."

*) Das Folgende nach einem Bericht der badischen Subdelegirten vom 28. April 1799. General-Landesarchiv zu Karlsruhe.

In dieser Nacht nun wurden die drei französischen Gesandten, nachdem sie kaum das Thor von Rastatt hinter sich hatten, von österreichischen Husaren angehalten und ermordet. Nur Debry entkam, indem er sich nach der ersten Verwundung todt stellte und in einen Graben rollte. Die Frauen und Kinder der Gesandten wurden in die Stadt zurückgebracht, wie auch Debry, der zum preußischen Gesandten, dem Grafen Görtz, eilte. „Er war mit Staub und Blut bedeckt. Sein Aeußeres war so entstellt, daß die Dienstboten ihn erst gar nicht vorlassen wollten. Als er aber in Görtz' Zimmer auf die Frage, ob Frau und Kinder gerettet seyen, erfuhr, daß sie sich wohl und in völliger Sicherheit befänden, stürzte derselbe Mann, der bisher nur revolutionäre Wildheit gezeigt, auf seine Kniee, faltete die Hände und betete mit lauter Stimme: Divine providence, si j'ai méconnu tes bienfaits jusqu'ici, pardonne!"

Graf Lehrbach, mit welchem Görtz sprach, schien erstaunt, sagte aber schließlich: „Schändlich bleibt es immer für die Völker, besonders für Deutschland, daß man über zufällige Vorfälle soviel spricht, auch Gift ausgießt, während man über die französischen Mißhandlungen alles mit kaltem Blute ansieht und stillschweigt, wohin die Behandlung mit dem Papst, das Versengen in Tirol (wo man mit Menschen angefüllte Scheuern mit Feuer angezündet hat) und die unzähligen politischen Ungerechtigkeiten in Italien gehören."

So weit die Thatsachen. Der Verfasser sucht den Grafen Lehrbach von jedem Verdacht zu reinigen, als habe derselbe von der Absicht des Mordes etwas gewußt. Aber die Worte, die wir eben aus Lehrbachs Munde vernommen haben, beweisen das nicht. Daß sich nirgends schriftliche Zeugnisse einer Betheiligung des Grafen Lehrbach am Gesandtenmorde gefunden haben, beweist auch nichts, denn in solchen Fällen pflegt der kluge Staatsmann nichts Schriftliches von sich zu geben. Lehrbach ist durch Hormayr und Lang beschuldigt worden, den Mord eingeleitet oder wenigstens darum gewußt zu haben, und der Verfasser der vorliegenden Schrift hat diese Beschuldigung auch nicht mit einem einzigen triftigen Grunde zu widerlegen gewußt. Um die Aufmerksamkeit von Lehrbach abzulenken, schiebt er alle Schuld des Mordes auf die französischen Emigrirten, die ihren Haß an den Republikanern auslassen, zugleich aber auch Oesterreich hätten compromittiren wollen, um den Krieg unvermeidlich und unversöhnlich zu machen. Da sollen sich nach des Verfassers Meinung französische Emigrirte in österreichische Husarenuniformen gekleidet und den Mord vollbracht haben. Aber er bringt keinen andern Beweis dafür bei, als daß einer der Mörder auf französisch zu Debry gesagt haben soll: Es-tu le ministre Jean Debry? Dieses Zeugniß beweist gar nichts. Es ist wohl wahrscheinlich, daß die ungarischen Husaren, die zu dem Morde commandirt waren und die weder deutsch noch französisch verstanden, jemand mitgenommen haben, der französisch sprach. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß ein ganzer Zug ungarischer Husaren ihre Uniformen an Emigrirte abgegeben haben sollten, oder daß die Emigrirten sich solche Uniformen schon vorher hätten machen lassen.

Auch aus dem Benehmen des österreichischen Obersten geht unverkennbar hervor, daß etwas gegen die Gesandten im Werke war. Hätte er eigenmächtig gehandelt, so würde er mit Ostentation bestraft worden seyn; aber es ist niemand bestraft worden. Auch die Emigrirten würde man nicht geschont haben, wenn man die Schuld auf sie allein hätte abwälzen können. Der Verfasser hat also in der guten Absicht, der österreichischen Regierung ein Compliment zu machen, Dinge gesehen, die nur in seiner Phantasie bestehen, und dagegen andere Dinge nicht beachtet, auf die es hier vorzugsweise ankam. Der Verfasser sagt kein Wort von den Papieren, welche Graf Lehrbach um jeden Preis den französischen Gesandten abnehmen lassen wollte, ehe sie jenseits des Rheins in Sicherheit waren. Die Beschuldigung gegen den Grafen Lehrbach lautet dahin, er habe keineswegs aus irgend einem Haß oder Uebermuth gehandelt, sondern seinem Kaiser einen großen Dienst leisten wollen durch Beschlagnahme derjenigen Papiere, welche den geheimen Verkehr des eben erst zur bayrischen Kurwürde gelangten Maximilian mit der französischen Republik betrafen. Wäre Oesterreich hinter diese Papiere gekommen, so hätte es den Kurfürsten als Reichsverräther behandeln und seinen alten Plan, sich Bayern zu annectiren, endlich verwirklichen können. Die Papiere befanden sich auch in Rastatt, aber die französischen Gesandten hatten sie vor ihrer Abreise klüglich der preußischen Gesandtschaft anvertraut, wo sie niemand suchte.

---

## Länder- und Völkerkunde.

Genève et les rives du Léman par Rodolphe Rey. Deuxième Edition. Paris, Genève et Bâle, Georg, 1869.

In diesem empfehlenswerthen Werke wird die Stadt Genf und ihre Umgebung geographisch und historisch in einem großen Rundgemälde geschildert. Bekanntlich

bildet Genf am Ausgang des Genfer See's einen Centralpunkt, den die größten landschaftlichen Schönheiten der Schweiz umgeben, denn zur rechten hat es Savoyen mit dem Montblanc, gradeaus gegenüber das herrliche Wallis, links die Berner Hochalpen, noch weiter links die lange Mauer des Jura und hinter sich dann das burgundische Rhonethal. Nicht minder wichtig ist Genf in geschichtlicher Beziehung, sofern es der Centralpunkt war, von welchem der Calvinismus ausgegangen ist, der seine größte Macht erst in Holland, England und Nordamerika entfalten sollte, obgleich er im benachbarten Frankreich gewaltsam unterdrückt wurde. Endlich ist Genf ein Centralpunkt französischer Literatur und Wissenschaft geworden, in vieler Beziehung rivalisirend mit, oder Einfluß übend auf Paris. In allen diesen drei Beziehungen wird nun Genf im vorliegenden Werke einer genauen Betrachtung unterworfen.

Man kann, wenn man will, in der kirchlichen und literarischen Bedeutung Genfs gegenüber von Paris noch den uralten Gegensatz zwischen Burgundern und Franken durchschimmern sehen. Von größter Wichtigkeit mehr für Frankreich als für die deutsche Schweiz, in deren eidgenössischen Verband Genf erst spät eintrat, war die Reformation unter Calvin. Ganz abgesehen davon, daß der Versuch der Hugenotten, ganz Frankreich zur Lehre Calvins zu bekehren, mißlungen ist, blieb Genf doch fortwährend der Kernpunkt einer reformatorischen Literatur in französischer Sprache, welche der katholischen sowohl als freigeistigen Literatur in Paris unabhängig gegenüberstand, sich niemals von ihr überwältigen ließ, selbst nicht zu einer Zeit, in welcher die Pariser Mode das ganze übrige Europa beherrschte. Mit Recht sagt der Verfasser, Genf pénétrait comme un fer aigu dans les flancs de l'Europe catholique. Wenn auch Calvin mit seinen Ideen Frankreich nicht durchdringen konnte, so doch zweihundert Jahre später Jean Jacque Rousseau mit den seinigen. Rousseau, der Sohn eines Handwerkers in Genf, inoculirte Frankreich die Revolution anstatt der verschmähten Reformation. Rousseau's Contrat social war das Programm der französischen Revolution. Vertrat Voltaire noch die aristokratische Classe Frankreichs, so gelangte seit und durch Rousseau die bürgerliche zur Gewalt. Der Republikanismus der Schweiz nahm seinen Weg nach Paris über Genf. Der Verfasser hat nicht verfehlt, Rousseau zu charakterisiren und deckt, welche große Erfolge auch Rousseau gehabt hat, doch auch dessen sittliche Schwächen auf.

Interessant und zugleich weniger bekannt ist das, was Herr Rey über die nächste katholische Nachbarschaft der kleinen calvinistischen Republik Genf sagt. Schon zu Calvins Zeiten gab man sich in Savoyen die größte Mühe, die katholische Bevölkerung vom Anschluß an die Genfer zurückzuhalten oder, wenn sie schon der Reformation geneigt waren, sie zur alten Kirche zurückzubringen, wofür der h. Franziskus von Sales am eifrigsten thätig gewesen ist. In neuerer Zeit hat bekanntlich Fazy, als er sich der Tyrannis in Genf bemächtigte, eine Menge Katholiken aus der Nachbarschaft nach der Stadt Genf gezogen und dort eingebürgert, um sich durch sie eine Stimmenmehrheit zu sichern und die reformirten Altbürger immer gewisser zu unterdrücken. Der Verfasser, welcher ganz auf Seite der letztern steht, blickt mit Genugthuung auf die Contrerevolution zurück, die den Tyrannen endlich unschädlich machte, und bemerkt dazu, als Gegengewicht gegen jene französischen und katholischen Eindringliche Fazy's habe man jetzt in Genf eine starke Einwanderung aus dem Waadtland, Freiburg, Neuenburg und Bern, so daß der Plan Fazy's, die Stadt des eidgenössischen Charakters zu entkleiden, glücklich vereitelt sey. Fazy wurde nämlich früher beschuldigt, ein Werkzeug napoleonischer Politik gewesen zu seyn, und insbesondere ist ihm vorgeworfen worden, er habe die Befestigungen der Stadt Genf nur schleifen lassen, um den Franzosen die künftige Besitznahme zu erleichtern.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Herr Rey den berühmten Gelehrten, die in Genf oder in der Nähe ihren Sitz hatten, wobei insbesondere auch der Akademie in Lausanne in Ehren gedacht wird. Bekanntlich wohnte ganz in der Nähe zu Ferney der allbewunderte Voltaire und ebenfalls ganz nahe zu Cobbet der aus Genf gebürtige, im Anfang der französischen Revolution berühmte Minister Necker und seine gleichfalls berühmte Tochter, die Frau von Staël. Der letztern legt der Verfasser wohl zu viel Bedeutung bei. Mit ihrem Werk über Deutschland hat sie wenigstens das deutsche Wesen nicht ergründet. Das Lob, das sie uns spendet wegen unseres Geisteslebens, kann eigentlich nur von uns mit Indignation und Spott aufgenommen werden, denn nicht Histrionen, Poeten und Philosophen machen eine Nation lobenswerth, sondern Einheit, Unabhängigkeit, Freiheit, Macht, große Helden und große Staatsmänner. Unter den übrigen bedeutenden Geistern, deren Heimath der Genfer See war oder die sich wenigstens länger dort aufhielten, nennen wir noch Sismondi, Decandolle, Gibbon, Tissot, Dumont, Saussure, Bonstetten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 26. 31. März 1869.

## Neueste Schrift aus Rußland.

Aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten. Von Theophil von Falken. Mit dem Portrait von Murawieff. Berlin, Otto Janke, 1869.

Dieses Buch zu lesen, hat uns großen Genuß gewährt und wir empfehlen es angelegentlich. Der deutsche Verfasser wurde während der letzten polnischen Revolution durch eine falsche Anklage an die Justiz des berüchtigten Henkers von Lithauen ausgeliefert, und trotz seiner nachgewiesenen Unschuld in Ketten nach Sibirien geschleppt, von wo er erst nach mehreren Jahren durch die energische Fürsprache des Grafen Bismarck erlöst werden konnte. Herr von Falken erzählt, wie er nach Lithauen gekommen sey. „In Berlin geboren, also ein echter Preuße, widmete ich mich von Jugend auf der Landwirthschaft. Nachdem ich viele Jahre lang für Rechnung der vormundschaftlichen Behörde größere Güter verwaltet, übernahm ich zu Anfang des Jahres 1862 die Stellung eines General-Bevollmächtigten über eine bedeutende Herrschaft im russischen Lithauen. Mein Vollmachtgeber war der russische Adels-Marschall Graf C . . . ., der, obschon von Geburt ein Pole, doch in Folge seiner größtentheils in Berlin genossenen Erziehung und anderer Umstände, viel von seinem nationalen Gepräge verloren hatte.“ Der Graf hatte hier Güter von vier Quadratmeilen im Umfang, aber sie waren stark verwahrlost, und mit den Eingebornen war wenig anzufangen. Um die Güter rationell bewirthschaften zu können, mußte er Deutsche herbeiziehen. Alles Deutsche aber wurde hier gehaßt als ein fremdes Element, durch welches das polnische beseitigt werden könnte. Als nun im Jahr 1863 die polnische Revolution ausbrach, und da die gräfliche Familie schon vorher nach Dresden gezogen war, Herr von Falken allein im Schlosse waltete, kam er in das gefährlichste Gedränge. Der Graf stimmte ihm zu, man dürfe den Insurgenten keinen Vorschub leisten, sondern müsse der russischen Regierung gehorsam bleiben; die Gräfin aber instruirte heimlich das niedere Beamtenpersonal, den Insurgenten einen großen Vorrath Blei auszuliefern, der sich im Schlosse befand. Das wurde nun wieder den Russen gesteckt, und nun kam Herr von Falken zwischen zwei Feuer. Weil er den Insurgenten nicht sofort nachgab, ihnen das verlangte Geld nicht gab, bedrohten sie ihn. In der Noth reiste er schleunigst nach Dresden, um sich bestimmte Instructionen vom Grafen einzuholen. Dieser bestärkte ihn in seinem Vorsatz, der russischen Regierung Gehorsam zu bewahren und sich in keine gefährliche Verbindung mit den Insurgenten einzulassen. Wenn er das letztere gethan oder auch nur offen geduldet hätte, würde er nach Unterdrückung der Revolution seiner Güter verlustig erklärt worden seyn. Auf der andern Seite sorgte seine Gemahlin dafür, daß die Insurgenten an ihrem guten Willen nicht zweifeln konnten, worin eine Garantie dafür lag, daß der gräflichen Familie auch im Fall eines Sieges der Revolution nichts Uebles widerfahre. Das ist die alte Politik reicher, auch regierender Familien. Der Vater ist conservativ, der Sohn liberal, nicht aus Grundsatz, sondern um die Güter zu behalten, welche Partei immer siegen möchte.

Als Herr von Falken nach einigen Wochen auf das Schloß zurückkam, fand er darin einen andern General-Bevollmächtigten des Grafen, der unter dem Beistand der niedern Beamten eifrig beschäftigt war, alles bewegliche Eigenthum des Grafen zu verkaufen und zu Gelde zu machen. Das Geld aber steckte die Bande in die eigenen Taschen, oder theilte es mit den Russen, denn der Betrüger hatte sich mittelst einer verfälschten Urkunde als einzig berechtigter Verwalter der gräflichen

Güter bei der russischen Behörde zu legitimiren gewußt. Herr von Falken dagegen war bei derselben Behörde als geheimer Agent der Insurgenten angeschwärzt worden, und schon war seine Verhaftung in der Kreisstadt beschlossen worden, als das Schloß nächtlicherweile von Insurgenten überfallen wurde. Herr von Falken wurde durch einen gräßlichen Schrei aus dem Schlafe geweckt, sprang schnell auf, zog eine russische Uniform des Grafen an, eilte zu Hülfe und fand drei Insurgenten eben beschäftigt, zwei Frauenzimmer zu henken, die sie aus dem Bett gerissen hatten. Eine war die Wirthschafterin im Schlosse. Der plötzliche Anblick der Uniform und die Donnerstimme des Herrn von Falken verscheuchte die Mörder. Bald darauf aber wurde Herr von Falken in die Kreisstadt citirt und verhaftet. Man insinuirte ihm von Seite der russischen Behörde, er würde freigelassen werden, wenn er den Grafen compromittire. Er übte aber Treue an dem Grafen und war nun nicht mehr zu retten. Der Graf hat ihm übrigens, wie er bemerkt, nur mit Undank gelohnt. Derjenige, welcher Herrn von Falken als Agenten der Insurgenten denuncirt hatte, war ein faullenzender Schmied, der von sich selber rühmte, er brauche nicht mehr zu arbeiten, den er bekomme von den Russen für jeden, den er denuncire, einen Rubel.

Der Verfasser wurde nun in die Gouvernementsstadt transportirt, wo sich bereits viele andere politische Gefangene befanden, Herrn und Damen des vornehmsten polnischen Adels, auch Beamte und Deutsche. Hier interessirte ihn vorzüglich „ein bildhübsches Mädchen von fünfzehn Jahren. Es war die Cousine der Haushälterin in B., welche ich aus den Händen der Insurgenten befreit. Olga war von Gestalt eine Jungfrau, an Seele und Gemüth ein Kind in des Wortes schönster Bedeutung. Sie folgte mit ihrer Pflegemutter dem gefangenen Vater, einem kaiserlichen Forstbeamten. Jene war dessen zweite Gattin, und beide waren von polnischer Nationalität. Olga's leibliche, ihr durch den Tod entrissene Mutter aber, die erste Gattin ihres Vaters, war eine Deutsche gewesen und von ihr hatte sie die Vorliebe für alles Deutsche ererbt und auch die deutsche Sprache erlernt, deren sie sich mit großer Gewandtheit zu bedienen wußte. Kaum hatte Olga am ersten Tage unserer Reise erfahren, daß ich der Retter ihrer Cousine sey und ein Deutscher, ein Preuße wäre, so schloß sie sich mir mit wahrhaft kindlichem Zutrauen an; sie wollte nicht mehr von meiner Seite weichen."

Hier lernte der Verfasser auch den damaligen Gouverneur, den General Murawleff kennen. Als derselbe nämlich einmal das Gefängniß inspicirte, wagte es der Verfasser, ihn anzureden, und frug ihn, wann denn sein Schicksal endlich einmal werde entschieden werden? Der Gouverneur fuhr ihn an: „‚Sie sind ein Preuße und deshalb verzeihe ich Ihnen Ihre kecke Frage, seyen Sie aber für die Folge vorsichtiger, denn Sie müssen wissen, daß es an mir ist, Fragen zu stellen.'" Gleichwohl bat ihn der Verfasser noch, ihm irgend eine Lectüre zu verschaffen, da er sich hier (getrennt von Olga und den andern frühern Unglücksgefährten) unter lauter gemeinen Polen und Russen befand, deren Sprache er nicht verstand. Ich selbst werde dafür Sorge tragen, sagte der General, ließ ihn jedoch mehrere Wochen vergebens warten, und gab ihm erst bei seinem zweiten Besuch im Kerker einige Nummern — der Gartenlaube. „‚Die Gartenlaube im russischen Gefängniß! die in meinem Vaterlande verboten?!' rief ich in einem zechlustigen Taumel, eine Schwenkung durch das Zimmer machend, und dabei ein paar Mitgefangene zu Boden werfend. ‚Sind Sie vom Teufel besessen, Mensch?!' rief der General. ‚Excellenz, Sie haben mich heute zum glücklichsten Menschen gemacht. Was nun auch hinterher kommen mag, ich erwarte es mit — Todesverachtung.' ‚Hängt Ihr Herz so an diesem Blatte?' rief er verwundert, und sah bald mich, bald meine Mitgefangenen mit stechenden Blicken an. ‚Ja, daran hängt mein Herz. Sie hätten mir nichts Besseres bringen können!' ‚Ich dächte, die Freiheit wäre Ihnen lieber gewesen!' sagte er, und ein, wie es mir schien, sarkastisches Lächeln umzuckte seinen Mundwinkel. ‚Die Freiheit — — ja, denn mit ihr habe ich auch dies!' sagte ich und zeigte auf die Gartenlaube. ‚Lesen Sie, lesen Sie, und wenn Sie ausgelesen haben, dann senden Sie das Blatt zurück,' sagte er schnell und verließ den Kerker." Als später der Gouverneur noch einmal erschien, gab ihm Herr von Falken die Gartenlaube zurück: „‚Ich bin mit der Lectüre fertig. Ich bitte um eine andere Nummer.' ‚Sie haben um gar nichts mehr zu bitten. Ich habe überhaupt keine Lust mehr, mich mit Ihnen in Ihrer Kälbersprache zu unterhalten.' ‚General, grade in dieser Sprache, die Sie so unwürdig verhöhnen, ist eben in diesen Blättern so classisch schön zu mir geredet worden. Das Reich der Kälbersprache beginnt, wo Deutschlands Grenzen östlich enden.' ‚Ins Secret mit diesem deutschen Großmaul!' befahl der General seinen Adjutanten, und seine Augen rollten ‚Hinweg mit ihm sofort!' Ich wurde augenblicklich von zwei herbeieilenden Helfershelfern der Tyrannei fortgeführt." Und zwar in ein tiefes finsteres Loch, welches voll Glasscherben lag. Doch wurde der Verfasser am andern Tage wieder herausgeholt.

Im Gefängniß aber blieb er noch ein volles halbes Jahr, bis er endlich Nachricht erhielt, daß Graf Bismarck, dem das Unglück des Verfassers durch seine Verwandten gemeldet worden war, durch die preußische Gesandtschaft in St. Petersburg ernste Schritte zu seiner Befreiung gethan habe, und daß sich in Folge der Untersuchung auch keine Schuld von seiner Seite herausgestellt habe. Seelenfroh hoffte nun der Verfasser, seine Freiheit zu erhalten, der Gouverneur aber ließ ihm durch einen Unteroffizier ein Document in russischer Sprache vorlesen, von dem er nichts verstand, und mußte erst staunend durch einen Offizier, der es ihm übersetzte, erfahren, es sey ein russischer Urtheilsspruch, der ihn zur lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien, zum Verlust seines Vermögens, aller seiner Rechte und sogar seines Namens verurtheilte.

Bereits waren zwei Jahre vergangen, und zu Ostern 1865 mußte der Verfasser die traurige Reise nach Sibirien antreten. Ein Trost für denselben war, daß er auf dem nämlichen Transport seine treue Olga wiederfand. Auf jeder Hauptstation, wo die Eisenbahn anhielt, mit der sie reisten, wurden die Gefangenen im Zuchthaus untergebracht. Doch war die Reise erträglich, weil sich unter den Gefangenen so viele reiche und vornehme Polen und Polinnen befanden, denen auch viele ihrer freien Verwandten das Geleit gaben. „Die Damen waren unter dem Sträflingsrocke zumeist in feinster Toilette, an welcher die Crinoline nicht fehlte. Heiterkeit, Scherz, Gesang, Zeitvertreib aller Art mußte den Weg verkürzen; die feinsten Delicatessen wurden von schönen Händen freigebig vertheilt; denn diejenigen, welche ihre verurtheilten Verwandten begleiteten, befanden sich ja im Besitz ihres Vermögens und hatten sich mit Geld, für welches in Rußland unter allen Umständen alles zu erlangen ist, reichlich versehen. Olga war, wie immer, in meiner nächsten Nähe und suchte das Beste für mich heranzuschaffen."

Der Zug langte in St. Petersburg an. „Hier muß ich einen Zug des russischen Volkscharakters hervorheben, der, wie ich glaube, in der ganzen Welt nicht seines Gleichen findet. Die russische Einwohnerschaft von St. Petersburg aller politischen Parteien, so weit von solcher überhaupt die Rede seyn kann — verwünschte den polnischen Aufstand von Herzensgrunde. Aber in uns, dessen Opfer, erblickten diese Leute nur Unglückliche, welche des Mitleidens und Erbarmens bedürftig seyen. Auf dem ganzen Wege durch die Stadt drängten sie sich in solchen Massen heran, um uns mit Geld zu beschenken, daß der Zug oft Halt machen mußte. Viele gaben 10, 15, 20 Rubel und noch mehr. Die Aermern begnügten sich mit Kopeken, deren wir nicht weniger als 2200 Stück erhielten. Noch vor dem Thore des Gefängnisses drängte sich eine arme Dienstmagd an mich heran und drückte mir zwei Kopekenstücke in die Hand! Diese beiden Kupferstücke zieren heute als ein mir werthvoller Schmuck meine Uhrkette." In Petersburg nahm sich Herr von Magnus, Stellvertreter des preußischen Gesandten, mit großer Wärme des Verfassers an, konnte aber seine Freilassung nicht erwirken, ehe der Verfasser ein unmittelbares Gnadengesuch beim Kaiser eingereicht hatte. Der Zug aber eilte weiter und der Verfasser konnte erst in Moskau das Gesuch aufsetzen. Wegen Unpäßlichkeit blieb er in Moskau zurück, wartete aber vergebens auf einen Bescheid aus Petersburg, und mußte mit dem nächsten Gefangenentransport die verhängnißvolle Reise nach Sibirien antreten. Sowohl Herr von Magnus als der preußische Consul in Moskau hatten ihn mit Geld versehen, aber es war eine traurige Fahrt, zumal, da er die treue Olga nicht mehr um sich hatte, die schon der erste Transport mitgenommen hatte. Unterwegs, wo Asien an Europa grenzt, wunderte sich der Verfasser sehr, vom berühmten Uralgebirge keine Spur zu finden und wurde erst inne, daß es hier gegen Norden ganz flach ausläuft. In Tobolsk wurde angehalten und hier erhielt Herr von Falken die erschütternde Nachricht, seine Olga sey am Typhus gestorben. Er konnte nur an ihrem Grabe weinen. Daran knüpft sich noch eine zweite rührende Erzählung von einem Deutschen. „Becker, so hieß derselbe, war aus Nassau gebürtig und bei der Petersburger Eisenbahn als Betriebsinspector angestellt. Er sollte in dieser Eigenschaft den Briefwechsel der polnischen Propaganda mit Paris vermittelt haben. Er war lange Zeit mein Gefährte in der Untersuchungshaft zu Kowno, wurde zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, und trat drei Monate vor mir die Reise an."

(Schluß folgt.)

---

## Indische Dichtkunst.

Sakuntala. Schauspiel in fünf Aufzügen. Frei nach Kalidasa's altindischem Drama von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Schwerin, Stiller, 1869.

Sakuntala, ohne Zweifel die reizendste Dichtung des alten Indien, ist schon öfter ins Deutsche übertragen

worden, aber noch nie in so schönen Versen, in so warmer, seelenvoller und zarter Sprache, wie hier. Zur Probe nur eine Scene. Der König Duschyanta jagt im Walde und findet die Schöne, als Pflegetochter eines Einsiedlers, unter ihren Gespielinnen mit Blumenbegießen beschäftigt. Der König spricht:

Dort liegt die Klause, still im Waldesfrieden,
Wohin der Menschen Leidenschaft nicht dringt.
Schon diese Luft zu athmen, thut mir wohl,
Und mich durchzittert's froh, als müßte mir
Ein ungeahntes Glück hier widerfahren.

**Sakuntala** (rechts hinter der Scene).

Hierher, hierher, geliebte Freundinnen!

**Duschyanta.**

Was war das? Horch! (Nach der Stelle hinblickend, woher die Stimme schallte)
Einsiedlermädchen sind's;
Sie tragen Kannen, Blumen zu begießen.
Wie reizend ist ihr Anblick! Ei, fürwahr!
Birgt dieser Hain so liebliche Gestalten,
So zieh' ich ihn dem Königsgarten vor.
Ich will versteckt die Schönen hier belauschen.

Er verbirgt sich. Eines der Mädchen spricht:

Unrecht that Vater Kanwa, da er dir
Das schwere Amt der Gärtnerin vertraute.

**Sakuntala** (die Blumen um den Mangobaum begießend).

Im Gegentheil! Ich weiß ihm Dank dafür!
Nur meiner Neigung folg' ich, ihm gehorchend,
Denn liebe Schwestern sind mir meine Blumen.

**Priamwada.**

Allzu geschäftig bist du; denk' der Hitze!

**Sakuntala.**

Die eben ist's, die mich geschäftig macht!
Die armen Blumen sind schon halb verdurstet.
(Sie fährt fort zu begießen.)

**Duschyanta** (sie mit Entzücken betrachtend, für sich).

Ist dies Sakuntala? — Und Kanwa's Tochter?! —
Es kann nicht seyn! Was treibt sie nied're Arbeit,
Die werth es wäre, einen Thron zu zieren!?

**Sakuntala** (zum Baum in der Mitte aufblickend).

Schaut, wie die Winde hier und dieser Baum
Zu einem Paare sich verbunden haben!
(Sie steht betrachtend.)

**Priamwada** (lächelnd zu Anasuya).

Weißt du, weshalb Sakuntala das Paar
So ernst betrachtet?

**Anasuya.**

Nun weshalb?

**Priamwada.**

Sie denkt:
„Was thu' ich nur, daß, wie den Baum die Winde,
Auch ich den lang ersehnten Liebsten finde!?"

**Sakuntala** (sich abwendend).

Wie magst du nur so lose Reden führen!
Deine Gedanken sind die meinen nicht.

**Duschyanta** (für sich).

Du holdes Kind! O dächtest du, wie ich!

**Priamwada** (scherzend zu Sakuntala).

Prinzessin! Wie du wieder vornehm thust! —

**Duschyanta** (aufhorchend, für sich).

Beim rechten Namen wirst du nun genannt!
Nicht von Brahmanen stammst du! Eines Kriegers
Gemahlin darfst du seyn, mir sagt's das Herz,
Das, wo ein Zweifel keinen will, ihn löst.

**Sakuntala** (sich einer Biene erwehrend).

Scheucht mir die Biene hier! Sie will mich stechen.

**Duschyanta** (für sich).

Wie reizend ihre Angst!

**Sakuntala** (vor der Biene fliehend).

So helft mir doch!

**Priamwada** (lachend).

Ei, uns're Sache ist das Helfen nicht!
Duschyanta heißt der Schirmherr dieses Hains;
Ihn mußt du rufen, daß er dich beschütze.

**Duschyanta** (für sich).

Das ist der Augenblick, mich ihr zu zeigen!
(Er tritt aus seinem Versteck hervor.)
Wer wagt es hier, so lang Duschyanta herrscht,
Ein Rächer Aller, welche Frevel üben,
Zu freveln gegen schuldlos fromme Mädchen?!
(Die drei Mädchen stehen erschrocken.)

**Priamwada** (sich zuerst fassend).

Du irrst, o Herr, kein Frevel ward verübt;
Ein Bienchen nur verfolgte uns're Freundin.

**Duschyanta** (sich vor Sakuntala verneigend).

Gesegnet seyst du!
(Sakuntala steht mit gesenktem Blick vor ihm.)

In so schöner Sprache ist das ganze Drama fortgeführt. Wir wollen es also unsern Lesern bestens empfohlen haben.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, N° 27. 3. April 1869.

## Literaturgeschichte.

Die Quellen des Decamerone. Von Marcus Landau. Wien, Prandel, 1869.

Ein schätzbarer Beitrag zur Kunde der ältern europäischen und orientalischen Novellen- und Märchenpoesie. Obgleich über diesen Gegenstand schon von Dunlop, Keller, Benfey, Gräße rc. geschrieben worden ist, so finden wir in der vorliegenden Nachlese immer noch einige Zusätze, Berichtigungen und neue Gedanken.

Haben die frühern Forscher, wie Dunlop, noch kein so reiches Material zur Uebersicht gehabt, wie die neuesten, so war doch ihr Urtheil in mancher Beziehung unbefangener. Sie begnügten sich, den poetischen Stoff so aufzufassen, wie er das Publikum der Märchenerzähler schon ursprünglich interessirt hat. Der Stoff war ihnen die Hauptsache, sie faßten einfach dessen Schönheiten auf, die in der That so groß und mannigfaltig sind, daß selbst der große Shakespeare sich mehreres daraus aneignete, um es in seinen unsterblichen Dramen ausführlicher zu behandeln und allen darin liegenden Reiz zu erschöpfen, da die Märchen und Erzählungen, wie sie uns meist nur kurz und in Prosa überliefert sind, das nicht vermochten. Die neueren Forscher interessiren sich weniger für den Stoff, als für die Entstehung, die Verfasser und die äußere Verbreitung der Märchen und Erzählungen, insbesondere ihre Uebertragung von einem Volk auf das andere. Davon haben sich nun abweichende Meinungen gebildet, und der Streit darüber hat ein Interesse in Anspruch genommen, was eigentlich nur dem Stoff gebühren sollte. Es ist doch wohl genug, wenn jene Märchen und Erzählungen schön, oder wenigstens frappant, picant sind und von tiefer Menschenkenntniß schon von alten Zeiten her Zeugniß ablegen. Ungleich weniger wichtig ist es zu wissen, wo sie herkommen.

Viele derselben documentiren ihre Herkunft einfach durch den Inhalt selbst. Wer einigermaßen die Völker des Alterthums und Mittelalters kennt, wird nicht im Zweifel seyn, ob er ein indisches, und zwar brahmanisches oder buddhistisches, ob er ein altgriechisches oder römisches, ob er ein muhamedanisches, ein romanisches, italienisches, spanisches, französisches, oder ein deutsches, englisches, nordisches, oder ein slavisches, finnisches, tartarisches Märchen vor sich hat. Denn jede Nationalität hat eine eigenthümliche Gemüthsart, Sitte und Denkweise, religiöse Auffassung, wie auch geographische und klimatische Merkmale, woran man ihren eigenthümlichen Charakter erkennen und von dem jeder andern Nationalität unterscheiden kann. Daneben gibt es aber auch wieder viele Märchen und Novellen, oder pikante Erzählungen aus dem gemeinen Leben, bei denen es auf die Nationalität gar nicht ankommt, die nur von so allgemein menschlichen Beziehungen handeln, daß sie überall haben vorkommen können, daß sich daraus ihr Vorkommen bei vielen Völkern, die Uebertragung von dem einen aufs andere leicht erklärt, und daß es mithin sehr gleichgültig ist, wo sie zuerst aufgezeichnet worden sind.

Herr Landau spürt nun mit großer Belesenheit allen Quellen nach, aus denen Boccaccio wahrscheinlich seine berühmten Novellen geschöpft hat, und urtheilt sehr richtig, daß er viele derselben aus naheliegenden, europäischen, hauptsächlich romanischen Quellen entlehnt und seinem Zwecke gemäß, Herrn und Damen möglichst angenehm, aber frivol zu unterhalten und dabei dem Klerus dessen verdorbene Sitten vorzurücken, überarbeitet hat. Wenn auch morgenländische Stoffe damals lange schon ins Abendland gelangt und dem italienischen Dichter bekannt waren, so wählte der Dichter aus ihnen wieder nur solche Stoffe aus und bearbeitete sie so,

wie es seinem Zweck entsprach. Ohne Benfey's große Verdienste um die Märchenforschung zu mißkennen, nimmt der Verfasser — und mit Recht — Anstoß an dessen buddhomanischer Einseitigkeit. „Nach Benfey's Annahme sind alle Erzählungen und besonders die Märchen aus Indien nach Europa gekommen, und wir müßten daher, da wir keinen literarischen Weg für diese Erzählung kennen, annehmen, daß sie durch mündliche Tradition zu Boccaccio gekommen. Dies wäre zwar nicht unwahrscheinlich, denn der Verkehr mit dem Orient war im Mittelalter ein recht lebhafter. Im Norden Europas vermittelten ihn die Mongolen, im Süden die Araber und Juden, die Kreuzzüge belebten ihn, Bekehrungseifer und Abenteuerlust, Ruhm- und Gewinnsucht führten viele Europäer bis in die fernsten Gegenden Asiens. Aber dieser lebhafte Verkehr kann auch eben so gut Erzählungen von Europa nach Asien geführt haben, und was die Erzählung betrifft, von der hier die Rede ist, so könnte sie sehr leicht sowohl in Asien als in Europa selbständig entstanden seyn. Ihr Inhalt ist so einfach, daß er ganz an verschiedenen Orten erfunden werden oder wirklich vorfallen konnte."

Es ist einseitig, den Quell so vieler geistreicher, liebenswürdiger und insbesondere auch so vieler ritterlicher Märchen bei den buddhistischen Mongolen zu suchen. Was diese von schönen Märchen besitzen, die nicht ausdrücklich die mongolische Verzerrung an sich tragen, haben sie aus Indien und zum Theil aus Persien geschöpft, denn vor dem indischen Buddhismus hat schon der Persismus auf die rohe Dämonenlehre ihres Schamanismus Einfluß geübt. Sie kamen überhaupt mit dem mittlern und westlichen Europa in gar keine Berührung, denn ihre kurzen Einbrüche unter Attila und Batu waren nicht geeignet, einen friedlichen Verkehr mit ihnen anzubahnen. Wenn es sich frägt, von welchem Volk und aus welchen Gegenden Asiens die Hauptströmung von Märchen zu uns gekommen ist, so kann gar kein Zweifel obwalten, daß erstens sämmtliche aus Asien in Europa eingewanderte Völker, wozu auch wir Deutsche gehören, uralte Traditionen aus ihrer asiatischen Heimath mitgebracht haben, daß zweitens die handeltreibenden Phönizier auf ihren weiten Reisen von Ophir bis nach Thule und in den vielen Häfen und Handelsstädten, wo sie mit Fremden zusammenkamen, den Austausch vieler Märchen vermittelt haben, daß drittens beim Durcheinanderwerfen der Nationen schon in den alten vorderasiatischen Weltreichen, in den macedonischen und zuletzt noch in dem großen römischen Reiche durch zahllose Gefangene und Sklaven, die ihrer Heimath weit entrückt wurden, auch die Erzählungen verbreitet worden sind, die sie von daheim mitbrachten. Die Völkerwanderung brachte nordische Sagen nach dem Süden. So kam die Fata Morgana aus der Nordsee nach Calabrien. Da Spanien und Süditalien eine Zeitlang den Arabern unterworfen wurden, verzweigten sich hier wieder morgen- und abendländische Sagen. Dieselbe Wirkung hatten die Kreuzzüge. Auf allen diesen Wegen nun ist sicherlich mehr, als auf dem mongolischen Wege Sagenstoff nach Europa geschafft worden.

Mit Recht bemerkt Herr Landau, daß das Interesse der miteinander verkehrenden Morgen- und Abendländer ein gegenseitiges war, und daß gewiß eben so viel abendländische Stoffe von den Orientalen verarbeitet wurden, wie umgekehrt. Von den frivolen Erzählungen der französischen Fabliaux, die größtentheils unmittelbar aus dem Leben aufgegriffen sind, drangen viele in arabische und persische Bearbeitungen ein, wodurch die Dichter den Damen des Harems die Langeweile zu vertreiben pflegten, und dort war wohl nichts willkommener, als grade solche muthwilligen Geschichten, bei deren Lectüre sich die gefangenen Frauen ein wenig trösten konnten. Die Kreuzzüge dauerten lange. Die Nachkommen der französischen Ritter im h. Lande, die s. g. Pullanen, die lange Zeit unmittelbar mit den Muhamedanern verkehrten, waren durch ihre Frivolität berüchtigt und hatten dieselbe aus Frankreich geerbt, wo, wie die zahlreichen Artusromane beweisen, der Humor des Ehebruchs und der Lüderlichkeit so recht zu Hause war.

Ein Punkt scheint uns noch beachtenswerth, nämlich das Alter der Märchenstoffe. Wie sehr sich dieselben auch im Verlauf der Zeiten angehäuft haben, so sind doch ohne Zweifel viele derselben uralt und gehen in eine Zeit zurück, die wenigstens sehr weit hinter den Anfängen des Buddhismus zurückliegt. Das älteste bekannte Märchen ist das auf einer Papyrusrolle in einem ägyptischen Grabe gefundene, welches Brugsch wörtlich ins Deutsche übertragen hat. Es stammt aus der Zeit des Moses und ist einem Sohn des Pharao gewidmet, um ihn vor der Verführung der Weiber zu warnen, welche den dynastischen Interessen so oft verderblich wurden. In diesem Märchen erkennen wir nicht nur Züge aus der durch die Griechen aufbewahrten Sage von der schönen Rhodope, die eine der Pyramiden gebaut haben soll, sondern es kommen darin auch andere Züge vor, die öfter in viel spätern Märchen der verschiedensten Völker wiederkehren, z. B. das unzerstörliche Leben eines unschuldig Verfolgten, der auf mannigfaltige Art getödtet wird,

aber immer wieder auflebt, als Baum aus dem Grabe wächst, als kleiner Ueberrest seines Leibes von einem Schaf gefressen und als Lamm wiedergeboren wird ꝛc., bis er die menschliche Gestalt wieder gewinnt und wieder zu Glück und Ehren kommt. Uralt ist die berühmte Sage von Pyramus und Thisbe, schon von den alten Griechen aus Ninive entlehnt, und wie oft erscheint dieselbe Sage bei fast allen gebildeten Völkern wieder bis auf Shakespeare's Romeo und Julie. Diese Beispiele mögen darthun, in welche frühe Zeit weit verbreitete Sagen zurückgehen. Sie lassen den Schluß zu, daß auch noch viele andere Stoffe hohen Alters sind, ohne daß wir Zeit und Ort der Entstehung noch ermitteln können.

Eine sehr große Zahl alter Stoffe enthält mythische Erinnerungen, deren richtiges Verständniß weder aus der classischen, noch indischen, persischen und nordischen Mythologie, soweit uns deren schriftliche Denkmale vorliegen, gewonnen werden kann. Dies sind die fast zahllosen Märchen vom Glasberge, von der goldenen Stadt jenseits der Sonne und des Mondes, vom dort hausenden Drachen oder Phönix, von der dort hingebannten oder dort schlafenden Königstochter, die erlöst werden soll, von den mannigfaltigen Versuchen dieser Erlösung; Märchen, die vielleicht aus dem ältesten Sabäismus der Magier in Babylon und dessen Ausbreitung mittelst des Kalenders nach dem Norden zurückzuführen sind.

---

## Neueste Schrift aus Rußland.

Aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten. Von Theophil von Falken. Mit dem Portrait von Murawieff. Berlin, Otto Janke, 1869.

(Schluß.)

„Seine Frau, welche sich nach seiner Verhaftung zu ihren in Königsberg wohnenden Eltern begeben hatte, theilte die Aufopferungsfähigkeit der Polinnen. Auf die Nachricht von seiner Verurtheilung und Abführung eilte sie ihrem Manne nach, um sein Loos zu theilen. Gegen 500 deutsche Meilen reiste sie unter unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen, um endlich in einem Dörfchen unweit Tobolsk das Grab des Gatten zu finden. Sie starb wenige Tage später an demselben Orte, und ruht nun an der Seite Dessen, dem sie ihr Leben gewidmet hatte.“ In Tobolsk rühmt Herr von Falken die christliche Liebe, die sich hier der armen Gefangenen erbarmt.

Von hier an aber beginnen erst die rechten Leiden dieser Gefangenen. Mit Schaudern sah der Verfasser einen Zug abgehen. „Es waren meine frühern Leidensgefährten auf dem Transport bis Tobolsk. Sie gingen ihrem weitern Schicksale entgegen. Der Anblick dieses schrecklichen Zuges stellte mir wieder meine ganze schreckliche Lage vor Augen. Da gingen sie, je zwei und zwei mit den Armen aneinander geschlossen, und ihrer zwölf bis sechszehn an eine eiserne Stange geschmiedet. Was ich schon gehört, fand ich hier bestätigt; daß wahrlich von Tobolsk aus der Transport mit noch mehr Härte ausgeführt wird, als dieses bis dorthin der Fall ist. Die Köpfe aller Unglücklichen waren halbnackt rasirt, so daß die Hälfte auf der linken Seite bis ans Ohr blank erschien, während die andere Hälfte noch kurze Haare hatte. Einige trugen auf der Stirn drei Stempel, mit den Buchstaben Wor, welche Zeichen das Wort ‚Wor' bilden, das auf deutsch ‚Dieb' heißt. Ich mußte den Blick von ihnen abwenden, ihr Elend, und das mir bevorstehende, drohte mir das Herz zu brechen. ‚Die sehen so schlimm noch nicht aus,' bemerkte der alte Deutsche, ‚aber bis zum Jahre 1817 stellten solche nach Sibirien Verurtheilte ein wirkliches Bild des Entsetzens dar; denn bis zu diesem Jahre wurden allen Verbrechern auch die Nasenlöcher aufgeschlitzt, oder richtiger gesagt, aufgerissen und das machte schauderhafte Physiognomien.'“ Es half aber alles nichts, Herr von Falken mußte sich beim nächsten Transport ebenso fortschleppen lassen und stand solche Leiden aus, daß er auf der Station Tomsk im Hospital zurückbleiben mußte. Das Hospital war so überfüllt, daß der Verfasser nach drei Wochen, obgleich noch nicht ganz hergestellt, es verlassen mußte und in das s. g. todte Haus gebracht wurde. Das war ein Gefängniß für gemeine Verbrecher. „Nachdem mir die Ketten an den Füßen geschmiedet waren, die gesetzlich 5 Pfund Gewicht haben müssen, wurde ich in meine Zelle eingeführt. Es war eine lange, niedrige Stube, düster, bei eintretender Dunkelheit mit Talglichtern erleuchtet, mit einem drückenden, erstickenden Dunste. Auf der Pritsche hatte ich drei Bretter inne, das war mein ganzer Raum. Auf solche Weise waren in unserer Stube dreißig Mann untergebracht. Und was waren das für Stubengenossen! Jedes Gouvernement, jeder Landstrich von Rußland, glaube ich, hatte hier seine Vertreter. Auch Ausländer waren dabei, ja einige der Verbrecher gehörten sogar zu den kaukasischen Bergbewohnern.“ Unter diesen Menschen mußte nun Herr von Falken leben. Die Kost bestand nur aus Brod und Krautsuppe. Das Jahr ging zu Ende. Erst im Juli des folgenden Jahres 1866, und zwar sonderbarerweise grade am Tage der Schlacht bei Königgrätz,

wurde Herr von Falken von seinen Ketten befreit, indem der Gouverneur ihm ankündigte, der Kaiser habe geruht, seine Strafe aufzuheben und ihm die Rückkehr nach Preußen zu gestatten. „Aus dem Begleitschreiben ersah ich, daß ich meine Begnadigung nur den unausgesetzten Bemühungen des preußischen Minister-Präsidenten und der in seinem Auftrage handelnden preußischen Gesandtschaft zu St. Petersburg zu verdanken hatte.“ An der Verzögerung war nur die russische Langsamkeit schuld.

Ehe Herr von Falken seine Rückreise antrat, schildert er in einer Episode die Flucht eines Polen, der es wagte, aus Sibirien durch die Wälder zu entfliehen, was ihm dadurch glückte, daß er sich einer großen Wallfahrt anschließen konnte, deren Ziel ein berühmtes Kloster in der Nähe von Archangel war.

Auf seiner Rückreise verfehlte Herr von Falken nicht, noch einmal am Grabe seiner Olga zu beten. „Am nächsten Tage erreichte ich den Ort, in welchem die gute Olga sanft entschlummert war. Ich besuchte die hier angesiedelte, gutherzige Kosakenfamilie, welche sich der armen Verlassenen in ihren letzten Tagen so liebreich angenommen hatte, und in deren Hütte sie die Augen schloß. Ich ließ mich nach dem kleinen Kirchhofe führen und brachte eine Stunde inniger Andacht an ihrem schneebedeckten Grabe zu. Vergib, Allgütiger, der Abgötterei, vergib, daß ich an ihrem Grabe, dem geweihten Altare, niedersinke und bete. O, die Engel erhören mein Gebet, sie haben Wacht und weilen gern, wo die Andacht kniet, wo alles Sterbliche und Irdische sich von der Seele löset. O ich bete, unschuldsvoller Engel, schlummre süß! — Auch Deine heißen Gebete für mich hat der Allgütige erhört, ich bin erlöst und errettet von einem Uebermaaß der Leiden. Ich kehre in mein Vaterland zurück, Dein theures Bild im Herzen und mit der wehmüthigen Freude, daß auch Dich der Schöpfer durch einen sanften Tod vor solchem Uebermaaß der Leiden bewahrt hat. O, so trinke des Himmels Wonne! süß schlummernder Engel. Nachdem ich der braven Kosakenfamilie, eine kleine Summe Geldes eingehändigt, mit der Bitte das Grab der guten Olga auch fernerhin zu pflegen, setzte ich mit bewegtem Herzen meine Reise fort.“

Die Rückreise ging über Petersburg. Von hier erzählt der Verfasser einige interessante Anekdoten, welche die russischen Zustände gut schildern. Hier nur eine. Einem Schweizer, der in Rußland als Arzt lebte, widerfuhr Folgendes. Von seiner untreuen Gattin verlassen, ergab er sich, um seinen Kummer zu betäuben, dem Trunke. Da wurde er einmal von einer Generalswittwe zur Tafel eingeladen und mußte neben ihr sitzen. „Es wurde viel getrunken und die Generalin sorgte in liebevollster Weise, daß ihr Nachbar stets gefüllte Gläser vor sich hatte. Die starken, feurigen Weine und Liqueure übten ihre Wirkung auf den armen Doctor aus, der nach Aufhebung der Tafel seinen ziemlich starken Rausch nicht zu verbergen vermochte. Die Generalin machte ihm freundschaftlich scherzhafte Vorwürfe über seinen Zustand. Er war einfältig genug, denselben zu leugnen. Jene forderte ihn auf, in ein anderes Zimmer zu folgen, um dort einen Beweis seiner Nüchternheit zu geben. Es ward ihm dort zu diesem Zwecke ein Papier vorgelegt und ihm die Stelle bezeichnet, wo er den ihm bekannten Namen des zur Zeit in Paris weilenden Sohnes der Generalin niederschreiben sollte. Der Doctor nahm sich zusammen und das Probestück gelang. Die Generalin entließ ihn mit vielen Versicherungen ihrer Freundschaft, ohne sich jedoch wieder um ihn zu kümmern. Nach einigen Monaten wurde der Doctor plötzlich verhaftet und in das Zuchthaus gebracht, ohne sich selbst eine Erklärung dieses Verfahrens gegen ihn geben oder solche erlangen zu können. Erst nach fünfjähriger Haft erfuhr er, daß damals die Generalin, um in Besitz eines bedeutenden Kapitals zu gelangen, der Unterschrift ihres Sohnes bedurft hatte, die von dem Letztern verweigert worden. Bei dessen Rückkehr nach St. Petersburg ward die Fälschung entdeckt und der arme Doctor als Fälscher in Verhaft genommen. Seine Vertheidigung war nutzlos. Er wurde zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt und stand ihm, gleich dem Baron v. S., in den nächsten Tagen seine Transportirung bevor. Die Generalin v. G., die Anstifterin der Fälschung, welche das durch dieselbe erlangte Geld in ihrem Nutzen verwandt hat, ist nicht zur Untersuchung gezogen worden!“

Der Verfasser schließt sein Buch mit folgenden Worten: „Die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers Alexander II. hat das über mich verhängte Strafurtheil des General Murawieff aufgehoben, vernichtet. In diesem aufgehobenen Strafurtheil war auch die Confiscation meines Vermögens ausgesprochen worden. Doch hat weder diplomatische noch andere freundschaftliche Vermittlung mir bis heute nur einen Deut meines mir widerrechtlich vorenthaltenen Eigenthums verschaffen können.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels




Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, № 28. 7. April 1869.


## Neuestes Werk über Tirol.

Brennerbuch. Naturansichten und Lebensbilder aus Tirol, insbesondere aus der Umgebung der Brennerbahn. Von Heinrich Noë. München, Lindauer, 1869.

Wir haben früher schon in unsern Blättern die Schriften angezeigt, welche Herr Noë über die Gebirge und Hochsee'n in Oberbayern und im Salzburgischen geschrieben hat, und dieselben sehr gelobt. Dasselbe Lob müssen wir auch dem vorliegenden etwas umfangreichen Werke spenden. Es ist wieder sehr ungezwungen und angenehm geschrieben, verräth aufs neue das glänzende Talent des Verfassers für poetische Landschaftsmalerei und ländliche Genrebilder und orientirt die Reiselustigen in allen Umgebungen der neuen Brennerbahn. Er selbst hat sich jahrelang im schönen Gebirgslande Tirol aufgehalten, auf den am wenigsten bekannten und besuchten Höhen die schönsten Aussichten aufgesucht, in den abgelegensten Thälern das Volk studirt und sich dabei nicht auf Sommerpartien beschränkt, sondern auch das Winterleben auf mannigfaltigen Touren in Tirol kennen gelernt.

Besonders anziehend sind die Landschaftsbilder. Der Verfasser hat den feinsten Sinn für die Schönheit nicht nur der Formen und Farben, sondern auch der ewig wechselnden Beleuchtung und der verschiedenen Stimmungen der Landschaft je nach der Jahres- und Tageszeit. Auch macht er noch Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Gebirges, welche bisher gewiß nur die wenigsten Reisenden beachtet haben, z. B.: „Eine wunderliche Beobachtung, die wir am Inn machen können, bezieht sich auf eine Eigenschaft desselben, welche er mit allen Wassern gemein hat, die ihre Zuflüsse aus großen Gletschergebieten bekommen. Wenn man im Sommer sein Augenmerk auf die Färbung des Stromes richtet, so wird man bemerken, daß kühles Regenwetter seine Welle weniger trübt, als lang andauernde ununterbrochene Hitze. Der Grund hievon ist gar leicht einzusehen. Wenn es im Thale regnet, liegen die starren Eisflächen, aus denen seine Quellen und die der hauptsächlichsten Nebenflüsse hervorbrechen, in rauhem schneeigen Winter. Unter dem Einflusse der Sonnenwärme dagegen träufelt es in allen Spalten, Schluchten und Adern jener Gewölbe. Dagegen steigt auch die Kälte des Inn mit der Kraft des Sommers. Ich habe oft, wenn ich mich auf dem unförmlichen Fahrzeuge, das von Niederndorf nach Oberaudorf hinüber verkehrt, am Anblick seiner hastigen Wellen vergnügt, mit der Hand die Probe gemacht, und jeder, der auf diesem Wasser zu thun hat, wird die Erscheinung bestätigen."

Hier ein paar Landschaftsbilder. „Hierher muß man an einem jener unbeschreibbaren Nachmittage des Herbstes gekommen seyn, die — wegen der Myriaden Wassertheilchen, die in der von langen Nächten durchthauten Luft schweben — in einem Glanze leuchten, welcher nicht von dieser Welt zu seyn scheint. Je mehr man sich dem Gebirge nähert, verdunkelt dessen goldig durchflimmertes Blau. Hat man die ersten Kernschatten erreicht, so glaubt man sich in ein ungeahntes Land versetzt, denn Himmel und Erde sehen aus, als ob sie in jene blauschwarze Farbe getaucht wären, welche die Frucht der Schlehen und Einbeeren auszeichnet. Glücklich, wer Solches schaut! Es ist möglich, jahrelang im Gebirge zu wandern, ohne jenes Ringen von Aetherfunkeln, stillem Metallglanz und nächtlichem, weichen Sammt-Schimmer gesehen zu haben. Jedes Blatt, jeder Grashalm gleißt vor der niedrigen Sonne und überall stehen unsäglich schwarze Schatten. — Als der Tag aufdämmerte, bemerkte ich, daß es ein solcher

werden würde, für welchen die Tiroler das vorzüglich sinnliche Wort: ‚glänzende Spiegelkälte‘ erfunden haben. — Hier kann sich nichts mit dem sonnigen Mittag vergleichen, wenn die Wand des Kaiser in der heißen Luft lasurblau dasteht und nur manchmal eine gelbrothe Wolke, die der hohe Südwind heraufbringt, einen vorüberwandelnden Schatten auf die flachen Auen wirft. In der Klarheit, Bläue und im Anblick der krystallenen, fast zitternden Luft, möchte sich freilich der Beschauer fast von Beklemmung ergriffen finden, wenn nicht der Blick immer wieder auf den Schnee fiele, der hoch oben auf den rauhen Felsen glitzert und ihm in den träumerischen Sommermittag herab Kunde gibt von dem frischen Treiben der Lüfte dort droben. Doch dünken die Hörner den Thalbewohnern nicht so hoch, daß sie es verabsäumten, in der bösen Zeit der Rauhnächte, welche in die Zeit von Weihnachten bis zum Feste der heiligen drei Könige fallen, dort oben ihr Feuer anzuzünden. In der That vergehen jene Nächte selten, ohne daß man es dort leuchten gesehen hätte — die entgegengesetzte Erscheinung der Sonnwendfeuer, weil diese das abnehmende, jene das erstarkende Licht bedeuten.“

„Die Spitzen des Tauernkogel, die Oberfläche des Gletschers an der Tauernwand, die Schlucht der Tauernklamm, erscheinen hinter einer Jagd von Wolken, die sich gern über den zahllosen Wasserstürzen und Firnfeldern des breiten Gebirgsstockes umhertreiben. Im Grunde, um den verflachten Fluß her zeigen sich die Eigenthümlichkeiten der Pinzgauer Thalsohle: die unabsehbaren Linien wohlgeflochtener Zäune, die vom Wasser durchtränkten Matten, aus deren trübem Spiegel sich jedes Gras so deutlich einzeln erhebt, wie auf dem Rasen eines Gemäldes der altdeutschen Schule, die Pferde, welche sich zwischen den Weidenbäumen tummeln, die zahllosen braunen Heustadel am Straßenzaun, die Gänseheerden im hohen Schilf und über allen Diesem die Spitzen der südlichen Bergreihe, theils von dicken Eisrinden überlagert, theils von frischem Schnee angestaubt. Ueber Bramberg, wo eine große Zirbe mitten im Dorfe steht, gelangt man, während die angedeutete Landschaft links und rechts stets die nämliche bleibt, zum Weiherhof, dem eigenthümlichsten Wirthshause des ganzen Gaues. Es scheint eigens hieher gebaut worden zu seyn, um in das furchtbare Thal Habach hineinschauen zu können, dessen Eiswände wie eine lange Reihe von Theatercoulissen sich hier dem Blick eröffnen. In diesem zirbengetäfelten, altehrwürdigen Hause, in welchem alles, was dem Fremdling geboten wird, sey es an Geräthen oder leiblichen Genüssen, gut und echt ist, vermag der Zecher von der behaglichen kleinen Stube aus seinen Blick immer wieder nach den Klüften und Abhängen der Ferner zu werfen, von deren Gefahren ihm der kundige Wirth erzählt.“

Es werden uns aber auch minder schöne Bilder vorgeführt, nur alle naturgetreu. „Trübselig und unwirthlich dagegen erschienen mir stets die Ansiedelungen des Brixenthales. Diese Weiler Feichten, Hintermoosen, Vordermoosen mit ihren hölzernen Hütten, ihren wenig kräftigen Männern, ihren stumpfsinnigen Weibern, die, ihre Mistgabel in der Hand mit Männerhosen angethan, jeden Wanderer wie einen durchziehenden Elephanten angaffen, bringen ihm eben so wenig muntere Eindrücke als die ungewöhnliche Gleichförmigkeit der breitern Thalmulde, die sich gegen die Wasserscheide zu hebt und in welcher die Heuhütten, welche hie und da an den Zäunen stehen, fast das einzige Auffallende sind.“

Der Verfasser führt uns die kreuz und die quer von der Brennerbahn ab in die Seitenthäler und weit hin im Osten bis nach Reutte, im Westen bis zur Finstermünz. Theilnehmend folgt man ihm in Gegenden, die von der Cultur noch gar nicht beleckt, von den Touristen noch nicht abgeweidet sind. Da gibt es doch auf den Bergen einsame See'n, wohin niemand kommt und die sogar in den Karten fehlen. Da gibt es einsame Wildnisse, z. B. der wilde Gerlos, die Heimath der Gnomen, wohin die Schatzgräber geheimnißvolle Gänge machen. Herr Noë macht auf viele Gegenden und besonders solche Punkte aufmerksam, von wo man die schönsten Aussichten hat. Hier ein Beispiel. „Ehe wir von Klobenstein aus unsern Wanderstab weitersetzen, muß ich vorausschicken, aus welchem Grunde vorzüglich Klobenstein und der Ritten überhaupt von den Bewohnern des Etschlandes besucht werden. Die Hochfläche, welche sich durchschnittlich in einer Erhebung von etwa viertausend Fuß über dem Meere hält, steigt in der Richtung gegen Norden mälig an und erreicht in einer sanften, auf eine ansehnliche Strecke ausgedehnten Steigung endlich eine Höhe von über siebentausend Fuß, von welcher aus sie geradlinig in eine bedeutende Tiefe abstürzt. Diesen Punkt nennt man das Rittener Horn, und von diesem Horn aus, dessen Erhebung eben so unbedeutend, als seine freie Lage unvergleichlich günstig ist, übersieht man ganz Tirol nach allen Weltgegenden. Es ist sonach keine eigentliche Bergbesteigung, die der Besucher des Rittener Horns ausführt, sondern ein Gang in vorherrschend horizontaler Richtung, der ihn nach und nach durch Felder,

Wälder und Weideplätze an eine Fernsichtstelle bringt, wie sie sich in solcher Weise zugänglich im ganzen Berglande nicht wiederfindet. Wer diesen Spaziergang unternimmt, geräth auf einem kleinen Umwege in das Bad Süß, an welchem zwischen Forsten versteckten Häuschen wir einen Augenblick verweilen wollen, weil es ein wahres Urbild jener Bauern-Badeorte ist, welche man nur im südlichen Tirol findet."

Hier bewunderte der Verfasser die Schönheit der Race. „Da sieht man Bauerngesichter, welche draußen im Flachland vorgezeigt für die Lügen eines Malers gehalten würden. Die Männer aus Sarnthal und Passeier von hoher Gestalt, schönen Zügen und langem schwarzen Haupthaar, kühnen Blickes und rascher Geberden gemahnen wohl daran, daß auf diesen Bergen die Nachkömmlinge des edelsten deutschen Stammes wohnen. Zur Kennzeichnung ihrer Art will ich eine Aeußerung anführen, welche ich einmal in der Stube des Badls von einem sonnverbrannten, wild dreinblickenden Sarnthaler Burschen hörte. Ich fragte ihn, ob die Aussicht auf dem Horn wirklich so schön sey, wie die Leute behaupteten. Darauf antwortete er: ‚Stell Dir vor, Du bist selm (dort) mitten in einer Kronen drinnen, und die Zacken von der Krone, das sind die Schneeberg, die D' siehst.' Ich kenne manchen Verfasser der einen und andern ästhetischen Reisebeschreibung, dem niemals etwas Aehnliches in den Kopf gekommen ist."

Noë ist nicht zufrieden mit gewissen Schilderern Tirols, die sich einen Ruf erworben haben, z. B. mit Beda Weber, den er mehrmals tadelt und widerlegt. Auch verwirft er die Industrieen, welche Landschaftsbilder aus Tirol in die Welt schicken, die unwahr sind, z. B. eine Ansicht von Landeck. „Auf der Brücke angelangt, welche, über den Inn gespannt, die beiden Theile des stadtähnlichen Dorfes verbindet, nehmen wir Veranlassung, uns über die geschäftliche Einbildungskraft zu wundern, welche die Feder des einen und andern Künstlers geführt hat, dem Reisewerke ihre ‚Illustrationen' verdanken. So erscheint in einem der bekanntesten Bücher dieser Art Landeck im drohenden Schatten seiner Berge und unter der Brücke, auf welcher wir hier in den reißenden Fluß hinabschauen, steuert ein Floß hindurch, von Männern mit spitzigen Hüten geleitet. Dem betreffenden Künstler muß man nachsagen, daß er seine Berge schlecht kennt, denn nicht überall wo ein Wasser ist, geht Floß oder Schiff. Seit der Inn aus seinen Graubündner Bergen herabkommt, hat seine Welle bei Landeck niemals einen von Menschen geführten Balken getragen. So unsinnig oder tollkühn, sich auf diesen obern von Wasserstürzen, Felsengen und umbrandeten Kieshaufen unterbrochenen Theil des Flußlaufes zu wagen, ist in Tirol niemand. Erst in der Umgebung der Landeshauptstadt, wo er im breitern Thale gleichmäßig dahinrollt, vertraut man ihm Holzstämme, Schiffe und Menschen an."

Vorzüglichen Werth haben die Genrebilder des Verfassers, die genauen Schilderungen der Bauern und ihres Heimwesens, der Dörcher (Landstreicher), der hausirenden Italiener, der Froschfänger im Etschthal ꝛc. „Als im Etschlande die Cholera wüthete, zogen die Bauern das Fleisch der Frösche aller andern Nahrung vor und in jenen Tagen blühte das Geschäft so, daß sich ein geübter Froschler dreißig Gulden in der Woche verdienen konnte. Jetzt ist der Genuß dieser Waare ausschließlich auf die Fasttage, namentlich die vor Ostern, beschränkt."

Eine rührende Erzählung knüpft der Verfasser an die seltenen Alpenblumen, das Edelweiß und die noch seltenere Jägerblume. „Wie oft hat eine neckische Dirne dort oben auf der Hochalp auf zärtliche Worte damit geantwortet, der Seppele oder Hans oder Jörgl solle zuvor auf die oder die ‚gache Leiten' (steilen Abhang) hinaufsteigen und ihr ‚a recht schöans Büschall' herunterbringen, ehe sich weiter über die schönen Dinge sprechen lasse, welche er ihr vorsagte, während sie am Brunnentrog ihre Milchkübel wusch! Jetzt steht dort ganz in der Nähe neben einem Felsen, auf welchem blutrothe Flechten wachsen, ein ‚Bildstöckl', worauf dargestellt ist, wie ein Mensch seinen Kopf am Stein zerschlägt. Es ist seither manche Thräne darauf gefallen und während der ganzen Zeit, in welcher die Hochalpe bewohnt wird, hängt jeden Sonntag ein frischer Kranz von Jochrauten, Prunellen und Edelweiß daran — ja manchmal ist auch ein wirkliches Jagerbleamel hineingeflochten — aber derselbige Seppele oder Jörgel schläft tief unten in einer finstern Kammer und weiß nichts mehr vom langen Winter und von der lustigen Sommerzeit, wo auf den Jöchern die schönen Blumen stehen."

Ungemein charakteristisch für die Sitten in Tirol ist folgende wahre Geschichte. Ein junger Mann Namens Mantel liebte die Rosina Hundertpfund aus Lermoos. Sie wollte ihn nicht, ließ sich aber endlich bewegen, eine heilige oder Josephsehe mit ihm einzugehen, welche jede Berührung ausschließt. Er hoffte, sie werde in der Ehe milder gestimmt werden, aber er täuschte sich, denn sie entfloh seinen Zumuthungen und kehrte ins elterliche Haus zurück. Das wurde ihm abgesperrt und er befand sich in großer Liebesnoth. Da er wieder nach seiner Frau frug, log ihm ein Verwandter derselben vor, sie sey eben mit andern Tiroler Auswanderern davongezogen, um in Peru eine andere Heimath zu

suchen. Da nun wirklich ein großer Trupp von Auswanderern eben fortgezogen war, eilte ihnen Mantel in blinder Angst nach, holte sie aber nicht mehr ein. Auch aus dem Hafen war das Schiff mit ihnen schon abgegangen. Er bestieg ein anderes und kam nach Peru. Da war keine Rosina weit und breit zu finden, denn sie saß ruhig daheim und hatte nie daran gedacht, auszuwandern. Er aber konnte nicht mehr zurück, weil er kein Geld mehr hatte, mußte in den Bergwerken arbeiten und wurde von Indianern erschlagen. Von Rosina erfahren wir noch, sie sey jetzt eine stattliche Pfarrköchin.

Gelegentlich schildert uns Noë das Eisenbahnunglück auf der Brennerbahn, das Herabstürzen einer Lawine auf den Zug.

Traurige Betrachtungen stellt der Verfasser über die Versäumnisse der österreichischen Regierung in Bezug auf Südtirol an. So lange Metternich regierte, wurde das italienische Element auf Kosten des deutschen begünstigt, wurde dort systematisch die deutsche Sprache verdrängt, es durfte nur noch italienisch gepredigt, Schule gehalten und amtirt werden, wenn auch die Gemeinden deutsch waren. Durch lange Jahrhunderte hatte Südtirol dem Kaiser Treue bewahrt und Blut und Leben für die deutsche Sache geopfert, in ruhmwürdigen Schlachten Mailänder, Venetianer und Franzosen zurückgeschlagen. Erst Metternich brachte es durch seine Bevorzugung aller nichtdeutschen Kronländer vor den deutschen dahin, daß sich in Südtirol, vornehmlich in Trient, Mazzinisten einnisteten und ganz Südtirol bis zum Brenner für Italien in Anspruch nahm.

Indem Noë sich so patriotisch äußert, ist es uns aufgefallen, daß er auf S. 283 mit so wenig Achtung von Andreas Hofer spricht, den er für einen Pfaffenknecht hält. Andreas Hofer war kein Pfaffenknecht und kämpfte auch nicht blos für die Religion seiner Väter, sondern auch für die deutsche Sache und zwar so ruhmwürdig, daß er mit dem Herzog von Braunschweig und dem preußischen Major Schill das Kleeblatt unvergeßlicher Helden füllt, die zur Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands, wenn auch ihre Unternehmungen nicht gelangen, doch die Ehre der Nation retteten. Das hätte Herr Noë erwägen und sich nicht vom Pfaffenhaß hinreißen lassen sollen. Aber er war gegen die ultramontanen Blätter eingenommen, die allerdings jetzt in einer unpatriotischen, ja vaterlandsverrätherischen Weise das Einigungswerk der deutschen Nation zu verhindern trachten, und dieselben Franzosen, welche die Tiroler in den Jahren 1703 und 1809 mit so großem Ruhme zurückschlugen, jetzt am liebsten wieder über den Rhein herüberkommen sähen. Das ist nicht die Partei des herrlichen Andreas Hofer, welche die Religion und das Vaterland, die Pflicht gegen Gott und die Pflicht gegen die deutsche Nation von einander schneiden zu können vermeint und im Namen der Frömmigkeit zu Vaterlandsverrath auffordert.

Wir lesen hier: „Beispielsweise sage ich, daß ein Wirth, bei welchem ich mich mehrere Wochen aufhielt, es niemals für angezeigt erachtete, mich oder irgend einen andern seiner Gäste zu grüßen, wenn er uns draußen auf dem freien Felde begegnete. Nicht selten kam es auch vor, daß Ankömmlinge, namentlich Maler oder dergleichen Fremde von etwas auffallenden oder burschikosen Geberden mit unverhehltem Argwohn betrachtet wurden. Ein solcher wurde den Gensdarmen angezeigt, weil er eine hölzerne Hütte auf dem Mittelgebirg abgezeichnet hatte und einen ‚rothen' Hut trug. Unter den Fremden mußte sich, den Meinungen der Passeier nach, eine starke Anzahl Landesverräther befinden und es spricht nicht wenig für ihre Werthschätzung der eigenen Heimath und ihr Selbstbewußtseyn, daß sie glaubten, die halbe Welt habe nichts zu thun, als sich über die Eroberung von Tirol den Kopf zu zerbrechen. Wer den Geist begriffen hat, der einem leider nicht geringen Theile der Tiroler Zeitungsschreiber in die Feder dictirt, wird sich nicht wundern, daß die Blätter, statt die Bochen auf ihren Unsinn aufmerksam zu machen, die löblichen ‚Gemeinden' in solchem Treiben noch bestärkten. Namentlich der ‚Preuß' ist es, dessen Gespenst auch in Passeier umgeht und wegen seiner Allgegenwart ohne Zweifel selbst die Sennerhütten, Bildstöckln und Kühe abzuzählen beauftragt ist, wenigstens wäre es ohne das nicht abzusehen, wie er sich aller Orten die Zeit vertriebe." Wenn also die Franzosen noch einmal über den Rhein kämen, so sollte es die Tiroler freuen müssen, und sie sollten womöglich selber im Bunde mit den Franzosen auf ihre norddeutschen Brüder losschlagen, damit Frankreich das linke Rheinufer wieder bekäme, den Rheinbund erneuerte und Tirol zwischen diesem Rheinbund und Italien eingekeilt, an seiner Glaubenseinheit eben so große Einbuße würde leiden müssen, wie an seiner deutschen Nationalität. Der edle Andreas Hofer würde sich im Grabe umdrehen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 29.** 10. April 1869.

## Zeitgeschichte.

1) Preußens gerechte Sache. Ein Wort zur Verständigung von einem Süddeutschen. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1869.

Diese Flugschrift ist eben so correct gedacht, als klar geschrieben und gewiß zeitgemäß, da sie gegen die Vorurtheile ankämpft, die im südlichen Deutschland gegen Norddeutschland nicht sowohl beim Volke vorherrschen, als vielmehr dem Volke erst durch künstliche Agitation und insbesondere vermittelst der Presse eingeimpft werden. Man kennt den unpatriotischen, vaterlandsvergessenen Zweck dieser Agitation. Sie will zum Kriege hetzen. Gesetzt, in diesem Kriege würde der norddeutsche Bund unterliegen, so risse Frankreich das linke Rheinufer an sich und würde unter Oesterreichs Präsidium vielleicht ein neuer deutscher Bundesstaat zusammenkommen, aber derselbe würde kleiner seyn, als der frühere, denn das linke Rheinufer wäre verloren, und nur im günstigsten Falle würde die alte Bundesmisère zurückkehren. Wahrscheinlicher würden sich die innern Verhältnisse Deutschlands noch schlimmer gestalten als früher, weil die Mittelstaaten einen Druck von Seiten Oesterreichs nicht ertragen und lieber wieder einen Rheinbund unter französischem Protectorat bilden würden. Alsdann kehrten die Tage der Fremdherrschaft wieder, wie wir sie im Anfang des Jahrhunderts erlebten, und die Ströme von Blut, welche 1813 bis 1815 für die Befreiung des großen deutschen Vaterlandes geflossen sind, wären vergeblich geflossen. Oesterreich würde, zwischen Frankreich und Rußland und dem Argwohn der Mittelstaaten eingeengt, lediglich nicht mehr im Stande seyn, die deutschen Geschicke zu lenken. Deutschland würde tiefer sinken, als es je gesunken ist.

„Würde ein Oesterreich, das den preußischen Rivalen in Deutschland beseitigt hätte, die Volkssouveränetät derselben aufrichtig respectiren? Würde es nicht im Gegentheil mit seinen fast verzweifelten Uebelständen nicht noch ungleich schwerer, als man dies von Preußen zu fürchten vorgibt, auf den übrigen deutschen Staaten lasten und dieselben noch viel rücksichtsloser, als früher, im Interesse seiner meist außerdeutschen Hausmacht verwenden? Oder würde etwa Frankreich, falls diese verschiedenen Gemeinwesen als eine Art Kleindeutschland oder Rheinbund unter seinen politischen Einfluß kämen, ihnen die vollkommene Freiheit der Bewegung lassen, ja auch nur ihrer Nationalität genügende Rechnung tragen?“

Würde aber in dem Kriege, in den man uns hetzen will, der norddeutsche Bund Sieger bleiben, dann würden die süddeutschen Staaten mehr noch als 1866 bereuen, sich dem unheilvollen Bunde gegen die Nationaleinheit angeschlossen zu haben.

Die vorliegende Schrift, die das alles klar macht, ist also gewiß zeitgemäß. Indem sie eines der mehr erkünstelten und sophistisch ersonnenen, als natürlichen Vorurtheile der Süddeutschen nach dem andern widerlegt, vertheidigt sie vor allem ihrem Titel gemäß Preußens gerechte Sache und weist nach, daß Preußen keine andere Politik verfolgt, als die deutsche, die große nationale, daß Preußen nicht, wie man einfältigerweise immer noch behaupten hört, Deutschland in Stücke reiße, sondern es vielmehr vereinige, daß es kein fremder Raubstaat sey, welcher widerrechtlich deutsche Länder raube, sondern ein wahrer deutscher Staat, der deutscheste unter allen, der die Deutschen nicht unterjochen, sondern durch Vereinigung bei voller Achtung der Freiheit ihnen den unschätzbaren Vortheil der Einheit, Macht und Sicherheit gewähren wolle.

Man hat einen lächerlichen Jammer aufgeschlagen

über die depossedirten Fürsten. Aber Hannover und Hessen haben von Preußen weit mehr Schonung erfahren, als sie verdienten, denn hauptsächlich in Hannover, Kassel und Frankfurt wurden die feindseligsten und treulosesten Plane gegen Preußen geschmiedet, und waren schon im Winter von 1865 die neuen Landkarten entworfen, in denen die Zerstückelung Preußens, die man beabsichtigte, eingetragen war. Ueberhaupt hatte die europäische Diplomatie, welche auf dem Wiener Congreß nur zusammensaß, um die Begeisterung von 1813 und die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation zu unterdrücken, auch das Königreich Hannover nur vergrößert, um es zwischen die beiden Hälften Preußens hineinzuschieben, und damit es in Verbindung mit den gleichfalls ohne alles Verdienst vergrößerten und am deutschen Bundestag stimmberechtigten Königen der Niederlande und Dänemarks Preußen einengen, überwachen und von der Nordsee abschneiden sollte. Wenn irgendwo die Perfidie des Wiener Congresses deutlich hervorblickt, so ist es in jener Schöpfung und Vergrößerung des Königreichs Hannover. Dieselbe hatte von Anfang an keinen andern Zweck, als die 1813 von Preußen ausgegangene Begeisterung für die Freiheit und Einheit aller Deutschen zu hemmen und wie ein böser Stein den lebendigen Springquell zu verstopfen. Hannover hat auch in der Folge immer nur jener perfiden Politik des Congresses gedient und war immer der widerwärtigste Hemmschuh für die deutsche Freiheit und für die deutsche Einheit zugleich.

Es ist vollkommen wahr, was wir hier lesen. „Hatten die einverleibten Staaten schon vorher Preußens Staatsgebiet entzweigespalten und seine Stellung wesentlich erschwert, so wären sie nun, nach den Vorgängen des Jahres 1866, durch ihren Fortbestand oder ihre Wiederherstellung die größte, nicht erst zu fürchtende, sondern bereits eingetretene Gefahr für Preußen geworden, und man muß in der That alles Gedächtniß für das frühere und spätere Benehmen der betreffenden Fürsten gegen den preußischen Staat und für die Zähigkeit und Unbeugsamkeit ihres Eigensinns verloren haben, um dies in Zweifel zu ziehen. Nicht als wäre ihre eigene Macht bedrohlich gewesen; aber als die beständigen Stützpunkte für ein durch die preußischen Siege aufgeschrecktes, eifersüchtiges und eine ungeheure Militärmacht entfaltendes Frankreich, für ein noch immer mächtiges, und beim Fortbestand jener Staaten noch immer insgeheim an seiner deutschen Politik festhaltendes Oesterreich waren sie eine Gefahr für Preußen, die um jeden Preis beseitigt werden mußte. Aber auch vom deutschen Standpunkt aus finden jene Einverleibungen ihre volle Berechtigung. Das Interesse des Ganzen, der Nation steht über dem Interesse des einzelnen Gliedes, oder vielmehr, letzteres ist, wo es mit dem Interesse des Ganzen in Widerspruch tritt, nur ein Scheininteresse, welches ersterem weichen muß. Das Interesse einer eigenen staatlichen Existenz dieser Provinzen aber war unter den gegebenen Verhältnissen mit dem Interesse der deutschen Nation durchaus unvereinbar, sofern das bundestäglich-österreichische System in den betreffenden Staaten seine zähesten Wurzeln hatte und die politische Entwicklung Deutschlands in ihnen weit mehr noch, als in andern Kleinstaaten, Hinderung fand. Hatte doch Hannover schon bisher jeder gemeindeutschen Fürsorge für die Nordseeküste widerstrebt, ohne selbst etwas für dieselbe leisten zu können oder leisten zu wollen; hatte es doch Preußen nicht einmal verstattet, über eine kleine Strecke seines Gebiets eine Eisenbahn an den Jahdebusen zu bauen. Und an Hessenkassel hätte sich schon einmal unter der schändlichen Mißregierung seines Kurfürsten, welcher seine Souveränetät in der rücksichtslosesten, weitgehendsten Weise mißbrauchte und sich hiebei, Preußen gegenüber, auf Oesterreich und den Bund stützte, beinahe der Bürgerkrieg in Deutschland entzündet, wie sich auch Nassau und Frankfurt allezeit als gehässige Parteigänger der österreichischen Bundespolitik bewiesen. Diese Hindernisse mußten, nachdem durch die Entscheidung des Kriegs der Weg hiezu geebnet war, für immer beseitigt, die betreffenden Länder mußten im Interesse der gesammten Nation in die unmittelbare Machtsphäre der thatsächlichen deutschen Vormacht gestellt werden. Ein anderer Ausweg war unter den bestehenden Verhältnissen nicht denkbar. Jene Provinzen haben aber auch durch ihre Einverleibung in Preußen nichts verloren, so daß sie sich in irgend einer wesentlichen Beziehung für beraubt ansehen könnten. Sie sind nicht etwa unter eine Fremdherrschaft gerathen, wie seinerzeit unter Napoleon I., sondern es ist das blutsverwandte Preußen, der erste an der Spitze der ganzen Nation stehende deutsche Staat, dem sie nun angehören; ihre provinciellen Eigenthümlichkeiten werden, soweit sie sich mit dem Wohl der Gesammtheit vertragen, geachtet; die großen Vortheile, welche ihnen aus dem Eintritt in ein wirklich nationales Staatsleben erwachsen, werden sie bald die vorübergehenden Nachtheile und Unbequemlichkeiten, wie sie jedes tiefer eingreifende Uebergangsstadium mit sich bringt, verschmerzen lassen.“

Auch was hier über Schleswig-Holstein gesagt ist, enthält die reine Wahrheit. „Nachdem Dänemark gedemüthigt war und im Wiener Frieden alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein und Lauenburg seinen Besiegern

abgetreten hatte — was sollte nunmehr aus diesen Ländern werden? Noch viel weniger, als die Eroberung dieser Länder, konnte die Bestimmung darüber dem Bundestag überlassen werden, der gar nicht in der Lage war, in dieser Beziehung dem dringenden Bedürfniß der Zeit zu entsprechen. Gleichwohl wäre Preußen bereit gewesen, in Uebereinstimmung mit Oesterreich und dem Bund die Elbherzogthümer an den Prinzen Friedrich von Augustenburg, obgleich dessen Ansprüche nicht außer allem Zweifel lagen, zu überlassen, wenn sich derselbe zu denjenigen Concessionen verstanden hätte, welche sowohl die Staatsverhältnisse Preußens, als die Gewinnung und Verwerthung dieser Provinzen für das Gesammtinteresse Deutschlands unerläßlich machten; aber der Prinz verhielt sich ausweichend und ablehnend: er hoffte mit Hülfe Oesterreichs und des Bundes, am Ende wohl auch Frankreichs, eine im Wesentlichen ungeschmälerte Souveränetät davonzutragen. Ebensowenig konnte man die Frage der absolut freien Selbstbestimmung der Schleswig-Holstein'schen Bevölkerung anheim stellen. Denn es kann nie und nimmer dem Bruchtheil einer Nation das Recht zustehen, sich ganz beliebig und vielleicht in einer Weise einzurichten, welche zum Nachtheil der Gesammtheit ausschlägt."

Sehr wahr ist auch, was die vorliegende Flugschrift über die großdeutsche Fiction eines auf der Basis des alten neuzuerrichtenden Bundesstaats sagt, eines Bundesstaats, in welchem den vielgerühmten „berechtigten Stammeseigenheiten" Rechnung getragen werden soll. Was daran berechtigt ist, hat ja der norddeutsche Bund bestehen lassen und nicht im mindesten gekränkt. Aber die Hietzinger schieben immer die Volksstämme vor und meinen doch nur die Dynastien. Die Volksstämme bewahren ihre Eigenthümlichkeit sogar in Frankreich, wo sonst alles so sehr centralisirt ist. Der Normanne, der Bretagner, der Vendéer, der Provençale unterscheiden sich von einander ganz ebenso, ja in mancher Beziehung noch mehr, als der Mecklenburger, Rheinländer, Bayer rc. und doch fällt es keinem Franzosen ein, das große Frankreich zerstückeln und wieder souveräne Herzöge der Normandie, Bretagne, Bourgogne, Guyenne oder neue Könige von Areiat, souveräne Grafen von Provence rc. schaffen zu wollen. Sie wissen wohl, daß es besser ist, fest eingefügte Theile eines großen Ganzen zu seyn, als ein lockeres Conglomerat von selbständigen Mittel- und Zwergstaaten.

Mit Recht spottet der ungenannte Verfasser über den erbärmlichen Trost, auf den sich das kleinstaatliche Philisterthum so viel zu Gute thut. „Uebrigens stammt jene Hervorhebung der Vorzüge, welche die Zersplitterung einer Nation in souveräne Kleinstaaten habe, und die hiemit in Verbindung stehende Behauptung, daß diese Zersplitterung mit dem providentiellen Beruf Deutschlands zusammenhänge, ein Volk allgemeinster Bildung mit Beschränkung mehr auf das geistige Leben, ein ‚Volk der Denker und Dichter' zu seyn, lediglich aus einer Zeit, in welcher man der Misère der staatlichen Ohnmacht Deutschlands, um sich möglichst mit derselben auszusöhnen, allerlei gute Seiten abzugewinnen und sich dieselbe irgendwie zurechtzulegen suchte." Das war die niederträchtige Rheinbundzeit, in der sich so viele deutsche Professoren, Denker und Dichter in die Rolle der Griechen hineinträumten, die nach dem schmählichen Untergang ihrer nationalen Unabhängigkeit sich noch für geehrt hielten, wenn sie ihren stolzen, aber minder gebildeten Herrn, den Römern, als unterthänige Sclaven vorsingen und vortanzen, vorphilosophiren, weise vororakeln durften, den vornehmen Damen aber die Hunde nachtragen mußten. Es ist bekannt, daß sich in jener Rheinbundzeit auch Talleyrand sogar von ganz vornehmen deutschen Herrn die Hunde hat nachtragen lassen.

2) Erwiederung auf die undeutsche Mahnung eines deutschen Offiziers (Arkolay) von einem süddeutschen Offizier. München, Kaiser, 1869.

Ein Herr Streubel, k. sächsischer Lieutenant a. D. hat unter dem Namen Arkolay eine Flugschrift ausgehen lassen, die den Süddeutschen Angst und bange machen will, daß es ihr Untergang seyn werde, wenn sie zu Norddeutschland hielten. Preußen könne sie nicht beschützen, sie selbst sich auch nicht, also sollten sie bei Zeiten sich an Frankreich und Oesterreich gegen Preußen anschließen oder um jeden Preis ihre Neutralität behaupten.

Diese durch und durch hietzingerische, vaterlandsverrätherische Schrift, welche die Wiederkehr der napoleonischen Fremdherrschaft wie im Anfang des Jahrhunderts herbeiwünscht und gewissermaßen im Voraus verbürgt, wird in der vorliegenden kleinen Schrift von einem süddeutschen Offizier gründlich widerlegt und wie sie es verdient, derb abgefertigt. Es wird darin gezeigt, daß, wenn es auch zu einem Kriege käme, Frankreich alle seine Kräfte gegen den Niederrhein verwenden müßte, und daß Oesterreich, durch Ungarn gehemmt, gar nicht daran denken kann, das den Augustverträgen treue Süddeutschland etwa erobern zu wollen.

Der Verfasser sagt den Süddeutschen: „Der Anschluß Süddeutschlands ist allerdings der so rasch fertig gewordenen Nordbundsverfassung gegenüber schon etwas ver-

spätet, — allein je mehr das specifische Junkerpreußenthum dominirt und eindringt in das ganze norddeutsche Gebiet, um so schwerer wird der vielseitige freie und wärmere süddeutsche Geist dereinst mitbestimmenden Einfluß auf das Ganze gewinnen können, — daher je länger gewartet wird, um so mehr innere Schwierigkeiten werden der Vereinigung entgegenstehen! Ist es aber nicht schöner und nützlicher unsere Kraft miteinzusetzen, hiedurch mancher Einseitigkeit zu begegnen, — als schmollend fernzustehen mit der trügerischen Hoffnung auf den Zerfall des eben errichteten Bauwerkes? Täuschen wir uns nicht über die Fundamente dieses Baues, welche sind das preußische Volk und Land, — es ist dies ein ausdauernd Volk und ein tüchtiges Land, welches schon drei ihm mit Vernichtung drohende Katastrophen in der neuen und neuesten Geschichte ruhmreich überstanden, und in den schwersten Zeiten immer Kraft bewährt hat, nicht nur auszuhalten, sondern auch schließlich zu siegen! Ohne von dem Erfolg geblendet zu seyn, aber fußend auf die geschichtlich und noch in jüngster Zeit bewährte zähe Energie, können wir wohl behaupten, daß Jene, welche glauben, ein sinkender Staat habe solche Erfolge und Durchführungskraft, producire derartig große Geister und stählerne Charaktere, die rechtzeitig an den richtigen Platz gestellt sind, wohl niemals Geschichte mit Ernst studirt haben. Uns Süddeutsche aber sollte die Erkenntniß dazu treiben, die einzige gegenwärtige Möglichkeit der Mitwirkung an der Entwicklung Deutschlands mit Freuden zu erfassen, und bei Zeiten zu versuchen, auch unser Bestes miteinzusetzen, entgegen der straffen Einigungsgewalt, entgegen den zu kühlen Verstandesforderungen, damit sich alle deutschen guten Eigenschaften zu einer vollen Nationalkraft vereinigen! Dann wird das Streben nach dem Wahren und Besten, unser höchster sittlicher Gehalt, sich durchringen, und wie uns dasselbe vereint mit dem deutschen Fleiß und der Ausdauer bereits unter allen Nationen zum Vorkämpfer der Civilisation machte, so kann es kommen, daß wir die beste staatliche Einigungsform finden und auch hierin noch maßgebend werden! Förderlich ist uns also die Einigung in jeder Hinsicht, — schädlich hingegen in jeder Beziehung die so künstlich geschürte Verbitterung und gegenseitige Verkennung. — Zurückweisen müssen wir schließlich vor allem die Erweckung der Furcht vor dem Auslande; je entschiedener wir selbst sind, um so vorsichtiger wird sich das Ausland thatsächlich verhalten!"

Ueber Oesterreich-Ungarn lesen wir hier: „Ungarn verdankt diese Gleichberechtigung unstreitig den Ereignissen von 1866, ebenso wie Italien den Besitz Venetiens denselben verdankt, — was beide Staaten wohl noch nicht vergessen haben werden. Will der Doppeladler sich nicht noch weiter in zwei Hälften spalten, so dürfte es am gerathensten erscheinen, solange dem westlich strebenden Kopf ebenso zu widerstehen, wie dem östlich weisenden, bis einmal Beide gleiches Interesse haben. Vorläufig scheint dies noch nicht gegeben; denn so erwünscht den Deutsch-Oesterreichern erneuter Einfluß in Deutschland, eventuell Stärkung durch Annexionen 2c. 2c., auch wäre, um die andere Hälfte mehr in Schach zu halten, so sehr wird von der bedrohten Hälfte sich dem widersetzt werden müssen. Wird aber lediglich innere Kräftigung erstrebt, so kann nichts erwünschter seyn, als die Nachbarn in riesigen Kämpfen ihren Kräfteüberschuß verbrauchen zu sehen. Dies alles wurde wiederholt von Seite Oesterreich-Ungarns selbst betont; es ist in der That so einleuchtend, daß man kaum Grund zum Zweifel hat, hierin die wahre politische Haltung zu sehen. Ernsten verantwortlichen Staatsmännern kann man billigerweise keine gewöhnlichen menschlichen Leidenschaftsmotive unterlegen; und nur diese könnten Oesterreichs Leitung auf einen diesen Vernunftschlüssen entgegengesetzten Weg verleiten. Blicken wir weiter! Durch eine freundliche Haltung gegen uns wird Deutschland die Nothwendigkeit der slavischen Bundesgenossenschaft erspart, und um so sicherer wird dereinst bei dem Kampfe um den Orient ganz Deutschland redlich auf Oesterreich-Ungarns Seite stehen. Dagegen wäre ein feindseliges Auftreten Oesterreichs für dieses Reich selbst ohne Zweifel ein gewagtes Spiel; denn fände sich keine Auseinandersetzung mit Deutschland in befriedigender Weise, so müßte stets Oesterreich als der gefährlichste Gegner unserer Entwicklung betrachtet, und es müßten nothgedrungen die Ereignisse von 1866 solange wiederholt werden, bis vielleicht Oesterreich-Ungarn sich auf Ungarn allein reducirt sähe. Jede Medaille hat ihre Kehrseite, und diese wird sich jeder Staat wohl besehen, ehe er sich in ein ernstes Wagniß einläßt. Diesen Erwägungen gemäß kann man folgern, daß Oesterreich-Ungarn in einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland eher eine wohlwollende Neutralität als eine feindliche Haltung beobachten werde. Gegenüber den Behauptungen unseres Gegners müssen wir auf den Widerspruch aufmerksam machen, in einem Athemzug die dominirende Stellung Oesterreichs und die Nothwendigkeit der Wiedererkämpfung seines Einflusses zu betonen; offenbar macht das Eine das Andere überflüssig."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 30. 14. April 1869.

## Theologie.

1. Ueberblick der Hauptfragen, das Leben Jesu betreffend. Von Prof. Dr. Chr. J. Riggenbach. Basel, Bahnmaier (Detloff), 1868.
2. Zur Einführung in das Schriftthum Neuen Testamentes. Fünf Vorträge von R. F. Grau, Prof. der Theologie in Königsberg. Stuttgart, S. G. Liesching, 1868.
3. Prolegomena zur biblischen Hermeneutik. Erstes Heft. Von Prof. Dr. J. H. Friedlieb. Breslau, Aderholz, 1868.
4. Die kanonischen Evangelien als geheime kanonische Gesetzgebung. Von Dr. G. M. Redslob, Prof. in Hamburg. Leipzig, Brockhaus, 1869.

Obgleich unsere Blätter kein Forum für theologische Streitfragen sind, glauben wir doch unsere Leser auf das gleichzeitige Erscheinen dieser Werke aufmerksam machen zu sollen, die von demselben Gegenstand handeln und einander doch auffallend widersprechen.

Gegenstand sind die Evangelien, deren Verfasser, deren Verhältniß zu einander und ihr Verhältniß zur Ausgestaltung der christlichen Kirchen. Die erste der vorliegenden Schriften ist in der Schweiz geschrieben, wo gegenwärtig das geoffenbarte Wort scharf angegriffen wird. „Was ein Strauß seine Deutschen zu lehren sucht, das unternehmen Schweizerpfarrer in der Kirche praktisch einzuführen. Nicht als wäre unser Volk soviel reifer dazu als das deutsche, aber die hemmenden Schranken sind bei uns fast überall schon zu Boden geworfen, der Spielraum frei. So war es denn auch Strauß und abermals Strauß, den uns Baslern im vergangenen Winter die Herren Lang und F. Langhans verkündigten. Zwar bemühten sich beide, gewisse Punkte hervorzuheben, worin sie sich von Strauß unterschieden. Aber es will das, näher besehen, wenig sagen." Ueberhaupt ist Strauß selbst in der Verneinung fortgeschritten. „Vor 30 Jahren hatte er sich bemüht, die neutestamentlichen Mythen als absichtlos entstandene poetische Verherrlichungen Christi darzustellen. Jetzt hat ihn Baur dazu gebracht, daß er der bewußten und absichtlichen Erdichtung weit mehr Raum als früher zugesteht. Wenn er doch noch von Mythen redet, so ist der Begriff nicht mehr derselbe, sondern wie bei Renan, wenn er von Legenden spricht, ist es bald eine Sage, entstanden, man weiß nicht wie, nach irgend einem alttestamentlichen Vorbild, bald gradezu eine bewußte Erfindung. Ja nicht einmal auf die Jünger Jesu beschränkt sich der Vorwurf wissentlicher Unwahrheit, sondern die falsche Meinung von seiner Weltrichtermajestät und von der Erlösung durch den Glauben an seine Person hätten die Jünger aus seinen eigenen unwahren Behauptungen entnommen."

Herr Riggenbach skizzirt kurz den Streit über die Evangelien und ihr Verhältniß zu einander und findet ihre Ausgleichung nicht so schwierig, als viele andere. Aber wie soll man Einwendungen nicht erwarten von Seite derer, „die durchaus wollen, daß die Evangelien einander widersprechen?"

Sein Trost ist, daß die Macht des christlichen Geistes unüberwindlich ist. Man hat sich von ihm weggewendet, ihn nicht erkennen wollen, ihn unsäglich verachtet und doch hat er die Welt erobert. „Seitdem die Römer zuerst in Antiochien auf die Christianer aufmerksam geworden, die keine Heiden geblieben und doch nicht Juden geworden waren, ist hier und da, aber doch äußerst spärlich, von dem Sectenstifter die Rede, dessen Beinamen sie als Eigennamen verstehen. In Pompeji hat man, also vor dem Jahr 79 geschriebene, Spottverse über den gekreuzigten Gott gefunden. Ein Plinius sodann, ein Tacitus und Sueton, ein Celsus und

Lucian äußerten sich theils mit Verwunderung, theils mit Bitterkeit, theils mit Spott und Hohn gegen den unsinnigen Aberglauben und die unleidliche Hartnäckigkeit derer, die einen von römischer Behörde Gekreuzigten als Gott verehren. Und wenn schon bei Celsus der Wiederklang jüdischer Verleumdung ertönt, so breitet sich diese noch weiter aus, wie wir aus der rabbinischen Ueberlieferung sehen, ohne daß jedoch die boshaften Lügen anders als ganz beiläufig die Geschichte Jesu beleuchten hülfen. Wenn sie z. B. von Maria, der Tochter Eli reden oder wenn sie Jesum als Zauberer schmähen, so mögen diese unwillkürlichen Winke dazu dienen, eine sonst erkannte Wahrheit zu befestigen. Sonst gilt von allen jenen Fabeln, daß sie nicht für das Leben Jesu, nur für die Geschichte der Feindschaft wider Jesum Quellen sind. Auch Josephus, wenn sein bekanntes Zeugniß über Jesum unangefochten echt wäre, würde uns nichts Neues lehren. Im übrigen fochten die Juden so lange sie konnten, zuletzt unter Barcochba, die Heiden noch zwei Jahrhunderte länger mit blutigen Argumenten wider die halsstarrigen Schwärmer. Aber mit welchem Ausgang? Kein größeres Ehrenzeugniß konnte die Welt unwissend und wider Willen dem Gekreuzigten darbringen, als dieses Schmähen und Spotten, und noch mehr: dieses Ignoriren und Schweigen — Todtschweigen nennen es die Zeitungsschreiber, denen das Papier als Schauplatz des Lebens gilt. Denn siehe, nach 300 Jahren steht die Gemeine der Gläubigen da, durch keine noch so grausame Verfolgung ausgerottet, eine Siegerin über die Sieger, und die stolze römische Welt ist nicht etwa von außen her durch eine stärkere Weltmacht niedergeschlagen, sondern von innen heraus 2c."

Die Schrift von Grau ist eben so gut christlich von einem strengen lutherischen Protestanten geschrieben und sieht in den Evangelien nur treue und einfache historische Berichte, verfaßt unter dem überwältigenden Eindruck der Erscheinung Christi. Alles darin geht nur die Person Christi an. „Zwar handelt von ihr jedes Buch des neuen Testaments; aber doch ist in dieser Einheit die größte Mannigfaltigkeit vorhanden. Anders redet von Christo der Römerbrief, der die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an ihn in den Vordergrund stellt; anders die Briefe an die Korinther, die so eingehend die kirchlichen Zustände dieser jungen Christengemeinde und des Apostels Verhältniß zu denselben behandeln. Ganz anders müssen von Christo die Evangelien reden, deren Inhalt das Leben Jesu selbst ist. Aber verschieden ist wiederum die Art, wie Matthäus und Lukas Christum darstellen, von dem Bilde, das uns bei Markus entgegentritt. Jene heben in Christo den Lehrer hervor und theilen ausführlich die großen Reden des Herrn mit, in denen von der göttlichen Weisheit die Irrthümer zerschmettert werden, die den wahren Glauben in Israel hinderten und seinem Wachsthum in den jungen Gemeinden der Judenchristen und Heidenchristen im Wege standen. Ueber den Inhalt der Lehre Christi, die hier hervortritt, erhebt sich bei Markus die große Gestalt der Person Christi selbst. Aus dem unmittelbaren Eindruck derselben ist unser Evangelium entsprungen, diesen Eindruck will es selbst wiederum wirken. In dieser Art kann es nur mit dem Johannesevangelium verglichen werden, das erste und frühste mit dem letzten; während aber Johannes überall die ewige und göttliche Natur Jesu und ganz besonders in seinen Selbstzeugnissen ins Licht stellt, aus der Zeit immer in die Ewigkeit zurückgreift, wird hier nur die geschichtliche, durchaus in menschlicher Form sich darstellende Größe des Herrn betont. So wollen denn auch alle Aeußerungen unserer Schrift über Jesu Wirken und Wesen gar nicht in dogmatischem, lehrhaftem Sinn verstanden seyn. Nicht die dogmatische Reflexion hat sie geschaffen; also dürfen sie auch nicht in jenem Sinn aufgefaßt werden. Die Galiläer und galiläischen Jünger insonderheit, vor deren Augen das Leben Jesu sich begab, haben den Herrn ohne fertige dogmatische Begriffe angeschaut. Das Gleiche gilt von den Heiden und Heidenchristen, denen Petrus das Leben Jesu schilderte. Ueber diese Sphäre erhebt sich auch diese erste schriftliche Darstellung nicht. Unser Markusevangelium, das wir für das Urevangelium halten, ist als solches zugleich ein Elementarevangelium. Man darf also nicht mit dogmatischen Fragen, welche über diese Elementarstufe hinausgehen, an dasselbe herantreten."

Das dritte vorliegende Werk, das von Friedlieb, geht von einem ganz andern Gesichtspunkt aus, nämlich von dem katholischen Princip, welches die Tradition über die Schrift stellt. Darnach war die Lehre schon mündlich ausgebildet und festgestellt, ehe die Evangelien aufgezeichnet wurden, und sie wurden es nur nach Maaßgabe dieser Lehre unter Aufsicht der die Einheit der Lehre bewahrenden Priesterschaft. Ehe das erste aufgezeichnet wurde, hatte es schon biographische Abrisse gegeben. „Der Ausfall dieser ersten Versuche, welche Lukas kannte, ließ es ihm nicht für unzweckmäßig erscheinen, daß er, der bewährte Apostelschüler, in ähnlicher aber besserer Weise, weil genauer, gleichfalls eine Aufzeichnung machte. So ist das Lukas-Evangelium grade durch jene ersten Aufzeichnungen veranlaßt worden, und offenbar zu demselben Zwecke. Unter dem Theophilus denken wir uns vielleicht am besten einen

für das Lehramt auserseheneu Christen, vielleicht auch von vornehmer Geburt. Doch mögen andere hierüber, gestützt auf die Fassung Luk. 1, 4, anders denken. Das Lukas-Evangelium war so entstanden zum kirchlichen Gebrauch, indem es auf der Grundlage des apostolischen Kerygmas, hauptsächlich des Paulus, worauf die alten Nachrichten hinweisen, eine reiche Sammlung nach genauer Erkundigung bei Mehreren gab." Weiter heißt es, das Evangelium Matthäi sey besonders für Palästina, das des Markus für Rom berechnet gewesen, das späteste des Johannes habe hauptsächlich die Gnosis bekämpfen sollen.

Das vierte uns hier vorliegende Werk, das von Redslob, geht in der Richtung des vorigen noch viel weiter, indem es behauptet und darzulegen sucht, die so einfach lautenden Evangelien hätten einen geheimen Sinn, dessen Schlüssel aber von Anfang an nur die Priester besessen hätten. Der geheime Sinn aber habe nichts anderes als eine Anweisung für die Priester bedeutet, von der die Laien nichts hätten wissen sollen, und nur deshalb sey derselbe in scheinbar unbefangene Geschichtserzählungen und Gleichnisse eingekleidet worden. Die Gleichnisse in den Evangelien sollen durchaus nur die Priester, nicht die Gemeinde belehren. Unter dem verlorenen Sohn soll nur ein gemaßregelter Priester, unter dem Hirten stets nur ein Bischof, unter dem Blinden und Lahmen nur Excommunicirte, unter dem hochzeitlichen Gewande nur der Priesterornat zu verstehen, kurz überall nur von einer Instruction für die Priesterschaft, nicht von einer Belehrung der Laien die Rede seyn. So sey auch die „Schlangenklugheit" nur den Priestern, speciell den Missionären empfohlen. Alles müsse nur symbolisch verstanden werden, nicht wörtlich, nur auf die Wissenden (Priester), nicht auf die dumme Menge berechnet, der man nur Märchen vorgespiegelt habe. Der Name Theophilus z. B., an den der Apostel seine Lehre richtet, sey keine wirkliche Person, sondern nur die Personification, das Vorbild eines gehorsamen Schülers gewesen.

Genug, um das Buch des Herrn Redslob zu verstehen, dessen Ansicht wir nicht theilen. Auch Herr Friedlieb geht schon zu weit, wenn er der Tradition ein so großes Uebergewicht über die Schrift zuschreibt. Die Tradition konnte den Thatbestand, den tiefen, überwältigenden Eindruck der Erscheinung Christi, wie er in den einfachen historischen Aufzeichnungen niedergelegt war, nur constatiren. Ueberhaupt kam es den Aposteln und Jüngern der ältesten Kirche viel weniger auf irgend welches dogmatische System an, als auf die treue Fortpflanzung der geschichtlichen Thatsache des Lebens Jesu und auf die treue Nachfolge Christi, des von ihm gegebenen Beispiels an. Denn das Christenthum war von jeher und ist heute noch keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, kein Lehrsystem, sondern ein praktisches Leben.

Indem wir dies festhalten, bedauern wir, auch Herrn Grau in seiner ausschließlichen Geltendmachung der sola fides S. 136 nicht folgen zu können. Seine Auffassung genügt uns nicht, weil sie den Menschen für gar zu passiv und weibisch nimmt. Das Bild vom Weibe ist in jeder Beziehung zweideutig und hat bekanntlich zu den gröbsten Mißdeutungen geführt. Das Bild von Kindern Gottes ist allein das angemessene. Wir Menschen sind Kinder, beziehungsweise Söhne Gottes und haben nur die Aufgabe, des Vaters würdig zu seyn in Gedanken, Worten und Werken. Das Verdienst guter und edler, gotteswürdiger Handlungen ist hier nicht ausgeschlossen, sondern wird gradezu vorausgesetzt. Wir sollen uns nicht passiv verhalten, sondern activ, zur Ehre Gottes handeln. Zwischen heuchlerischer, eitler Werkthätigkeit, die man verwerfen muß, und wahrem Wirken in Gottes Dienst und zu Gottes Ehre ist ein Unterschied; der rechte Dienst ist auch Verdienst. Ohne Glauben gäbe es gar kein Christenthum, aber der Glauben allein thuts nicht, man muß auch dem Glauben, den Geboten desselben, dem Wort und Beispiel Christi nachleben, nachhandeln und das ist ein Verdienst, wenn man es auch nicht um des Verdienstes willen thut. Welchem ritterlichen Charakter wird es einfallen, edel und großherzig zu handeln, um sich damit etwas zu verdienen? Er thut es aus dem Antrieb seines durch Christus geläuterten tiefsten Innern, und doch ist das ein Verdienst gegenüber dem niedrigen und schlechten Charakter, dem dieselbe Wahl vorliegt und der sich für das Schlechte entscheidet. Man muß bei Verdienst nicht gleich und ausschließlich an den Lohn denken. Der christliche Ritter, der muthig und uneigennützig gegen eine Uebermacht böser Feinde für Gott gestritten und gelitten, behält sein Verdienst, auch wenn er nie, auch nicht im Himmel einen Lohn dafür erhielte. Der wahre Seelenadel des Christen frägt nie nach Lohn, aber das Verdienst kann ihm niemand nehmen.

Wir glauben noch auf eine schöne Stelle in dem Werk von Friedlieb aufmerksam machen zu sollen (S. 49). „Wie in Jesus nicht das Göttliche, sondern das Menschliche in ihm leidensfähig war, und er nach dieser Seite hin in seinem Leben auf Erden viel geprüft wurde und des Fleisches und Blutes theilhaftig den Tod erlitt, damit er durch den Tod den vernichtete, der des Todes Gewalt hatte (Hebr. 2, 14); so wurde er auch in seiner

Menschheit von dem Teufel versucht und ließ sich versuchen, um den Versucher zu überwinden, nicht um sich selbst zu retten, da er nicht sündigen konnte; sondern um des zu erlösenden Menschengeschlechtes willen, und zwar nicht blos als Beispiel, wie die Versuchung zu bestehen sey, obgleich er allerdings darin die Angriffsweise des Versuchers und die Mittel der Ueberwindung als Muster für die Menschen zeigte. Aufs Engste aber scheint uns die Versuchung mit dem Erlösungswerke und mit der Doppelnatur des Erlösers zusammenzuhängen. An ihm, dem Erstling des neuen Geschlechts, sollte sich die Gewalt des Versuchers zuerst brechen, womit die Sühne für den Fall des ersten Adam eingeleitet wurde; so daß er schon vor seinem Leidenstode, durch welchen die Gewalt des Satan über die Menschen vernichtet wurde, sagen konnte: ‚Es kommt der Fürst dieser Welt, und an mir hat er nichts' (Joh. 14, 30), und: ‚Ich habe die Welt überwunden.' Wie Christus am Schlusse seiner irdischen Laufbahn den Tod überwand, so bestand er am Eingange desselben siegreich die vom Satan, der Nichts unversucht läßt, was vom Weibe geboren, ihm bereitete Versuchung. Er bewies sich so als den Wiederhersteller des Menschengeschlechts, als den zweiten Adam, von welchem das neue Geschlecht der versöhnten Gotteskinder beginnen sollte."

Damit stimmt nun auch die Auffassung in der ersten der genannten Schriften von Riggenbach überein, worin es heißt: „Anderes, was wir von Jesu lesen, hat selbst für uns auf den ersten Blick etwas Befremdliches, rechtfertigt sich aber dem tiefern Nachdenken; z. B. die Art, wie er seiner Mutter begegnet, die Tempelreinigung, die Verfluchung des Feigenbaums. Einen besondern Stempel der Echtheit tragen auch die Züge, die uns zeigen: es handelt sich nicht um eine empfindungslose Erhabenheit, sondern er mußte kämpfen, er stund dem Mitgefühl mit der Noth der Sünder offen; aber sein Kampf war allzeit siegreich."

Hier ist sehr gut gezeigt, wie es nicht blos die Lehre des Heilands gilt, sondern das Thun und Handeln, die Nachahmung seines Beispiels, denn niemand wird den Teufel los, weil Christus ihn losgeworden ist, sondern er muß selber den Kampf bestehen und soll thun, was Christus gethan hat.

---

## Dichtkunst.

Reime und Träume von Franz Binhack. Neuburg, Prechter, 1869.

Eine reiche Sammlung lyrischer Gedichte aus der Oberpfalz. Diese Provinz gehört zu den weniger von Touristen frequentirten und von der Cultur belebten und hat daher viele angestammte Tugenden der deutschen Race bewahrt. Auch unser Dichter ist noch fromm, für das Edle begeistert ein warmer deutscher Patriot. Entrüstet wendet er sich S. 120 gegen die nichtswürdigen Deutschen, die wieder Rheinbundgelüste spüren.

Die meisten Gedichte sind Gott, der Natur, der Liebe gewidmet und geben Zeugniß, daß sie in einer längern Reihe von Jahren entstanden sind, wie eben das tiefe Gemüth des Dichters durch die Ereignisse der Zeit und seines Lebens erregt wurde. Auch sind viele Romanzen in die lyrischen Herzensergießungen eingewebt. Hier nur eine Probe aus der schönen Romanze, die den Dichter Jacob Balde preist. Der junge Balde war verliebt und wollte seiner Schönen ein Ständchen bringen. Aber die Gewalt der Töne ergriff ihn unwillkürlich wunderbar. In den Tönen war etwas Heiliges, das ihn plötzlich an die Nichtigkeit seiner irdischen Liebe mahnte.

Und ergriffen von der Macht
Des Gesanges, brennend liesen
Thränen, die im Auge schliesen,
Von des Jünglings Wange sacht.
Als der letzte Ton verklang,
Ließ er tief in seiner Linken
Erdenwärts die Laute sinken
Horchend wie versteinert lang.
Endlich mit dem Wort: Gesungen
Ist genug! die Rechte frei
Hebt die Laute, die geschwungen
Kracht am nahen Stein entzwei.

Als die Morgenstrahlen sahn
Ruhn die Trümmer auf der Straßen,
Schon der Jüngling still gelassen
Pocht an Klosterpforten an.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 31.** 17. April 1869.

## Zeitgeschichte.

Zwölf Jahre in Abessinien oder Geschichte des Königs Theodoros II. und der Mission unter seiner Regierung, erzählt von Missionar J. M. Flad, Basel, Spittler, 1869.

Durch die Zeitungen ist die Katastrophe in Abessinien im Allgemeinen schon bekannt. Doch ist sehr interessant, nachträglich noch die Detailberichte der gefangenen Missionäre zu lesen.

Herr Flad reiste mit fünf andern Missionären im Jahr 1854 nach Abessinien, dazu veranlaßt durch den bekannten protestantischen Bischof Gobat in Jerusalem. Man kann nicht umhin, sich die Frage aufzuwerfen, ob es überhaupt gerathen war, Missionsversuche in Abessinien vorzunehmen. Der üble Ausgang darf uns nicht veranlassen, ein Unternehmen zu tadeln, dessen Ausgang man doch anfangs nicht schon voraussetzen konnte. Immerhin aber muß man die Erfahrung benutzen, um daraus Belehrungen zu schöpfen. In der h. Schrift selbst ist nicht vorausgesetzt, daß der Same des göttlichen Wortes überall auf fruchtbaren Boden fallen müsse, es ist daher auch nicht unchristlich oder verräth eine unlöbliche Lauigkeit für das Missionswerk, wenn man eine gewisse Klugheit und Vorsicht empfiehlt und von einem so sterilen Terrain, wie es das abessinische ist, ehe man den Samen ausstreut, erst etwas mehr Durchpflügung und Auflockerung des Bodens verlangt. Es ist nicht möglich, durch protestantische Predigten und Bücher wie durch ein Zauberwort die socialen Zustände in Abessinien umzuändern, wohl aber ist es möglich, durch eine Aenderung dieser Zustände die verstockten Herzen daselbst der evangelischen Wahrheit zugänglich zu machen. Wir sind in dieser Beziehung ganz der Ansicht von Rohlfs, des afrikakundigen Reisenden, der unter anderem im Süden von Algerien ein vollständiges Ausrottungssystem der unverbesserlichen Räuberstaaten verlangt, wenn europäische Civilisation und Christenthum dort irgend Fortschritte machen sollen.

König Theodor ist weniger wegen seiner ungeschickten Civilisationsversuche für die Weltgeschichte von Interesse, als durch die Barbarei, mit der er in Abessinien die schlechte Race massenhaft vertilgt hat. Solche Vertilgungen und Entleerungen des Landes von unverbesserlichen Bewohnern sind unumgänglich nöthig, wenn die Zustände dort gebessert werden sollen, und das kann auch nur durch Einwanderung und überwiegenden Einfluß einer bessern Race geschehen.

Wir übergehen, was Herr Flad von der Verhaftung der Missionäre in Folge der Mißstimmung König Theodors erzählt. Es ist bekannt, daß der König guten Willen hatte, sich mit England und Frankreich in freundschaftliches Einvernehmen zu setzen, daß sich aber seine Eitelkeit entsetzlich gekränkt fühlte, als ihm die Königin Victoria gar nicht und Kaiser Napoleon III. auf sein directes Schreiben an denselben nur durch einen Minister antworten ließ. Der Engländer Cameron war Schuld, dem Theodor Geld gegeben hatte, seinen Brief in die eigenen Hände der Königin Victoria zu legen, der es aber unterließ. Beide Mächte, England und Frankreich hätten wohl klüger gethan, den abessinischen Machthaber nicht so gar geringschätzig zu behandeln, vielmehr seinen Ehrgeiz ein wenig zu schonen. Er rühmte sich in seinem Schreiben an die Königin von England, Gott habe ihm Macht verliehen, die Galla zu vertreiben, und den Türken habe er gesagt, sie müßten Sudan verlassen. Wenn er sich also Aegypten gewachsen glaubte, so war das immerhin von europäischer Seite zu berücksichtigen. Am meisten ärgerte ihn der Brief des französischen Ministers Drouyn de Lhuys, weil er zwar wohlwollend abgefaßt, aber

nicht einmal eine rechte Antwort auf sein eigenes Schreiben war, das er an den Kaiser gerichtet hatte. Ich schreibe dem Herrn, soll Theodor gesagt haben, und er läßt mir durch einen bloßen Diener eine Antwort geben, die keine ist.

Die armen Missionäre mußten es entgelten, wobei ein böser Zufall mitwirkte. Der Missionar Stern vergaß, sich vorher beim König Theodor anmelden zu lassen, und ging zu ihm mit zwei Dienern. Theodor ärgerte sich über diese Rücksichtslosigkeit, schonte aber noch den Missionar und ließ nur dessen beide Diener durchprügeln. Da kehrte sich Stern um und biß sich in den Finger, vergessend, daß dies eine in Abessinien hoch verpönte Pantomime ist, weil sie Rache bedeuten soll. Nun ließ der König auch ihn durchprügeln und in Fesseln legen. Seitdem ließ sich das gute Verhältniß zwischen den Missionären und dem König nicht mehr herstellen. Der König war zu beleidigt und zu argwöhnisch. Die Missionäre wurden alle eingekerkert. Zugleich mehrten sich die Rebellionen im Lande, was Theodor immer mehr in Zorn versetzte. Zwar siegte er überall, wo er hinkam, allein seine Macht wurde dadurch geschwächt, daß die Desertionen in seiner Armee nicht aufhörten. Diese hatten verschiedene Gründe. Wie tapfer auch die Soldaten unter ihrem siegreichen König noch immer zu fechten gewohnt waren, auch bezahlt wurden und Beute machten, so litten sie doch in dem verheerten Lande oft Mangel an Lebensmitteln, litten unter seinen despotischen Launen und waren keinen Augenblick ihres Lebens sicher, weil er beim geringsten Verdacht die fürchterlichsten Todesstrafen verhängte. Durch solche Schreckmittel suchte er insbesondere den Desertionen vorzubeugen. Unnachsichtlich wurde nicht nur jeder Deserteur, oder den er nur im Verdacht hatte, er wolle desertiren, lebendig verbrannt, sondern dasselbe Schicksal traf auch seine ganze Familie. Es kam daher so weit, daß die Weiber oft, nur um sich selbst und ihre Kinder zu retten, ihren Mann fälschlich anzeigten, als wolle er desertiren. Dann wurde doch wenigstens nur der Mann allein verbrannt. Diese gräßlichen Hinrichtungen folgten sich massenhaft. Aller Augenblicke lesen wir in dem hier mitgetheilten Tagebuch der Frau Flad, daß achtzig, hundert und noch mehr Soldaten mit den Ihrigen verbrannt worden seyen. Es gab auch andere Hinrichtungsarten. Einem Vater und seinem Sohn wurden Hände und Füße abgehauen. „Sie lebten noch mehrere Tage, bis sie der Brand verzehrte. Herzzerreißend waren die Berichte unserer Leute, wie die Verstümmelten so flehentlich um einen Trunk Wasser gebeten hatten; aber niemand durfte es wagen, ihren brennenden Durst zu löschen, sonst hätte er ihr Schicksal theilen müssen. Wer sollte es glauben?! 293 Soldaten mit ihren Frauen wurden, weil sie entfliehen wollten, mit den Hälsen in hölzerne Gabeln gespannt, zum Hungertod verurtheilt. Manche lebten 10, 12 und noch mehr Tage.“ Ein andermal ließ der König gegen 200 Soldaten mit der „großen Peitsche“ durchhauen. Wie diese Peitsche beschaffen war, wird nicht gesagt, wohl aber, daß viele unter der Peitsche todt weggetragen wurden und daß die Peitsche die Körper zerfleischte, wie wenn sie mit Messern wären zerschnitten worden.

Die große Peitsche wurde von König Theodor auch als Bekehrungsmittel angewandt. Es war eine Sekte entstanden, die drei Geburten Christi annahm und sich gegen den rechtgläubigen Abuna (Patriarchen) auflehnte. „Die Gegner des Abuna griffen selbst zu den Waffen, verjagten ihn, plünderten seine Anhänger aus, zerstörten viele seiner Gebäulichkeiten und raubten alles, was sich in seinem Wohnhaus vorfand. Der Abuna floh zu Ube nach Tigre. Nachdem er mehrere Jahre dort zugebracht hatte, stand Theodoros auf, der ihn nach Gondar zurückbrachte und durch seinen Herold ausrufen ließ: ‚Wer nicht so lehrt in Bezug auf die Person Christi, wie mein Vater, der Abuna, der soll mit der großen Peitsche gepeitscht werden.‘ Hierauf trat die größte Anzahl auf Seite des Abuna über; nur in Schoa stellten sich die Priester hartnäckig; der König nahm jedoch wenig Notiz davon, denn als er nach Schoa kam, ließ er die Widerspenstigen so lange peitschen, bis sie das Dogma des Abuna annahmen. Während der darauf folgenden, 4 Jahre dauernden Abwesenheit des Königs von Schoa, trieben wieder viele Priester ihre Lieblingsstreitigkeiten und lehrten die drei Geburten, wofür sie der König fangen und ihnen beide Hände abhauen ließ, woran ein großer Theil starb.“

Die Unzufriedenheit unter den Soldaten wuchs immer mehr. Nicht wenig trug dazu bei, daß sie dem König auf seinen Eilmärschen gegen die Rebellen über die unwegsamsten Gebirge seine schweren Kanonen ohne Zugvieh mit Menschenhänden nachschleppen mußten, und weil diese schweren Geschütze erst durch die Europäer eingeführt worden waren, wurden diese letztern wegen der Kanonen von den Eingebornen furchtbar gehaßt, was ihre Lage begreiflicherweise noch verschlimmerte.

Gegen die Rebellen verfuhr Theodor mit furchtbarer Grausamkeit, ließ alle niedermachen mit Weibern

und Kindern, alle ihre Städte und Dörfer ausplündern und dann niederbrennen. Aber diese Schreckmittel halfen nichts, der Aufruhr entbrannte immer von Neuem. Ein Brief Miss. Staiger's meldet: „Vor einigen Wochen hat er Gondar mit all seinen Kirchen zerstört, d. h. ausgeraubt und dann dem Boden gleichgemacht. Die Leute brachte er hieher, sowie auch die Tabote und alle Kirchengeräthschaften, darunter eine große Menge Kronen, theils goldene, theils silberne und messingene. Letztere wurden in den Flammofen geworfen, um Kanonenmetall davon zu machen. Die silbernen erhielten die Silberschmiede, um Schildbeschläge davon zu machen. Diese Sache hat ihm in den Augen seines Volkes einen großen Schlag versetzt. Die Unzufriedenheit unter dem Militär ist außerordentlich. Die Revolution in den Provinzen macht gewaltige Fortschritte. In dieser Woche hat er Antabiet und Goma plündern lassen. Die Landleute stellten und schlugen sich mit den königlichen Soldaten und flohen hernach sämmtlich nach Godscham. Die Hälfte von Agaumeder ist ebenfalls thatsächlich zum Rebellen in Godscham übergegangen. Der Rebell in Woggera hat in den Tiefländern von Tschelga Leute und Vieh hinweggetrieben, d. h. mit sich genommen. Ueberdies gehen tagtäglich von seinen Leuten durch. Das alles macht, wie Du Dir denken kannst, kein gutes Blut bei unserer sch— Majestät." — „Die Dörfer", schreibt Frau Flad, „wurden wiederholt ausgeplündert, die Landleute sammt ihren Häusern verbrannt. Weder Kindheit, noch Alter, noch Kranke und Krüppel wurden verschont. Entlaufene Soldaten wurden über ein Tausend aufgefangen und ihnen die Hälse abgeschnitten; Frauen, Dienstboten und Kinder Entronnener wurden auf die grausamste Weise hingemordet, ein Knabe von vier Jahren erschossen. Ueber eine Million geraubtes Rindvieh mußte innerhalb drei Tagen bei Todesstrafe geschlachtet werden und wurde zum Futter der Hyänen und Raubvögel weggeworfen. Als er diese That verübt, sagte er zu seinen Soldaten: ‚Grade so viele Menschen müssen dieses Jahr noch sterben.' Auf das arme unschuldige Landvolk wurde nun Jagd gemacht und wer aufgefangen werden konnte, wurde verbrannt. Die bevölkerten Städte Madracha und Mahebar Mariam wurden mit ihren Einwohnern verbrannt. Das Verhaften und Hinrichten durch die Gouverneure der Provinz Bagemeder geht schon seit Monaten voran. Herrn Moritz, einer seiner europäischen Arbeiter und seinen Minister Ras Engeda ließ er ebenfalls in Fußketten legen. Mit meinem Manne hat er ebenfalls wegen der ausgebliebenen englischen Handwerker gezürnt. Die Hungersnoth im Lager ist sehr groß und in Folge davon sterben unzählige Menschen, so daß die Begräbnißplätze der nahe gelegenen Kirchen angefüllt sind und viele Leichen von den Soldaten unter den Bäumen der Kirchhöfe aufgeschichtet werden, was die Luft noch mehr verpestet."

Wir theilen noch eine recht lebendige Schilderung des abessinischen Lebens aus dem Tagebuche der Frau Flad mit. Ihr Mann, der Verfasser der vorliegenden Schrift, wurde vom König Theodor nach London geschickt, um noch einen Versuch der Ausgleichung und Versöhnung zu machen. Nur ihn allein entließ der abessinische Tyrann ins Ausland, weil er sicher war, derselbe werde sich wieder einstellen, weil seine Frau und Kinder in Abessinien zurückbleiben mußten. Die Frau wurde als Gefangene auf den Heerzügen des Königs mitgeschleppt. In einem ihrer Quartiere unterwegs erzählt sie Folgendes: „In später Nacht (den 21. April) gelangte ich mit meinen Kindern ganz kalt und durchnäßt in Quarata an; mein Mann reiste den 21. April nach Dschelga ab. ‚Werden wir uns je wieder sehen und wie viel Angst und Trübsal mag die Trennungszeit in sich bergen? Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen gelangte ich, von Br. Saalmüller begleitet, in das Haus der Woisoro Menen (der Mutter des Ras Ali), die dazumal als Gefangene in Magdala war. Das Haus wurde dem Bruder Saalmüller angewiesen; da es aber für ihn zu klein war, so überließ er es mir. Leider war das trübe, düstere und überaus schmutzige Haus durchaus nicht geeignet, mich etwas heiterer zu stimmen. In der Nacht wurden wir von einer gemischten Gesellschaft gefoltert, und am Morgen kam unser alter Wächter (der Nachts das Vieh hütete) und sagte, es seyen zwei Leoparden im Hause; am Tage versteckten sie sich über der Wohnung unter dem Strohdach des Hauses und sobald die Dunkelheit einträte, gingen sie aus ihrem Schlupfwinkel auf Beute aus. Ich sagte: wenn die Anwesenheit der Leoparden wahr ist, so sind sie jedenfalls stillere und anständigere Hausbewohner, als die kleinen braunen in den Bettstellen. Leider mußte ich schon in der nächsten Nacht die Anwesenheit der Bestien erfahren. Um Mitternacht weckte mich der Hülferuf des alten Wächters auf; aber ehe er noch die Diener aufwecken konnte, hatten die Leoparden fünf Schafe und ein Kalb getödtet und einem Esel das Eingeweide herausgerissen. Wegen den kleinen Eindringlingen in den Betten und Wänden hatten unsere Leute bald Rath. Ich versprach ihnen einige Krüge Bier, wenn sie mir das Haus reinigten. Dies geschieht auf folgende Weise:

Früh am Morgen gehen einige Mägde in der ganzen Nachbarschaft herum, um alles frischen Kuhmistes habhaft zu werden; einige andere gehen ebenfalls auf die Bettelei nach Holzasche. Letztere wird dann rein gesiebt. Nun geht's, wenn das Haus ausgeräumt ist, an die Arbeit. Die Fensternischen, die Wandschränke und die ganzen Wände werden mit verdünntem Kuhmist beschmiert, die gesiebte Holzasche dagegen geworfen. Ich fand zu meiner großen Befriedigung, daß diese Kur auf doppelte Weise nützte. Die nächtlichen Quälgeister blieben aus und als die wunderliche Malerei trocken war, sah es beinahe aus, als ob das Haus geweißt wäre. Die Bettstellen, ebenfalls Eigenthum der Wolsoro Menen, wurden einem tagelangen Bad im Tzana-See unterworfen und waren dann auch zu gebrauchen. Mit einer unbändigen Schaar von Fledermäusen konnten wir indessen, wie wir bald einsahen, keinen Krieg führen; nur hie und da gelang es uns des Nachts, eine Beute unter jener Species zu machen; wenn sie nämlich auf unsere Betten herabklatschten, gelang es uns, sie zu tödten. Doch hatten unsere Kinder auch allerlei Freuden; in der Mauer des Hauses brüteten Schwälblein und Papagaien ihre Eier aus. Besonders am Morgen saßen sie gern unter dem Schatten der Bäume, die das Haus umgaben, und hörten dem Gesang der Vögel zu. Die Kaffeebäumchen umgaben das ganze Haus in einer doppelten Reihe und erfüllten, da sie grade in der Blüthe standen, die ganze Umgebung mit einem zimmtähnlichen Wohlgeruch. Unseres Bleibens war aber hier nicht; es war grade um diese Jahreszeit, nach den Aussagen der Bewohner, hier am ungesundesten. Nachdem die ersten Regen eintrafen, stellten sich alsbald Fieber und Krankheiten ein. Die Pocken und ein böses Nervenfieber rafften alle Tage eine Menge Opfer hin, und um die Noth recht groß zu machen, wurde durch das Herüberkommen der Soldaten auch die Cholera nach Quarata verpflanzt. Nun war eine beständige Todtenklage in der ganzen Nachbarschaft zu hören."

Unterdeß wurde der Missionar Flad in England von der Königin Victoria gütig aufgenommen. Er empfing von ihr auch einen Brief für den König Theodor, der zwar die ungerechte Gefangennehmung der Engländer rügte, aber wenn dieselben zurückgegeben würden, ihm Arbeiter zu schicken und einen friedlichen Verkehr zusicherte.

Flad kehrte zurück, seine Sendung befriedigte aber den König Theodor nicht. Es ist bekannt, mit welchem Trotz er die gefangenen Europäer zurückbehielt und ihre Auslieferung verweigerte, was am Ende doch die kostspielige Ausrüstung einer englischen Expedition unter Napier zur Folge hatte, ein Schritt, den England vorher gern vermieden hatte. In der That stehen die ungeheuern Kosten dieses englischen Feldzugs in keinem ganz richtigen Verhältniß zum Erfolg. Die englische Ehre wurde gerettet, aber es hätte schon vermieden werden können, sie überhaupt zu compromittiren. Sie hätte sogar das Schicksal der armen Missionäre verschlimmern können, und es ist wirklich ein Wunder, daß sich Theodor beim Anrücken des feindlichen Heeres nicht hat hinreißen lassen, jene armen Opfer abzuschlachten. Sie schwebten in beständiger Todesgefahr. Herr Flad weiß davon zu erzählen. Hier nur ein kleiner Zug. „Immer unheimlicher wurde uns die Nähe des Königs, besonders als er am Gründonnerstag Abend, ganz in unserer Nähe, 308 arme eingeborne Gefangene theils todt, theils lebendig über eine hohe Felsenwand hinunterstürzen ließ. Wir sahen es an als ein Vorspiel für uns, da am folgenden Tage die Engländer in Arogie, also am Fuß der Vorfeste Selassie und Fala erwartet wurden. O, wie unheimlich war es uns zu Muthe, wie seufzten wir, denn zum Beten war die Herzensangst zu groß! Zu dem schauerlichen, über die 308 Gefangene verhängten Blutgericht soll einer derselben durch unbesonnenes Reden Veranlassung gegeben haben. Der König hatte an demselben Morgen vielen die Ketten abnehmen lassen. Als die Reihe an erstern kam, sagte er: ‚Ich lasse mir meine Ketten nicht öffnen; die Engländer, die bald hier ankommen, sollen meine Befreier seyn.' Diese Aeußerung brachte den König in Wuth und mit eigener Hand hat er diesen Gefangenen mit noch andern in Stücke zerhauen, und jene große Anzahl die Felswand hinunterstürzen lassen. Am Charfreitag kam ein Brief von General Napier an den König, worin ersterer diesen aufforderte, ihm die Gefangenen zu übersenden. Der König empfing den Brief gar nicht. ‚Wer ist der Sclave der Königin von England, der mir, Theodoros, dem König der Könige, einen Brief schreibt?' sagte er verächtlich."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 32. 21. April 1869.

## Philosophie.

Sätze aus der theoretischen und praktischen Philosophie von Prof. Dr. H. K. Freiherrn v. Leonhardi. Prag, Tempsky, 1868.

Diese kleine Schrift wurde als Entwurf zur Besprechung auf dem Prager Philosophencongreß ausgegeben, welcher Congreß am 26. September vorigen Jahrs zusammengetreten ist. Sind die Ergebnisse dieses Congresses auch ohne großen Einfluß auf die Zeit geblieben, so bleibt er doch immerhin eine interessante Zeiterscheinung. Es ist bekannt, daß die Wissenschaft der Philosophie gegenwärtig eine Art Ebbe erlebt, indem die ehemalige Fluth akademischer Schwärmerei für Kant, Fichte, Schelling, Hegel 2c. längst verlaufen ist und man sich jetzt neben den obligaten Fachstudien mehr den naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Fächern widmet. Allein man hat nicht umsonst den Namen des ganzen vorigen Jahrhunderts von der Philosophie hergeliehen. Das freie speculative Denken hat eine große Macht erlangt und zwar außerhalb der akademischen Hörsäle, denn am Ende wurzeln alle unsere liberalen, demokratischen, socialen Systeme in der Philosophie. Man darf sogar sagen, daß in den Arbeiterversammlungen der neuesten Zeit der philosophische Geist mehr zu Hause ist, als in manchem akademischen Hörsaal.

Nun ist es grade die von Freiherrn v. Leonhardi energisch vertretene Krause'sche Philosophie, welche mehr als jede andere Front macht gegen das praktische Leben und in der Grundidee ihres s. g. Menschheitbundes ohne Zweifel eine reizbare Seite der neuesten Zeit berührt. Man hat in Erfahrung gebracht, daß sogar in Spanien eine kleine socialistische Schule die Krause'sche Lehre zu verbreiten sucht, wie sie denn überhaupt in einem engen Rapport mit den freimaurerischen Bestrebungen steht, die in den katholischen Ländern überall mehr Elasticität verrathen als in protestantischen.

Wir heben aus den hier vorgetragenen Sätzen nur einige der wichtigsten heraus. Im siebenten Satze fordert Herr v. Leonhardi eine zeitgemäße Höherbildung der Freimaurerei. „Die Freimaurerei sollte, der Absicht ihrer Gründer nach, das Reinmenschliche pflegen und dadurch ein Band der Bruderliebe stiften zwischen allen Denen, die im übrigen Leben durch religiöse, politische oder sonstige Parteistellung, durch Berufsstand oder Nationalität getrennt sind; sie erwies sich daher von Anfang an auch als Bahnbrecherin einer erleuchteten, an Früchten des Lebens reichen Religiosität, sowie sie neuerdings im Orient den Fanatismus der Muhamedaner mindern und den Sendboten des Christenthums die Wege ebnen hilft. Sie verfolgt somit im Grunde dasselbe Ziel, welches ursprünglich auch der christlichen Lebensgemeinschaft (der Kirche im weitern Sinne des Wortes) vorgesteckt ist, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Freimaurerei dabei in mehr abstracter Weise an die Idee des Reinmenschlichen anknüpft, wie sie auf allen Stufen des Lebens sich vorfindet, während das Christenthum in ganz individueller Weise an die, im geschichtlichen Entwicklungsgang gewonnene, Entwicklungshöhe des Menschheitlebens sich anschließt. Aber schon die ursprüngliche Erfassung der freimaurerischen Idee war eine mangelhafte, sofern dadurch die Gleichberechtigung der Frauen ausgeschlossen und die Verbindung eine geheime wurde. In Folge davon ist die Freimaurerei von ihrer idealen Aufgabe mehr und mehr abgekommen, ja da und dort wohl gar in das Gegentheil umgeschlagen. Es wird daher von strebsamen Maurern mit Recht bedauert, daß eine so weit verzweigte Gesellschaft verhältnißmäßig so Weniges leistet, während sie doch der Ausgangspunkt einer all-

gemeinen gesellschaftlichen Höherbildung seyn sollte und könnte.“

Im neunten Satze läßt der Verfasser Kirche und Staat nur bedingungsweise im noch unreifen Leben der Völker Vormünder und Vertreter der Gesellschaft seyn. „Weder der Gottinnigkeitsverein (die Kirche im engern Sinne des Wortes), noch der Rechtsverein (der Rechtsstaat oder Staat im engern Sinne des Wortes), noch auch allein beide zusammen, stellen die menschliche Gesellschaft selbst als ganze und in ihrer vollständigen Gliederung dar; sie tragen den Schein an sich, dieses zu seyn, nur auf den verhältnißmäßig noch unreifen Stufen des Menschheitslebens, wo sie abwechselnd, und zwar auch mit geschichtlich vorübergehender Berechtigung, die zeitweiligen Vormünder und Vertreter der ganzen Gesellschaft auch hinsichtlich der ihr noch fehlenden gesellschaftlichen Theilsysteme sind; im heranreifenden Menschheitleben aber sind sie berufen, die Entlassung (Emancipation) und die selbständige Ausbildung (Autonomie) der bis dahin von ihnen bevormundeten Gesellschaftkreise und der Gesellschaft selbst als ganzer vorzubereiten und zu befördern, und sich, gleich den erstern, dem Einen und allumfassenden Gesellschaftganzen als dessen Glieder ein- und unterzuordnen, indem sie nur als solche auch ihre Vollendung zu erreichen und sich untereinander in das richtige und gegenseits fördernde Verhältniß zu setzen, vermögen. Es kann daher von einer für die Entwicklung der Menschheit geforderten Rückkehr zu hierokratischen Lebensordnungen, wie wir sie im orientalischen Alterthume und im christlichen Mittelalter finden, vernünftigerweise eben so wenig die Rede seyn, als vom Festhalten am oder von einer Rückkehr zum Despotismus welcher Art immer, insbesondere zum Bureaukratismus eines sich allweise und allmächtig dünkenden Polizeistaates.“

Um nun die Volks- und Menschheitsbildung auf die erforderliche Höhe zu bringen, verlangt der Verfasser Vereine, einen Wissenschaftsverein, einen Bildungsverein, einen Sittlichkeitsverein in möglichster Ausdehnung. Vor allem aber faßt er die Jugend ins Auge. Wenn es schwer, ja unmöglich ist, die ältere Generation von ihren einmal vorgefaßten Meinungen und Gewohnheiten abzubringen, so sey es doch leicht, die nachwachsende Generation von der ersten Kindheit an den Zwecken des Menschheitsbundes gemäß zu erziehen und zu unterrichten. Er sagt daher im zwanzigsten Satze: „Für Ausbreitung des, auch von der Vernunft geforderten, Gottesreiches auf Erden bedarf es einer Läuterung und Höherbildung der Geister und Gemüther. Um das behufs dieser erforderliche, harmonische Zusammenwirken des Erzieher- und Lehrstandes zu erreichen, ist vor allem eine entsprechende Pflanzschule der Lehrerbildung nöthig. Für die Ausbreitung des Reiches Gottes im eben erwähnten Sinne thut eine Läuterung und Höherbildung (eine Wiedergeburt) der Geister und Gemüther Noth. Um aber dieselbe gründlich vorzubereiten und schon die Jugend ihr zugänglich zu machen, ist ein enges Zusammenwirken des gesammten Erzieher- und Lehrerstandes erforderlich. Erreichbar ist ein solches Zusammenwirken nur dadurch, daß die Lehrerbildung sich hauptsächlich stütze auf den rückleitenden (analytisch-regressiven) Theil der Philosophie, der von den unmittelbar gewissen Thatsachen des Selbstbewußtseyns aus Schritt vor Schritt zur Gewißheit der Gotteserkenntniß als allumfassenden Wissenschaftsprincipes hinführt, — sowie, daß sie auf dieser Grundlage weitergeführt werde zur Würdigung des sich wechselseitig ergänzenden Charakters aller einzelnen Wissenschaften als der gleichwesentlichen Theile Einen göttlichen Wahrheit, und zu dem, in dieser Einsicht begründeten, harmonischen Lebenssinne. Durch eine in dieser Weise gebildete Lehrerschaft, zu deren Bildung es vor allem einer entsprechenden Pflanzschule der Lehrerbildung (eines philosophischen Seminars oder Pädagogiums) bedürfte, würde schon in den nächsten Generationen sich ein merkbarer Umschwung zum Bessern bewirken lassen.“ Der Verfasser geht sogar noch weiter und sagt, der erste Grund des Umschwungs sey schon „durch besser zu erziehende Mütter, schon im zartesten Alter, und durch den Fröbel'schen Kindergarten zu legen. Die Volksschule hat auf den Leistungen dieses weiterzubauen, wovon auch eine günstige Rückwirkung auf die Wissenschaftsschulen zu erwarten ist. Der Kindergarten auch als Mütterschule und als Gelegenheit zu Vollendung der Vorbildung künftiger Lehrer. Der erste Grund dieses anzustrebenden Umschwunges muß gelegt werden durch erziehende Pflege vom zartesten Alter an, also wie J. A. Comenius richtig verlangte, schon durch Erziehung des Kindes in der Wiege; wozu freilich erfordert wird, daß auch die Frauen selbst besser erzogen werden, daß ihnen nämlich charaktervolle Wahrung der Frauenwürde, nicht die bloße ‚gute Versorgung‘ selbst auf Kosten des Charakters, als Hauptstrebeziel vorgesteckt werde.“

Man sieht, daß der Krause'sche Menschheitsbund nichts ganz Neues ist, denn er wurzelt in Rousseau's Socialcontract und Erziehungslehre, dehnt den Grundgedanken der Maurerei in derselben Weise aus, wie es schon die französischen Socialisten gethan hatten, und faßt das Erziehungswesen grade so radical auf, wie Diesterweg. Doch ist der neue Menschheitsbund

in allen Folgerungen des Grundgedankens consequenter und umfassender ausgedacht, als irgend ein anderes modernes Gesellschaftssystem.

Die gegenwärtige Zeit beschäftigt sich viel mit der socialen Frage, denn das Alte geht nach und nach aus den Fugen, und die junge Generation ist außerordentlich kühn und zuversichtlich in ihren Hoffnungen und in den Versuchen, dieselben zu verwirklichen. Der Versuch eines Menschheitsbundes, wie er hier beantragt wird, hat früher schon Anhänger genug gefunden und wird sie später finden. Der Wille ist gut, die Gesinnung wenigstens, wie sie sich in der vorliegenden Schrift ausprägt, eine sittliche und reine. Es wäre außerordentlich erfreulich, wenn die Menschheit auf dem hier vorgeschlagenen Wege zu einem vollkommeneren Zustande gelangen und die vielfachen Uebel und Nöthe, an denen wir noch leiden, für immer beseitigen könnte. Allein es ist nicht möglich. Die ganze Berechnung jenes liebenswürdigen Menschheitsbundes geht von einer irrthümlichen Voraussetzung aus. In der Wirklichkeit verhalten sich sowohl die Bedürfnisse, als die Befähigungen der Menschen ganz anders, als sie der vorgeschlagene Menschheitsbund in Anschlag nimmt.

Das erste und letzte sociale Gesetz nämlich, dem die Menschheit von jeher unterlag und dem sie bis zum jüngsten Tage wird gehorchen müssen, das unabänderliche Naturgesetz der Gesellschaft ist: die geistige Befähigung und das geistige Bedürfniß der Individuen steht im umgekehrten Verhältniß zur körperlichen Arbeit, welche zur Beschaffung der Nahrungsmittel, Bekleidung, Wohnung und anderer zur Existenz absolut nothwendigen Dinge niemals vermißt werden kann. Die weitüberwiegende Mehrheit der Menschen muß, um überhaupt existiren zu können, zumal in den rauhern Climaten, in denen sie sich am meisten zusammendrängt, auf die mannigfaltigste Art arbeiten, täglich arbeiten, und kann bei dieser ihr unerläßlichen Beschäftigung unmöglich jene höhere geistige Bildung und Routine sich aneignen, jenen feinen Geschmack ausbilden und zu jenen höhern Genüssen des Geistes gelangen, die immer nur wenigen beschieden sind. Auch hat die Mehrheit gar kein Verlangen darnach, sie würde sich im Gegentheil unglücklich fühlen, wenn man sie zu Geistesanstrengungen zwingen wollte. Menschen dieser Art sind innerhalb eines engern Horizontes geistiger Bildung nicht nur glücklicher, als mancher Hochgebildete, sondern sogar häufig auch besser, von einfacherem, redlicherem Charakter, von frömmerer Gesinnung. Besonders dem Landvolk und den ungebildeten Völkern des Südens bietet die Natur und das sinnliche Leben unendlich mehr Genuß und stählt ihre Nerven besser, als alle unsere vornehme Stubenhockerbildung.

Aus dem unumstößlichen Grundgesetz der Gesellschaft folgern wir aber zweierlei, einmal die absolute Ungleichheit der Menschen nach ihren Bedürfnissen und Capacitäten und zweitens die Unmündigkeit der Mehrheit. Mit diesen zwei Sätzen wird das ganze Project des Menschheitsbundes aus den Angeln gehoben, denn derselbe setzt vollkommene Gleichheit der Menschen nach ihren Neigungen und Befähigungen und eine, wenn nicht schon vorhandene, doch mögliche und auf jede Weise zu erstrebende Mündigkeit aller voraus. Diese Voraussetzungen streiten gegen alle Natur und Erfahrung. Die ungeheure Mehrheit der Menschen ist und bleibt geistesbeschränkt, und die Weisheit Gottes hat es so eingerichtet, daß die meisten nach höherem und vielseitigem Wissen durchaus nicht dürsten, sondern in einem beschränkteren Kreise von Kenntnissen und Begriffen ihr volles Glück finden und damit an wahrem Werth auch gar nicht hinter den Höhergebildeten zurückstehen, weil sie durch sittliche Tüchtigkeit zehnmal ersetzen können, was ihnen an höherer und vielseitiger Intelligenz fehlt. Weil man mehr Hände zur Arbeit braucht als Köpfe zum studiren, und weil das praktische Leben die Menschen glücklicher macht, als ein Leben in der Wissenschaft und Phantasie, hat es Gott so eingerichtet, daß unter den zahlreichen Kindern, welche geboren werden, sich immer nur eine kleine Minderzahl von eigentlichen Genies oder zum Erfinden, Denken und Dichten absonderlich befähigten Individuen befinden, die für den Bedarf genügend ausreichen. Die ungeheure Mehrheit der Menschen geht einem praktischen Berufe nach, denkt und dichtet nicht selbst, sondern bildet den wenigen Genies ein Publikum. In der Schule lernen die Kinder alles, was sie lernen, nur mechanisch, gedächtnißmäßig. Es ist nicht wahr, was Diesterweg behauptet hat, daß man aus j e d e m Kinde a l l e menschenmöglichen Talente entwickeln, jedes Kind zur höchsten Geistesbildung zeitigen könne. Die Kinder sind schon mit ganz verschiedenen Anlagen geboren und die meisten eignen sich nur für einen engern Horizont von Kenntnissen.

Sind sie erwachsen, nehmen sie ihre Stellung im Leben ein als Landleute, Handwerker, Kaufleute, Techniker, Künstler, Beamte ꝛc., so bilden sie sich nur in ihrem Berufe praktisch aus und können durch Lebenserfahrung und angebornen Mutterwitz zum Theil ausgezeichnet gescheidte Leute werden, aber um allgemeine Bildung, wozu immer ausgedehnte Belesenheit erforderlich ist, zu erringen, haben sie keine Zeit und meist

auch keine Neigung. Eine Selbständigkeit des Urtheils kann sich bei der Mehrheit niemals ausbilden, sie folgt immer den Umständen und der Meinung solcher Autoritäten, von denen sie den meisten Vortheil oder wenigstens Schutz erwartet. Sie gehorcht entweder der jeweiligen Staatsgewalt und kirchlichen Autorität, oder, wenn sie Opposition macht, dem politischen Leithammel und seiner Parole.

Die Geschichte aller politisch bewegten Zeiten belehrt uns, daß man von dem Extrem eines durch den Despotismus mißbrauchten Gehorsams bald ins andere Extrem der Revolution und Anarchie übersprang, in welcher die sogenannte Freiheit wieder ebenso mißbraucht wurde. Diese Freiheit, die jedermann im Munde führt, war eben keine. Die politischen Leithämmel übten ihrerseits wieder Despotismus aus und einen noch schlimmern, als die frühern gekrönten Despoten. Die Philister aber, durch den Terrorismus der Parteihäupter in Todesangst versetzt, gehorchten ihren neuen demokratischen Tyrannen ganz eben so blind, wie den alten. So in der großen französischen Revolution, so früher in der englischen. Die Mehrheit war nie mündig, nie selbständig. Sie ließ sich immer leiten, wie sie sich heute noch alle Tage leiten läßt bei den Wahlen. Aus gehorsamen Unterthanen einer alten Monarchie wurden Jakobiner, von denen einige wirklich wüthend waren, die andern nur aus Angst sich wüthend stellten und andere nur guillotinirten, um nicht selbst guillotinirt zu werden, und aus diesen wurden dann wieder gehorsame Unterthanen des Imperators, der mit der Säbelherrschaft der Anarchie ein allerseits erwünschtes Ende machte.

Gutgemeinte Vorschläge, wie der vorliegende des Menschheitsbundes, wurden in ordinären Zeiten der alten Monarchien gar nicht gehört oder konnten höchstens im Geheimniß der Logen als frommer Wunsch fortleben. Wurden die alten Monarchien erschüttert und gestürzt, so ergab sich allerdings Gelegenheit, solche Vorschläge versuchsweise ins Leben zu führen, aber die Gutmeinenden und Redlichen wurden alsbald von abgefeimten Demagogen verdrängt, die sich besser darauf verstanden, die Menge durch plumpe Mittel zu dupiren, zu verführen oder zu schrecken, immerhin blind nach ihrem Willen zu lenken, worauf dann die Gutmeinenden verfolgt und gekämpft zu werden pflegten. Dann kam eben die Säbelherrschaft oder die Restauration und man dankt Gott, nun wieder Ruhe zu haben und des Lebens sicher zu seyn. Weltverbesserung wurde nicht mehr verlangt. Ein so schlimmes Ende würden so viele anfangs durchaus redliche und edle Reformbestrebungen nicht genommen haben, wenn die Mehrheit der Menschen in ihrer ewigen Unmündigkeit und Geistesbeschränktheit nicht immer die Leute von unwürdigen Verführern oder durch Schrecken perplex würde.

Wir erlauben uns, die Freunde des neuen Menschheitsbundes auf zweierlei aufmerksam zu machen, was uns an der Basis, auf welcher sie bauen wollen, nicht correct erscheint. Einmal ist die Basis zu groß und weit genommen. Wer soll den ganzen Menschheitsbund übersehen und zusammenhalten? Die ganze Menschheit ist viel zu zahlreich, zu weit ausgedehnt und zerstreut. Es würde wohl genügen, den Bund auf die deutsche Nation einzuschränken und erst aus dieser, wenn es möglich wäre, ein Muster für die übrige Menschheit zu bilden. Zweitens soll man doch daran denken, daß die Menschen nicht bloß für diese Welt geschaffen sind, daß ihr Leben kurz ist und daß sie im Diesseits sich vorbereiten sollen auf das Jenseits. Wenn sie dieses thun, ernstlich thun und die Sünde in sich bekämpfen, dann werden sie sich auch am besten eignen, für das gegenwärtige und künftige Wohl ihrer Mitmenschen zu sorgen. Wenn sie dagegen gar nicht an das Jenseits denken und sich einzig mit dem Diesseits beschäftigen, so lehrt die Erfahrung, daß sie gern in eine Täuschung und Hoffahrt verfallen, sich allein alles zutrauen und aus eigenen menschlichen Mitteln die Societät auf die höchste Stufe der Vollkommenheit bringen, ja das verlorene Paradies und das Himmelreich schon hier auf Erden herstellen zu können glauben. Diese Selbstüberschätzung des Menschen führt unausbleiblich zur Verkennung des wahren Sachverhalts innerhalb der sündigen Menschheit. Man glaubt nicht mehr an das Böse im Menschen oder sucht sich darüber zu täuschen, und dadurch wird es grade am mächtigsten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1¾ Thaler.

Sonnabend, N° 33. 24. April 1869.

## Geschichte.

Der Kreuzzug des Herrn Dr. Onno Klopp gegen den Geist Friedrichs des Großen. Leipzig, Quandt und Händel, 1869.

Als Onno Klopp den vielverschrieenen Tilly rechtfertigte, freuten wir uns und glaubten in diesem protestantischen Geschichtschreiber einen jener vorurtheillosen und unparteiischen Männer gefunden zu haben, welche sich auf die Höhe unbefangener Forschung und homerischer Gerechtigkeit emporschwingen, wie sie wenigstens auf der protestantischen Seite weniger selten sind als auf der katholischen. Karl Adolf Menzel, Leo, Böhmer, Barthold, Gfrörer (lange, ehe er katholisch wurde) befleißigten sich jener Gerechtigkeit und verließen die unwürdige Manier, alles Katholische in der Geschichte schwarz zu färben und dagegen alles, was von protestantischer Seite gesündigt worden ist, zu beschönigen oder zu vertuschen. Es gereichte jenen protestantischen Gelehrten zur Ehre, die Geschichtschreibung von der einseitigen Parteifärbung gereinigt zu haben. Bei katholischen Gelehrten wirkte das Vorurtheil viel stärker. Sie konnten gegen ihre eigene Kirche voll Haß seyn, ließen aber dennoch den Protestanten oder der deutschen Reformation keine Gerechtigkeit widerfahren, sondern wandten sich lieber dem Unglauben und der Verachtung des Christenthums in der reformatorischen wie in der römischen Form zu. Es war überaus kläglich, auf der gleichen Gelehrten- oder Hochschule in Deutschland confessionelle Professuren der Geschichte auftauchen zu sehen, so daß in derselben Stadt und an derselben Lehranstalt ein Professor officiell verpflichtet war, die Geschichte nur durch die katholische, der andere, sie nur durch die protestantische Brille anzusehen. Auf theologischem Gebiete mögen die Confessionen streiten, aber das Gebiet der Geschichte ist ein neutrales. Was geschehen ist, daran läßt sich nichts ändern. Es ist, wie es ist, und kann nur einfach so aufgefaßt und dargestellt werden, wie es ist. Da darf nicht rechts und links ein Färber stehen, von denen der eine dieselbe Thatsache der Geschichte weiß und der andere schwarz anstreicht. Im lebhaften Kampfe der Parteien kann es freilich nicht fehlen, daß die Advocaten jeder Partei sich auch aus der Geschichte beliebige Argumente zuschneiden und dabei weglassen oder verfälschen, was ihnen nicht taugt. Das ist publicistisches Manöver, aber es ist nicht mehr Geschichtschreibung, die aus treuer Geschichtsforschung hervorgegangen, immer nur die Wahrheit darstellen soll.

Onno Klopp hat nun die gute Meinung, die wir von ihm hatten, nicht gerechtfertigt. Wir wüßten uns kaum zu erklären, in welchem blinden Eifer er Friedrich den Großen anfeindet und seines Ruhmes zu entkleiden sucht, wenn er nicht im Solde des Hietzinger Hofes schriebe, und wenn sich nicht ergeben hätte, daß er schon die erste Auflage seines Buchs über den großen König zu dem Zweck geschrieben hätte, sich durch ein affectirtes Echauffement gegen Preußen bei jenem damals noch in Hannover befindlichen Hofe einzuschmeicheln.

Hier wird Folgendes von ihm erzählt. Er war Gymnasiallehrer in Osnabrück, ging 1848 unter die Wühler, um eine Rolle zu spielen, schwerlich aus Ueberzeugung. Wer irgend eine Ueberzeugung hat, lauft nicht aus einem Lager ins andere über. Kurz damals war er Wühler. „Er gab das demokratische ‚Osnabrücker Tagblatt' heraus, gab eine demokratische Erklärung der Grundrechte und der Reichsverfassung; kurz er mußte selber wohl erkennen, daß er mit seinen Rousseau'schen Ideen vom Staat eher nach Nordamerika als in unsere bestehenden Verhältnisse passe. Seitdem, meldet die Fama, stand er übel im schwarzen Buche der Welfendynastie zu Hannover angemerkt. Kein Versuch, eine

verbesserte und erweiterte Stellung im Lande zu finden, wollte gelingen. Er war noch immer in der Opposition. Im Jahre 1856, wo er für seine Landsleute in Ostfriesland eine mißliebige Petition verfaßt, stand er sogar unter der Anklage des Hochverrathes vor dem Schwurgerichte zu Aurich, das ihn jedoch frei sprach." In Ostfriesland fand er Freunde und die Landschaft daselbst beauftragte ihn, eine ostfriesische Landesgeschichte zu schreiben, und diese benutzte er, um im dritten Bande, der von der preußischen Verwaltung Ostfrieslands handelt, mit den gehässigen Verleumdungen gegen Preußen zu beginnen, durch die er sich die Gunst des hannöver'schen Hofes zu gewinnen hoffte.

Genug, die ganze Welt weiß, daß Onno Klopp seitdem der rüstigste Parteigänger des Hietzinger Hofes ist. Da dieser Hof aber alles Denkbare unternimmt, um Preußen zu schädigen und zu verleumden, so ist es unmöglich, das unparteiische Urtheil eines unbefangenen Historikers bei einem der vertrautesten Diener dieses Hofes vorauszusetzen. Der Verfasser der vorliegenden Flugschrift hat die wirklich perfiden Entstellungen der Geschichte Friedrichs des Großen, die das Werk von Klopp enthält, hervorgehoben, um sie zu widerlegen, und den groben Angriff auf die Politik und den Charakter des großen Königs nach Gebühr zurückgewiesen. Er hat darin völlig Recht. Klopp hat sich an der Wahrheit versündigt.

Wenn auch Friedrich der Große als ein Sohn des 18. Jahrhunderts manche Marotte desselben theilte, z. B. die Vorliebe für die französische Sprache und Literatur und für die Freigeisterei, so war das doch mehr Privatliebhaberei, als daß es sich in großen politischen Actionen geäußert hätte. Sein religiöser Indifferentismus hat auf seine Staatshandlungen keinerlei Einfluß geübt. Er hat seine katholischen Unterthanen niemals in ihren Rechten gekränkt, sogar die Jesuiten geschützt, als sie von Oesterreich und allen katholischen Mächten unterdrückt, beraubt und verfolgt waren. In gleicher Weise hat er die Lutheraner geschützt. Und wenn er auch lieber französische Bücher las als deutsche, so hat er doch keine Rheinbundpolitik getrieben, sondern die Franzosen bei Roßbach tüchtig geklopft, und wie schon sein glorreicher Vorfahr, der große Kurfürst, und sein Großvater und Vater Kerndeutsche waren und mit ihrer brandenburgisch-preußischen Politik immer das große deutsche Nationalinteresse vertraten und beschützten, so hat es auch Friedrich der Große nur in noch höherem Maaße gethan. Der große Kurfürst vertrat Deutschland gegenüber von Frankreich, Schweden und Polen. Kaum war Friedrich I. König von Preußen geworden, so schickte er ein preußisches Heer unter dem alten Dessauer dem Prinzen Eugenius zu Hülfe nach Italien, und die Tapferkeit dieses Heeres entschied die große Schlacht bei Turin, welche Oesterreich den Besitz der Lombardei sicherte und die Franzosen über die Alpen zurückwarf. Friedrich der Große selbst hat im siebenjährigen Kriege nicht blos seine Monarchie vertheidigt, sondern auch dem gesammten Deutschland den größten Dienst geleistet. Man kann es, den schändlichen Verleumdungen des großen Königs gegenüber, nicht oft und stark genug wiederholen, daß ohne Friedrichs des Großen Heldenthaten im siebenjährigen Kriege Deutschland den fremden Mächten verrathen und verkauft worden wäre. Denn im Versailler Vertrage hatte Oesterreich den Beistand der mit ihm gegen Preußen verbündeten Mächte nur durch die Zusicherung von großen Abtretungen deutscher Provinzen erkauft. Es wollte und verbürgte sich dazu in jenem Vertrage, wenn die Coalition über Preußen siegen würde, die Niederlande an Frankreich, das preußische Stammland an Rußland abzutreten. Auch Schweden war damals im Bunde gegen Preußen, und hatte seit der für Deutschland so unheilvollen Politik Gustav Adolfs auf deutschem Boden Vorpommern mit der Insel Rügen und die Bisthümer Bremen und Verden behalten dürfen. Dänemark besaß das deutsche Schleswig und Holstein, England besaß das deutsche Hannover. Mecklenburg hatte sich wegen Schwägerschaft so ganz an Rußland hingegeben, daß es viele Jahre lang von russischen Truppen besetzt war. Wenn nun vollends der Versailler Vertrag hätte vollzogen werden können, so wären auch die Niederlande für Deutschland verloren gegangen und Preußen wäre russisch geworden, denn während russische Truppen im siebenjährigen Kriege eine kurze Zeit lang Königsberg besetzten, ließ sich die russische Kaiserin bereits dort huldigen. Wenn nun Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege nicht gesiegt hätte, so würde ganz Norddeutschland undeutschen Mächten theils unmittelbar unterworfen, theils unter deren übermächtigen Einfluß gebracht worden seyn, und Oesterreich wäre weder im Stande, noch geneigt gewesen, Norddeutschland gegen diese fremden Mächte zu schützen. Daß es nicht dazu geneigt war, beweist die Gleichgültigkeit, mit der es die deutschen Niederlande Frankreich hingeben wollte, um sich dafür Schlesien zu erkaufen. Auch war es Oesterreich allein gewesen, was den großen Kurfürsten gehindert hatte seinen Sieg über die Schweden zu verfolgen. Der große Kurfürst wollte die Schweden vom deutschen Boden vertreiben und hätte es auch gethan, wenn es Oesterreich nicht aus Eifersucht verhindert hätte. Das war damals schon die nämliche österreichische Politik, welche zu Ol-

müß Preußen nöthigte, die deutschen Elbherzogthümer aufzugeben und der Willkür Dänemarks zu überlassen. Die nämliche Politik, welche Oesterreich im Frühjahr 1866 eingab, den Gasteiner Vertrag zu brechen und die Bundesstaaten zum Kriege gegen Preußen aufzureizen, nur um die Preußen abermals aus den Elbherzogthümern zu entfernen.

Aus der Zusammenstellung dieser Thatsachen geht unwiderleglich hervor, daß die preußische Politik schon seit dem großen Kurfürsten das Gesammtinteresse der deutschen Nation wahrgenommen und geschützt hat, während die österreichische Politik dasselbe Interesse hintan setzte, ja im Versailler Vertrage, wie später in Olmütz gradezu verrieth. Und wer hat im Jahr 1813 das Bessere für die gesammte deutsche Nation gewollt und größere Opfer dafür gebracht? Preußen, das im Kriege offenbar das meiste geleistet hat, oder Oesterreich, das in den beiden Pariser Friedensschlüssen und nachher auf dem Wiener Congreß mit dem Ausland verschworen war, die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation zu unterdrücken, Preußen zu schwächen und einzuschrauben und mit Hülfe Rußlands die preußische Politik zu corrumpiren, endlich Deutschland, das so große Hoffnungen gehegt und ein besseres Loos verdient hatte, mit der elenden Bundesverfassung abzuspeisen?

Um die gerechten Vorwürfe, welche der deutsche Patriotismus der österreichischen Politik zu machen so sehr berechtigt ist, zu pariren, erhebt Onno Klopp eine lärmende Anklage gegen Preußen. Damit soll sich das deutsche Publikum beschäftigen und darüber die Sünden Oesterreichs vergessen. Weiter hats keinen Zweck.

Der ungenannte Verfasser der vorliegenden Flugschrift hätte übrigens besser gethan, wenn er in der Wahl seiner historiographischen Gewährsmänner vorsichtiger gewesen wäre. Johannes Müller, der verkäufliche Schweizer, der Preußen, wo man ihn so hochgestellt hatte, und die deutsche Sache aufs schändlichste an Frankreich verrieth, wird dadurch, daß er Friedrich den Großen einmal gelobt hat, nicht rein gewaschen. Auch Gustav Adolf möchten wir nicht „den Unsern" nennen. Wer die deutsche Sache vertritt, muß sie nach allen Seiten vertreten, nicht blos nach einer.

---

## Geistliches Schauspiel.

Zuckmantler Passionsspiel herausgegeben und erläutert von Professor A. Peter. Troppau, 1868, bei Otto Schüler in Commission.

Besonderer Abdruck aus einem Schulprogramm. Der Herausgeber hat sich mit diesem Beitrag zur deutschen Culturgeschichte ein Verdienst erworben und es freut uns, daß er uns noch mehr Mittheilungen aus alter Zeit in Aussicht stellt, indem er auf S. 7 sagt: „Eine größere Anzahl von Volksschauspielen und Bauerncomödien aus Mähren und Schlesien gedenke ich nach Beendigung des III. Bandes des Volksthümlichen, dessen Bearbeitung meine Kraft noch durch einige Zeit vollauf beanspruchen wird, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es findet sich unter denselben ein Christigeburtspiel aus Pautsch in Mähren, welches mir der wackere Uhrmacher daselbst, Peter Knappek, zur Verfügung stellte. Dieses Spiel, das in dem genannten Orte noch im Jahre 1865 gespielt wurde, stimmt mit dem von K. J. Schröer aus Oberufer mitgetheilten Christigeburtspiele (Weihnachtssp. a. Ungarn, S. 59 ff.) in den wesentlichsten Theilen beinahe aufs Wort überein. Nur treten im Beginne des Pautscher Spieles in ähnlicher Weise, wie in dem deutschen Weihnachtsspiele des 14. Jahrhunderts bei Mone (a. a. O. I. S. 143 ff.) die drei Altväter Abraham, Isak und Jakob auf und klagen und seufzen nach der Menschwerdung Jesu Christi und ihrer Erlösung in einer acht Verszeilen langen Paraphrase der ‚Rorate, coeli, desuper, et nubes pluant Justum! Aperiatur terra et germinet Salvatorem!' — Bemerkt sey noch, daß in der Hirtenscene, der auch eine Jägerscene angefügt ist, ein Nachtwächter auftritt, das Horn bläst und ein Lied singt, — wie das bei Mone (a. a. O. II. S. 60) in dem Spiele ‚de resurrectione' von einem Wächter ebenfalls geschieht, — und daß am Schlusse Methusalem mit dem Tode zusammentrifft, dem er nach kurzer Widerrede verfällt."

Es ist erstaunlich, wie viele geistliche Schauspiele aus dem Mittelalter sich noch in Deutschland erhalten haben, über deren Herausgaben in der Vorrede zum hier mitgetheilten Schauspiele eine Uebersicht gegeben ist. Sie sind fast in allen Theilen Deutschlands aufgefunden worden und liefern den Beweis, welchen lebhaften Antheil das Volk an den geistlichen Schauspielen genommen hat. Ein lebendiges Zeugniß davon das berühmte Oberammergauer Passionsspiel, welches einfache Bauern so vortrefflich und so ins Gemüth dringend aufführen, daß der erste Kenner deutschen Schauspiels in unserer

Zeit, Emil Devrient, wie auch alle andern, die es gesehen, nur mit Bewunderung davon gesprochen haben. Mit Recht bemerkt Herr Professor Peter, daß die Andacht und Begeisterung bei der Darstellung der heiligsten Tragödie der dramatischen Kunstentwicklung mehr zu Gute kam, als bloße Schule, und daß der Untergang des deutschen Schauspiels in seiner volksthümlichen Entwicklung, indem es durch die Renaissance und classischen Hoftheater beseitigt wurde, zu beklagen sehen. Wir möchten noch hinzufügen, daß die volksthümliche Entwicklung auch des deutschen Lustspiels durch die Renaissance ungeschickt unterbrochen worden ist, denn das Lustspiel würde nicht so tief zur niedrigen Posse heruntergesunken seyn, wenn es die Tyrannei des Classicismus nicht in die Winkel der Gesellschaft verbannt hätte. Es würde sich auf nationalem Boden frei zu der romantischen Höhe haben emporschwingen können, auf welcher wir die Lustspiele Shakespeare's erblicken.

Die Hauptsache bei einem geistlichen Schauspiel war der fromme Enthusiasmus, der es schuf und von ihm unzertrennlich blieb, so lange es nicht vom nationalen Boden losgerissen und in die lateinische Schulcomödie verwandelt wurde. Was uns der Herausgeber hier über das Passionsspiel in Zuckmantel mittheilt, stimmt ganz mit dem überein, was noch die neueste Zeit in Oberammergau erlebt. Die Andacht macht das Schauspiel hier zum Gottesdienste. „Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde nach uraltem Brauche in Zuckmantel in der Osterwoche das Leiden Christi gespielt. Das Spiel nahm der Tradition zu Folge den Anfang in der Zuckmantler Stadtpfarrkirche, und zwar nach Anhörung einer h. Messe. Dort wurde bis zur Kreuzigung gespielt, die Kreuzigung selbst fand auf dem in der Nähe von Zuckmantel gelegenen Rochusberge statt, wohin sich das herbeigeströmte Volk, der Leidenszug an der Spitze, unter Absingung von h. Liedern von der Kirche aus begab. Genauere Nachrichten über ein bestimmtes Jahr der Aufführung, über Einrichtung der Bühne, über mitspielende Personen, über Beschaffenheit des Costüms rc. fließen auch mündlich nur spärlich. Eine Thatsache jedoch fand ich in Obergrund und Zuckmantel von verläßlicher Seite mehrfach bestätigt. Durch eine Reihe von Jahren nämlich habe ein gewisser Oergloer (Oergler, Ergler, Ergeler) aus Obergrund, der beim Bergwerke daselbst als Laborant in Diensten stand, bei diesem Leidensspiele Jesum Christum dargestellt, und zwar habe derselbe den leidenden und sterbenden Erlöser mit solcher Weihe und Würde gespielt, daß er vom Herrn begnadigt wurde, seine Todesstunde im Vorhinein zu wissen, die auch, wie er es angegeben, pünktlich eingetroffen sey. Auch habe er sich drei Tage vor seinem Tode seinen Sarg anfertigen lassen. Begreiflicherweise stand der Mann beim Volke in besonderem Ansehen."

Der Text des vorliegenden Passionsspiels gehört zwar dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an, ist aber ohne Zweifel nur die Ueberarbeitung eines ältern Textes. Man findet darin sehr viel Mundartliches. Der Inhalt stimmt mit ältern Osterspielen überein. „Aehnlichkeit, zum Theil überraschende Uebereinstimmung mit den drei ersten Auftritten zeigt das Vordernberger Paradeisspiel bei Weinhold, S. 302 ff., das Obergrunder Weihnachtsspiel (Volksthümliches I. S. 361 ff.) und das Einsiedler Spiel, welches in Einsiedel bei Würbenthal noch vor wenigen Decennien agirt wurde. Auch in dem Kremnitzer und Oberuferer Weihnachtsspiele (K. J. Schröer, Weimar. Jahrb. III. 391 ff. und Weihnachtssp. a. Ungarn S. 59 ff.), sowie in dem v. J. Zacher mitgetheilten Mastrichter Osterspiele (Haupts Zeitschrift II. S. 302 ff.), finden sich verwandte Scenen, ebenso (nach Weinhold a. a. O. S. 297) in der ersten blijscap van Maria in Willems belg. Museum und in dem Mystère de la Conception in Parfait, histoire du théatre français, die mir jedoch beide nicht zu Gebote standen. Die Handschrift des erwähnten Einsiedler verdanke ich dem Wirthschaftsbesitzer und Gemeindeschreiber J. A. Bletz in Einsiedel. Das Spiel ist eine jüngere Bearbeitung des Obergrunder und stimmt mit diesem größtentheils überein."

Das Spiel beginnt mit einer Arie und zerfällt in vierzehn Auftritte. In den ersten wird der Sündenfall dargestellt, um dadurch vor den Augen der Zuschauer das Erlösungswerk zu motiviren. Mit der Vertreibung unserer ersten Eltern aus dem Paradiese wird auf eine sinnige Weise die Verjagung der Wucherer aus dem Tempel durch den Heiland in Verbindung gebracht und diese letztere wieder zum Motive des Hasses gemacht mit dem die in ihrem Geldinteresse verletzten Juden den Heiland verfolgten. Das entspricht zwar nicht ganz den Evangelien, in denen doch nur Judas auf den gemeinen Profit ausgeht, es entspricht aber völlig dem Judenthum, wie es sich den frommen Katholiken in Zuckmantel zu ihrer Zeit dargestellt haben muß. Das Gespräch der Wucherer Mandel, Löbel, Moses, Isaak rc. im Tempel klingt grade so, wie man noch vor fünfzig Jahren die Schacherjuden am Salzring in Breslau konnte zusammenschwatzen hören.

Am Schluß finden wir noch sieben Melodien zu den in das Passionsspiel eingestreuten Arien.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 34. 28. April 1869.

## Volkskunde.

Geschichte der Gesellschaft von Dr. Johann Joseph Roßbach. II. Theil. Die Mittelclassen im Orient und im Mittelalter der Völker des Occidents. Würzburg, Stuber, 1869.

Wir haben schon den ersten Theil dieses Werkes empfohlen und zeigen auch diesen zweiten mit wahrem Vergnügen an, denn er enthält große Wahrheiten, die noch nicht überall anerkannt sind. Insbesondere wird darin die deutsche Volksnatur, wie sie sich in einer zweitausendjährigen Geschichte bewährt hat, in der allein richtigen Weise gewürdigt, woran freilich die modernen liberalen Schablonen in ihren willkürlichen Voraussetzungen und Verkennung aller Geschichte nicht hinanreichen.

Das Werk geht bei der Charakterisirung der Mittelclassen von den Völkern des Orients aus und bemerkt, „sie seyen, wie die Völker in der Periode des Naturstaates überhaupt, nur bis zu einer gewissen Grenze der Entwicklung angelangt; von dieser aus die Entwicklung weiter anzubahnen, war Aufgabe der Völker des Abendlands und der Cultur. Wenn wir von den Grundlagen der wirthschaftlichen Entwicklung ausgehen, finden wir bei allen Völkern, die eine Geschichte haben, die eine Wahrheit: das Stammes-Eigenthum ist älter als das Eigenthum der Gemeinde, das Gemeinde-Eigenthum erscheint vor dem Familien-Eigenthum, das Familien-Eigenthum geht dem Eigenthum des Einzelnen voran. In diesem Satze liegt auch der Gegensatz der Natur- und Culturvölker, der Gegensatz des Morgen- und Abendlands. Das Stammes- und Familien-Eigenthum ist den Völkern in der Naturperiode der Entwicklung eigen, das Privat-Eigenthum tritt als vorherrschende Eigenthümlichkeit in der Culturperiode auf. Und ebenso hat das Morgenland überwiegend den corporativen Grundbesitz, das Abendland das Einzel-Eigenthum. Die Naturvölker, wie die Völker des Orients sind bei der Stammesverfassung, bei dem patriarchalischen oder dem Familienstaate stehen geblieben, die Cultur- und die occidentalischen Völker haben die Stämme in Stände, und den Kampf der Stände in die Herrschaft individuellen Lebens aufgelöst. Die Naturvölker blieben an jener Entwicklungsgrenze stehen, weil die Natur selbst, der Grund und Boden ihre Lebensordnung erfüllt, die Culturvölker haben sie überschritten, weil die Industrie das bewegliche Vermögen schuf, und durch seine Macht neue Stände entstanden, dort herrschte der agrarische, hier vollzog sich der industrielle Lebensberuf. Die Culturvölker gingen zwar auch durch diese Naturperiode der Entwicklung, aber sie haben in der längsten Zeit ihrer Geschichte dem Industrialismus sich ergeben. Die Griechen und die Germanen haben das Individualitätsprincip zur höchsten Durchbildung zu bringen gesucht, die Römer aber die freie Veräußerlichkeit des Grundbesitzes angenommen und im Ritterstande den Träger der Kapitalherrschaft aufgestellt, Griechenland und Rom die Gebundenheit des Grundbesitzes wie die Zunftordnung des Gewerbes abgethan und durch die Sclavenwirthschaft dem Mittelstande ein Aufkommen, ein selbständiges Daseyn unmöglich gemacht."

Die Germanen haben eine höhere Stufe der Entwicklung erreicht. Was der Verfasser hier S. 112 f. über sie sagt, ist vortrefflich und kann manchem Pessimisten zum Trost gereichen. „Die einen (der germanischen Völkerschaften) lassen sich auf Gebirgen nieder, die andern auf dem Flachlande oder an der Küste, sie zeigen darum das Doppelbild des Lebens, das Griechen und Römer hinter ihnen entfaltet haben. Aus einem gemeinsamen Mutterschooße hervorgegangen haben sie doch auch wieder eine von diesen Völkern verschiedene

Mission; sie verfolgen sie und irren von ihr ab, um sie wieder zu finden. Der Germane strebt nach der Einheit seiner Stämme, und gibt sie unter der Eifersucht seiner Stämme wieder preis; er theilt, trennt, vereinigt sich, um wieder auseinanderzufallen, und doch wieder die Einheit zu erstreben. Der Stamm kämpft gegen den Staat, der Staat gegen die Stämme, die Herzogthümer bekämpfen das Königthum und das Königthum sucht die Herzogthümer zu vernichten. Da herrscht ein ewiges Ringen um die Gestaltung und doch tritt keine Gestaltung zu Tage. Zwischen der Herrschaft der Römer und des Königthums, zwischen Erb- und Wahlreich, zwischen Particularismus und Centralisation schwankt die Wage der Geschichte immer ab und auf. Die Merowinger machen großartige Schenkungen an die Großen des Reiches, um sie für die Staatseinheit zu gewinnen und an das Königthum zu fesseln, sie opfern ihr Hausgut um des Staates willen; die Großen dagegen entsetzen schwache Regenten des Throns und erheben den mächtigen Pipin auf denselben, der allein fähig ist, die Reichsgewalt zu stärken, die Reichseinheit auf der Schwächung der Macht der Großen aufzubauen. Sie machen ihren Sonderwillen geltend und huldigen doch auch wieder der höhern Idee der Einheit des Reiches. Die Könige schwächen sich, um das Königthum zu stärken. Bei der Kaiserwahl tritt wieder der Sonderwille vor der Macht der Reichseinheit hervor, und die Particularstaaten legen den Einheitsstaat in Trümmer. — Und doch liegt hierin ein höherer Gedanke. Die germanischen Völker wollten die Einheit, aber sie wollten sie nur unter Anerkennung der Selbständigkeit der Stämme, während der griechische Particularismus verwandte Stämme trennte, die römische Centralisation sie knechtete. Darum hielt der Germane an dem Königthum fest, das Griechen und Römer abwarfen, er sah in ihm den Mittler der Stämme und der Stände. Das Alterthum hat mit den Extremen abgeschlossen, die germanischen Völker blieben im Schwanken zwischen beiden Principien und suchen das Ziel in der Einheit des Reiches bei repräsentativer Verfassung durch seine Stämme; nur in ihr verkörpert sich die Einheit des Ganzen in der Freiheit des Besondern.

Aber auch auf andern Gebieten finden wir die höhere Lebensstellung der germanischen Völker. Den gewaltigen Geist der Freiheit zähmt die geheiligte Sitte, patriarchale Milde knüpft Hohe und Niedere; Auszeichnung und Tüchtigkeit erheben ohne Ansehen der Geburt den Hörigen und den Dienstmann auf die Höhen des Lebens; selbst der Krieg erhält jetzt ein reineres Motiv. Das Königthum ist der Friede und die Gerechtigkeit, die Stände sind die Träger der Treue und der Ehre. Die ganze Gesellschaft durchdringt ein sittliches Princip, auch auf dem materiellen Gebiete: im Eigenthume lebt die Idee der Freiheit, in der Waffe die der Ehre, im Lehen die der Treue. Diese Gedanken steigen wie Perlen aus dem tiefen Grunde der Geschichte auf, in dieser Weise vom antiken Bewußtseyn nicht erkannt."

Zwei Momente hebt der Verfasser im deutschen Wesen hervor, wie es sich großartig im Mittelalter entwickelte, das Ritterthum und Bürgerthum, Organisationen der eigenthümlichsten Art. Er sagt über das Ritterthum: „Im Leben des germanischen Ritterthums hatte sich durch das Christenthum eine neue Macht entfaltet — die Humanität; mit der Kraft des Muthes vermählte sich die Milde des Gemüths, und sie offenbarte sich im Frauendienste, in der Krankenpflege, wie im Schutze der Verlassenen. Durch diese Weihe des Gemüthes, durch solche Hingabe für die leidenden Brüder hat das germanische Ritterthum seine Mission am treuesten unter allen Völkern erfüllt. Nur die Brust, die Gott in sich trägt, kann wahrhaft Großes vollbringen: sollte der germanische Ritter im Dienste der Menschheit Großes leisten, so mußte er sein Tagewerk mit Gott beginnen, in ihm die Quelle des Heldenmuthes und der Todesverachtung finden. Die religiöse Anschauung des Kriegsdienstes war ohnehin schon eine uralte bei den germanischen Völkern; die Schlacht galt als ein Opferfest, das man dem Stammgotte brachte; der Feind war das dem Gotte geweihte Opfer, das Schwert war das priesterliche Opfermesser; der Priester erschien ihnen als Krieger mit der Stola, der Krieger aber als der Priester mit dem Schwerte. Jetzt erfüllte diese religiöse Anschauung ein anderer Geist. Darum war schon der Eintritt in das Ritterthum ein Eintritt in den Dienst Gottes, darum begann er mit der Weihe durch die Religion. Der Knappe brachte mehrere Tage, ehe er den Ritterschlag erhielt, in Gebet und Fasten zu; er ging zur Beichte, empfing das h. Abendmahl, übernahm in weißem Gewande die Nachtwache und hütete in frommer Seelenstimmung vom Abende bis zum Morgen die Waffen, die auf dem Altare der Mutter Gottes oder eines Heiligen lagen; dann ward er in die Kirche geführt, seine Waffen wurden gesegnet und er legte einen feierlichen Schwur zur Erfüllung seiner Pflichten ab. Ehre und Treue mochte auch der Ritter der antiken Welt erkennen und achten, die Liebe zu Gott und den Menschen war das höhere Ziel des germanischen Ritterthums."

Vom Bürgerthum heißt es: „Aus der reinen Sitte und dem fröhlichen Lebensmuthe floß auch die Liebe

zur Arbeit, darin lag aber auch der Segen der Arbeit. Durch Beides kam auch der Wohlstand über das Bürgerthum. Schale Gewinnsucht und frevles Börsenspiel hatten sein Herz noch nicht umstrickt. Ehrlichkeit galt im Handel und im Wandel. Die Solidität der Berufsarbeit war das gemeinsame Strebeziel Aller. Ehre galt mehr, als das Interesse. Der Gemeingeist, die Association machte stark, erhielt die Zuversicht, hob die Fallenden, demüthigte die Stolzen, wehrte die Zerklüftung ab, trieb edeln Wetteifer zur Vervollkommnung; der Wetteifer der Ehre aber führte zu Entdeckungen und Erfindungen, deren Mehrzahl diese Zeit dem Bürgerthum verdankt. — Religiöse Bande hielten ursprünglich die Genossenschaft zusammen. Jede Genossenschaft hatte ihren Heiligen — Patron —, ihre Kirche oder Kapelle, wo man sich versammelte, einer kirchlichen Feierlichkeit (Messe) beiwohnte und dann einen festlichen, in Gott vergnügten Tag feierte. Das innere Leben dieser Bruderschaft offenbarte sich in Werken der charité — der Wohlthätigkeit. Die Religion ward zur Brüderlichkeit, und ihr Wirken und Walten ward schon im vierzehnten Jahrhundert zum allgemeinen Gesetz. Sehr schön sagt Levasseur: „Die Statuten der Körperschaft wenden sich an den Handwerker und Bürger, die der Bruderschaft an den Menschen und Christen.“ — Nach diesem Schriftsteller waren aber bisweilen zwei oder drei Handwerksgenossenschaften in derselben Kapelle vereinigt, manchmal bildeten in der Stadt die Handwerker eines jeden Viertels (Quartiers), einer jeden Nation besondere Bruderschaften; ja es gab in demselben Handwerk mehrere Bruderschaften; in dieser Erscheinung liegt aber nur die eine Thatsache, daß mehrere kleine Handwerke eine, ein größeres Gewerbe mehrere Bruderschaften enthielt, und daß die Genossenschaft ihren bruderschaftlichen Geist auch nach Nationen entwickelte und offenbarte. Und das alles geschah doch nur, um die Zwecke der Bruderschaft um so sicherer erreichen zu können. Levasseur gibt daher selbst zu, daß, wenn es auch in demselben Gewerbe mehrere Bruderschaften gab, darum doch keine Spaltung entstanden sey, die Bruderschaft habe alle Glieder der Körperschaft zusammengehalten: wer immer zum Handwerk gehörte, sey in vielen Städten ebendeshalb auch ein Glied der Bruderschaft gewesen. Keiner durfte außerhalb der Bruderschaft stehen, oder sich von ihr lossagen, daher selbst Jene, die das Handwerk verlassen hatten, noch mit der Bruderschaft verbunden blieben, wo sie ihre alten Freunde und Arbeitsgenossen wieder fanden. Die Wesenbestimmung von allem bleibt daher der Gedanke, daß die Innung an sich ein doppeltes Ziel verfolgte — die Handhabung und die Förderung des materiellen wie des moralischen Lebens des Bundes.“

Man darf wohl hinzusetzen, daß auch die Kirche des Mittelalters auf germanischem Gebiete und unter germanischem Einfluß zu einer gesunden Blühe gedieh, wie sie es unter griechischem und römischem Einfluß nicht vermochte, und wie sie leider wieder welkte, als durch die Arglist der Franzosen die Einheit zwischen Kirche und Reich gestört und die römische Kirche unter den Einfluß der Renaissance gestellt wurde.

Möchte das vorliegende Buch dazu beitragen, die Deutschen der Gegenwart daran zu erinnern, daß die Institutionen ihrer Vorfahren, die man ihnen als verabscheuungswürdige Ausgeburten des finstern Mittelalters darzustellen pflegt, die gesundesten und vernünftigsten von der Welt waren, ehe sie durch die Fürsten nach dem verderblichen Beispiel Frankreichs corrumpirt, mit Institutionen der Renaissance vermischt und endlich fast ganz durch die letztern verdrängt wurden.

Ueberhaupt hat der Verfasser eine klare, ruhige, trostreiche Ansicht von der gesunden Natur des deutschen Volks und von der Heilkraft, die in der Zeit liegt. Wenn auch des Herbstes Stürme toben, die Blätter fallen und der Natur der Untergang droht, so geht sie doch nicht unter, so wirkt eine geheimnißvolle Kraft von innen neues Leben. „Der Gang Gottes durch die Weltgeschichte ist ein anderer, als den der Wille des Menschen vollzieht. In der patriarchalen Verfassung lag noch das Naturprincip, war die natürliche Ordnung des Lebens ausgeprägt; mit dem Kriege, der Eroberung, mit der Vertheilung des Eigenthums und dem Siege des Herrschenden, der Niederlage des unterworfenen Volkes, mit dem Gegensatze der Racen, der Uebermacht der Großen, dem Verkommen der Freien — trat der Wille des Menschen, die Freiheit auf den Schauplatz der Geschichte. Der Friede und die Harmonie des Lebens ging verloren, als der Krieg die Saat der Unterdrückung legte, der Haß der Nationalitäten ein geknechtetes Volk erzeugte, die Vertheilung des Eigenthums und die aus ihr hervorgehende sociale Machtstellung der höhern Gesellschaftsclassen ein unterdrücktes Volk zum Schemel ihrer Füße machte. Die sittliche Weltordnung, der ewige göttliche Geist, der providentiell über den Geschicken der Völker waltet, suchte, was der Krieg verschuldet, wieder im Frieden zu sühnen, die Ungerechtigkeiten wieder aufzuheben, Friede und Gleichgewicht in dem zerstörten Räderwerke der Geschichte wieder herzustellen. — Man soll die Geschichte nicht drängen, aber auch nicht aufhalten wollen. Sie legt still und verborgen den Samen der kommenden

Entwicklung. Die Revolution so wenig als die Reaction kann sein Aufgehen, sein organisches Wachsthum fördern oder hemmen. Der Irrthum, der Wahnsinn, die Leidenschaft, die Verblendung führen zum Rückschritt oder zur Ueberstürzung, den Gang der Civilisation hemmen sie nicht, die Geschichte holt ein, was man hinterhalten hat; sie führt den überstürzenden Strom in das alte Bett der ruhigen Bewegung zurück. Und wo man sie gar nicht begreifen will, da weckt sie durch Keulenschläge aus dem eisernen Schlaf. Wo freilich ein moralisch faules Volk eine Leiche geworden ist, da hat auch seine Geschichte aufgehört und ihr ewiges Gesetz."

---

## Geschichte.

Karl der Große als Gesetzgeber. Vortrag von Prof. Friedrich v. Wyß. Zurich, Schultheß, 1869.

In diesem kurzen Vortrage wird Karl der Große vortrefflich charakterisirt. Besonders anziehend und verhältnißmäßig neu ist die Auffassung des Kaisers als eines frommen und gottbegeisterten Fürsten, nicht blos als eines geistesüberlegenen Staatsmannes. „In das Kaiserthum legt Karl mit vollem Bewußtseyn die Idee der Theokratie, die er aufzurichten für seinen Beruf hält. Die Herrschaft über die ganze christliche Welt, das Reich gilt hiernach als von Gott dem Kaiser übertragen. Er hat durch Staat und Kirche, die in Einigkeit zusammengehen sollen, die Völker zu leiten und anzuhalten, ihre irdische Aufgabe zur Ehre Gottes zu erfüllen. Jeder Stand, jeder Beruf hat nach seiner besondern ihm angewiesenen Stellung dazu mitzuhelfen. Weder für Staat und Kirche unter sich, noch für die verschiedenen Nationalitäten besteht hierbei eine Scheidewand, alles soll gemeinsam in harmonischer Gliederung unter der Oberleitung des Kaisers zusammenwirken. Der Kaiser ist nun nicht mehr blos Beschützer und insofern auch Beherrscher der Landeskirche; die der Kirche zunächst zukommende Aufgabe der Anleitung und des Antriebes der Völker zu christlichem Leben ist nun auch der eigene Beruf des Kaisers geworden. Noch directeres Eingreifen des Kaisers in kirchlichen Dingen, als der König früher gethan, erklärt sich hieraus leicht. — Welch ein Abstand von dem germanischen Volkskönigthum bis zu dieser das Mittelalter von nun an beherrschenden Idee! Ihre Großartigkeit wird niemand leugnen können, und wer jene Zeiten kennt, wird auch begreifen, daß gegenüber dem noch tief wurzelnden Heidenthum und all den wild durch einander wogenden, nur gezwungen geordneter Gemeinschaft sich fügenden Kräften und Gewalten der Weg des Gesetzes, der Nöthigung zu christlicher Zucht und Ordnung zunächst erforderlich war, um die Keime wahrer christlicher Gesittung zu befestigen. Auch zeigt der große Ernst und Eifer, mit dem Karl sich bemühte, christlichen Unterricht im Volke zu verbreiten und Ausschreitungen der Geistlichen strenge zurückzuweisen, zur Genüge, daß es ihm in seiner Einwirkung auf die Kirche um die Sache selbst und gar nicht etwa blos, wie oberflächliches Gerede behauptet, um Befestigung und Stärkung seiner Macht zu thun war. Und doch — der Erfolg hat es bald gelehrt — einer Aufgabe von so idealer und für die geistige Freiheit zugleich gefährlicher Höhe ist keine menschliche Kraft, auch die größte nicht gewachsen; sie kann daher auch nicht dauernd das Ziel menschlicher Ordnung seyn."

Die gegenwärtige Zeit begreift freilich nicht mehr, wie man den theokratischen Gedanken hat fassen können. Sie hat keine Ahnung mehr von dem christlichen Geist, der die germanischen Völker noch in den ersten Jahrhunderten nach der Bekehrung durchdrang. Diesem Geiste legen wir das größte Gewicht bei. Ueberdem war die Christenheit schwer bedroht. Der Islam hatte den ganzen Süden des altrömischen Reiches erobert und würde auch die Mitte Europas überschwemmt haben, wenn ihn Karl der Hammer mit dem Heerbann der Deutschen nicht zurückgeschlagen hätte. Von der andern Seite drohten die heidnischen Avaren, Slaven, Sachsen und Normannen. Man mußte sich also zusammennehmen und nur Begeisterung konnte so vielen Gefahren siegreich begegnen.

Mit Recht erkennt der Verfasser im Lehenwesen den Todeskeim des Reichs, obgleich ursprünglich nichts reiner und edler gedacht werden kann, als die Staatsidee, nach welcher wir alle vom Kaiser und Papst bis zum Bauer herunter nicht eigene Herren, sondern nur Lehensträger und Knechte Gottes seyn sollen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 35. 1. Mai 1869.



## Geschichte.

Die Byzantiner des Mittelalters in ihrem Staats-, Hof- und Privatleben. Dargestellt von Prof. Johann Heinrich Krause, königl. Kustos bei der Universitäts-Bibliothek zu Halle. Halle, G. Schwetschke, 1869.

Ein fleißig gearbeitetes und lehrreiches Buch. Die Byzantiner sind noch viel zu wenig gekannt, Uebersetzungen derselben ins Deutsche gibt es erst sehr wenige. Sogar die interessante Anna Comnena ist, so viel wir wissen, noch nie ins Deutsche übertragen worden. Im Allgemeinen bietet freilich die byzantinische Geschichte nur wenig erfreuliche Seiten dar und es gehört Geduld dazu, sich tiefer in sie einzulassen. Das vorliegende Werk enthält keine fortlaufende Geschichte, sondern nur die Beschreibung des kaiserlichen Hofes, des Staats- und Kirchenwesens, der Kunst und des Lebens im alten Byzanz und zwar vorzugsweise vom Ende des 10. Jahrhunderts an bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken.

Das ganze byzantinische Wesen wird hier richtig aufgefaßt. Es wäre nicht übel gewesen, wenn der Verfasser dabei gelegentlich einen Seitenblick auf China geworfen hätte, denn die beiden Extreme des Orients im äußersten Westen und Osten haben ungemein viel mit einander gemein, vor allem den defensiven Charakter eines alten Culturstaats gegenüber barbarischen Völkern, zweitens das Greisenhafte, Ceremonielle und Pedanteske, drittens die feige Arglist und die Corruption der Sitten, viertens die Geschmacklosigkeit trotz aller Pracht und minutiösen Künstlichkeit.

Constantinopel blieb allein vom großen altrömischen Weltreich übrig, zuletzt eigentlich nur noch eine Stadt, sofern es fast alle Provinzen nacheinander verlor. Aber diese Stadt war so vortrefflich gelegen, durch so gewaltige Mauern und zahlreiche Einwohner geschützt, daß sie nicht leicht von Feinden erobert werden konnte. Nur deshalb konnte sie sich so lange behaupten. Indem sie den ganzen Stolz des alten Römerthums noch aufrecht erhielt und doch so ohnmächtig war, wurde sie freilich eine Karikatur, und weil sie sich nur mit Schlangenlist und Trug den starken Nachbarn gegenüber behaupten konnte, erscheint sie oft verächtlich, ja verabscheuungswürdig.

Obgleich die byzantinischen Kaiser durch den lebhaften Handel, welcher Waaren von und nach ihrer Hauptstadt brachte, hinreichende Einnahmen hatten, um im Frieden auszukommen, vermochten sie doch nicht mehr, die Kosten für große Armeen aufzubringen, waren hinter ihren Mauern gesichert und vermieden es, dem Feinde in offener Schlacht zu begegnen. Sie kamen wohlfeiler weg, wenn sie ihre Feinde unter einander selbst entzweiten, sich des einen gegen den andern bedienten, und darin war die byzantinische Diplomatie zu einer seltenen Virtuosität gelangt. Ihr Arsenal von Arglisten, Lügen und Aufhetzungen war unerschöpflich. Eben so gut verstand man sich in Byzanz auf Beschmeichelungen und Bestechungen mächtiger Nachbarn, denen man nicht anders beikommen konnte. Nach dem Glauben, nach der Ehre wurde nicht gefragt. Aus Nützlichkeitsgründen trugen die Kaiser kein Bedenken, ihre jungen Töchter barbarischen Fürsten, sogar türkischen Sultanen als Bräute zuzusenden. Doch war es nicht immer nur Geiz oder Feigheit, wenn die Kaiser, anstatt eine Armee aufzustellen, sich lieber anderswie zu helfen suchten. Sie hatten die lange Erfahrung des römischen Reichs hinter sich, in welchem bis zur Eroberung Roms im fünften Jahrhundert die meisten Kaiser siegreiche Generale waren, die sich im Lager von ihren Soldaten zum Kaiser ausrufen ließen, dann nach Rom zogen

und ihre Vorgänger stürzten. Um nun nicht ebenfalls von ihrem Feldherrn entthront zu werden, enthielten sich die byzantinischen Kaiser so viel als möglich, große Armeen aufzustellen, oder, wenn sie sich doch dazu genöthigt sahen, entledigten sie sich, nachdem ihnen die Feldherrn die größten Dienste geleistet, dieser Männer durch Verrath, groben Undank und Mord. Ein jedermann bekanntes Beispiel ist der Feldherr Belisar. Solche Beispiele wiederholen sich aber oft in der byzantinischen Geschichte. „Hatten nun solche Männer neidische und boshafte Feinde, welche des Kaisers Neigung zum Argwohn kannten, so konnten jene gar leicht in Gefahr gerathen, durch irgend welche erdichtete Beschuldigungen plötzlich um ihr Besitzthum, um ihr Lebensglück, ihre Freiheit zu kommen, geblendet, in ein Kloster gesteckt, in einen dunklen Kerker geworfen, verbannt oder getödtet zu werden. So wurde selbst der Kaiser Manuel Comnenus, einer der bessern Herrscher, welcher die Macht des Reichs wieder emporzuheben strebte, so stark vom Argwohn, von Neid und Eifersucht fortgerissen, daß er selbst den mit ihm verwandten, durch Schönheit und körperliche Stärke, durch Feldherrnruhm und großen Besitz ausgezeichneten noch jungen Alexius eines Tages in aller Frühe aus dem Bett holen, das Haupt scheeren und in ein entlegenes Kloster einsperren ließ."

Auf der einen Seite litt Byzanz an Hypercultur, auf der andern steckte es noch in einer Barbarei der rohesten Art, wie dasselbe heute noch in China der Fall ist. Neben Ueberfeinerung im Luxus und dem feinsten Raffinement im Lebensgenuß kommen in China noch die grausamsten Strafen vor. So war es auch in Byzanz. Kahl scheeren, Augen ausstechen und ins Kloster schicken war am üblichsten, wenn man keine Hinrichtung vollziehen lassen wollte. „Die grauenvolle Blendung war eine so gewöhnliche Strafe gegen hohe und geringere Personen geworden, daß dieselbe während der langen Dauer des Kaiserreichs wohl einige tausendmal sowohl gegen unschuldige ausgezeichnete, nur durch Feinde verdächtigte Männer als gegen wirkliche Bösewichte in Anwendung gekommen ist. Der Hauptzweck war, die so Bestraften unschädlich zu machen. Ihr Leben brachte auf diese Weise keine Gefahr mehr. Daß ein Leben ohne Augenlicht keinen Werth haben konnte, kam nicht in Betracht. So ließ Alexius Angelus während einer Jagdparthie seinen regierenden Bruder ohne irgend eine Ahnung desselben plötzlich ergreifen und blenden, damit er zur weitern Regierung unfähig würde, da doch der unglückliche Isaak Angelus jenem Unholde stets alle Ehren erwiesen und niemals eine Beleidigung zugefügt, auch durch sein entschiedenes Auftreten Thron und Reich von dem grausamen Andronicus I. befreit hatte. Natürlich war dies nur durch eine vorausgegangene geheime Verschwörung möglich, sonst würden die Trabanten des Kaisers wohl von ihren Waffen Gebrauch gemacht haben." Ueberhaupt wiederholten sich die Brudermorde und Verwandtenmorde im Kaiserhause fast so oft, wie früher im Hause der Seleukiden und Ptolemäer. Edle Charaktere und reine Familienverhältnisse gehörten zu den Seltenheiten. Wollust, Habgier, Herrschsucht, Verstellung, Heimtücke, Grausamkeit, kurz herzloser Egoismus war die Regel. In Europa haben solche Entartungen herrschender Familien sich nur noch auf einige italienische Fürstenhäuser erstreckt, im Orient aber kehren sie überall wieder bei den arabischen Chalifen, bei den türkischen Sultanen, bei den persischen Schahs. Die byzantinischen Kaiser hatten sich aus Ueppigkeit den orientalischen Sitten dermaßen anbequemt, daß die Eunuchen ein unentbehrliches Möbel in ihrem Palast geworden waren. Auch das Hofceremoniell war orientalisch, man durfte dem Kaiser nur knieend nahen 2c.

In Byzanz wurde noch ununterbrochen die Literatur der alten Classiker gepflegt, wenn auch nicht mehr in der Art, wie früher in Alexandria, weil der kaiserliche Despotismus und kirchliche Fanatismus einer freien und gründlichen Forschung nicht günstig waren; jedoch schrieben die gelehrten Mönche die alten Handschriften nach und retteten vieles vom Untergange. Weder die Literatur, noch die Kunst, noch das Leben in Byzanz athmete noch Luft der Freiheit; auch die attische Grazie war in steife Etikette eingeschnürt worden. Man hatte zwar in Constantinopel eine ungeheure Menge antiker Statuen, zum Theil noch aus der besten Zeit zusammengehäuft, und die öffentlichen Plätze waren damit überfüllt, allein die Kunst der Neuern glich doch nicht mehr der der Alten. Die Denkmalswuth herrschte vor, die immer ein Beweis ist, daß man greisenhaft zurückblickt auf schönere Tage und nicht mehr mit frischem Jugendmuth neues Leben schafft. Herr Professor Krause verbreitet sich ausführlich über die byzantinische Kunst, nicht über die Poesie, von der er wohl etwas mehr hätte sagen können, obgleich sie nur aus Reminiscenzen und aus wenigen schwachen Versuchen in abendländischer Romantik bestand. Die Wissenschaft der Byzantiner war im Grunde sehr nüchtern, sowohl die theologische Scholastik, als die Jurisprudenz, und doch mit dem lächerlichsten und phantastischesten Aberglauben gepaart. Wieder ganz dieselbe Erscheinung wie in China.

Wie das alte Rom sein Palladium, so hatte auch

Constantinopel ein Besitzthum, an welchem sein Schicksal hängen sollte. „Die Tyche oder Fortuna der Residenz war symbolisch in einem geweihten, von einer verschlossenen Kette umgebenen Kreuze dargestellt. Der Schlüssel zu dieser Kette war unter der Basis der Statuen des Constantin und der Helene verborgen. Man hielt nach damaliger superstitiöser Volksanschauung die Stadt sammt dem Reiche für unbesiegbar und von unwandelbarer Existenz, so lange die geschlossene Kette dieses symbolische Kreuz bewahrte. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle Merkwürdigkeiten dieser Art, welche Georg Codinus in seiner Schrift de signis Constant. verzeichnet hat, beleuchten. Es werden hier zugleich die wunderbarsten und wunderlichsten Kunstgegenstände mit aufgeführt, welche nach dem damaligen byzantinischen Geschmack und Charakter wohl ihre specielle Bedeutung, jedoch nur dem kleinern Theile nach einen wirklichen Kunstwerth hatten. Viele Werke dieser Art waren mit Aufschriften versehen, welche sich auf irgend ein geschichtliches Ereigniß bezogen oder auch Andeutungen zukünftiger Dinge enthielten. — Viele Statuen und andere Kunstgebilde waren seit Constantin d. Gr. aus dem alten Rom nach der neuen Ostresidenz geschafft worden." Die Astrologie, der Glaube an Vorbedeutungen, der Glaube an Dämonen und allerlei Magien und Mantien waren im Flor.

Zum kaiserlichen Aberglauben gehörte, daß der Thronfolger durch seine Geburt im Purpursaal legitimirt seyn mußte. Dadurch war von vorn herein jedem fremden Eindringling in die kaiserliche Familie oder Usurpator die Berechtigung abgeschnitten. Es gehörte zum kaiserlichen Titel, daß er der in Purpur geborne Sohn des in Purpur gebornen Vaters genannt wurde. Trotz der Menge und Pracht der kaiserlichen Paläste und Lusthäuser herrschte darin ein schlechter Geschmack, denn man sah weniger auf das Erhabene, Schöne und Anmuthige, als auf den Reichthum, die Ueberladung, Künstlichkeit und Sonderbarkeit. „Kunstvolle Metallarbeiten, Automate, Löwen und Vögel vorstellend, welche ihre Stimmen ertönen ließen, sobald ein Mechanismus in Bewegung gesetzt wurde, schmückten den Thronsaal."

Auffallend erscheint, daß sich die berüchtigten Circusspiele aus der heidnischen Zeit auch noch in der christlichen erhielten und daß die Partei der Rennbahn noch dieselbe politische Rolle spielt, wie einst in Rom. Allein das erklärt sich aus der Schaulust in großen Städten. Die Kirche muß das neben sich dulden. Auch in Spanien lief das Volk aus den Kirchen zu den Stiergefechten.

Von welthistorischer Wichtigkeit ist hauptsächlich die Stellung des byzantinischen Kaiserthums zwischen der abendländischen Christenheit und dem Islam. Diese Stellung gereicht ihm nicht zum Ruhm, denn man durfte es beinahe mehr für ein Bollwerk des Islam gegen die abendländische Christenheit erachten als umgekehrt. Weit entfernt, das Christenthum nach Osten hin auszubreiten, verlor Byzanz eine christliche Provinz nach der andern an die Türken. Weit entfernt, mit dem unüberwindlichen Schwerte christlicher Wahrheit, geistiger und sittlicher Kraft den Wahn des Propheten von Mecca zu überwinden, stellte der Cäsaropapismus in Byzanz nur ein Zerrbild des christlichen Ideales dar, was den Muhamedanern nur verächtlich erscheinen konnte. Aber Byzanz war nicht nur ganz unfähig, das Christenthum gegen den Islam zu schützen, sondern es leistete sogar dem Islam die besten Dienste gegen das christliche Abendland, indem es sich dem Einfluß des letztern hartnäckig widersetzte, keine Einigung mit ihm wollte und dadurch in der That dem Islam zu einer Schutzmauer diente. Die griechische Kirche hat den Dank für diesen Dienst geerntet, denn kaum hatten die Türken Constantinopel erobert, als sie die griechische Kirche unter ihren Schutz nahmen und sich ihrer gegen die abendländische Kirche bedienten. Als Sclavin der Sultane hat diese Kirche bis auf den heutigen Tag jede Gemeinschaft mit der übrigen Christenheit zurückgewiesen.

Man begreift, welchen großen Einfluß dieser Eigensinn der griechischen Kirche auf die Geschicke Europas geübt hat und wie sehr die Muhamedaner berechtigt waren, die Christen gering zu schätzen, die sich in so großer Uneinigkeit befanden. Da nun auch der verschmitzte Grieche in den Augen des ritterlichen Türken nur als ein feiger und spitzbübischer Gesell galt und trotz seines Christenthums wegen seiner Charakterfehler sich in keine bessere Achtung setzen konnte, kam es so weit, daß die Türken die Christen gleich sehr wie die Heiden tief unter sich fühlten, indem sie den Bilderdienst in den christlichen Kirchen mit dem Götzendienst für gleichbedeutend erachteten.

Jetzt neigt es sich mit diesen stolzen Türken zu Ende und es entsteht die Frage, wer an ihrer Statt künftig in Byzanz herrschen soll? Die Wichtigkeit seiner Lage ist von der neuern Zeit so richtig erkannt worden, wie von der Vorzeit. Constantin der Große verlegte seine Residenz von Rom hieher, nicht nur, um Asien sicher zu beherrschen, sondern auch, weil sich hier in Byzanz der Handel zwischen den drei Welttheilen Europa, Asien und Afrika concentrirte. Aus demselben Grunde trach-

teten die großen Hohenstaufen, von Sicilien und Apulien herüberzugreifen nach Byzanz. In neuerer Zeit hat der große Napoleon erklärt, wer Constantinopel habe, dem gehöre Europa und Kaiser Alexander I. bemerkt dagegen, Constantinopel sey der Schlüssel seines Hauses, der gehöre niemand als ihm. Er nahm damit eigentlich schon die Herrschaft über ganz Europa in Anspruch, denn Constantinopel ist in noch eminenterem Grade der Schlüssel Europas als der Rußlands. Die kommenden Jahrzehnte werden Gelegenheit haben, die Frage weiter zu erörtern, wenn auch immer noch nicht zur Entscheidung zu bringen.

---

## Kirchengeschichte.

Das Buch der Klostergründungen nach der reformirten Carmeliter-Regel von der heiligen Theresa von Jesus. Nach der spanischen Originalausgabe übersetzt von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Kirchheim, 1868.

Dieses sehr ausführliche Buch gibt genaue Auskunft über die zahlreichen, hauptsächlich unter dem Einfluß des Jesuitenordens von der h. Theresa in Spanien gestifteten Nonnenklöster. Es war damals ein großer Drang zu solchen Stiftungen, wie jetzt umgekehrt der Drang in Spanien vorherrschend ist, die Klöster wieder zu zerstören.

Aus den Mittheilungen der h. Theresa leuchtet viel natürlicher Verstand und praktische Erfahrung in Bezug auf die Disciplin der Nonnenklöster hervor. Namentlich warnt sie vor frommen Uebertreibungen. Hier ein Beispiel. Sie schildert eine fromme Dame. „Ich glaube, diese Frau hatte in einem Jahre dem Herrn besser gedient und mehr Bußübungen verrichtet, als ich in zehn Jahren. Nun endlich verfiel sie in eine Krankheit, an der sie später starb, und schleunigst bewerkstelligte sie, daß man in ihrem Hause täglich die Messe lese und ihr die h. Communion spende. Es war eine sehr langwierige Krankheit. Der fromme Geistliche, der sehr häufig jene Messe zu lesen hatte, wurde eines Tages zweifelhaft, ob es erlaubt sey, ihr täglich im eigenen Hause das allerheiligste Sacrament zu reichen. Vielleicht war dies eine Versuchung des bösen Feindes, denn die Kranke befand sich am letzten Tage ihres Lebens. Als sie am Schluß der Messe gewahr wurde, daß sie nicht den Leib des Herrn empfangen werde, gerieth sie in solchen Zorn und sprach ihn so heftig gegen den Diener Gottes aus, daß dieser voll Bekümmerniß zu mir kam und es mir klagte. Es that mir ungemein leid, denn irre ich nicht, so starb sie gleich nachher und ich weiß nicht, ob sie Zeit hatte, sich mit Gott zu versöhnen. Aus diesem Vorfall ersah ich die Gefahr, dem eigenen Willen zu folgen, besonders bei einer so hochwichtigen Handlung. Wer sich so häufig mit dem Herrn vereinigt, muß tief durchdrungen von der eigenen Unwürdigkeit seyn und einsehen, daß er es nicht nach Belieben thun darf. Der Gehorsam gegen die Obern, die es anordnen, muß ersetzen, was uns an der Würdigkeit fehlt — und das wird sehr viel seyn! — um uns mit dieser erhabensten Majestät zu vereinigen. Jener guten Frau war die Gelegenheit geboten sich tief zu demüthigen und vielleicht größere Verdienste zu sammeln, als durch die h. Communion."

Ein andermal erzählt sie. „In einem unserer Klöster fand ich einst eine Priorin, die eine besondere Vorliebe für Bußübungen hatte und sie allen Schwestern beizubringen suchte. Zuweilen nahm die ganze Genossenschaft auf einmal die Disciplin, während die sieben Bußpsalmen und verschiedene Orationen gebetet wurden. Noch mehr solcher Uebungen ließ sie machen. Nicht besser ist es, wenn die Priorin ein starken Zug zur Betrachtung hat und deshalb veranlaßt, daß die ganze Genossenschaft, außer der Zeit, welche die Regel dafür ansetzt, nach der Mette sich in Betrachtung versenke, anstatt schlafen zu gehen, was viel weiser wäre. Durch eine so vorherrschende Neigung übermüdet sie ihre Nonnen; aber diese Lämmerheerde der Mutter Gottes schweigt und gehorcht. Das erfüllt mich förmlich mit Ehrfurcht und Beschämung und zuweilen wird es mir eine Versuchung zur Unzufriedenheit. Die Schwestern sehen den Fehler der Priorin nicht ein; in Gott versenkt gehen sie ihren Weg. Aber ich sehe ihn, ich fürchte für ihre Gesundheit, ich wünschte, man möge sich mit Befolgung der Regel begnügen, die schon schwer genug ist."

Uebrigens begegnen uns doch bei der h. Verfasserin selbst kleine Schwärmereien, wenn sie z. B. von ihren Missionen erzählt und in der Hostie bald eine Taube mit rauschenden Flügeln, bald den Heiland selber sah, der ihr sagte, ihr Opfer sey ihm angenehm.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 36. 5. Mai 1869.

## Militärische Flugschriften.

1. Wo Süddeutschland Schutz für sein Daseyn findet? Ein Wort an die Süddeutschen von einem süddeutschen Offizier. Stuttgart, Aue, 1869.
2. Süddeutsches Heerwesen und süddeutsche Politik von einem Norddeutschen. Berlin, Verlag der Expedition der militärischen Blätter, von Glasenapp, 1869.

Alle Feinde Deutschlands werfen jetzt ihre Blicke auf die südwestliche Ecke unseres großen Gesammtvaterlandes und bemühen sich, die süddeutschen Staaten zum Bruche der mit Preußen abgeschlossenen Augustverträge zu überreden, weßhalb auch die Freunde der deutschen Sache ihre Augen offen halten und denselben Punkt von einer andern Seite aus fixiren.

Zunächst muß festgehalten werden, daß noch keiner der betheiligten Staaten etwas gethan hat, was die Zumuthung oder die Beschuldigung rechtfertigte, er solle oder wolle die Verträge brechen. Es ist nur noch nicht überall alles geschehen, um einem militärischen Schutz- und Trutzbündniß zu genügen, welches natürlicherweise voraussetzt, daß beide Contrahenten gleichmäßig gerüstet sind. Dieses Zuwarten aber wird von der einen Seite als üble Laune, Trotz und Abneigung gegen die Verträge ausgelegt, von der andern Seite aber bejubelt und beklatscht, wobei ganz dreist der Wunsch ausgesprochen wird, die süddeutschen Staaten sollten jene Verträge brechen.

In der ersten der hier vorliegenden beiden Schriften verwahrt sich ein süddeutscher Offizier gegen die ehrlose Zumuthung des Vertragsbruchs wie gegen die feige Zumuthung der Neutralität. Er will nicht nur als Ehrenmann den Verträgen treu bleiben, sondern auch als guter Deutscher zu Deutschland halten, und möchte die verdiente Schande und Schmach nicht theilen, die unfehlbar alle die elenden Deutschen treffen wird, welche Deutsche zum Verrath an Deutschland auffordern. Er weist auf das Schicksal hin, welches die Feinde Deutschlands sicher erwartet, wenn sie als Treubrüchige unter französischen Fahnen angetroffen und von dem begeisterten deutschen Heere besiegt würden. Er weist nach, daß grade die von dem berüchtigten Pseudo-Arkolay den süddeutschen Staaten vorgeschlagene Haltung das Unglück herbeiführen würde, vor dem er sie warnt. „Denn in Wahrheit ist es einzig nur die Hoffnung auf den Abfall Süddeutschlands, welcher die Feinde Deutschlands zum Krieg herausfordert; — ohne sie könnten es Frankreich und Oesterreich niemals wagen, die deutsche Nation in ihrem Daseyn anzutasten und sich zum Herrn über sie aufzuwerfen. Wenn aber der allgemeine Gang der Dinge zum Kriege treibt, — gleichviel aus welchem Grunde, — so wird er unfehlbar die dazwischen liegenden süddeutschen Staaten in seine Fluthen hineinreißen, — um so schneller und um so tiefer, wenn sie neutral seyn wollten, — weil Frankreich und Preußen alsbald mit dem Beginn des Kampfes dieses zwischen Beiden liegenden neutralen Gegenstandes sich zu bemächtigen das höchste Interesse haben müssen.“

Das Hauptverdienst dieser süddeutschen Schrift besteht in der Beweisführung, daß die norddeutsche Armee auch ohne die Süddeutschen zahlreicher, durch schnelle Mobilisirung schlagfertiger, und weil sie nur eine gerechte Sache, die Abwehr frecher Angriffe und die Ehre und Macht deutscher Nation verfechte, begeisterter sey als die französische, und daß Arkolays strategische Voraussetzungen alle nicht zutreffen. Endlich macht er darauf aufmerksam, daß die Süddeutschen nur ehrlich ihre Verträge zu erfüllen brauchen, um des Friedens gewiß zu seyn, denn wenn noch die süddeutsche Waffenkraft sich der norddeutschen zugeselle, so könne es Frank-

reich gar nicht einfallen, Deutschland angreifen zu wollen.

Sehr schön sind die Schlußworte. „Daß die Zersplitterung in Parteiungen und Einzelinteressen, worin einst Griechenland den Untergang fand, nicht wiederkehre, — dafür liegt die Bürgschaft in der hervorragenden Stellung, welche der starke preußische Staat jetzt in Deutschland einnimmt, — und das deutsche Heer, beruhend auf der allgemeinen Wehrpflicht als dem Vermächtniß der Befreiungskriege, hält — in einheitlicher Organisation gefestigt — Wacht, daß niemand den Frieden und die Wohlfahrt Deutschlands störe. Daß aber auch Deutschland nicht dem uniformen, die freie deutsche Lebensentfaltung ertödtenden Einheitsstaate verfalle, — dafür bürgt der deutsche Geist, der in Preußen so wach ist wie anderswo und dies durch Thaten bekundet hat, welche die Bürgschaft der Zukunft in sich tragen."

„Dem gegenüber ist von den Feinden Preußens die Beschuldigung erhoben worden: Preußen bedrohe unsere Selbständigkeit und Freiheit. Sie haben dies, — und die Mittel, womit sie dabei zu Werke gegangen sind, selbst zu verantworten; — wir haben unserer Pflicht Genüge gethan, indem wir nachgewiesen haben, daß diese Beschuldigung nicht wahr ist, — und daß vielmehr die Beschränkung der Selbständigkeit Süddeutschlands ganz wo anders liegt, nämlich in der Unmöglichkeit, das eigene Daseyn von sich selbst aus, ohne den starken Schutz eines andern, zu behaupten, — und in der weitern Unmöglichkeit, sich von den Geschicken Deutschlands auszuschließen. Des Ferneren haben wir dargethan, daß Preußen keinen andern Wunsch hat, als den Frieden, — daß die höchste und einzige Bürgschaft des Friedens in der Einigkeit der deutschen Nation liegt, weil sie niemand zu fürchten hat, — und daß die Kriegsgefahr nur in der Hoffnung des Auslandes auf den Abfall Süddeutschlands von der deutschen Sache besteht. Endlich haben wir nachgewiesen, daß die Neutralität, für welche man Angesichts der von den süddeutschen Fürsten in patriotischem Sinn abgeschlossenen Allianzverträge mit kecker Stirne Agitation zu machen wagt, ein Wahn oder eine Lüge zur Verdeckung des Bündnisses mit dem Auslande ist, — daß jeder Krieg zwischen Frankreich und Preußen unfehlbar auch Süddeutschland in seine Fluthen hineinreißen muß, um so rascher und um so tiefer, wenn dasselbe neutral seyn wollte, — und daß die Folge dieser Neutralität und jeder säumigen Erfüllung der Allianzverträge die Verheerung Süddeutschlands durch den Krieg und der jähe Untergang der süddeutschen Staaten seyn würde. — Brauchen wir also noch zu sagen, wohin die Wohlfahrt Süddeutschlands und seine Ehre weist? Zuerst den Bruderhaß bekämpfen, Vertrauen zu einander haben, die gegenseitigen Standpunkte achten, die Gemeinsamkeit der Interessen anerkennen und die unzerreißbare Zusammengehörigkeit über alles stellen."

Der ungenannte Verfasser der zweiten der vor uns liegenden Flugschriften, welcher sehr gut orientirt ist, bemerkt S. 19 Folgendes: „Man hat in der Reorganisation der süddeutschen Heerkörper nach den Grundzügen der preußischen Wehrfassung bereits die bevorstehende Verschmelzung mit dem norddeutschen Bundesheere angekündigt sehen wollen und dieselbe auf nationaler Seite deshalb eben so freudig begrüßt, als auf particularistischer getadelt. Mit Ausnahme Badens mit Unrecht. Auch wenn Herr v. Varnbüler in der württembergischen Kammer nicht ausdrücklich erklärt hätte, die Reorganisation stehe mit den Allianzverträgen in gar keiner Verbindung, sey vielmehr blos dazu bestimmt, der württembergischen Stimme in Conflictsfällen Nachdruck zu geben und Württemberg vor der Annexion zu bewahren, so würde schon aus den besondern Umständen, unter denen in Bayern und Württemberg die Reorganisation vollzogen wurde, zu schließen seyn, daß dabei ganz ungleich mehr das Interesse des Einzelstaates vorgewaltet hat, als die Rücksicht auf die deutsche Gesammtheit. — Im Februar 1867, also noch unter dem frischen Eindrucke des unglücklichen Krieges, traten die süddeutschen Premier- und Kriegsminister in Stuttgart zu einer Conferenz zusammen, welche die leitenden Grundsätze für die künftige Heerverfassung der einzelnen Staaten festsetzen sollte. Als erstes Gebot erkannte man dabei an, die Wehrkräfte der süddeutschen Länder so zu organisiren, daß dieselben zu Achtung gebietender gemeinsamer Action befähigt seyen, und erst in zweiter Linie war auch von Wahrung der nationalen Integrität in Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland die Rede. Es ist leicht zu errathen, daß der erste Satz auf Betreiben Bayerns und Württembergs, der zweite auf Betreiben Badens aufgenommen wurde; der erste knüpfte an einen Südbund, der zweite an das Aufgehen in den Nordbund an, und obgleich beide sich hätten ausschließen sollen, stehen sie doch neben einander. — Einen bessern Eindruck machte dem gegenüber, daß die Stuttgarter Conferenz die Grundsätze der preußisch-norddeutschen Wehrverfassung auch für Süddeutschland als maßgebend erklärte, dabei leider nur bei einigen der wichtigsten den Einzelstaaten einen zu großen Spielraum belieߧ. — Nur Baden und Hessen, letzteres durch sein besonderes Verhältniß zum norddeutschen Bunde bestimmt, haben

bis jetzt die Stuttgarter Punctationen genau befolgt, indem sie die preußische Organisation vollständig adoptirten. Bayern und Württemberg sind dagegen auf halbem Wege stehen geblieben, jedes in seiner besondern Weise."

Ueber Bayern wird S. 25 bemerkt, nach französisch-österreichischem Muster herrsche hier im Militär ein zu legeres, beinahe flottes Wesen. „In Bayern ist dieses legere Wesen fast auf die Spitze getrieben. Das Exacte, Tempomäßige fehlt allen bayrischen Bewegungen und Griffen, aber, wie es sich im letzten Kriege gezeigt hat, geht damit auch der Zusammenhalt der Abtheilungen, das organische Ineinandergreifen und das Selbstvertrauen der einzelnen Corps auf sich und ihre Führung nur zu leicht verloren. Grade diese bayrischen Naturen, mit ihrem zum Theil ungebändigten, von Sitte und Bildung wenig afficirten, naturwüchsigen und deshalb auch aus der Unterordnung herausstrebenden Sinne bedürften zu ihrer Ausbildung als tüchtige Soldaten der strammen preußischen Form, vielleicht noch mehr als die norddeutschen. Gleichwohl thut man in Bayern noch heute das grade Gegentheil, ignorirt die greifbaren Nothwendigkeiten, vielleicht am meisten deshalb, um dem specifisch bayrischen Wesen zu Gunsten eines allgemein-deutschen keinen Abbruch zu thun. Denn man fühlt sich an den leitenden Stellen in Bayern mit seinen besondern Reglements, Commandos, Signalen u. s. w. noch keineswegs isolirt, obgleich es naturgemäß so seyn sollte, da es, nachdem auch Württemberg die preußischen Reglements angenommen, keinen deutschen Staat mehr außer Bayern gibt, der im Heerwesen noch sein Specificum cultivirte. Am schärfsten tritt dieser bayrische Separatismus in der Gewehrfrage hervor. Wir wollen gern annehmen, daß Herr v. Pranckh von den Vorzügen des Werdergewehrs wirklich durchdrungen ist; daß derselbe aber als Soldat die Gleichmäßigkeit der Behandlung in einem nationaldeutschen Heere nicht höher anschlägt, die begründetsten Einwürfe damit abfertigt, daß es trotz der Allianzverträge niemals dahin kommen dürfte, daß die bayrischen Armeecorps mit andern gemeinschaftlich operirten, also die Nichtübereinstimmung der Munition keine Nachtheile bringen könne, ist doch ein wenig stark."

An Württemberg wird anerkannt, was es gethan hat, aber bedauert, daß in der Kammer der patriotische Geist so gar wenig zum Durchbruch kommt. „In dieser Kammer schwärmt die eine Seite für ein Milizheer nach schweizerischem Muster, die andere für einen Landsturm nach amerikanischem Maßstabe, eine dritte rechnet wohl gar in schwäbischer Gemüthlichkeit auf den ewigen Frieden und erklärt das Soldatenspiel radikal für überflüssig; alle antinationalen Elemente sind aber darin einig, daß ihnen der preußische Militarismus vom Leibe bleiben müsse. Und dennoch geht dies Gespenst bereits durch die schwäbischen Gauen. Der württembergische Soldat führt seine Zündnadel bereits nach preußischem Commando und sogar die verhaßte Pickelhaube ist als Dragonerhelm eingeführt. Man muß hoffen, daß auch die württembergische Kammer die nationale Bahn der badischen bald finden werde und dann auch die Regierung mit sich fortreiße, denn daß ein Staat wie Württemberg auf die Dauer keine separatistische Politik treiben kann, sollte doch auch dem hirnverbranntesten Schwaben allmälig klar werden."

Die Flugschrift erinnert sodann, welche bösen Hoffnungen das Ausland auf die undeutsche Haltung namentlich der Presse in Süddeutschland gründe. „So lange die Isolirung Süddeutschlands fortdauert, werden nicht nur die Intriguen von Wien und Paris gegen den Einigungsproceß nicht aufhören, sondern das ganze Deutschland wird auch nicht den Eindruck der Macht machen und das Gefühl des Respects, wenn nicht der Furcht hervorrufen, die es in seiner Geschlossenheit hervorrufen müßte. Der Krieg mit Oesterreich oder Frankreich oder mit beiden zusammen liegt so lange nahe, als dieselben noch glauben, für sich in Deutschland etwas gewinnen oder die Consolidirung wenigstens hintertreiben zu können. Mit dem Abschluß der Einheit schwindet die Kriegsgefahr von selbst. Jeder wird sich hüten, eine Nation anzutasten, deren zwölfhunderttausend Bajonette für alle Zeiten nach einer Richtung gekehrt sind. Man sollte glauben, man müsse in München und Stuttgart die Verantwortlichkeit schwer fühlen für einen Zustand, in welchem der Volksfleiß nicht gedeihen, die Werke des Friedens nicht blühen und die eigene politische Existenz stets in Frage gesetzt ist. Aber der trügerische Schimmer einer ungeschmälerten Souveränetät blendet die Augen noch, und um das kleine Opfer heute noch zu umgehen, wird man vielleicht so lange zögern, bis das unerbittliche Geschick sein ‚zu Spät' ausspricht."

Wenn die Militärverträge Süd- und Norddeutschland gleich sehr heilsam werden sollen, so müssen sie, glaubt der Verfasser mit Recht, Folgen haben wie der Zollverein, und wie in diesem alle Interessen im Zollbundesrath vertreten und gemeinsam verhandelt werden, so sollte eine deutsche Militärcommission für die Militärangelegenheiten dasselbe leisten.

Schließlich kritisirt der Verfasser noch die ehrlose Flugschrift des Pseudo-Arkolay, die sich nicht schämt, die Süddeutschen zum Bruch der Verträge und wenn nicht direct zum Anschluß an Frankreich gegen Preußen

so doch zu einer Neutralität überreden zu wollen, welche Frankreich den nämlichen Dienst leisten soll. Der Verfasser hat sich nicht enthalten können, ein wenig über diesen Arkolay zu spotten, welcher sich aufs hohe Feldherrnroß setzt, um die Franzosen und Oesterreicher nach Berlin zu führen, und den Süddeutschen keine Wahl lassen will, als entweder mitzuziehen oder in feiger und treuloser Neutralität zu warten, wer ihnen hinterdrein den Tritt geben wird.

---

## Dichtkunst.

Episoden. Erzählende Dichtungen von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Wilhem Hertz, 1869.

Sechs poetische Erzählungen, meist in Jamben, alle von einem ernsten und rührenden Charakter und echt romantisch.

Zuerst wird uns der Doge von Venedig, der berühmte Dandalo vorgeführt, wie er als blinder Greis mit einer stolzen Flotte auszieht, um Constantinopel zu erobern. Er weilte einst als Jüngling in dieser Stadt und liebte ein Mädchen, als der griechische Kaiser Alexius, damals noch Prinz, als eifersüchtiger Nebenbuhler ihn blenden und auf einem elenden Kahn ins Meer hinausstoßen ließ. Der Blinde bei Nacht auf stürmischem Meere gewährt ein schönes Bild. Er entging dem Tode und gelangte zu seinen Landsleuten, wurde trotz seiner Blindheit das Haupt der venetianischen Republik und rächte sich noch nach langer Zeit. Er spricht zu seinen Freunden:

Noch, wenn sie seinen Namen nennen,
Fühl' ich das heiße Eisen brennen,
Das in die Augen mir gezischt!
Der Wüterich Alexius!
Wie wird sein Muth vergehn, wie muß
Er zitternd sich im Staube winden,
Wenn er den todtgeglaubten Blinden
In Siegeshoheit vor sich schaut,
Der an dem Würger seiner Braut
Für tausend Thaten, gottverflucht,
Die langverschobne Rache sucht.

Das zweite Gedicht schildert die Flucht des letzten Omaijaden Abdurrahman nach Spanien. Das Herrschergeschlecht, dem er entstammte, war durch die Abassiden ausgemordet, ihn aber nahmen die Araber in Spanien in alter Treue auf und gründeten ihm hier einen neuen Thron.

Das dritte Gedicht, der Regenbogenprinz, hat zwar einen zarten romantischen Reiz, kommt uns aber doch etwas zu empfindsam vor. Der Regenbogen nämlich verliebt sich in eine junge Grafentochter, die er auf offenem Felde findet, kann nicht von ihr lassen, vergißt darüber den Untergang der Sonne, und muß, da sein Leben von der Sonne abhängt, in dem Augenblick sterben, in welchem sie unter dem Horizonte versinkt. Die junge Schöne wirft sich auf ihn und jammert und stirbt mit ihm.

„O du — ruft sie — kaum faßbar unsern Sinnen —
Was flohst du, da ich eben dich erblickt?
Nun fühl' ich Todesschauer mich durchrinnen,
Doch klag' ich nicht; wer ward wie ich beglückt?
Dies Leben, das mit dir du nimmst von hinnen,
Ein Strahl aus deinem Reich hat es durchzückt,
Und, wenn auch kurz nur, hab' ich hochbegnadet
In seinem reinen Lichtglanz mich gebadet."

Sehr schön ist die folgende Erzählung vom berühmten italienischen Maler Giorgione. Unmittelbar, bevor derselbe stirbt, malt er das Bild der Braut seines liebsten Schülers, das berühmte Bild der Lautenschlägerin.

In Farb' und Formenfülle ihm das Bild
Der Lautenspielerin entgegenquillt.
Wie schön das Weib auch seyn mag, das er liebt,
In höherm Glanz, als ihn die Erde gibt,
Strahlt dies ihr Bild, von seinem Geist verklärt;
Denn an der Seele Born hat ers genährt,
Es mit des eignen Lebens Hauch getränkt,
Und, mit Unsterblichkeit von ihm beschenkt,
Wird nun, von allen Erdenschlacken rein,
Aus seiner Seele neu zu höherm Seyn
Geboren, dieses Weib den künft'gen Jahren
Des Meisters hohe Liebe offenbaren.

Die fünfte Erzählung schildert den Tod der Lais, der weltberühmten griechischen Hetäre. Sie wird verfolgt, flieht in den Tempel der Liebesgöttin, der ihr ganzes Leben geweiht war, und stirbt vor ihrem Bilde, unverwandt zu ihr emporblickend, so daß die grimmigen Verfolger sie nur als Leiche finden.

In der letzten Erzählung liebt ein junger Steinmetz die Tochter des Thurmwächters auf einem Kirchenthurm, klettert heimlich zu ihr empor und stürzt herab, weil ihm das steinerne Bild der Mutter Gottes oben auf dem Thurm zu drohen scheint, und seine Geliebte stürzt ihm nach.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 37. 8. Mai 1869.

## Zeitgeschichte.

1. Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee. Von W. v. Bock. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

In dieser neuen Flugschrift hat der sehr rührige Verfasser einige wesentliche Punkte beleuchtet, über welche man unterrichtet seyn muß, wenn man die Bedrängnisse der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen richtig verstehen will. Die russische Presse ist nämlich unablässig bemüht, darzuthun, die Deutschen, welche vor 600 Jahren als Eroberer festen Fuß in den Ostseeprovinzen faßten, seyen bis auf diesen Tag die unbarmherzigen Tyrannen der eingebornen Liven und Ehsten gewesen und erst sie, die Russen, hätten kommen müssen, um diese armen Eingebornen vom Joch der Deutschen zu erlösen. Diese Behauptungen der Russen sind durch und durch Lüge. Erstens kamen die deutschen Ritter und hanseatischen Kaufleute nach jenen Ostseeprovinzen, nicht um zu rauben und zu tyrannisiren, sondern um wilden Heiden das Christenthum und die Civilisation zu bringen. Zweitens haben sie nur das Heidenthum und die alte Barbarei, nicht aber die Sprache und Volksthümlichkeit der Eingebornen unterdrückt. Es wird denselben nicht deutsch gepredigt, wie auch die Beamten sich der Volkssprache bedienen. Ein Russe behauptet, das geschehe erst, seit eine russische Verordnung vom Jahre 1866 es eingeschärft. „Er weiß also offenbar nicht, daß es in dieser Beziehung nicht erst des Zwanges bedurfte, indem vielmehr die baltischen Beamten von jeher, namentlich aber seit der Einführung geschriebenen bäuerlichen Rechtes zu Anfange dieses Jahrhunderts in Kirche und Schule, im Gerichte wie in der Administration sich der Volkssprache bedienten, sey es, weil es das Natürliche, ja Nothwendige war, sey es, daß die von den deutschen Ritterschaften selbst ausgearbeiteten Bauernverordnungen es vorschrieben, jedenfalls, ohne darin auch nur im mindesten einen Zwang zu empfinden.“ Was sich die fanatischen Russen selbst ihrem Kaiser gegenüber erlauben, geht aus einer hübschen Anekdote hervor, welche wir hier S. 10 lesen. Sie überredeten nämlich im Jahr 1846 den Kaiser Nicolaus, die armen Livländer müßten in die deutsche Predigt geben und verstünden kein Deutsch. Er rügte diese Ungerechtigkeit gegenüber einer livländischen Deputation und fühlte sich ein wenig verlegen und compromittirt, als er jetzt erst erfuhr, die lutherischen Prediger in Livland predigen in der Landessprache. Schon gleich, nachdem Livland die Reformation angenommen hatte und überhaupt mehr die Predigt an die Stelle des Ceremoniendienstes trat, wurde zumal vom Herzog Kettler von Kurland für Prediger in der Landessprache gesorgt. Endlich sind es grade Deutsche, vorzugsweise deutsche Gelehrte in Dorpat gewesen, welche Sprache und Alterthümer der Eingebornen studirt und gepflegt haben.

Was thun dagegen die Russen? Die Sprache der Eingebornen lassen sie vorläufig noch bestehen, aber den lutherischen Glauben und die deutsche Sprache suchen sie auszurotten. In Polen dulden sie weder die katholische Kirche, noch den Gebrauch der polnischen Sprache mehr. Wie sollen sich da die Liven und Ehsten mit der längern Erhaltung ihrer Sprache schmeicheln dürfen? Wie sollen sie sich einbilden, durch die Russen von der Tyrannei der Deutschen befreit zu werden? Vielmehr sind Liven und Ehsten, Deutsche und Polen alle im gleichen Falle, sprachlich russificirt und kirchlich gräcisirt zu werden. Der russische Staat aber ist absolut despotisch und nivellirt alles in der gleichen Sclaverei; die griechische Kirche ohne Predigt, ohne Geist, ist ein bloßer Ceremoniendienst und hat blos den Zweck, das bornirte Volk glauben zu machen, der Czaar sey Gott.

Von besonderem Interesse ist, was die vorliegende Schrift von der Emancipation der Leibeigenen in Rußland sagt, indem der Verfasser die bäuerlichen Verhältnisse der Liven und Esthen in den Ostseeprovinzen mit denen der Nationalrussen vergleicht. Er sieht sich dabei veranlaßt, unsern seligen Freund, den Freiherrn August v. Harthausen, einiger Irrthümer zu zeihen, sofern derselbe die ländlichen Zustände in Rußland in zu rosenfarbenem Lichte geschildert hat. Die Liven und Esthen sind von Alters her echte Ackerbauer, dagegen sind die Russen, wenn auch als Leibeigene, an die Scholle gebunden, doch eigentlich noch Nomaden geblieben. „Entsprechend der seßhaften Liebe des livländischen Bauern für Acker und Pflug und der wandersüchtigen Gleichgültigkeit des russischen Bauern dagegen, ist denn auch die Grundlage der russischen Landgemeinde überwiegend personeller Art, die der livländischen dagegen wesentlich territorial. Die ganze russische Landgemeindeverfassung beruht wesentlich auf drei Grundlagen: einmal auf der Abwesenheit, ja Perhorrescirung des individuellen erblichen Grundeigenthums oder sonst einer Form der Consolidirung eines bestimmten Grundstücks in einer bestimmten Hand, vielmehr auf häufig wiederkehrender Verloosung der immer wieder neu zugeschnittenen Parcellen der im Gesammteigenthume der Gemeinde stehenden Dorfmark auf kurze Zeit; sodann auf solidarischer Haftbarkeit der ganzen Landgemeinde nicht nur für die öffentlichrechtlichen, sondern auch für privatrechtliche Verpflichtungen des einzelnen Gemeindegliedes; endlich auf einer thatsächlich fast unbeschränkten Gewalt des durch Majoritätsbeschluß der Gemeindeversammlung zu Tage tretenden Willens der Gemeinde über das Eigenthum und die Person des einzelnen Gemeindegliedes. Die erste Grundlage macht jede landwirthschaftliche Melioration moralisch unmöglich; die zweite kommt einer Prämie auf die Lüderlichkeit gleich; die dritte macht die vielgerühmte ‚Emancipation' der russischen Leibeigenen illusorisch, indem sie an die Stelle der vielfach durch Bildung und eine gewisse moralische Verantwortlichkeit gemäßigten Gewalt des adeligen Leibherrn die völlig unberechenbare, wenn auch nicht streng gesetzliche so doch thatsächlich bis in die äußersten Excesse straflos sich ergehende Dictatur einer unverantwortlichen, überdies meist besoffenen Majorität setzt."

Der Verfasser belegt seine Behauptungen mit verschiedenen Zeugnissen, z. B. aus der Schrift „Land und Freiheit" des Herrn v. Lilienfeld. Dieser sagt, „daß ansehnliche Korn- und Geldvorräthe, welche unter einzelnen wirthschaftlichen Gutsherren für ihre Gemeinden während der Zeit der Leibeigenschaft waren aufgespeichert worden, sofort, kraft ‚Majoritäts'-Beschlüssen der betheiligten Gemeinden kopfweise vertheilt und demnächst von den einzelnen in den Schenken, diesen Haupt- und Lieblingsquellen des russischen Staatseinkommens, verjubelt worden sind. Aber selbst das unbewegliche Gemeindevermögen war von diesen Bethätigungen russischer Volkssouveränetät nicht sicher. Der Verfasser des Buches ‚Land und Freiheit' führt an, daß Gemeinde-, Schul- und Krankenhäuser, welche zur Zeit der ‚Leibeigenschaft' waren gegründet worden, kraft Beschlüssen ‚emancipirter' russischer Landgemeinden abgerissen ‚und sogar die Ziegeln der Oefen unter die Bauern nach Köpfen vertheilt' wurden, um dann denselben Weg in das ‚Staatseinkommen' zu nehmen, wie die Korn- und Geldvorräthe: in die Schenken!"

Weiter heißt es: „In Rußland zeigt sich seit 1861, nach unsern Gewährsmännern, nicht nur jene rücksicht- und sinnloseste Verschleuderung und Zerstörung des Landgemeindevermögens durch die Landgemeinden selbst, sondern auch die fabelhafteste Entwerthung des Grundbesitzes und allgemeine Flucht aus dessen unleidlich gewordenen Zuständen: Flucht des Adels in die Städte, Flucht der Bauern in die Schenken, allgemeiner Verfall der gutsherrlichen wie der bäuerlichen Wirthschaft, keinerlei Anzeigen der Besserung, ‚gegenwärtig herrschende und im Volke von Tage zu Tage wachsende sittliche und wirthschaftliche Zuchtlosigkeit', statt der alten individuellen gutsherrlichen Gewalt eine collective Allgewalt der Stimmenmehrheit einer pöbelhaften Dorfversammlung, nach v. Lilienfeld eine wahre ‚Lynchjustiz', nach Schedo-Ferroti eine Fortdauer der Sclaverei trotz ‚19. Februar', Verwandlung der gutsherrlichen in ‚Sclaven ihrer Gemeinde', ‚welche über sie eine Gewalt ausübt, mindestens so ausgedehnt und so willkürlich, als es diejenige ihrer alten Herren gewesen war', — nach v. Lilienfeld ‚der russische Bauer immer noch auf derselben Stufe wirthschaftlicher und moralischer Entwicklung stehend, wie zur Zeit des h. Wladimir und Joann des Schrecklichen', nach dem Jahresberichte des Selenginski'schen Bischofs Wenjamin v. 25. Februar 1867 ‚das russische Volk . . . seinen Aberglauben ein volles Jahrtausend bewahrend und ‚vor den Schamanen und Lama's keine geringere Furcht' hegend, ‚als die Heiden'!"

Die russischen Bauern, heißt es weiter, lehnen sich insbesondere dagegen auf, daß sie ihre bisherigen Verpflichtungen baar ablösen sollen. Das Volk achtet das bisherige Eigenthumsrecht der Grundherrn nicht und will denselben keine Entschädigung geben. „Jene jährlichen Ablösungsquoten mit den übrigen Abgaben zusammenwerfend, die es alle zugleich bezahlt, sagt es sich,

es sey höher besteuert als vor 1861, was es sich aus dem Umstande erklärt, daß es von den drei Frohntagen die Woche befreit ist, die es dem Herrn zu leisten hatte; aber es zweifelt auch nicht einen Augenblick, daß das Land, welches es bearbeitet, ihm sollte umsonst gegeben seyn, als freies Geschenk des Czaaren. Auf eben dieser Grundlage nun hoffen die auswanderungslustigen Bauern im Süden Land zu bekommen. Sie sagen sich, sie würden eben so viel Abgaben zu bezahlen haben, wie gegenwärtig, sie erwarten sogar, mit der Zeit höher besteuert zu werden; nur sind sie überzeugt, der Czaar werde ihnen das Land geben lassen, ohne daß sie nöthig haben würden, es zu bezahlen. ‚Wie verkehrt auch diese Anschauung seyn mag, sie ist zu allgemein verbreitet, und zu tief in die Ueberzeugung des Volks eingedrungen, als daß sie nicht, am 1/13. Februar 1870, im größten Maßstabe bewirken sollte, was sich schon im Kleinen offenbart, als daß man, nicht etwa einige Gaue oder einen Kreis, nein, ganze Gouvernements sich anschicken sehen sollte, die Wohnsitze zu wechseln. ‚Was wird man alsbald thun, diese Menschenwoge anzuhalten, welche in den nördlichen Gouvernements plötzlich sich aufbäumt, bereit, über den Süden des Reichs sich zu ergießen? Denn wir setzen voraus, daß nicht der mindeste Zweifel über die Nothwendigkeit obwalten kann, einer derartigen Massenbewegung vorzubeugen, welche die Aecker mehr denn eines Gouvernements brach legen und, da sie im Süden kein Gelaß fände, nothgedrungen in ihre alten Wohnsitze zurückkehren würde, nachdem sie sich durch die Unkosten der Wanderung zu Grunde gerichtet und durch das Uebermaaß des Elends aus Rand und Band gegangen wäre. ‚Weder die öffentliche Vorlesung der Punkte der Verordnung von 1861 (welche das Volk 1870 für erloschen ansehen wird), noch die Ermahnungen der Behörden (welche es als vom Adel bestochen ansehen wird), werden dasselbe zum Verzicht auf seine Pläne zu bestimmen vermögen, und nur der Gewalt, welche seinem Ausbruche materielle Hindernisse entgegensetzte, würde es gelingen, dasselbe aufzuhalten."

Der Verfasser gibt sich der Hoffnung hin, es werde der russischen Barbarei nimmermehr gelingen, die germanische Civilisation zu überwältigen. Wir hegen diese Hoffnung keineswegs so unbedingt. Die Russen haben trotzdem, daß sie in der rohesten Sclaverei lebten, von den Rechts- und Ehrenbegriffen der Germanen und Romanen und von deren höhern Cultur nichts hatten, dennoch ungeheure Fortschritte gemacht, haben germanische Länder erobert und von den romanischen wenigstens einen Theil des rumänischen Volksstammes in Bessarabien unterjocht. Ihre Macht ist grade im vorigen Jahrhundert, in welchem das mittlere und westliche Europa sich der höchsten Cultur rühmten, immer colossaler angewachsen. Die Ostsee, früher ein ausschließlich deutsches Meer, an welchem noch kein Russe angesiedelt war, ist jetzt von der russischen Flotte beherrscht und muß sogar an seinen Ufern die Hauptstadt des russischen Reiches sehen. Weder die germanischen noch die romanischen Staaten haben ein Recht, sich über die Russen zu beklagen und ihnen ihre Barbarei vorzuwerfen, so wenig wie man sich beklagen kann, daß wildes Wasser überschwemmend durchbricht, wo man ihm den Weg offen gelassen und keinen Damm gesetzt hat. Hätten nicht Polen, Schweden, Oesterreich und Preußen immerwährend miteinander gehadert, sich gegenseitig geschwächt, sich gegeneinander mit Rußland verbündet und Rußland bei seinen Eroberungen geholfen, so würde der Moskowiter niemals weder an die Ostsee, noch ans schwarze Meer, noch an die Weichsel vorgedrungen seyn. Wenn aber die europäischen Staaten in dieser selbstmörderischen Politik fortfahren, so wird der Russe zuverlässig noch weiter vorrücken.

2. Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. Von Dr. G. C. Adolf von Harleß. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Eine sehr interessante Zusammenstellung der Vorgänge in Livland, welche den Fortbestand der lutherischen Kirche und der deutschen Nationalität nicht weniger bedrohen, wie die katholische Kirche und polnische Nationalität durch die russischen Maßregeln bedroht sind.

Welchen Deutschen sollten diese Vorgänge nicht schmerzen? Es ist aber thöricht, die Faust im Sack zu machen und sich nobel gegen die Russen zu erhitzen, wenn man sie an ihrem Verfahren nicht hindern kann, wenn man ohnmächtig ist. Ja man thut sogar Unrecht, doppelt Unrecht, einmal, wenn man die Russen doch immer Barbaren schilt und sich hinterdrein wundert, oder es gar übel nehmen will, wenn sie wirklich barbarisch verfahren, und zweitens, wenn man sich überhaupt über die Russen beschwert, da doch wir Deutsche selber allein an unserem Unglück Schuld sind. Das einzig Vernünftige und unserer Würdige, was wir den traurigen Ereignissen in Livland gegenüber thun können, ist, eine Lehre daraus zu ziehen, die kläglichen Folgen unserer Jahrhundertlangen Uneinigkeit einzusehen, uns ernstlich zusammenzunehmen, um uns wenigstens von

nun an besser zu einigen und stark genug zu werden, wenn nicht mehr die Deutschen in Livland schützen zu können, doch wenigstens zu verhüten, daß noch mehr deutsche Grenzländer von Rußland verschlungen werden.

In einem Jahrhundert, in welchem die Deutschen noch fromme Christen und zugleich praktisch waren, zogen ihre Flotten und ihre Heere an jene Ostküsten, pflanzten dort das Kreuz auf und gewannen das große Uferland für das Christenthum, für die Civilisation und für das deutsche Reich. Damals war noch kein Russe an die Ostsee gekommen, alle saßen sie noch tief im Binnenlande. Und niemals wären sie an die Ostsee vorgedrungen, wenn die Deutschen, damals die mächtigste Nation der Welt, einig geblieben wären. Aber da spalteten sie sich in Parteien für und gegen den Papst und, Kaiser und Reich verrathend, machten sich die großen und kleinen Würdenträger des Reichs zu Souveränen, haderten weltliche und geistliche Fürsten, Adel und Städte, und an jene fernen deutschen Ostseeprovinzen wurde im Innern Deutschlands kaum mehr gedacht. Aber auch in diesen Provinzen selbst war alles uneinig. Landesherr war der deutsche Orden, dem aber weder die Bischöfe, noch der Landadel, noch die Städte gehorchten. Jeder suchte nur seinen Vortheil, da mischten sich die Polen ein. In der Reformation nahm die Uneinigkeit noch mehr überhand. Zum erstenmal kamen die Russen und verheerten ganz Livland mit Mord und Brand. Sie wurden zwar wieder hinausgejagt, aber das Ordensland fiel in Stücken, einen Theil rissen die Polen, den andern die Schweden an sich. Nur Preußen und Kurland blieben unter deutscher Hoheit, aber getrennt von einander. Das deutsche Reich fiel in solche Zerrüttung, daß es sich jener Ostseeländer gar nicht mehr annahm. Auch Schweden und Polen wurden schwächer durch Uneinigkeit und fremden Einfluß, und so konnte das barbarische Rußland das ganze deutsche Ordensland, Esthland, Livland, Kurland sich annectiren und nur Preußen behielt seinen deutschen Fürsten.

Gewiß eine seltsame Fügung des Schicksals, daß die Nachkommen der deutschen Ritter und katholischen Kreuzfahrer jetzt als Lutheraner und Deutsche den Russen gleich sehr fremd, dennoch ausschließlich dem Interesse des russischen Staats und somit auch der russisch-griechischen Kirche dienen mußten. Es ist bekannt, welchen hohen Werth diese Dienste für Rußland gehabt haben. Seit der Kaiserin Anna hat Rußland seine ungeheuern Erfolge fast ausschließlich durch deutsche Minister, Feldherrn und Diplomaten errungen. Der Dank dafür ist, daß den deutschen Ostseeprovinzen nunmehr ihr lutherischer Glaube und ihr Deutschthum verkümmert wird.

Rußland verfährt barbarisch, aber großartig. Das unbarmherzige Durchfahren eines eisernen Willens von Seiten einer barbarischen, aber einigen und festzusammengeschlossenen Nation ist eine wohlverdiente, vollkommen gerechte Strafe für uns Deutsche, weil wir troz unseres vielen Wissens, vielleicht auch grade wegen der ewigen Schulfuchserei und des Dummschulens nicht praktischen Verstand genug behielten, uns einig aneinander zu schließen und gemeinsam jeden fremden Feind abzuwehren. Wie viele gute deutsche Grenzländer haben wir nicht schon verloren durch unsere Uneinigkeit, nicht blos die Ostseeprovinzen! und wir werden noch mehr verlieren. Ja, wenn die Verräther des deutschen Vaterlandes, die jetzt von Hietzing aus ganz Europa gegen Deutschland in die Waffen rufen, reussiren sollten, so wäre Deutschland bald zwischen Frankreich und Rußland getheilt, um zulezt allein dem übermächtigen Rußland unterworfen zu werden, und die ganze deutsche Literatur, das unermeßliche Sprachgebiet, auf das wir so stolz waren, könnte in zwei Worte zusammenschrumpfen — gospoda pomilu!

Der verhängnißvolle Angriff auf die lutherische Kirche in Livland begann im Anfang der 40er Jahre, war aber schon etwas früher vorbereitet worden und zwar wieder durch die dumme Sorglosigkeit, in welcher die Deutschen selbst unter einander haderten. Die Herrnhuter, die sonst überall so sanft und friedlich sind, widersetzten sich in Livland dem lutherischen Consistorium und intriguirten gegen dasselbe bei den russischen Behörden. Das war echt deutsch. Um eines Sekten- oder Parteiinteresses willen gibt der Deutsche das deutsche Nationalinteresse unbedenklich preis und läßt sich, ehe er dem deutschen Bruder etwas gönnte und ihm die Hand reichte, lieber hier von den Franzosen, dort von den Russen das deutsche Fell über die Ohren ziehen. Genug, die Umtriebe einiger Herrnhuter, ihre niederträchtige Kriecherei vor den Russen und ihre Verunglimpfungen der lutherischen Kirche machte die Stockrussen, die den Deutschen von jeher feindliche Partei in Rußland erst darauf aufmerksam, daß sie hier eine gute Gelegenheit fänden, ihr Müthchen an den Deutschen zu kühlen.

(Schluß folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 38. 12. Mai 1869.


## Zeitgeschichte.

2. Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. Von Dr. G. C. Adolf von Harleß. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

(Schluß.)

Vom Kaiser Nicolaus durften sie erwarten, er werde sich der deutschen Livländer schwerlich annehmen, da es bekanntlich in seinem Plane lag, sein unermeßliches Reich so viel als immer möglich zu uniformiren, sprachlich und confessionell, damit seine Unterthanen eine einzige gleichförmige und compacte Masse bildeten. Die eigentlichen Russen bildeten einen festen Kern von wenigstens 30 Millionen Seelen. Mit diesen sollten sich nun die kleinern Nationen, welche sich Rußland unterworfen hatten, allmälig verschmelzen. Nicolaus lieh auch wirklich den Anklägern sein Ohr und war, da er viel anderes zu thun hatte, wenig bekannt mit den Verhältnissen in Livland, daß er auch der Lüge glaubte und duldete, daß der Anfang gemacht werde, die Deutschen und ihr Lutherthum aus Livland zu verdrängen, um sie durch Russen und griechische Popen zu ersetzen. Bisher war gesetzlich nur befohlen, wer nicht zur griechisch-russischen Kirche gehöre und Proselyten machen wolle, werde auf der Stelle nach Sibirien verbannt. Nur Russen war es erlaubt, andere zu bekehren. Gemischte Ehen waren gestattet, die Kinder aber mußten im russischen Glauben erzogen werden. Jetzt schritt die russische Kirche weiter vor. Im Jahr 1836 setzte der Kaiser zum erstenmal einen russisch-griechischen Bischof in Riga ein, und daß dies nur ein Vorposten der russischen Propaganda seyn sollte, kam bald an den Tag. Von dem griechischen Seminar in Pleskau aus ergingen „Aufforderungen an lettische Schulmeister, Lehrer und Vorsänger weit und breit unter den vortheilhaftesten Anerbietungen, wenn sie in diesem Seminar Lehrer würden. Man versprach hohen Lohn, freie Erziehung der Kinder in Anstalten der Krone, sammt deren Befreiung vom Militärdienste, und stellte Pensionen und Auszeichnungen aller Art in Aussicht. Für den Fall des völligen Uebertritts in die griechische Kirche lockte man mit dem Versprechen geistlicher Würden, und mancher wurde dadurch verführt, seiner Kirche untreu zu werden, wiewohl auch andere rühmend zu nennen wären, welche standhaft Widerstand leisteten. Weniger schwierig war es, unter dem gemeinen Volke und auch in andern Ständen Seminaristen zu finden. Schon 1842 war es kein Geheimniß mehr, daß in Pleskau eine Phalanx junger, griechisch orthodoxer Priester in der lettischen und esthnischen Sprache unterrichtet wurde, um im geeigneten Augenblicke auf ein gegebenes Zeichen in offener Propaganda über Livland herzufallen.“ Diese Leute werden als roh, beispiellos frech und gewissenlos geschildert. Es wird erwähnt, wie sie einmal, als sie nach Livland spedirt wurden, um die lutherischen Bauern zum griechischen Glauben zu bekehren, sich unterwegs auf der Station Lenzenhof auf die scandalöseste Weise herumgeprügelt hätten (S. 41).

Ehe das Treibjagen begann, wozu Jäger und Hunde schon bereit waren, wurde das Wild haufenweise zusammengetrieben. „Im Jahr 1841 war bekanntlich in den Bauern die irrige Hoffnung erregt worden, daß sie alle Land irgendwo in Rußland (und demnach auch Befreiung von Frohndiensten) erhalten könnten, wenn sie sich bei der Geistlichkeit der fremden Confession in Riga ‚anschreiben‘ lassen würden. Sie gingen deshalb nach Riga, oder ließen sich hier von den verschiedenartigsten Personen familienweise heimlich anschreiben, um diese Anschreibelisten dann nach Riga zu schicken, ohne dabei an irgend einen Confessionswechsel zu den-

ken. Sie glauben noch jetzt, daß sie dort auf diese Weise wirklich angeschrieben worden seyen, daß man ihnen dort wirklich Land versprochen habe, und daß sie auch wirklich solches Land mittelst der fremden Geistlichkeit erhalten haben würden, wenn die Gutsbesitzer dies nicht durch Militär und andere Maßregeln verhindert hätten, da sie dadurch, nach ihrer (der Bauern) Meinung die Frohndienste verloren haben würden. Ein solcher Wahn war den Bauern bis zu diesem Jahre geblieben. Da wurde ihnen plötzlich der bekannte Befehl Sr. Excellenz des Herrn General-Gouverneurs vom 21. August a. c. No. 3290 publicirt, und gleich darauf begannen die öffentlichen Aufforderungen und Anschreibungen in Dorpat bei dem Geistlichen der fremden Confession. In Folge jenes Wahnes glaubten die Bauern nun, daß sie durch solche Maßregeln jetzt erhalten würden, was ihnen durch die Schuld der Gutsbesitzer 1841 nicht zu Theil geworden war, nämlich Seelenland und Befreiung von den Frohndiensten, und zwar hier, in Livland, und nicht mehr in Rußland. Sie eilten nun in Massen nach Dorpat, und zwar wie allbekannt vorzüglich in der irrigen Annahme und Hoffnung, daß, wer jetzt schleunigst bis zu einem willkürlich durchs Gerücht bestimmten Tage sich in Dorpat (wie 1841 in Riga) anschreiben lasse, der werde von den Frohndiensten und Gutsabgaben ganz frei, und bekomme hier in Livland von der Regierung (wie 1841 in Rußland) sogenanntes Seelenland (hinge ma) geschenkt, und dies alles schon im nächsten Jahre oder doch bald weiterhin. Wer sich dagegen nicht in solch kurzer Zeit in Dorpat einschreiben lasse, der bekomme nicht solches Seelenland und verbleibe auch dem Gutsbesitzer erbeigen und in den Frohndiensten desselben. — Der anschreibende fremde Geistliche solle aus Petersburg her seyn, und werde bald wieder abreisen; darum sey Eile nöthig."

Nun liefen die dummen Bauern schaarenweise herbei und der Einschreibung folgte bald die Firmelung nach. Der Pope tupfte sie mit Oel und nun gehörten sie der russischen Kirche an, ohne über deren Glauben den geringsten Unterricht erhalten zu haben und ohne auch nur zu wissen, was die Ceremonie bedeute. Nachdem viele tausend Bauern sich hatten einschreiben lassen, ließ man die Propagandisten los und das Land wurde von einer s. g. fliegenden Kirche durchzogen, d. h. von Popen, die von Dorf zu Dorf reisten, um neue Firmelungen vorzunehmen. Es hieß, der Pope komme auf Befehl des Kaisers. „Zwar dürfe dieser Geistliche nicht offen Vortheile versprechen; aber die Uebertretenden würden schon später sehen, daß sie große Vortheile davon haben würden, wenn sie des Kaisers Glauben annähmen. Dabei erlaubt sich dieser Mensch die lügnerischesten Verleumdungen gegen die lutherische Geistlichkeit, indem er sie für hochmüthig, habsüchtig, viel zu gelehrt u. s. w. ausschreit und verkündigt, wenigstens würden die Bauern keine Kirchen und Pastorate mehr zu bauen, keinem Geistlichen etwas für Amtshandlungen zu zahlen haben, und überdies könne auch jeder, der übertrete, ganz bei seinem alten Glauben bleiben. Der Bischof wünsche nichts, als daß sie ihre alten Bücher, Andachtsübungen u. s. w. beibehielten, und werde ihnen gewiß nichts Neues z. B. keine Fasten auferlegen."

Um die Bekehrten aufzunehmen, wurden eine Menge griechische Kirchen erbaut, den lutherischen Kirchen aber alles entzogen, was ihnen bisher die vorher lutherischen Gemeindeglieder geleistet hatten. „Bis zu welchem Grade sich die griechischen Popen, wenn dadurch ein Vortheil zu erzielen war, um gar kein Gesetz, weder des Staates, noch der eigenen Kirche kümmerten, beweisen auch solche Fälle, in welchen sie sich nicht scheuten, Eheleute, deren Ehe noch ungeschieden bestand, mit Leuten griechischer Confession oder solchen, die sich den Bedingungen zur Erlangung griechischer Trauung fügten, ohne Weiteres zu copuliren. Am 6. November 1848 mußte vom Pfarramt St. Bartholomäi bei dem livländischen Consistorium Klage geführt werden, daß der zur griechischen Kirche übergetretene Bauer J. L. mit dem von ihrem ersten Manne nicht geschiedenen Weibe lutherischen Bekenntnisses L. S. aus demselben Gebiete, ohne vorhergegangene Anzeige bei dem lutherischen Pfarramt und ohne Proclamation in St. Bartholomäi, von dem griechischen Geistlichen in Dorpat copulirt worden war. Nachdem auch ein gemeindegerichtliches Protokoll, welches die eigene Aussage der beiden Getrauten enthielt, eingesandt worden war, ist in der Sache, so viel man weiß — nichts erfolgt. Ein zur griechischen Kirche übergetretener Knecht M. F. verließ sein ihm angetrautes Weib J. geb. L., um am Peipusstrande Arbeit zu nehmen. Hier verlangte und erhielt er vom griechischen Geistlichen in U. die kirchliche Einsegnung zu einer Bigamie im J. 1858, weil er ein Mädchen griechischer Confession L. T. geheirathet hatte. Gleiche Fälle kamen im Kirchspiel Kawelecht und an andern Orten vor." Durch ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs Golowin wurde den deutschen Grundherrn verboten, ihren Bauern den Urlaub zu verweigern. Selbst wenn ein Bauer eines Verbrechens überführt und gefangen säße, müsse er entlassen werden, wenn er zur griechischen Kirche übertreten wolle (S. 117).

Unter den Popen, welche das arglistige und gewaltthätige Bekehrungswerk am schamlosesten trieben, ragte ein gewisser Ballohd hervor, ein Lette, der Herrnhuter wurde, als solcher den lutherischen Klerus bei den russischen Behörden anschwärzte und zur russischen Kirche übertrat. Damit er sich bei den Russen in Gunst setze, that er alles, um den Abfall von der lutherischen Kirche zu befördern. „Wie von einem Dämon gepeitscht hing er sich allwärts mit allen persönlichen Ueberredungskünsten, Drohungen und Schmeichelworten an die Brüder seines Stammes, wobei ihm die echt lettische Beredtsamkeit in Bildern, Anspielungen, dunkeln Räthselworten mehr als jedem Andern zu Gebote stand. ‚Ihr fragt, welche Vortheile ihr von dem Uebertritte haben werdet', — sagte er zu zwei Männern. ‚Wenn ich wüßte, daß in dem Augenblicke, wo ich das ausspräche, die Erde uns alle drei verschlänge, so würde ichs euch kund thun; so aber darf ich nicht.' Anschreibezettel, die man ihm zurückbrachte, heftete er an die Wand, zog einen rothen Strich durch und rief: ‚So roth wird euere Seele in der Hölle brennen, wenn ihr jetzt euer Heil von euch stoßt.' Allein 7322 Individuen, Männer, Weiber und Kinder, waren durch Ballohd's Hand unwiderbringlich den umliegenden lutherischen Gemeinden entrissen und diese Gemeinden für alle Zukunft zersplittert. Nicht selten fehlte es an Anmeldungsscheinen und an Salböl, und die Kürze des Tages ersetzte er durch Stunden der Nacht. Selbstverständlich erfolgten die Salbungen nicht an ein und demselben Orte. Ballohd suchte die Angemeldeten in ihren Wohnungen auf und zwang sie, ihre Kinder mitzunehmen. Das Erste war ihm durch die damals geltenden Verordnungen des Generalgouverneurs Golowin gestattet, und er benützte rücksichtslos die Erlaubniß. Es sind dabei Scenen vorgekommen, die in der Folgezeit unglaublich erscheinen werden. Unter Geschrei und Lärm wurden die Kinder nächtlicher Weile in Schlitten zusammengepackt und trotz des Wehegeheuls der Mütter wie Schlachtschafe zur Salbungsstätte fortgeschleppt. Ballohd wußte die Leute zu fanatisiren, die Unschlüssigen durch die bereits Gefirmelten fortzureißen und mit dreister Stirne dem heillosen Werke den Anschein eines heiligen zu geben." Hinter diesem forcirten Fanatismus verbargen sich Gewissensbisse. Einer ihm verwandten Frau, die auch zur russischen Kirche übertreten wollte, sagte er im Vertrauen, sie solle es nicht thun, denn es würde sie so unglücklich machen, wie er es sey. Er starb 1864 und ließ auf dem Sterbelager einen lutherischen Geistlichen zu seinem Troste rufen, nicht den russischen Erzbischof Platon, der grade ankam und der es nach diesem Vorgange vermied, dem Leichenbegängniß des Rückfälligen anzuwohnen. Auch die echt russischen Popen zeigten nur den Eifer von Polizeidienern, die auf Befehl handeln und keineswegs aus irgend einer Ueberzeugung oder aus Glaubenseifer.

Wir lesen hier. „So war einst der Pope Tschichatschew in die evangelisch-lutherischen Schulhäuser zu Nönni und Neu-Odenpäh unter dem Kronsgute Schloß Odenpäh mit der Dreistigkeit eines Wolfes eingedrungen und hatte dort je dreißig und mehr Kinder, zum Theil ohne Vorwissen der Eltern, vor den Augen einer erschreckten, eingeschüchterten, alten Schulmeisterin abgefirmelt. Und ebenso hatte ein würdiger College von ihm, der Pope Poletajew unter Schloß Sagnitz, hart an der Grenze des Odenpäh'schen Kirchspiels, es einzurichten gewußt, daß alte, fanatisirte, übergetretene Weiber ihm Kinder fremder Eltern ohne deren Einwilligung, zum Theil vom Viehhüten weg, zulockten und in Schaaren zur ‚fliegenden Kirche' nach Sagnitz brachten, wo Seine Ehrwürden dieselben frisch und kurzweg firmelte. Ein Ehrenmann der deutschen lutherischen Gemeinde, früher Gardekapitän, stellte diesen Poletajew über diese und andere Dinge zu Rede. Der Pope ließ sich die Vorstellungen auch gefallen. Nur sagte er: ‚Aber klagt doch nicht über die unschuldige Peitsche, mit der man Euch schlägt. Wir Popen sind ja weiter nichts, als eine solche in der Hand einer größern irdischen Macht, die nun einmal sich vorgenommen hat, Euch zu züchtigen. Wir sind unschuldig.' Und eine ganz ähnliche Antwort erhielt vom Popen Tschichatschew ein anderer, welcher sich in ein Privatgespräch mit ihm über solche Proselytenmacherei mit größter Verachtung aussprach. ‚Mis tetta?' antwortete der Pope; ‚ülembide käsk oli', d. h. was ist zu thun? Es ist auf höhern Befehl geschehen. — — Und dabei blieb er als bei seinem Troste."

Im Jahr 1848 trat plötzlich ein Stillstand der Verfolgungen ein, in Folge der großen politischen Bewegung im Westen und in der Mitte Europas und erst nach dem Tode des Kaisers Nicolaus begannen sie von neuem. Zwar schickte Kaiser Alexander II. den Grafen Bobrinsky, seinen Flügeladjutanten nach Livland, um eigenen Augenschein von den dortigen Zuständen zu nehmen und ihm wahrheitsgemäß zu berichten, und der Bericht dieses humanen Sendboten fiel durchaus zu Gunsten der bedrängten lutherischen Geistlichen und Gemeinden aus. Der edle Graf konnte sogar eine sittliche Entrüstung über die infamen Mittel nicht zurückhalten, welche man angewandt hatte, um ein unschuldiges und einfältiges Volk zu belügen und

durch trügerische Versprechungen zu einem fremden Glauben zu verlocken, den es nicht einmal kannte und in dem es keinerlei Unterricht erhalten hatte. Ein solches Verfahren mache Rußland Unehre, wagte der Graf zu sagen. Gleichzeitig machte aber auch der russische Erzbischof Platon eine Rundreise durch Livland und sein Bericht lautete ganz entgegengesetzt, nämlich ausschließlich im russischen Staatsinteresse, bei dessen consequenter Durchführung man nach dem Geschrei derer, denen es weh thue, nicht fragen dürfe. Wenn nur das heilige Rußland triumphirt, ist alles erlaubt und gereicht denen, welche sich sträuben, selbst die Gewalt zur Wohlthat. Die Ehre, der russischen Kirche und Nationalität einverleibt zu werden, wiegt alles andere auf.

Ohne Zweifel trug die polnische Revolution von 1863 viel dazu bei, im kaiserlich russischen Cabinet der Anschauungsweise des Erzbischofs Platon vor derjenigen des Grafen Bobrinsky den Vorzug zu verschaffen. Hatte doch die bisherige, noch verhältnißmäßige Schonung der katholischen Kirche und polnischen Nationalität Rußland keine Sympathien in Polen gewinnen können. So lange hier noch die katholische Kirche und polnische Nationalität nicht mit Gewalt gänzlich unterdrückt waren, konnte Rußland auch auf den treuen Gehorsam Polens nicht mehr rechnen. Also brauchte es Gewalt. Was aber Staatsraison gegenüber von Polen war, das war es auch gegenüber von Livland. Wenn Rußland auch aus Gründen der auswärtigen Politik gegen das Lutherthum in Livland von neuem einige Schonung blicken ließ, so doch nur scheinbar und in Nebendingen. Jedenfalls nur provisorisch. „Ueberblicken wir nun die angeführten Erlasse, Befehle u. s. w. dieses unseres letzten Zeitabschnittes, so muß ich an meinem Theile leider sagen, daß ich von keiner Regierungsmaßnahme zu berichten weiß, welche die schreienden Mißstände und Rechtsverletzungen der lutherischen Kirche in Livland gründlich und ein für allemal zu beseitigen das Zeug gehabt hätte. Gleichwohl war die Wirkung jener halb concedirten Beseitigung des Reversales bei Eingehung gemischter Ehen eine viel weiter gehende, als in der Concession selbst lag und ihrem Wortlaut nach von ihr erwartet werden konnte."

Es wäre lächerlich zu glauben, daß Rußland je seine welthistorische Mission aufgeben könnte und diese ist keine andere als die Wiederherstellung und Vollendung der despotischen, alles erobernden, alles nivellirenden Weltmonarchie, wie dieselbe schon im Anfang der Zeit am Euphrat und Tigris begonnen war.

## Geschichte.

**Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Fünfter Jahrgang. Vier Hefte. Innsbruck, Wagner, 1868. 1869.**

Dieses von Durig, Huber, Laburner, Schönherr und Zingerle mit Unterstützung des Tiroler Landtags herausgegebene Archiv, welches schon öfters werthvolle, auch außerhalb Tirols lesenswürdige Aufsätze mitgetheilt hat, bringt hier wieder mancherlei, was für Tirol ein besonderes Interesse hat, z. B. eine Abhandlung über das Münzwesen Tirols vom 13. bis 16. Jahrhundert von Laburner, Monographien einzelner Burgen und Adelsgeschlechter Tirols. Beiträge zur alten Geographie des Landes, einen Abdruck des s. g. Tiroler Landreims nach der Ausgabe von 1558. Dieser Landreim ist eine gereimte Beschreibung des damaligen Tirol mit besonderer Beziehung auf die zahlreichen, damals noch blühenden Bergwerke des Landes. Ferner eine Erinnerung an den Pater Knoll, der im vorigen Jahrhundert die erste Taubstummenanstalt in Tirol gegründet hat.

Ein Aufsatz von Laburner über die angebliche Feste Prabel weist wieder einmal ergötzlich nach, welchen Träumereien sich frühere deutsche Gelehrte gern hingaben, indem sie ganz ins classische Alterthum vergafft, dasselbe auch so viel als möglich auf deutschem Boden suchten. So wurde ein altes Gemäuer in Tirol, Prabel, (das italienische pradazzo, eine große Wiese) in ein praesidium Tiberii umgekünstelt und der Name Treuenstein in turris Drusi, vollkommen willkürlich, da keine historische Spur auf Tiberius oder Drusus hinweist.

In einem andern Aufsatz führt Laburner auch das Märchen vom Aufenthalt des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche auf seiner Flucht in den Tiroler Alpen auf ein bescheidenes Maaß zurück, indem er nachweist, der Rofner Hof habe das Privilegium, welches ihn begünstigte, schon lange besessen, ehe jener Herzog Friedrich nur lebte. Hätte Friedrich eine ähnliche Urkunde ausgestellt, würde sie auch noch aufzufinden seyn. Solche Privilegien sind öfters einsamen Bauerhöfen an den gefahrvollen Hochstraßen über die Alpen von verschiedenen Fürsten ertheilt worden, ohne daß sie Flüchtlinge waren.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Sonnabend, № 39. 15. Mai 1869.


## Biographie.

Jakobäa von Bayern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz v. Löher. Zweiter Band. Nördlingen, Beck, 1869.

Der erste Theil dieses ausgezeichneten Werkes erschien bereits im Jahr 1862 und wurde in unsern Blättern warm empfohlen. Es ist erfreulich, daß der zweite Band endlich nachgefolgt ist.

Das Werk liest sich wie ein interessanter Roman, denn im Leben der unglücklichen Jakobäa liegt ein hoher romantischer Reiz; zugleich aber ist das Werk von geschichtlicher Bedeutung und in patriotischer Beziehung ungemein lehrreich. Denn wir lernen daraus, unter welchen Umständen die bedauerliche und unverantwortliche Entfremdung der deutschen Niederlande vom übrigen Deutschland begonnen hat. Auch hieran, wie an jedem andern Unglück, was die große deutsche Nation getroffen hat, war die Eifersucht und Uneinigkeit der deutschen Fürsten Schuld.

Im 14. Jahrhundert herrschte in Deutschland die unheilige Dreiuneinigkeit dreier Fürstenhäuser, des Luxemburgischen, Wittelsbachischen und Habsburgischen. Das letztere hatte sich damals durch Theilungen geschwächt und somit rissen sich nur Luxemburg und Wittelsbach um die Hegemonie in Deutschland, beide in ihrem an für sich nichtswürdigen dynastischen Interesse und zum größten Nachtheil der deutschen Gesammtnation, zum alleinigen Nutzen und Hohngelächter des Auslands. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts sank das Luxemburgische Haus wegen Elendigkeit des Kaiser Wenzel und hätte das Wittelsbachische Haus unter dem edlen und tüchtigen Kaiser Ruprecht ein besseres Glück verdient, als es hatte. Aber Wenzel, mißleitet von seinem vertrautesten Rathgeber, dem Johannes Huß, den die deutsche Einfalt heute noch als Märtyrer verehrt, ging ein enges Bündniß mit Frankreich ein gegen Ruprecht und veranlaßte, damals unter eifriger Bemühung des Huß die Wahl eines Papstes, der das von Ruprecht verfochtene deutsche Nationalinteresse zu unterdrücken half. Es war ein Bund der Slaven und Franzosen gegen Deutschland unter dem Segen der Curie. Aber wie auf so tief unsittlichem Gebiete immer eine Untreue die andere straft, mußte derselbe Papst, zu dessen Wahl Huß so viel mitgewirkt, nachdem ihm seine Operationen gegen den edlen Ruprecht gelungen waren, unter veränderten Umständen und indem man der Slaven nicht mehr bedurfte, denselben Huß zum Feuertode verurtheilen.

Unter Kaiser Ludwig dem Bayer war das Haus Wittelsbach in den Besitz von Brandenburg und Holland gekommen. Brandenburg war ihm schon durch Wenzels Vater wieder abgelistet worden und auch Holland konnte es nicht behaupten, weil die französischen Herzöge von Burgund auf dasselbe wie auf die gesammten deutschen Niederlande speculirten, während Kaiser Sigmund, der als Luxemburger für seinen elenden Bruder Wenzel Kaiser wurde, sich der empörten Slaven (Hussiten) und Türken kaum erwehren konnte. Auch das deutsche Reich unter so viele Fürsten, Bischöfe und freie Städte getheilt, die ewig unter sich uneins waren, konnte die deutschen Niederlande gegen die Ueberwältigung von Frankreich her nicht schützen.

Leider hatten beide rivalisirenden Dynastien in Deutschland, die Wittelsbacher nicht minder wie die Luxemburger, um die Allianz mit Frankreich gebuhlt. Eine bayrische Prinzessin, Isabella, war mit dem französischen König Karl VI. vermählt worden, und abermals eine bayrische Prinzessin, von der in Holland herrschenden Wittelsbacher Nebenlinie, die Tochter des Grafen Wilhelm von Holland, wurde einem Sohn Karls VI., dem

Prinzen Johann vermählt und das war Jakobäa, die Heldin des vorliegenden Geschichtswerks, das beklagenswerthe Opfer der Verkuppelung unberechtigter dynastischer Interessen zum Nachtheil einer großen Nation.

Jakobäa, schön, liebenswürdig, feurig, die Enkelin eines deutschen Kaisers, die Gemahlin eines Prinzen, der Anwartschaft auf den französischen Thron hatte, wurde von schrecklichen Schicksalsschlägen getroffen. Ihr erst sechszehnjähriger Gemahl, der schon der Gespiele ihrer Kindheit gewesen, starb plötzlich und nun verkuppelte man sie an den Herzog Johann von Brabant, der zwar ihr Vetter, aber ein elender Schwächling und Wüstling war. Die Niederlande waren von Parteien zerrissen, die sich in Holland unter dem Namen der Cabeliaus und Hoeks schon gebildet hatten, als Jakobäa's Vater noch lebte. Die erstern hießen große Fische, weil sie aus dem Adel und den reichen Städtern bestanden; die andern, welche sich Haken nannten, an denen jene großen Fische verbluten, bestanden größtentheils aus den freien Bauern Nordhollands und aus dem mehr volksthümlichen Theil des Adels. Das Kokettiren mit Frankreich fiel nur den erstern zur Last, die letztern hatten einen tiefen Haß gegen alles Welsche, blieben kerndeutsch und erwehrten sich der Welschen zu derselben Zeit und mit nicht minderem Ruhm, wie die Schweizer, obgleich sie vom übrigen Deutschland aus nicht unterstützt wurden.

Die Hoeks schwärmten für ihre junge schöne Erbgräfin Jakobäa, aber ihr zweiter nichtswürdiger Gemahl war von lauter Cabeliaus umgeben und duldete, daß Jakobäa von denselben auf die unwürdigste Weise verhöhnt wurde. Alle Holländer und Holländerinnen in ihrem Gefolge bekamen nichts mehr zu essen. Sie selbst fand bei ihrem Gemahl nicht die mindeste Abhülfe und sah sich endlich genöthigt, allein nur von einem einzigen jungen Pagen begleitet, zu Fuß und laut weinend durch die Straßen von Brüssel zu entfliehen. Zugleich mußte sie die Schmach erleben, daß die Rechtmäßigkeit ihrer zweiten Ehe angefochten wurde, weil ihr Gatte ihr Geschwisterkind war. Der Papst hatte das junge Ehepaar bereits dispensirt, widerrief nun aber die Heirathserlaubniß, versprach zwar, sie aufs neue zu gewähren, that es aber nicht. Der Papst nämlich, obgleich der unfehlbare Statthalter Gottes auf Erden, richtete sich nach den Umständen, und da die arme Jakobäa die schwächere Partei war und vom Kaiser und Reich nicht unterstützt wurde, wollte der Papst sich um dieser schwachen Frau willen mit der stärkern Partei nicht überwerfen. Nun blieb Jakobäa nichts übrig als die Hülfe der Hoeks, die sich auch mannhaft und begeistert für sie schlugen, aber bei Gertrudenberg im Kampfe unterlagen.

Da flüchtete sie nach England, wo sich ihr unerwartet ein Retter darbot. Humfried, Herzog von Glocester, jüngerer Bruder des Königs von England, war von den Hoeks aufgefordert worden, sich ihrer anzunehmen, sich mit ihr zu vermählen und dadurch sich selbst zum Herrn von Holland zu machen. Er war nicht ohne Geist und viel mit den alten Classikern beschäftigt, deren Studium damals noch etwas Neues war. Die Thaten der alten Griechen und Römer begeisterten ihn, der Hülferuf einer schönen jungen Fürstin und eines edlen Volks verhallte nicht umsonst bei ihm. Auch war er ein schöner Mann, Jakobäa fand Wohlgefallen an ihm und benutzte jetzt die Intrigue ihres unwürdigen Gemahls, um laut zu sagen: wohlan denn, wenn ich nicht mehr die Gemahlin des Herzogs von Brabant seyn darf, so steht es mir auch frei, einen andern zu heirathen. In England selbst fand sie viele Theilnahme beim Volk, aber nicht beim damals noch regierenden König Heinrich V. Denn dieser lag in blutigem Krieg mit Frankreich. Es war derselbe König, dessen Andenken Shakespeare verewigt hat, und derselbe Krieg, in welchem die Jungfrau von Orleans ihren unsterblichen Ruhm errang. Der mächtige Herzog von Burgund, obgleich dem französischen Königsgeschlecht angehörig, hatte sich doch mit England gegen Frankreich verbündet, um sein großes burgundisches Reich zugleich auf Kosten Frankreichs, wie auf Kosten Deutschlands auszudehnen. Da nun der Burgunder die Niederlande für sich erwerben wollte und sich zu diesem Zweck der Cabeljaus bediente und listig Schritt vor Schritt durch Verhetzung der Parteien in den Niederlanden seinem Ziele näher zu kommen suchte, so konnte ihm natürlicherweise eine consolidirte und unabhängige Regierung in Holland, wie sie Jakobäa durch ihren Humfried herzustellen hoffte, nicht angenehm seyn und der König von England durfte seinen burgundischen Bundesgenossen nicht dadurch vor den Kopf stoßen, daß er einen abenteuerlichen Plan seines Bruders begünstigte.

Allein der König starb im Jahr 1422 und das kam Jakobäen zu Gute. Da der Papst ihre Ehefrage einer neuen Untersuchung unterworfen hatte, aber die Entscheidung hinauszog (um es mit keiner Partei ganz zu verderben), glaubten sich die englischen Rechtsgelehrten berechtigt, in einer noch unentschiedenen Sache ihr Gutachten abgeben zu dürfen, und erklärten, Jakobäa sey durch das Gesetz der Kirche absolut gehindert gewesen, ein Geschwisterkind zu heirathen, ihre

Ehe mit dem Herzog von Brabant sey demnach ungültig und sie könne heirathen, wen sie wolle. Hierauf feierten Humfried und Jakobäa am 30. October 1422 ihre Hochzeit mit königlicher Pracht und Humfried nannte sich fortan nach dem Erbbesitz Jakobäa's: Graf von Hennegau, Holland und Seeland und Herr zu Friesland. Dadurch aber überwarf er sich mit den Lords von England, die um seiner Heirath willen die dem englischen Interesse so nützliche Allianz mit Burgund nicht preisgeben wollten und ihm daher die Regentschaft von England entzogen. Sein Bruder, Herzog von Bedford, wurde für den unmündigen Heinrich VI. Regent und schloß sogleich ein inniges verwandtschaftliches Bündniß mit Philipp von Burgund, indem er dessen nicht mehr ganz junge Schwester heirathete, die nämliche, welche Humfried früher schon einmal hätte heirathen sollen, die er aber verschmäht hatte. Also vereinigte sich wieder alles, um Jakobäa's Hoffnung zu vereiteln. Der Burgunder konnte jetzt mit doppelter Zuversicht auf sein Ziel, die Niederlande zu erwerben, hinarbeiten. Mittlerweile gab auch der Papst, damals Martin V., den lange versäumten Entscheid in der Ehefrage, erklärte das Gutachten der englischen Juristen, welches allerdings in die dem Papst vorbehaltenen Rechte vorgriff, für ungültig und die dritte Ehe Jakobäa's demnach ebenfalls. Das warf nun freilich in den Augen aller, für welche der Papst noch eine große Autorität war, ein schlimmes Licht auf sie und ihren Humfried.

Gleichwohl landete das neuvermählte Paar im Jahr 1423 in Holland und fand enthusiastischen Beifall bei den Hoeks. Als aber Philipp von Burgund große Rüstungen machte, gewannen die Cabeljaus bald wieder die Oberhand, denn außerhalb Hennegau und Holland war doch die Mehrheit der Niederländer für Erhaltung des Friedens und wollte das Unglück eines Kriegs vermeiden, in welchem voraussichtlich doch niemand anders als der mächtige Burgunder siegen würde. „Da redeten die angesehenen Männer einer zum andern: ‚Ach Jakobäa hat es für ihr Land doch schlimm gemacht, daß sie nach England ging, und noch schlimmer Humfried, daß er Krieg begann mit dem großen Burgunder.‘ Und jetzt hörte man auf die, welche sagten: ‚Da sähe man, was davonkomme, wenn man leichtsinnig die Eide bräche, welche bei Eingehung einer Ehe geschworen seyen: das räche Gott.‘“ Philipp von Burgund kannte seine Leute. Indem er die Stadt Brain erstürmen und durch seine Burgunder aufs grausamste behandeln ließ, verbreitete er eine wohlberechnete Panik unter allen niederländischen Philistern. „Die Städte waren ohnehin in Schrecken: Philipps gewaltige Macht wider sich im Felde zu sehen, hatten sie nimmer erwartet, und das Jammerschicksal von Brain belehrte sie, was ihnen bevorstand. So dachte eine nach der andern daran, sich von Humfried loszusagen. Die Valenciennes erklärten es öffentlich, sie gaben Philipps Feldhauptmann Johann von Luxemburg eine Kriegssteuer; die Bürger zu Ath, Bouchain, Soignies folgten, oder warfen sich gar auf die Engländer und vertrieben sie von ihrem Weichbilde. Jakobäa's Mutter, die über ihren Neffen Philipp manches vermochte, war bald nach der Erstürmung Brains zweimal bei ihm gewesen, in Isle und Oudenaerde, ihn zu begütigen. Allein sie hatte nichts ausgerichtet, er verlangte: vor allen Dingen müsse erst das fremde Volk aus dem Lande. Diese Forderung erschallte jetzt einhellig aus allen Städten des Hennegau. Die Engländer mußten gradezu als Feinde auftreten, wenn sie noch länger sich im Lande ernähren wollten.“ Da nun die Engländer, welche Humfried mitgebracht hatte, nicht zahlreich genug waren, um sich der burgundischen Uebermacht zu erwehren, und der Beistand der Hoeks ihm ebenfalls nicht ausreichend genug schien, oder vielleicht auch, weil er als stolzer englischer Prinz an dem bürgerlichen Unabhängigkeitssinn der Holländer und Friesen Anstoß genommen hatte, war Humfried plötzlich geärgert, entmuthigt, gab die Partei auf und kehrte nach England zurück.

Jakobäa wollte ihm folgen, aber was hätte sie für eine jämmerliche Rolle in England spielen müssen, die ohne ihr Erbe ihrem eitlen Gemahl nur noch ein Vorwurf und eine Last seyn konnte? sie folgte ihm also nicht, sondern warf sich in die Arme der Hoeks, derer, die ihr immer treu geblieben waren. Allein ehe sie sich nach Holland und in die friesischen Sümpfe zurückziehen wollte, hoffte sie noch, ihr Hennegau vertheidigen, sich wenigstens in der festen Stadt Mons, wo sie mit ihrer Mutter zubrachte, halten zu können. Allein die Burgunder zwangen Mons zur Uebergabe und die arme Jakobäa wurde als Philipps Gefangene nach Gent gebracht und aller ihrer Diener und Dienerinnen und ihres Schmucks beraubt. Auch ihre Mutter wurde schwer bedrängt, was alles nur zu dem Zweck geschah, Jakobäen die Abtretung ihres Erbbesitzes abzuquälen. Allein die Hoeks ließen sie nicht im Stich. Zwei kühne Ritter vom niedern Adel, ein Spierinck von Aelborg und Voß von Delft, entführten sie heimlich. Unter dem Vorwand, ein Bad zu nehmen, hatte sich Jakobäa den Augen ihrer Wächter entzogen, kleidete sich mit einem treuen Dienstmädchen in Männer-

kleider, die ihr heimlich waren zugesteckt worden, entwich glücklich, schwang sich auf ein bereit gehaltenes Roß, galopirte die ganze Nacht hindurch von Gent nach Antwerpen, kleidete sich hier wieder um, bestieg einen Wagen und entkam durch öde Heiden nach Holland zu ihren Freunden.

Philipp von Burgund war sehr erbost, daß ihm die Beute entgangen war, und schickte eine Flotte nach Holland, die Burgunder aber wurden im October 1425 bei Alfen von den begeisterten Hoeks geschlagen. Nun schämte sich Humfried, daß er seinem tapfern Weibe nicht geholfen hatte, und schickte ihr ein kleines englisches Heer zum Beistand, kam aber nicht selbst. Dieses Heer erlitt bei Brouwershaven eine Niederlage durch die Burgunder, und nun konnte Jakobäa dem mit Macht vordringenden Feinde keinen ausreichenden Widerstand mehr entgegensetzen. Kaiser Sigmund sprach Jakobäen ihr Erbrecht ab, ihre Erbländer seyen als verfallene Reichslehen einzuziehen. Er durfte das thun, weil ihre Wittelsbacher Vettern in Bayern sich miteinander selber in elenden Bruderkriegen rauften. Er selber aber dachte nicht daran, die Angriffe des Burgunders von den deutschen Niederlanden abzuwehren, weil er zu sehr im Osten des Reichs von Hussiten und Türken bedrängt war. Auch nicht ein einziger deutscher Nachbarfürst regte die Hand für das so schwer bedrohte Recht der deutschen Grenzländer. Völlig passiv sahen sie zu, wie der welsche Burgunder seine Macht auf deutschem Reichsboden ausbreitete.

Nur die nordholländischen Bauern, die Kennemer, die Waaterländer, die edlen freien Friesen hegten tiefen Haß gegen die welschen Eindringlinge. In ihnen, wie in den Schweizer Eidgenossen wallte das deutsche Blut noch in Zorn auf über das Unrecht und die Schmach, welches deutsche Fürsten sich von französischen Buben gefallen ließen. Als wieder eine burgundische Flotte an der holländischen Küste landete, wurde Philipps Armee bei demselben Alfen, wo sie schon einmal geschlagen worden war, abermals von den Hoeks überfallen und zusammengehauen, im Jahr 1426. Aber Philipp gab nicht nach, hatte die Uebermacht und warf immer neue Heere nach Holland, so daß die Hoeks bei Wieringen eine schwere Niederlage erlitten. Damals starb Jakobäa's zweiter Gemahl, der Herzog von Brabant, und nun verdoppelte Philipp von Burgund seine Anstrengungen, um durch Bestechung des Adels und des Handelsstandes eine seinen Absichten günstige Partei in den Niederlanden zu consolidiren, wobei ihm die Cabeljaus dieselben guten Dienste leisteten, wie sie früher die s. g. Liliarden in Flandern dem französischen Könige geleistet hatten. Der Particularismus, die Gewißheit, vom übrigen Deutschland doch nicht unterstützt zu werden, die Sorge um ihren Besitz und vielleicht auch adeliger Widerwille gegen die freien Bauern erklären die Feigheit, mit welcher die Stände den Rathschlägen des Burgunders gehorchten. Die Stände vom Hennegau erklärten am 22. Juni 1426 Jakobäa's Erbrecht für erloschen und übergaben das Land dem Burgunder, nachdem die Stände von Brabant bereits dasselbe gethan hatten.

In England hatte Jakobäa noch viele Freunde und war sehr populär sowohl beim gemeinen Volk, als bei einem Theile des Adels. Aber noch immer war es das Interesse der englischen Regierung, es mit Burgund zu halten, und Humfried verrieth, wie sehr die Renaissance sein germanisches Ehrgefühl zerstört hatte, indem er die Niederträchtigkeit beging, jetzt, da Jakobäa ins tiefste Unglück gerathen war und seinen Ehrgeiz, seine Habgier mit nichts mehr befriedigen konnte, im Jahr 1428 seine Ehe mit ihr förmlich durch den Papst für nichtig erklären zu lassen und statt ihrer seine bisherige Maitresse Eleonore Cobham zu heirathen. Bei alledem spielte der s. g. Statthalter Christi in Rom eigentlich eine noch erbärmlichere Rolle, als Humfried selbst. Von der höchsten Instanz in der Christenheit hätte man einen festen Rechtssinn erwarten dürfen, der sich nicht nach jedem Winde dynastischer Interessen verdrehen lassen würde. Das Unrecht, welches der armen Jakobäa angethan wurde, fand die wärmsten Sympathien bei den englischen Weibern. „Eines Tages sahen die Straßen, welche zum Parlament führten, einen seltsamen Aufzug. Eine große Schaar angesehener Frauen, die sich in ihren besten Staat geworfen, zog zum Oberhaus. Die Thürsteher konnten oder wollten nicht widerstehen. Die eifernden Frauen drangen hinein und erschienen vor Humfried, den Bischöfen und weltlichen Lords, laut den Herzog von Glocester anzuklagen. Eine Frau Stockes machte die Sprecherin."

(Schluß folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 40. 19. Mai 1869.

## Biographie.

1. Jakobäa von Bayern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz v. Löher. Zweiter Band. Nördlingen, Beck, 1869.

(Schluß.)

„Sie überreichte eine Schrift, welche die Londoner Frauen aufgesetzt hatten, des Inhalts: ‚Es sey die größte Schande von der Welt, daß der Herzog von Glocester sein eheliches Weib in Kummer und Bedrängniß verderben lasse, während er selbst öffentlich mit einer vornehmen Dirne lebe, was wider Gottes Gebot sey und wider den ehrenwerthen Stand der Ehe. Wenn die Männer dazu still schwiegen, wollten die Frauen reden, auf daß England seinen Protector, den Herzog, an seine Pflichten erinnere, und seiner heldenmüthigen Gemahlin zu Hülfe komme.‘ Das war nun ein starker Stoß auf Humfrieds Stillsitzen, aber sicher nicht der Weg, das Herz eines eitlen Ritters, der für die verlassene Gemahlin öffentlich solche Schmach hinnehmen mußte, für sie günstiger zu stimmen.“

Die guten Frauen vermochten die große Politik nicht zu ändern. Auch die Hoeks, wie heldenmüthig sie auch immer noch für Jakobäa's Sache fochten, konnten keine großen Erfolge mehr erzielen. Da sie zu Lande zu schwach waren, gelangen ihnen nur kühne Handstreiche zur See, in welcher Beziehung sie das Vorbild der spätern Geusen wurden. Als nun Jakobäa sich nicht mehr zu helfen wußte und, nachdem Philipp von Burgund ihr Erbland schon sechsmal mit seinen mörderlichen Heeren überfallen hatte, wollte sie demselben endlich Ruhe gönnen, denn die Herrschaft des Burgunders im Lande mußte am Ende erträglicher scheinen, als der fortgesetzte unglückliche Kampf. Nachdem ihr Humfried eine Andere geheirathet hatte, konnte sie nicht tiefer mehr gedemüthigt, nicht schmerzlicher mehr gekränkt werden. Sie suchte Ruhe um jeden Preis, trug dem Herzog Philipp einen Waffenstillstand an und überließ ihm die Regierung ihrer Erblande, ohne noch ihr Erbrecht förmlich an ihn abzutreten. Nur ein anständiges Unterkommen für sich und ihre Mutter und freie Jagd im ganzen Lande verlangte und erhielt sie als Gegenleistung. Sie wechselte nun seit dieser Zeit ihren Aufenthalt in verschiedenen Burgen, die sie sich vorbehalten hatte, während ihre Mutter in Mons wohnte.

Da sie indessen mehr ausgab als einnahm, kam sie in Geldnoth, und als ihr einmal ihre Mutter Geschenke übersandte, hatte sie nichts, um die Boten zu belohnen. Da schickte sie zu Franz von Borsselen, dem Statthalter Philipps im Lande, und ließ ihn um etwas Geld bitten. Er schickte ihr sogleich eine große, ungezählte Summe, sie solle davon nehmen, wie viel sie wolle. Dieser Zufall machte ihr den Statthalter interessant, und sie fand an ihm zum erstenmal in ihrem Leben einen Mann, wie er seyn soll. „Die junge Wittwe hatte bisher aus der Männerwelt nur glänzende Nieten gezogen. Ihr erster Gemahl, der Kronprinz von Frankreich, wurde vergiftet, ehe er sechszehn Jahre alt. Der zweite, der Brabanter Herzog, war ein unreifer junger Mensch ohne Kraft und Verstand: vor ihm flüchtete sie aus Schmach und blutigen Greueln nach London. Dort hatte sie sich den Dritten erkoren, den ritterlich schönen Prinzen und Protector von England: er aber hatte sich als erbärmlichen Schwächling erwiesen. Wie schwer wog gegen ihren Werth das gediegene Metall in Borsselens Charakter! Der Ritter stand in der Vollreife des männlichen Alters, und war umgeben von Ruhm und Ehren und allgemeinem Vertrauen. War es ein Wunder, daß mit der tiefen Hoch-

achtung, die Jakobäa vor ihm fühlte, im Lauf der Jahre sich ein innigeres Gefühl vermählte? — Als nun die Fürstin des Statthalters Werth mehr und mehr erkannte, und die tiefe ehrliche Neigung bemerkte, die er zu ihr im Herzen trug, sagte sie ihm eines Tages: „O Herr Franz, in meinem Leben kann ich Eure Wohlthaten nicht vergelten!“ Er erwiederte: „Gnädigste Fürstin, das ist ja nichts im Vergleich zu dem, was ich für Euch thun möchte.“ Da sagte sie: „Wie? dann käme ich ja noch weit tiefer in Euere Schuld, da müßte ich am Ende mich selbst Euch zum Lösegeld anbieten!“ Als das der Ritter hörte, glaubte er an ihre Neigung, und fing an von Vermählung zu reden. Und da sie das gern vernahm, so wurden sie eins, und einander heimlich angetraut.“

Daß sie eine solche Mesalliance schloß, konnte dem Burgunder nur erwünscht seyn, und Jakobäa nahm jetzt auch keinen Anstand mehr, ihm auch noch ihr Erbrecht abzutreten. Nur dem Namen nach erhielt Franz Borsselen den Rang eines Grafen von Ostervant, unter dem man bisher einen Erbprinzen von Holland verstanden hatte. Man darf es als einen schönen Charakterzug Jakobäa's ansehen, daß sie von nun an nur noch auf dem Stammschloß ihres Gatten leben wollte. Ihre letzte Ehe war äußerst glücklich, dauerte aber nicht lange, denn Jakobäa starb im Jahr 1436 in einem Alter von erst 35 Jahren.

---

2. Kaiser Diocletian und seine Zeit. Von Theodor Preuß. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Eine gute Arbeit, die uns lebhaft ins Ende des dritten Jahrhunderts nach Christo versetzt, in jene interessante Zeit, in welcher der große Wendepunkt vom heidnischen Alterthum zum christlichen Mittelalter ganz nahe gekommen war.

Merkwürdigerweise gingen die großen Männer, welche damals die Geschicke des römischen Weltreichs lenkten, alle aus den untern Donauländern hervor, aus jenen Grenzen zwischen dem Orient und Occident, die auch heute wieder eine welthistorische Bedeutung zu gewinnen scheinen. Kaiser Diocletian war ein Illyrier, Dalmatier aus der Gegend von Scodra, Sohn eines Slaven; Maximinian, den er zum Mitkaiser annahm, ein Pannonier geringer Herkunft aus der Gegend von Mitrovicz an der Save; von den beiden Cäsaren, die er etwas später adoptirte und zu Unterkaisern machte, war Galerius ein Dacier aus der Gegend von Sofia im heutigen Bulgarien, gleichfalls von geringer Geburt, und Constantius ein Dardaner von der obern Morawa, der einzige von vornehmer Geburt und Bildung, der Sohn einer Nichte des Kaiser Claudius Gothicus. Alle vier aber hatten sich durch ihre militärischen Talente schon unter den vorigen Kaisern zu Generalen emporgeschwungen und der älteste, Diocletian, war von den ihm ergebenen Legionen zum Kaiser ausgerufen worden und hatte seinen Nebenbuhler Carinus in offenem Felde geschlagen, im Jahr 285. Diocletian ging nur ein einzigesmal nach Rom auf ganz kurze Zeit und nahm seine Residenz in der Nähe seiner Heimath an verschiedenen Orten, hauptsächlich aber in Nicomedia. Auch die zahlreichen Legionen seiner Garde bestanden aus Söhnen der untern Donaugebiete.

Das Uebergewicht der Provinzen über die Hauptstadt Rom bereitete nur das spätere Uebergewicht der auswärtigen Nachbarn, der Germanen, Perser und Araber über das ganze römische Reich vor. Die Peripherie begann das Centrum zu beherrschen. Diocletian kümmerte sich nicht mehr um den römischen Senat, regierte mittelst eines s. g. Consistoriums, ließ die letzten leeren Formen, die noch an die Republik erinnerten, verschwinden und nahm auch in seine Hofhaltung orientalischen Prunk und steife Etikette auf, die er zunächst von den neupersischen Königen entlehnte und die von ihm auf die oströmischen oder byzantinischen Kaiser übergingen. Das Uebergewicht der Peripherie über das römische Centrum war aber eine Nothwendigkeit geworden, denn das von allen Seiten bedrohte Reich mußte auf seine Vertheidigung denken. Der Kaiser konnte deßhalb nicht in Rom sitzen bleiben, sondern mußte den gefährdeten Grenzen näher seyn. Daraus erklärt sich auch die Zwei- und Viertheilung der kaiserlichen Gewalt und des militärischen Oberbefehls. Wenn Diocletian am Euphrat oder Nil kämpfte, konnte er nicht wohl zugleich am Niederrhein und in Britannien, oder in Afrika kämpfen. Man mußte also das Commando nach den Himmelsgegenden theilen.

Maximinian, Diocletians alter treuer Kriegskamerad, bekam Gallien zu hüten und hatte zuerst den Aufstand der Bauern, der s. g. Bagauden, und dann die ins Reich gefallenen Burgunder, Alemannen und Franken zu überwinden. Die Bagauden sind eine interessante Erscheinung. Ihr Aufstand erklärt sich aus der Verzweiflung, in die sie gerathen mußten, indem sie einerseits von harten Gutsherren und Behörden und andrerseits von den germanischen Nachbarn ausgeplündert wurden. Es ist möglich, daß in ihnen auch ein christliches

Element gegen das rings um sie herrschende barbarische Heldenthum reagirte. „Bald führte die allgemeine Verzweiflung den ersten Bagauden die Schaaren der Leidensgefährten von allen Seiten zu. Nachdem sie ihr Vieh getödtet, um den Hunger zu stillen, waffneten sie sich vorerst mit ihren Ackerwerkzeugen; die Ackerleute zu Fuß, die Hirten zu Roß durchzogen sie das platte Land und verwüsteten es in wahnsinniger Wuth. Wo sie sich den Städten näherten, machte oft der in gleichem Elend verkommene städtische Pöbel mit ihnen gemeinsame Sache und öffnete ihnen die Thore. Da wurden Dörfer und Städte unter entsetzlichen Greueln den Flammen preisgegeben. Je weiter sie umherzogen, desto mehr vergrößerte sich ihre Masse; bald wuchsen die Banden zu einem furchtbaren Bagaudenheer. Sie erhoben zwei von ihren Führern Amandus und Aelianus zu Imperatoren (Sommer 285), und diese Bauernkaiser, welche sich Titel und Ehrenzeichen der Imperatoren zulegten, unternahmen es gleich wie vordem ehrgeizige Generäle, die Provinz als ein gesondertes gallisches Imperium vom Reiche abzureißen. Die Aehnlichkeit dieses Bauernkrieges mit dem des sechszehnten Jahrhunderts würde in Ursachen und Wirkungen eine höchst auffallende seyn, wenn die spätere christliche Sage begründet wäre, wonach die Bauernkaiser Aelianus und Amandus Christen gewesen und ihre Schaaren im Namen der christlichen Freiheit gegen die Tyrannei des heidnischen Imperiums geführt hätten. Es ist an sich nicht unglaublich, daß die empörten Bauern wie alle Unterdrückten so auch die Christen in Gallien, die noch kürzlich unter dem Kaiser Aurelian schwer bedroht waren, zur Erhebung und zum Anschluß an ihre Sache aufriefen. Aber es wird keine Thatsache berichtet, welche den christlichen Charakter dieser wüsten Rebellion bezeugte oder auch nur die Entstehung jener Sage errathen ließe."

Im Osten erhoben sich die Perser unter Narses, nachdem sie eine Zeitlang geruht hatten, abermals gegen Rom, und Galerius, der ihnen unvorsichtig entgegengezogen war, erlitt eine Niederlage, aber Diocletian kam ihm zu Hülfe, siegte und gewann den Persern Mesopotamien und Armenien ab.

Im Norden hatte Carausius sich in Britannien ein unabhängiges Reich gegründet, sein Nachfolger aber wurde jetzt von Constantius überwunden und die Provinz dem Reich zurückerobert. Constantius schlug auch die Alemannen und nahm seine Residenz in Trier, Maximinian die seinige in Mailand. Der letztere machte einen siegreichen Feldzug in Afrika gegen die Mauritanier. Man erkennt daraus, mit welcher Anstrengung die Römer sich nach allen Seiten hin der immer zu Einfällen bereiten Nachbarn zu erwehren hatten. Galerius, der in Sirmium residirte, hatte an der untern Donau mit Gothen und Sarmaten zu kämpfen. Diocletian selbst mußte einen gefährlichen Aufstand in dem immer rebellischen Aegypten mit schrecklicher Gewalt niederschlagen.

Diocletian hatte eine lediglich conservative Politik, er wollte das große Reich erhalten, beschränkte sich daher auf die Defensive nach außen und regierte im Innern mit großer Mäßigung. Er war ein wenig abergläubig, glaubte unter dem besondern Schutz des Jupiter zu stehen, des großen Nationalgottes, und nahm in seiner Erscheinung, seinen Reden und Decreten etwas von einem Priesterkönig an. Auch hielt er viel auf Orakel und weissagende Träume. Dabei war er tolerant, um nicht ohne Noth in den weiten und aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Reich Unruhen hervorzurufen.

Seiner Toleranz hatten sich insbesondere die Christen zu erfreuen, so daß dieselbe beitrug, die Bekehrung zu erleichtern und zu vermehren. Man hatte keine Angst mehr, an des Kaisers Hofe selbst lebten schon viele Christen ungekränkt. Aber grade diese größere Sicherheit kam der christlichen Tugend nicht zu Gute. „Mit der Gefahr nahm zugleich die christliche Demuth und Eintracht ab, die brüderliche Liebe der Gemeindeglieder unter einander wich allzu häufig dem Neide und der Verleumdung, Bischöfe erhoben sich in Zank und Streit gegen Bischöfe, ganze Gemeinden lagen im Hader mit andern, Heuchelei und Arglist nahmen überhand. Der Berichterstatter, der diese betrübende Schilderung entwirft, sieht darum mit Recht aus seinem christlichen Standpunkt in der nachherigen Verfolgung ein Strafgericht des göttlichen Zornes, ein Läuterungsfeuer der verdorbenen Christenheit. Aber auch den Heiden konnte die ungünstige Veränderung nicht verborgen bleiben; um so weniger, je größer die Zahl der Christen, je mächtiger ihr Einfluß war."

Die Heiden wurden unruhig. Hierokles, ein hoher Beamter, der als Präfect von Aegypten dort die Christen hassen gelernt zu haben scheint, schrieb gegen sie und ihre Lehre. Die Opferpriester am kaiserlichen Hofe klagten über Ungunst der Opferzeichen, über das Verstummen der Orakel, über das Verschwinden des Asklepios während einer Seuche und gaben die Schuld den Christen, die den heidnischen Opfern mit anwohnten, sich aber dagegen bekreuzigten. Nun erst befahl Diocletian, die Christen bei Hofe, im Amt oder bei der Armee sollten nach der alten gebräuchlichen Art mit-

opfern, und wer sich weigere, aus dem Dienst scheiden. Strenger ging er damals noch nicht vor. Die Festigkeit aber, womit viele Christen sich weigerten, der Troß, den sie dabei kund gaben, die Verachtung, die einige dem Heidenthum bezeugten, steigerte die Unzufriedenheit des Kaisers. Auch haben die Heiden sicher nicht verfehlt, ihn zu reizen. Er befrug das Orakel des Apollo und das war freilich der Ort nicht, wo ihm Schonung der Christen hätte empfohlen werden können. Sofort (im Jahr 303) ließ er die christliche Kirche in seiner Residenz Nicomedia der Erde gleich machen. „Am folgenden Tage sah man in der Stadt ein kaiserliches Edict angeschlagen des Inhalts: die christlichen Kirchen und Bethäuser sollen niedergerissen, alle christlichen Schriften ausgeliefert und von der Obrigkeit verbrannt werden, die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen verboten seyn. Diejenigen, welche Ehrenstellen und Würden besitzen, sollen dieselben verlieren, wenn sie nicht verleugnen wollen; gegen alle Christen, weß Standes auch immer, soll bei gerichtlichen Untersuchungen die Folter zulässig seyn; Leute geringeren Standes sollen ihre Rechte als Bürger, unter Umständen die Freiheit verlieren, Sclaven, so lange sie Christen bleiben, nie die Freiheit erlangen dürfen.“

Die Christen fühlten sich schon stark genug, um hie und da mit Troß und offener Verhöhnung des Heidenthums zu antworten. Das kaiserliche Ansehen erschien dadurch beleidigt. Zudem brach Feuer im kaiserlichen Palast aus und man beschuldigte die Christen, es angelegt zu haben. Nun begann die eigentliche Christenverfolgung mit obligaten grausamen Hinrichtungen.

Bald darauf, im Jahr 305, legte Diocletian freiwillig die Regierung nieder, welchem Beispiel auch Maximinian folgte. Als er aber nicht mehr an der Spitze des Reichs stand, löste sich die Harmonie der zwei Auguste und zwei Cäsaren auf. Sie geriethen in Hader, neue erhoben sich, ihrer sieben rangen um die Herrschaft. Der arme Diocletian mußte das noch erleben, ohne es hindern zu können, in seinem Asyl zu Spalatum, wo er im Jahr 313 starb. Galerius, dem er seine Tochter Valeria zur Frau gegeben, starb schon früher, nachdem er, anfangs ein grimmiger Christenfeind, noch im Jahr 311 ein den Christen günstiges Edict erlassen hatte.

Diocletians Wittwe Prisca und seine Tochter Valeria, des Galerius Wittwe, endeten auf eine höchst tragische Weise. „Auch die beiden unglücklichen Frauen, welche allein von seinem Hause noch übrig waren, entgingen im wilden Gedränge des Kampfs um die Weltherrschaft nicht einem kläglichen Ende. Man weiß nicht, ob Prisca jemals die Einsamkeit von Spalatum mit ihrem Gemahl getheilt habe. Es scheint, daß sie nach der Abdankung Diocletians dauernd bei ihrer Tochter lebte. Ihre Hinneigung zur christlichen Religion hatte sie wohl ihrem Gatten entfremdet und die Zuneigung zu der gleichgesinnten Valeria vermehrt. Diese, welche kinderlos war, hatte einen natürlichen Sohn ihres Gemahls adoptirt und erzog und hütete den jungen Candidianus mit der zärtlichen Fürsorge einer rechten Mutter. Als ihr Gemahl zu Sardica gestorben war, hielt sie sich und diesen Sohn im Bereich des Kaisers Licinius am wenigsten sicher. Auf der Flucht vor demselben gerieth sie nebst ihrer Mutter und ihrem Gefolge in die Hände Maximins, welcher sie, wie erwähnt, in eigennütziger Absicht festhielt, und als sie seine Anträge mit würdevoller Hinweisung auf ihr Trauergewand abwies, ihre Güter confiscirte, ihre Dienerschaft tödtete und endlich beide Kaiserinnen nach einem entlegenen Ort in Syrien verbannte. Von da soll die Kaiserin ihrem Vater heimlich Nachricht gegeben, und dieser darauf um ihre Freilassung nach Salona vergeblich gebeten haben. Erst der Sturz Maximins (Sommer 313) befreite sie aus der Verbannung. Sie begab sich an den Hof des Siegers Licinius nach Nicomedien, um das Geschick ihres Sohnes zu überwachen, welcher mittlerweile daselbst eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme gefunden hatte. Aber als der hinterlistige Tyrann durch verstellte Freundlichkeit alle, welche noch aus irgend einem Kaiserhause am Leben waren, in die Falle gelockt hatte, ließ er zuerst Candidianus tödten. Entsetzt rettete Valeria sich mit ihrer Mutter von dem Ort des Mordes, wo nun Severianus, der Sohn des ehemaligen Kaisers Severus, Sohn und Tochter Maximins, acht- und siebenjährige Kinder, schonungslos erwürgt wurden. Die unglücklichen Frauen aber irrten in plebejischer Verkleidung und in Todesangst fünfzehn Monate lang durch dieselben Länder, welche sie vormals so oft in fürstlichem Aufzuge durchzogen hatten, von der Achtserklärung des Feindes nach Europa verfolgt. Endlich wurden sie zu Thessalonich erkannt, öffentlich ohne Rücksicht auf das mitleidige Entsetzen des Volkes hingerichtet, und ihre enthaupteten Leiber in das Meer geworfen. (Ende 314.)“

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Sonnabend, N° 41. 22. Mai 1869.

## Kirchensachen.

1. Le Concile oecoménique et les droits de l'état. Paris, Dentu, 1869.

Diese Flugschrift ist von hohem Interesse. Mag sie vom Minister-Präsidenten Menabrea ausgegangen und in Florenz gedruckt oder, wie man andrerseits vermuthet hat, von einem französischen, der Regierung ergebenen Bischof oder von wem immer ausgegangen seyn, jedenfalls enthält sie diejenige Ansicht vom bevorstehenden ökumenischen Concil, die dem Interesse der Herrscher von Frankreich und Italien entspricht. Man erfährt daraus, daß die Kurie in der That den katholischen Mächten noch keinerlei Eröffnungen gemacht hat, über Zweck und Tagesordnung des Concils, so daß es also den Anschein hat, als wolle Rom wichtige Neuerungen in kirchlichen Dingen vornehmen, ohne die weltlichen Regierungen zu fragen. Wenn man andrerseits lesen muß, welche Hoffnungen von extremer ultramontaner Seite an das Concil geknüpft werden, worunter die Erwartung, die gesammte katholische Welt werde die Unfehlbarkeit des Papstes als ihr Grundgesetz anerkennen, oben an steht, so scheint es sich von selber zu verstehen, daß die Regierungen aufmerksam sind und sich in Position setzen, um nicht überrumpelt zu werden.

Wir wünschen die Kirche möglichst unabhängig vom Staate, allein wenn man nicht alles dem Kaiser, sondern auch etwas Gott schuldig ist, so folgt daraus nicht, daß der Papst Gott ist, und das zu seyn würde er sich anmaßen, wenn er Unfehlbarkeit anspräche. Es wäre das verkehrteste Mittel, welches man irgend anwenden könnte, um die Kirche vom Staat unabhängig zu machen. Wenn auch der Papst von seiner Unfehlbarkeit den größten Mißbrauch nicht machte, würde man doch immer in Besorgniß schweben, daß er ihn machen könnte, und die ohnehin jetzt schon nicht kleine Zahl der Katholiken, die beim Staat Schutz suchen gegen die Kirche, würde sich bald ansehnlich vermehren.

Die Flugschrift leitet die Frage geschichtlich ein und weist nach, daß von Anfang an der Kaiser die Concilien berufen, daß erst mit Nicolaus I. die Einberufung durch den Papst begonnen habe, daß aber das Concil von Constanz wieder vom Kaiser einberufen worden sey, um den Streit mehrerer Päpste zu schlichten und über den einen förmlich zu Gericht zu sitzen. Aus diesem geschichtlichen Ueberblick ergibt sich schon, daß Kirche und Staat in Wechselbeziehungen stehen und einseitige Uebergriffe derselben niemals Dauer haben können, sondern naturgemäß wieder ausgeglichen werden müssen. Ein einseitiges Vorgehen der Kirche ohne irgend ein vorheriges Verständniß trage einen feindlichen und offensiven Charakter an sich und nöthige daher die Regierungen, Vorkehrungen zur Abwehr zu treffen.

Schließlich formulirt die Flugschrift die berechtigten Ansprüche der Staatsgewalten in folgenden sechs Punkten. 1. Der Staat hat das Recht, an der Einberufung theilzunehmen, ja selbst dabei die Initiative zu ergreifen. 2. Er hat das Recht in Bezug auf Zeit- und Ortsbestimmung des Concils zu interveniren. 3. Er hat das Recht, nicht nur allen Sitzungen anzuwohnen, sondern sich auch Gehör zu verschaffen. 4. Ihm gehört ein Ehrenposten und active Betheiligung bei allen Operationen des Concils. 5. Kein Concilienbeschluß hat Kraft, er sey denn durch den Staat angenommen und promulgirt. 6. Die Bischöfe dürfen sich nicht zum Concil begeben ohne Erlaubniß des Staates.

Warnend wird hinzugefügt, der Staat kann und wird die Mittel finden, die bürgerliche Gesellschaft und die katholische Welt selber vor den Erschütterungen zu bewahren, die ihr drohen. So dürfte also in Erfüllung gehen, was wir längst gefürchtet haben, das ökumenische

Concil werde, anstatt zu klären, zu ordnen, zu vereinigen, im Gegentheil die Verwirrung und Uneinigkeit nur noch vergrößern. Ein Sieg des Mikado aber, wie in Japan, steht in Europa nicht in Aussicht.

2. Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit. Von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Kirchheim, 1869.

Nur wenige katholische Stimmen in Deutschland sind so gewichtig wie die des Bischofs von Mainz. Was er sagt, davon müssen auch die Gegner immer voraussetzen, es sey Vernunft darin und Wohlwollen für die ganze Christenheit, nicht blos für die engere römische Kirche.

Sehr wahr ist, was der Nachfolger des h. Bonifacius auf dem Stuhle zu Mainz von der Presse unserer Zeit sagt, von dieser Riesenmacht, die alle Geister umschlingt und sich niemals in unwürdigeren Händen befand als gegenwärtig. „Ein großer Theil der Erzeugnisse der modernen Literatur, mit ihren Gottlosigkeiten und ihren entsetzlichen Sittenlosigkeiten ist gemeiner Gelderwerb. Diese erhabene himmlische Gabe, die Intelligenz, die den Menschen erheben soll bis zu den ewigen Lichträumen, wo Gott thront, um dort niederzusinken und anzubeten, muß hier auf Erden so vielfach in diesem teuflischen Geschäft der Verführung und Entsittlichung der Menschen menschlicher Bosheit und Verworfenheit dienen. Dahin kommt die Vernunft ohne Offenbarung, ohne Gnade, ohne Autorität. So arm wird sie, wenn sie in stolzer Ueberhebung nicht auf Gottes Stimme hören will. Statt die Menschen zu vereinen und sie vereint nach jenem Berge Gottes zu führen, von welchem der Prophet redet, statt ihnen jenen seligen Frieden zu bringen, trennt sie dann die Menschen, führt sie ab von Gott und macht aus dem Leben der Menschen einen nie endenden Kampf der Selbstsucht und der Sinnlichkeit.“

Auch was vom Staate gesagt wird, ist wahr. Das oberste Princip der politisch-socialen Lehre, wie sie heute Mode ist, verlangt, „daß nur das recht seyn soll, was der Staat verordnet, d. h. was Jene wollen und beschließen, die factisch die Staatsgewalt in Händen haben oder sie beeinflussen. Daraus folgt nun, daß die Einzelnen, die Familien, die socialen Körperschaften, und darin vor allem die Kirche nur insofern Rechte habe, als dieser Staat sie ihnen zuerkennt, und nur so lange er sie ihnen zuerkennt, und daß jede Geltendmachung eines eigenen, wenn auch noch so heiligen Rechtes gegenüber dem Staate und seinem absoluten Willen als Empörung und Hochverrath gilt. Es braucht daher dieser Staat nur zu beschließen, die Schulen sollen confessionslos, d. h. ohne jegliche positive Religion und die Eltern sollen angehalten seyn, ihre Kinder in diese Schulen zu schicken — so ist das wesentlichste Elternrecht vernichtet und die christlichen Eltern müssen zusehen, wie ihre Kinder unchristlich in den Schulen erzogen werden. Und wenn der Staat erklärt, nur die Civilehe sey giltig, so hat die christliche Ehe, obwohl seit Jahrhunderten vollberechtigt, aufgehört, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben Geltung zu besitzen &c.“

Gegenüber der modernen Omnipotenz des Staates, die sich in der demokratischen wie in der monarchischen Form gleich bleibt, hat die berühmte Encyclika des Papstes vollkommen Recht. Sie ist das vernünftigste Wort, was im neunzehnten Jahrhundert ausgesprochen wurde. Mit Ausnahme dessen, was vom specifisch-katholischen Standpunkt aus gegen gläubige, wenn auch nicht katholische Christen gesagt ist. Was der Papst in jener großen Proclamation gegen die Feinde Christi sagt, kann jeder Protestant unterzeichnen, denn es sind auch seine Feinde. Eben deshalb aber ist die Verdammung der Protestanten ungerecht und zugleich unpraktisch, denn sie macht eine gemeinschaftliche Action derer unmöglich, die doch zusammenstehen sollten. Das ausgeschriebene ökumenische Concilium würde dazu eine passende Gelegenheit bieten, wenn ihm jene Verdammung nicht vorausgegangen wäre.

Wieder in ungemein geistvoller Wendung erinnert der Verfasser an das erste Concilium der christlichen Kirche, um daran die Mahnungen für das nächst bevorstehende anzuknüpfen. Es war das apostolische Concil zu Jerusalem. „Die Apostel wie ihre Nachfolger, sollten ihr Amt, welches sie über die ganze Welt zerstreute, nicht vereinzelt üben, nicht jeder für sich. Die Kirche, welche die Aufgabe hatte, alle Menschen in der Einheit des Glaubens zu vereinigen, mußte selbst auch in ihrer Verfassung diese Einheit darstellen. Ueberdies war zwar das Lehramt der Kirche unfehlbar, aber nicht alle Nachfolger der Apostel, nicht alle Lehrer der Kirche waren unfehlbar. Der Einzelne nimmt nur Theil an der Unfehlbarkeit der Kirche durch seine innere Verbindung mit ihr, mit dem Geiste der Wahrheit, der in ihr wohnt und bleibt. Es konnten daher Streitigkeiten über die Lehre Jesu nicht ausbleiben; und der göttliche Stifter der Kirche mußte für die Erhaltung der Einheit, für die Entscheidung dieser Streitigkeiten

seiner Kirche eine entsprechende Einrichtung geben. Das ist nun geschehen, theils durch den Vorrang des heil. Petrus, theils durch die allgemeine Kirchenversammlung. Die erste und die Grundlage aller spätern ist das merkwürdige apostolische Concil. Wir finden darin das in dem Worte Gottes niedergelegte Vorbild aller spätern allgemeinen Concilien, wir möchten fast sagen, wenn der Ausdruck nicht zu profan wäre, die in der heil. Schrift enthaltene Geschäftsordnung für alle Concilien. Paulus, obgleich von Gott selbst zum Apostolate berufen, erhielt dennoch seine besondere Sendung zugleich mit Barnabas durch eine feierliche Weihe und Händeauflegung. ‚Alsdann fasteten sie und beteten und legten ihnen die Hände auf und ließen sie ziehen.' So ‚ausgesandt vom heil. Geiste' gehen sie auf ihre erste Missionsreise. Als sie dann nach Antiochien zurückgekehrt waren, wo die Gemeinde hauptsächlich aus Christen bestand, die aus dem Heidenthum herübergekommen waren, da kamen Einige aus Judäa, also Juden, die in Jerusalem oder der Umgegend Christen geworden waren, vielleicht frühere Pharisäer, und lehrten, daß die Christen aus dem Heidenthume sich gleichfalls den jüdischen Ceremonien unterwerfen müßten. ‚Wenn ihr euch nicht beschneiden lasset nach dem Brauche des Moses, so könnt ihr nicht das Heil erlangen.' Paulus und Barnabas widersprachen ihnen mit großer Entschiedenheit, und so entstand ein ernster Streit. — ‚Da versammelten sich die Apostel und Presbyter, diese Sache zu prüfen.' In dieser Versammlung wurden nun zuerst ‚viele gemeinschaftliche Untersuchungen gepflogen.' Diese Worte sind höchst bemerkenswerth und belehrend über die Art und Weise der Uebung des höchsten Actes der kirchlichen Lehrautorität. Obgleich nämlich nie ein Mensch nach Christus eine höhere Lehrgewalt besessen hatte, als die Apostel und vor allem Petrus, so traten sie nicht sofort mit einer Entscheidung auf, sondern ließen ‚viele gemeinschaftliche Untersuchungen' vorhergehen, um auch alle menschlichen Mittel zur Klarstellung der Frage zu erschöpfen. Das ist die Vorschrift geblieben für die Ausübung der unfehlbaren Lehrautorität in der Kirche, deren Aussprüche nur erfolgen, nachdem alle natürlichen und menschlichen Mittel zur Ergründung der Fragen vorausgegangen sind. Dann aber trat Petrus auf. Er berief sich zuerst auf seinen besondern Lehrberuf für die Heiden: ‚Ihr wisset, daß Gott vor langer Zeit mich unter euch erwählt hat, daß die Heiden durch meinen Mund das Wort des Evangeliums hören und glauben sollen.' Dann erinnert er daran, daß Gott selbst schon diese Frage eigentlich entschieden habe, da er ja den Heiden, welche im Christenthume aufgenommen seyen, bereits ganz dieselben Gnaden gespendet habe, namentlich den heil. Geist, wie auch den Nichtheiden. Und so gibt er denn seine Erklärung: daß den Heiden dieses Joch nicht auf den Nacken gelegt werden dürfe, indem nicht hiedurch, sondern durch die Gnade des Herrn Jesu Christi Heiden und Juden die Seligkeit erlangten. Mit diesen Worten des heil. Petrus war die ganze Streitfrage gelöst und den Eindruck derselben gibt die heil. Schrift trotz der vorhergegangenen lebhaften Verhandlung mit den Worten: ‚Da schwieg die ganze Menge' — ein bedeutungsvolles Zeichen der Autorität des heil. Petrus. — Die Heidenchristen wurden also auf der einen Seite von der Beobachtung des jüdischen Ceremonialgesetzes zwar entbunden, auf der andern Seite aber verpflichtet, sich auch von allen heidnischen Greueln des Götzendienstes vollständig zu enthalten."

Es liegt nahe, eine Anwendung von diesem ersten Concil auf das jüngste zu machen und bei Petrus an die katholische, bei Paulus und Barnabas an die lutherische und reformirte Kirche zu denken. Leider aber sind die Verhältnisse einander unähnlich. Man berathschlagt jetzt nicht mehr gemeinsam, sondern steht in getrennten Lagern.

Auf S. 81 wird behauptet, die katholische Kirche lasse eine gewisse Freiheit des Geistes zu. „Das Lehramt erstreckt sich erstens nur auf den Kreis der offenbarten Glaubens- und Sittenlehre, insbesondere auf die Lehre Jesu; zweitens nur auf jene Aussprüche der Kirche, welche sich als dogmatische Entscheidungen über die Glaubens- und Sittenlehre für alle kundgeben. Drittens auch bezüglich dieser erklärten Glaubens- und Sittenlehre findet kein Stillstand statt, sondern ihre Anwendung auf das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft, wie auch die geistige Erfassung derselben und die Einsicht in ihren Zusammenhang mit allen andern übernatürlichen und natürlichen Wahrheiten läßt einen Fortschritt zu, der nicht eher ein Ende hat, bis wir statt des Gesetzes Gottes und seiner Offenbarung Gott selbst besitzen und schauen werden. So sehen wir in dieser Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche auf der einen Seite die Freiheit des Geistes vollkommen gewahrt, und auf der andern Seite diese Freiheit so beschränkt, wie es das Wesen der menschlichen Freiheit selbst erfordert, wenn sie nicht sich selbst durch Schrankenlosigkeit zerstören will." Allein darin liegt keine Bürgschaft, daß man die Freiheit haben sollte, ein Dogma, wie das jüngst erst festgestellte von der unbefleckten Empfängniß zu bezweifeln oder nicht. Je mehr die Dogmatik ihren Kreis ausgedehnt hat und immer

noch weiter auszudehnen scheint, um so reservirter müssen sich die verhalten, die von demselben Fundament ausgehen, doch nicht so weit ausschreiten wollen.

Es ist sehr wahr, daß es, wie hier S. 60 betont wird, eine unfehlbare Lehrautorität geben muß, wenn nicht alles in willkürliche Meinungen zerfahren soll; allein die Autorität darf sich nicht auf Fragen erstrecken wollen, welche richtig zu beantworten, wenn die heil. Schrift selbst darüber schweigt, dem Menschen die Gabe versagt ist.

Solange das Tridentiner Concil zum Maßstab genommen wird, ist an eine Ausgleichung nicht zu denken. Der Verfasser hofft in dieser Beziehung, was wir nicht zu hoffen vermögen. Er sagt: „All' diesen traurigen Irrthümern und Mißverständnissen gegenüber hat das allgemeine Concil von Trient die alte katholische Lehre in allen jenen Lehrpunkten, welche angegriffen oder mißverstanden waren, mit wunderbarer Kraft und Klarheit dargelegt; es hat aber auch zu gleicher Zeit durch seine herrlichen Beschlüsse über die Kirchenverbesserung jene Mißbräuche beseitigt, die nicht durch Schuld der Kirche und ihrer Lehre, sondern durch Schuld der Menschen in die Christenheit eingedrungen waren und zum Theil die Kirchenspaltung veranlaßt hatten und namentlich Ursache waren, daß so manche gut gesinnte Männer von dem Strome der Bewegung mit fortgerissen wurden. Zwar erreichte die Kirchenversammlung von Trient den Zweck nicht, wozu sie hauptsächlich versammelt worden war, nämlich die Spaltung zu heilen und die Getrennten mit der Kirche zu versöhnen. Aber von ihr an begann in der katholischen Kirche selbst eine herrliche Geistes- und Lebenserneuerung."

Abgesehen davon, daß das Dogma der unbefleckten Empfängniß bereits über das Maaß der Tridentiner Feststellungen hinausgegangen ist, und noch weitere Dogmenschöpfungen in Aussicht gestellt werden, sind auch die Segnungen des Tridentinums nicht so groß gewesen, wie hier gesagt ist. Die Periode, in welcher in Deutschland die geistlichen Höfe in die weltlichste Verirrung fielen, in Frankreich Bischöfe und Cardinäle wie Rohan, Dubois rc. ihre Rolle spielen konnten und in welcher die Gesellschaft Jesu um die Könige zu lenken, den Maitressen derselben hofirte, brachte „dem Glauben und der Tugend" kein „neues Leben". Vielmehr waren Voltaire und Rousseau die natürlichen Kinder dieses unnatürlichen Bündnisses der Kirche mit der heidnischen Renaissance und Despotie.

Man muß es als eine Gnade Gottes betrachten, daß die katholischen Großmächte die Kirche nicht mehr wie ihre Maitresse ansehen, der sie schmeichelten, um sie zu mißbrauchen, sondern sie jetzt lieblos von sich stoßen, wie Oesterreich, Italien und Spanien thun. Erst wenn die Kirche frei ist von der weltlichen Subvention, die ihre Schmach war, kann sie die apostolische Ehre wiedergewinnen. Zu diesem Zweck aber müßte sie in dem Maaß, wie die Weltlichkeit sie im Stich läßt, sich die wieder gewinnen, die sie im Tridentinum von sich gestoßen hat, die gläubigen Protestanten, deren Christlichkeit doch wahrhaftig echter ist, als die einer Katharina von Medicis oder Maintenon.

Der gegenwärtige Moment, in welchem die katholische Kirche so schwer bedrängt ist in Polen, Oesterreich, Italien und Spanien, erscheint nicht geeignet, uns Protestanten im Bußhemde nach Canossa zu citiren. Es wäre natürlicher gewesen, uns nach Jerusalem einzuladen und die Geister des Petrus und Paulus dazu. Auch das gegenwärtige Gebahren der ultramontanen Partei in Süddeutschland, die doch wohl nicht ohne Instruction von Rom aus handelt, vermag kein Vertrauen zur erwecken, weil sich darin der ungerechteste und wüthendste Haß nicht etwa blos gegen Preußen oder den Protestantismus, sondern gegen den Germanismus überhaupt ausspricht, der wieder gänzlich vom Romanismus übertölpelt und niedergedrückt werden soll. Auch weckt jenes Gebahren kein Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit der ultramontanen Partei, denn was widerspricht gröblicher der Encyclika, als das Arminarmgehen der bayrischen, württembergischen und badischen Ultramontanen mit den wildesten Demokraten!

Noch muß daran erinnert werden, daß es eine dritte Kirche gibt, die griechische, welche das Vorrecht der Anciennetät für sich in Anspruch nimmt und Rom wegen seines Abfalls schilt, wie wir von Rom gescholten werden. Jene griechische Kirche hat auf katholischem, wie auf protestantischem Gebiet bereits Eroberungen gemacht, die weder das katholische noch protestantische Europa gehindert haben. Warum nicht? weil sie nicht einig waren. Und da sie auf den bis jetzt eingeschlagenen Wegen auch künftig nicht einig werden können, so blüht Rußland immer noch die Hoffnung, uns alle zu übermeistern und unter sein Joch zu beugen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 42. 26. Mai 1869.


## Neuestes Werk über Spanien.

Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal. Von W. Wattenbach, Professor in Heidelberg. Berlin, W. Hertz, 1869.

Wir besitzen eine Menge Beschreibungen von Reisen durch Spanien. Wenn man sie aber vergleicht, findet man, daß der spätere Reisende schon vieles anders fand, als der frühere. Die Veränderungen, die in Spanien in rascher Nacheinanderfolge vorgehen, sind erstaunlich. „Seit der Aufhebung der Klöster, sagt Herr Wattenbach, und dem Bau der Eisenbahnen ist Spanien ein ganz anderes Land geworden, und dieses Land ist noch sehr wenig bekannt. Jeder Blick in ältere Reisebeschreibungen bringt neue Belege für die großen Veränderungen, welche von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eingetreten sind. Die Städte entwachsen ihren alten Mauern, sie verjüngen und verschönern sich, ein immer zunehmender Fremdenstrom durchbraust das Land, und nur die abgelegeneren Provinzen verharren noch theilweise in den frühern Zuständen. Gewiß gehen damit viele Eigenthümlichkeiten verloren. Von eigentlichem Volksleben kann ich wenig berichten; die Zeit war dazu zu kurz, die Jahreszeit ungünstig, auch lastete die Dürre mit ihrem Gefolge von Mißwachs und Noth auf der Bevölkerung, vielleicht auch der politische Druck. Weder Tanz noch Saitenspiel noch Gesang ist uns irgendwo vorgekommen. Manche hübsche alte Sitte scheint auch in der That ebenso wie vieler alter Unfug abzusterben; es ist das nun einmal der Lauf der Welt. Von den wirklich schönen Volkstrachten sind manche verschwunden, andere sieht man nur bei Festlichkeiten im Sommer, wozu ich keine Gelegenheit hatte."

Die Eisenbahnen hatten in Spanien mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bessern sich aber allmälig. „Es war gewiß ein sehr großartiger Gedanke, dieses Land, dem die nöthigsten Verkehrswege fehlten, wo ganze Provinzen nur auf Saumthieren ihre Produkte versenden konnten, mit einem Netze von Eisenbahnen zu versehen, deren Anlage mit den größten natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Gewiß gehören die spanischen Eisenbahnbauten zu den großartigsten und kostspieligsten, welche es überhaupt gibt; das größte Kunststück hat aber wohl ohne Zweifel darin bestanden, das Geld zu diesen Dingen zu beschaffen, das Kapital anzulocken. Möglich ist das nur dadurch geworden, daß damals die liberale Regierung befestigt zu seyn schien, daß man wieder Vertrauen zu den spanischen Finanzen gewonnen hatte und daß grade eine große Menge von Kapitalien vorhanden war, welche Beschäftigung suchte. Vorzüglich französisches Geld ist massenhaft in den spanischen Boden versenkt, und französische Ingenieurs haben die meisten Bauten ausgeführt. Jetzt fehlte es überall an Geld, und ganz abgesehen von den zahlreichen Spitzbübereien, die dabei vorgefallen sind, reicht der geringe Verkehr lange nicht aus, die Kosten zu decken, wenigstens nicht, das Kapital zu verzinsen. Man darf sich deshalb auch nicht darüber beklagen, daß wenig Züge gehen und daß selbst die Schnellzüge sich viel Zeit lassen. Anfänglich ist mancher Damm und manche Brücke eingestürzt, besonders wenn Regengüsse die Gießbäche angeschwellt hatten, aber jetzt scheinen diese ersten Schwierigkeiten ziemlich überwunden zu seyn und von Unfällen hörten wir nichts; freilich regnete es auch nicht. Nach französischer Weise sind die Wagen erster Classe sehr gut und werden auch von den Spaniern so allgemein benutzt, daß man oft verwundert Leute einsteigen sieht, welche man dem Ansehen nach eher für die andern Classen geeignet halten möchte. Die zweite Classe ist

erträglich, aber so eng, daß man leicht in Verlegenheit kommt, wenn man viel Handgepäck hat."

Unser Reisender hielt sich nicht lange in Spanien auf, durchflog es nur, begnügte sich, überall nur das Merkwürdigste anzusehen, und bescheidet sich daher auch, mit seinem Buch nur andern Reisenden einen Dienst leisten zu wollen, welche eben so wenig Zeit haben, Spanien länger und gründlicher zu studiren, aber doch eines Wegweisers bedürfen. Er nahm den Weg über Barcelona, Valencia, Alicante, Murcia, Cordova, Granada, also entlang der Ostseite Spaniens. In Granada nimmt natürlicherweise die berühmte Alhambra sein Interesse besonders in Anspruch, obgleich er nicht in dem Grade für sie schwärmt, wie andere. Doch finden wir, er gehe in seiner Bewunderung der ältern maurischen Cultur zu weit und versündige sich ein wenig an der Wahrheit und an der Achtung, welche dem Christenthum und dem Heroismus der Spanier gebührt, wenn er diese Spanier gradezu Barbaren nennt, die in das civilisirte Maurenland roh hereingebrochen seyen. Ueberhaupt hätte er wohl etwas besser unterscheiden sollen, was das christliche Bewußtseyn in Spanien vor und nach der unglücklichen Periode gewesen ist, in welcher der berüchtigte spanische dominatus absolutus mit Inquisition und Jesuitismus, als den Werkzeugen rein politischer Fürstengewalt aufkam, der die Kirche fortan nur sclavisch dienen mußte.

Wir folgen dem Reisenden nach Malaga, dann nach dem herrlichen Sevilla, wo er das alte Spanien, wenigstens in den schönen Frauentrachten noch am besten erhalten fand. Hier in Sevilla sah der Reisende den Herzog von Montpensier, dessen Garten ihm sehr gerühmt wurde, aber ohne daß er es verdient hätte. „Herodot erzählt von den Milesiern, daß sie einst nach langwierigen bürgerlichen Unruhen in ihrer Stadt parische Männer beriefen, um die Ordnung herzustellen. Diese betrachteten sich das Gebiet der Milesier, und wo sie einen gut bestellten Acker fanden (es waren aber deren wenige), da forschten sie nach dem Besitzer desselben. Diesen übergaben sie dann die Verwaltung der Stadt, denn, so meinten sie, wer für seinen eigenen Besitz schlecht sorgt, wird auch auf die öffentlichen Angelegenheiten keine Sorgfalt verwenden. Nach diesem Maßstab würde der Herzog von Montpensier schwerlich ausgewählt werden, um die zerrüttete Ordnung Spaniens herzustellen; es möchten denn etwa, was möglich ist, seine nutzbringenden Besitzungen sich in besserem Zustande befinden, als sein Garten. Aber diesen sollte man billig aufhören, den Fremden anzupreisen; der Besuch ist reiner Zeitverlust."

Die Reise wurde im Süden Spaniens fortgesetzt über Jeres, Cadix und dann erst wurde Madrid, die Hauptstadt, im Mittelpunkt des Landes, erreicht. Unter allen Residenzen, sagt man, sey Madrid dem Himmel am nächsten, weil sie auf einer Hochebene liegt, noch 800 Fuß höher über dem Meer als München. Deshalb ist das Klima rauh, der Aufenthalt für zarte Naturen ungesund, die Stadt modern und langweilig, die Umgegend völlig kahl. Der Verfasser besah hier in der Kürze alle Merkwürdigkeiten und wohnte auch einem Stiergefecht bei. Wenn man doch endlich einmal eine Reisebeschreibung durch Spanien haben könnte, in der kein Gemälde des Stiergefechts vorkäme, wir haben sie herzlich satt. Der Reisende sah auch die Königin Isabella II. „Daß die Königin sich durch Schönheit auszeichne, kann ich leider nicht behaupten; dagegen umsomehr durch einen majestätischen Umfang, und es wurde ihr offenbar nicht ganz leicht, wieder in den Wagen zu kommen. Sie machte vielleicht zum letztenmal diesen Weg, die Königin Isabella. Ich kann nicht sagen, daß ich irgend eine Aeußerung persönlichen Hasses gegen sie gehört hätte; man schien sie eher als kaum zurechnungsfähig zu betrachten. Ueber ihren Lebenswandel äußerte man sich freilich allgemein in einer Weise, welche für den spanischen Stolz auf die Dauer denn doch schwer zu ertragen war. Daß die Regierung sich nicht lange mehr halten könne, eine Revolution unvermeidlich sey, weil es eben so nicht lange mehr fortgehen könne, war eine sehr verbreitete Ansicht."

Von nicht geringem Interesse für deutsche Leser ist, was Herr Wattenbach S. 220 f. über den Professor Don Julian Sanz del Rio in Madrid mittheilt. Dieser Gelehrte hielt sich nämlich längere Zeit in Deutschland und vorzugsweise in Heidelberg auf, wo ihn der Verfasser schon früher kennen gelernt hatte. „Im Jahr 1845 zurückgekehrt, hat Sanz del Rio als Professor der Geschichte der Philosophie an der Centraluniversität in Madrid mit größter Hingebung für seinen Beruf gelebt und eine Anzahl von Schülern herangebildet, welche zu verschiedenen Professuren berufen wurden, in viel größern Kreisen aber für Freiheit des Denkens und reine sittliche Grundsätze gewirkt. Durch eine Bearbeitung und Erweiterung des Lehrbuches der Weltgeschichte von G. Weber hat er um die Mittelschulen Spaniens sich ein großes Verdienst erworben; durch andere Schriften aber die Krausesche Philosophie, deren begeisterter Anhänger er ist, seinen Landsleuten bekannt gemacht und derselben viele neue Jünger gewonnen. Im Jahr 1860 erschien von ihm eine spanische Bear-

beitung des „Urbildes der Menschheit“ von Krause, mit Einleitung und Commentar.“ Diese Nachricht, die wir in dem vorliegenden, eben erst erschienenen Werke finden, mußte uns um so mehr interessiren, als wir erst vor wenigen Wochen in Nro. 32 unserer diesjährigen Blätter aus Anlaß des von Herrn v. Leonhardi ausgegebenen Programms die Krause'sche Philosophie besprochen haben. Wir erhalten hier weitere Nachrichten von Sanz del Rio. Gegen denselben nämlich erhob die klerikale Partei in Spanien, sobald sie wieder ans Ruder gekommen war, einen Sturm, ließ sein Buch auf den Index setzen und vertrieb ihn und eine Anzahl seiner Freunde von ihren Lehrämtern. Erst durch die jüngste Revolution sind sie ehrenvoll rehabilitirt und Sanz del Rio ist Rector der Universität von Madrid geworden.

Von Madrid aus besuchte Herr Wattenbach Aranjuez, Escorial, die alte Stadt Toledo und machte dann noch einen kurzen Besuch in Portugal, wo er außer in der Hauptstadt Lissabon sich noch in Cintra, Coimbra und Oporto aufhielt und dann zurückreiste. In Lissabon besah er die Königsgruft, in welche die Brüder des jetzigen Königs und der vorige vielgeliebte König Pedro V. schnell hinter einander beigesetzt wurden, in Folge einer Reise durch ungesunde Gegenden, wie der Verfasser glaubt. „Kein Wunder, daß bei diesen plötzlichen Todesfällen in der königlichen Familie das Volk an Vergiftung glaubte, und noch jetzt erzählt man sich in Lissabon, daß Dom Pedro Quinto aus dem Wege geräumt sey, weil er mit ernstlichen Reformen begonnen habe. In der Nacht bei Fackelschein wurde Dom Luiz aus dem Palast das Necessidades entführt und von einer unzähligen Volksmenge nach Carias geleitet, um ihn der Gefahr zu entreißen. Schwer lastet auf ihm das verklärte Bild seines Bruders, von dem man so viel erwartet hatte, dessen Andenken in der Erinnerung immer idealischer sich gestaltet; man hält Dom Luiz, der nicht zum Regenten erzogen war, für weniger fähig, die außerordentlichen Schwierigkeiten seiner Lage zu überwinden, und während die Königin Stephanie, oder Estephania, wie sie portugiesisch genannt wird, in hohem Grade beliebt war, ist es die jetzige Königin leider gar nicht. In Folge arger Mißbräuche und schlechter Verwaltung sind trotz des langen Friedens die Finanzen des Landes in schlechtem Zustand: man leidet an einem chronischen Deficit und hatte deshalb kürzlich neue Steuern auf die nöthigsten Lebensbedürfnisse gelegt. Der Königin verdachte man die eben angetretene Reise, die Zeitungen berichteten, wie viele Anzüge, wie viel baar Geld sie mitgenommen habe; man hatte, ohne Zweifel absichtlich und böswillig, unter den Arbeitern die Meinung verbreitet, daß sie die Kronjuwelen und den Kronprinzen außer Landes bringen wolle. Der Tag, an dem wir ankamen, war deshalb sehr unruhig gewesen, und wir sahen noch die Patrouillen, welche die Ordnung hergestellt hatten. So umschließt die Gruft von S. Vicente die Hoffnungen des Landes.“

---

## Naturkunde.

Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden von Dr. Oswald Heer. Zürich, Friedrich Schultheß, 1869.

Ein Vortrag, den der berühmte Verfasser am 28. Januar dieses Jahres in Zürich gehalten hat. Derselbe handelt hauptsächlich von den an der Küste von Grönland und Spitzbergen gemachten Entdeckungen in Bezug auf die vorweltliche Vegetation der Polarzone. Die Entdeckungen wurden gemacht durch die Whymper'sche Expedition im Jahr 1867 und durch die schwedische im Jahr 1868. Von der ersten erhalten wir Mittheilungen über die grönländische Halbinsel Noursoak. „Es bildet die Halbinsel ein Hochland, das von einer Reihe von Bergen durchzogen ist, die bis 6000 Fuß Höhe erreichen. Auf einem dieser Berge, er liegt bei Atanekerdluk, ist die Hauptfundstätte fossiler Pflanzen in Grönland, von welcher ich Ihnen schon vor zwei Jahren bei ähnlichem Anlasse erzählt habe. Sie finden sich in einem braunrothen Gestein, das großentheils aus Eisen besteht. Es ist von Pflanzenresten förmlich angefüllt, Zweige und Blätter, Früchte und Samen liegen da bunt durcheinander. Aber auch von Bernstein sind einzelne Körner zwischen die Zweige der Bäume eingestreut, welche ihn wahrscheinlich erzeugt haben. Die Ausbeutung dieses Pflanzenlagers (das circa 1100 F. ü. M. und beim 70° n. Br. liegt), wurde nun zunächst in Angriff genommen. Whymper arbeitete während 3 Tagen mit Brown, dem Dolmetscher Tegner und 11 Eskimo's daran, die in Eisen gebundenen Pflanzen aus ihrem Kerker zu befreien und ans Tageslicht zu ziehen. Es wurde in der That eine große Zahl (etwa 10 Centner Gewicht) aus den Felsen herausgenommen und von der Bergeshöhe an die Küste hinabgetragen. Von hier fuhr Whymper mit seinen Gefährten über den Waigat nach der Insel Disco.

Auch diese Insel ist voller Berge und auch hier steigt die Küste in ungemein steilen und wildzerrissenen Felswänden vom Meere auf. Die einzige bewohnte Stelle auf der Ostseite der Insel ist bei Qunartuvarsok gegenüber Atanekerdluk. Auch dort sind Braunkohlenlager, die sich längs der Ostküste von Disco hinziehen und von Sandsteinen und höher oben von mächtigen Basaltfelsen bedeckt sind. Die Braunkohlen enthalten auch hier Bernstein und die Sandsteine stellenweise fossile Pflanzen, namentlich bei Ujararsusuk und Kudlisek. Es kamen hier prächtige Platanenblätter, große Fruchtzapfen von Magnolien und Zweige und Zapfen von Mammuthbäumen (Sequoia Coutssiae) zum Vorschein. Etwas nördlich von Kudlisek öffnet sich eine enge Schlucht mit überaus wild zerrissenen Felswänden, an deren Fuß große Firnmassen angehäuft waren; im Hintergrund aber steigt eine Basaltwand 2000 Fuß fast senkrecht in die Höhe und ist von einem Gletscher gekrönt."

Aus diesem Beispiel mag man ersehen, wie interessant diese neuesten Entdeckungen im Polarmeer sind. Der Verfasser wünscht, die deutsche Nordpolexpedition möchte nicht blos den Nordpol aufsuchen, sondern auch auf geologische Entdeckungen ausgehen. Die schwedische Expedition ist seit 1857 bereits die vierte, was den Schweden sehr zur Ehre gereicht. Sie hat Entdeckungen in der kleinen, aber interessanten Bäreninsel gemacht und hier in einem Steinkohlenlager zahlreiche urweltliche Pflanzen gefunden, welche dem Herrn Heer gleich denen der Whymper'schen Expedition zur Untersuchung übersandt worden sind.

Der Vortrag schließt, indem er drei Ergebnisse der beiden Expeditionen feststellt. „Für's erste zeigen sie, daß unsere Kenntniß der untergegangenen Pflanzen- und Thierwelt keine so ganz und gar unvollständige und lückenhafte mehr ist, wie sie die Anhänger der Umwandlungslehre so laut verkünden und allerdings für ihre Hypothese auch sehr nothwendig haben. Die Thiere und Pflanzen, welche in jenen so abgelegenen, hochnordischen Landen aus den Felsen herausgekommen sind, stellen zum guten Theil uns schon bekannte Arten dar, und doch müssen die Lebensbedingungen wenigstens in einem Punkte sehr verschieden gewesen seyn, indem die Polarzone auch in alten Zeiten, wie jetzt, einen langen Sommertag und eine lange Winternacht gehabt haben wird, welche Nacht am Eisfiord fast ⅓ des Jahres einnimmt. Die Steinkohlenflora der Bäreninsel zeigt uns aber nicht nur großentheils dieselben Arten, wie die Europas, sondern es sind sogar alle die kleinen Nuancirungen, in denen diese Arten bei uns ausgeprägt wurden, auch dort nachzuweisen und wir können keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, in welche Unterabtheilung der Steinkohlenperiode sie einzureihen sey. Und ähnlich verhält es sich mit der gar viel jüngern miocenen Flora Grönlands und Spitzbergens."

„Zweitens bestätigen diese neuen Entdeckungen durch eine ganze Reihe von neuen Thatsachen, daß die Polarzone einst viel wärmer muß gewesen seyn als gegenwärtig. Es tritt dies uns in allen Perioden von der Steinkohlenbildung bis zur Miocen-Zeit entgegen. Da die Steinkohlenpflanzen von den jetzt lebenden sehr verschieden sind, sind allerdings die auf sie gegründeten Schlüsse nicht sehr zuverlässig, allein schon der Umstand, daß sie großentheils aus Bäumen bestand, läßt uns mit Sicherheit auf eine höhere Temperatur zurückschließen."

Drittens findet der Verfasser in der Polarzone einen Bildungsheerd, von wo aus Pflanzen und Thiere sich in einer frühern Erdperiode strahlenförmig verbreitet haben. „Wir haben früher gesehen, daß Spitzbergen manche Arten mit Grönland gemeinsam hat, aber auch vom Makenzie sind uns mehrere derselben bekannt geworden. In neuester Zeit habe ich eine sehr interessante vorweltliche Flora aus dem Alaskalande zur Untersuchung erhalten, welche ein finnländischer Bergmeister (Herr Hjalmor Furuhjelm) dort gesammelt hat. Unter diesen sind 14 Baum- und Straucharten Grönlands und Spitzbergens und zwar sind dies merkwürdigerweise fast alles Arten, die zur selben Zeit auch in Deutschland und in der Schweiz gelebt haben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie von der Polarzone ausgegangen sind, über welche eine gleichmäßige Vegetation verbreitet war. Wir sehen, daß einzelne Arten von dort bis nach Alaska und andrerseits bis Königsberg reichen (so die Populus Zaddachi), andere in Amerika bis nach Alaska und in Europa bis zur Schweiz (so die Sumpfcypresse) und wieder andere in Amerika bis Van Couver, in Europa bis Griechenland und in Asien bis an den Ural (so die Mammuthbäume, Sequoia Langsdorfii)."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 43.** 29. Mai 1869.


## Biographie.

Synesius von Cyrene. Eine biographische Charakteristik aus den letzten Zeiten des untergehenden Hellenismus. Von Dr. Richard Volkmann. Berlin, Ebeling und Plahn, 1869.

Man wird dieses Buch mit Befriedigung lesen, denn es wirft ein helles Schlaglicht in eine in vieler Beziehung noch dunkle Periode der spätern römischen Kaiserzeit und Völkerwanderung am Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts nach Christo und beschreibt das Leben eines interessanten Mannes.

Synesius gehörte einer vornehmen griechischen Familie, die sich sogar von Herkules abzustammen rühmte, in der längst gräcisirten afrikanischen Provinz Cyrene an und war noch ein Heide un[d] feingebildeter Philosoph, der neuplatonischen Schule [...]hörend und eifriger Anhänger und Schüler der [...]ten Hypatia, die in dem benachbarten Al[...]osophische Vorlesungen hielt. Die bürgerlich und geistig vornehmen Heiden bildeten aber nur eine kleine und unter den Zeitumständen bedrängte Partei. Das Christenthum nahm reißend überhand. Im Jahr 391 verbot Kaiser Theodosius der Große bereits allen und jeden heidnischen Gottesdienst. Die heidnischen Philosophen waren demnach den herrschenden Christen verhaßt und hatten auch keinen Halt im noch heidnisch gesinnten Volk, weil sie selbst vom gemeinen Götzendienst längst nichts mehr wissen wollten, sondern sich als Philosophen ihre besondere Vorstellung von den ewigen Dingen gemacht hatten. Der Grund, warum sie sich nicht taufen ließen, war nicht blos geistiger Hochmuth und aristokratischer Dünkel des alten Hellenenthums, dem alles andere mehr oder weniger als Barbarei vorkam, sondern es war auch die Unwürdigkeit so vieler Christen, durch welche feingebildete Heiden sich zurückgestoßen fühlen mußten. So war Theophilus, Patriarch von Alexandrien, als Haupt der afrikanischen Christen, ohne Milde und Humanität, ein stolzer und unbarmherziger Hierarch, und unter den Mönchen machten sich ein Cynismus und Fanatismus breit, die halb an die Askese der indischen Yogis, halb an den Terrorismus der Sansculotten erinnerten. Man sah diese Mönche, wie sie mit Wuth die herrlichsten Kunstwerke des heidnischen Alterthums zerstörten, deren Schönheit sie als wahre Barbaren gar nicht verstanden. Die Weltgeschichte lehrt, daß eine Uebertreibung durch die andere gestraft wird. Unter den Ptolemäern, wie unter allen Nachfolgern Alexander des Großen war die unvergleichliche Kunst und Wissenschaft der Hellenen der Ueppigkeit königlicher Höfe verkuppelt worden, und der sinnlichen Ueberfeinerung trat nun der mönchische Rigorismus schonungslos gegenüber.

Synesius genoß so viel Ansehen in Cyrene, daß ihn seine Mitbürger zum Kaiser Arcadius nach Constantinopel sandten, um einen Steuererlaß für sie zu erwirken, da sie nicht nur dem Druck übermäßig hoher Steuern, sondern auch den räuberischen Angriffen der unabhängigen Horden erlagen, welche damals schon die griechisch-römische Colonie belästigten, wie in neuerer Zeit die französische in Algier durch Kabylen und Beduinen belästigt wird. Synesius erlangte beim Kaiser, was er wünschte, mit Hülfe des ihm befreundeten Präfecten Aurelian, der später selbst Kaiser wurde. Die damalige Rede des Synesius an den Kaiser ist uns erhalten und wird hier im Hauptumriß mitgetheilt.

Eine zweite noch erhaltene Schrift des Synesius ist eine Umschreibung des bekannten ägyptischen Mythus von Osiris, eine Stylübung, die uns sehr befremdlich erscheinen würde, wenn man den Schlüssel der Ver-

ständniß nicht fände. Dieser liegt darin, daß das Ganze eine allegorische Einkleidung der Hofintriguen ist, denen Aurelian damals in Constantinopel unterlag, und der hier als der leidende Osiris aufgefaßt wird.

Zu dem Interessantesten, was uns von Synesius erhalten ist, gehören seine Briefe. Sie sind an Freunde gerichtet und lassen sich, obgleich der Briefsteller sich sonst als ernster Philosoph und etwas pathetischer Redner darstellt, doch zuweilen in bedeutender Naivetät gehen. Auf seiner Rückkehr von Constantinopel trieb ihn ein Meersturm an die libysche Küste, wo ihn halbwilde Frauen sehr liebreich aufnahmen, besonders die Damen in des Synesius Begleitung. Er erzählt davon: „Du wirst nun die Freundlichkeit der Eingebornen, die sie ihren weiblichen Gästen erweisen, für eine besondere Tugend halten. Doch hat es damit eine besondere Bewandtniß und sie verdient erzählt zu werden, zumal ich jetzt dazu Zeit habe. Auf dem Lande scheint der Zorn der Aphrodite zu liegen. Wenigstens befinden sich die Frauen in übler Lage wie die Lemnierinnen. Sie haben nämlich übermäßig starke Brüste, die zu ihrem sonstigen Bau in gar keinem Verhältniß stehen, so daß ihre Kinder nicht von vorn, sondern von hinten an der über die Schulter zurückgeworfenen Brust saugen. Man müßte denn annehmen, Ammon und sein Land erzeuge nicht minder treffliche Kinder als Schafe, und so habe denn die Natur den Menschen ebenso wie dem Vieh reichlichere und vollere Milchquellen verliehen, und deshalb bedürfe es auch größerer Euter und Behälter. Nun haben sie aber von ihren Männern, die einmal mit Leuten jenseits der Berge zu thun hatten, gehört, daß nicht alle Frauen so beschaffen sind, und wollen es nicht glauben. Wenn sie nun mit einer fremden Frau zu thun bekommen, so sind sie sehr artig gegen dieselbe und ruhen nicht eher, als bis sie ihren Busen untersucht haben. Hat sich dann eine überzeugt, so sagt sie es einer zweiten, und sie rufen andere herbei, wie die Ciconen. Die kommen dann zusammen, um das Schauspiel zu sehen, und bringen dazu Geschenke mit. Wir hatten unter andern eine kleine Dienerin aus Pontus, welche durch Zusammenwirken von Natur und Kunst in Besitz einer wahren Ameisentaille war. Sie war der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit und machte mit den Frauen die besten Geschäfte. Vorgestern luden die zunächst wohnenden wohlhabenden Frauen sie ein, und sie wanderte von einer zur andern. Sie war dreist genug, sich sogar zu entkleiden. Dies hat uns die Gottheit als Lustspiel auf das vorhergehende Trauerspiel bescheert, und in gleicher Absicht theile ich es Dir mit."

Nach seiner Heimkehr lebte Synesius in philosophischer Einsamkeit auf seinem schönen Landgute, jedoch beständig in Unruhe, weil die Barbaren ihre Einfälle fortsetzten. Er hielt sich daher auch zuweilen in dem nahen Alexandria auf, wo er mit der geistreichen Hypatia Umgang pflegte. Aber die kleine neuplatonische Genossenschaft kam immer mehr ins Gedränge, weil sie sich dem übermächtigen Christenthum nach nicht ergeben wollte, vom gemeinen Volk aber gar nicht verstanden wurde. In dieser Zeit schrieb Synesius mehrere Werke, die am meisten an den jüngern Plinius erinnern, welcher gleichfalls theils den Weltgeschäften lebte, theils in ländlicher Einsamkeit philosophirte; zum Theil haben sie etwas von der Redseligkeit und Eitelkeit des Cicero, lassen sich aber auch mehrmals in der oben schon bezeichneten Naivetät gehen.

Seine Schrift Dio ist eine Selbstvertheidigung gegen die heidnischen Sophisten und Rhetoren, die ihn beneideten, und gegen die Christen, die ihn geringschätzten. Der Herausgeber bemerkt psychologisch richtig, daß die größere Erbitterung, mit welcher Synesius sich gegen die Christen erklärt, nur verräth, daß ihn der Tadel derselben mehr kränkte, als der Tadel der Heiden. Er suchte sich in einem vornehmen Juste milieu sicher zu stellen, indem er ausführte, der Mensch sey eben so wenig zum ausschließlichen Versinken in dem Geist bei asketischer Verachtung des Leibes, worin die christlichen Mönche viel zu weit gingen, als zum blos sinnlichen Leben geboren. Mit Recht aber mochte man ihm vorwerfen, daß sein philosophischer Schematismus doch in die Tiefe christlicher Wahrheit nicht hinabreiche, noch auch die Wärme christlicher Liebe erreiche.

Eine zweite Schrift des Synesius handelt von den Träumen. Er suchte nämlich in den Träumen das Mysterium, welches er in der heil. Schrift zu finden noch zu blind oder professorenmäßig eitel war. Ungefähr in der Art, wie sich mit der Freimaurerei und mit dem modernen Rationalismus wieder Wundersucht und Aberglauben verbunden haben. Der Herausgeber sagt über das Buch von den Träumen: „Wir können auf Grund dieser Schrift mit Recht sagen — Synesius war ein Träumer, vielleicht der originellste Träumer, den es je gegeben hat. Mitten in einer zerfallenden Welt, selbst in seinem Daseyn bedroht durch die ihn umschwärmenden feindlichen Schaaren, nicht zufrieden mit der selbstgewählten Einsamkeit seines ländlichen Aufenthaltes, zieht er sich selbst aus dem Kreise der Seinen zurück in die geheimnißvollsten Tiefen seines Seelenlebens und vertieft sich in die Betrachtung seiner eigenen Träume. Und das Traumleben seiner Seele

erscheint ihm höher und bedeutungsvoller als ihr Leben im wachen Zustande, ja er bemüht sich dieses nur zu einer Fortsetzung von jenem zu machen, denn er ist sich dessen bewußt, im Traume dem Göttlichen näher zu seyn als im Wachen. Er legt es darauf ab, reine heilige Träume zu bekommen, ihm wird das Träumen zu einer Art religiöser Andachtsübung."

Die schwächste Schrift des Synesius ist sein Lob der Kahlheit. Er selber nämlich war kahl und wenn auch seine Lobschrift nur ironisch gemeint war, so versteckt sich doch dahinter die Eitelkeit. Geistreich wenigstens ist der Gegensatz weiser und humaner Kahlköpfe und „zottiger Herzen" roher und barbarischer Menschen nicht.

Endlich sah sich Synesius doch dahin getrieben, ein Christ zu werden. Das Christenthum gelangte nämlich zu immer mehr Macht und Ansehen im Reiche, und andrerseits machte man es ihm leicht, überzutreten. Er hatte nämlich noch gar keinen förmlichen Unterricht im Christenthum genommen und war noch nicht getauft, als ihn seine christlichen Landsleute im Jahr 409 zum Bischof von Ptolemais wählten. Nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Photius und Evagrius fiel seine Taufe mit seiner Ordination zusammen. Nur äußere Umstände und Rücksicht auf seine Stellung in der Welt haben ihn dazu gebracht, auf dem Wege seiner Philosophie wäre er nicht dahin gekommen. Zwar nähert sich seine Ansicht von der göttlichen Vorsehung der Messiasidee, da er aber die Messiasse in der Mehrzahl nimmt, werden sie ihm unter der Hand zu indischen Awatars oder Offenbarungen Buddhas. „Die Thätigkeit der überweltlichen Götter besteht nicht allein im Schauen der intelligibeln Schönheit, in ihrer Hinkehr zum jenseitigen Gotte, sondern auch in dem Herabführen der beschaulichen Thätigkeit in die ihnen anvertraute Welt, in der Verbindung derselben mit der Vorsorge des Ersten. Aber diese Seite ihrer Thätigkeit ist keineswegs eine blos metaphysische, überzeitliche und ewige. Sondern in bestimmten Zeiten kommen sie herab, oder bringen ihnen selbst verwandte Seelen in das Irdische, um diesem einen neuern, bessern Anstoß zu einem geordneten Verhalten zu geben. Sie treten aus ihrer eigenthümlichen Sphäre heraus und kommen wieder in das Irdische herab, wenn die von ihnen gestiftete Harmonie desselben sich auflöst und altert, um sie zu befestigen, gleichsam um die erloschene wieder anzufachen. Sie kommen herab, wenn diese Ordnung durch die Schlechtigkeit derer, die sie überkommen haben, verdorben und zerrissen ist und sich auf keine andere Weise als durch ihr persönliches Eingreifen wieder herstellen läßt."

In der christlichen Dreieinigkeitslehre fand übrigens Synesius die Brücke von seiner Vielgötterei zur dreifachen Persönlichkeit des Christengottes hinüber.

Als Bischof hat Synesius Hymnen gedichtet und diese sind es hauptsächlich, welche sein Andenken in der Christenheit bewahrt haben. Sie sind aber weniger empfunden als gemacht, und anfangs findet man noch die Spuren seines frühern Neuplatonismus. Merkwürdiger wird sein Wirken als Bischof dadurch, daß er sich trotz der Milde seines Charakters durch die Umstände veranlaßt sah, den Andronikus, Statthalter von Cyrenaika, einen durchaus ruchlosen Menschen, in den Kirchenbann zu thun, von welchem dann der Betroffene sich durch niedere Kriecherei wieder losbat. Nun aber trafen den Bischof eine Menge Unglücksfälle. Alle seine drei Söhne starben, sein Vaterland wurde von den Barbaren überschwemmt und verheert, Ptolemais selbst belagert. Da erkrankte er und starb, wahrscheinlich im Jahr 413. Es war zu seinem Glück, denn er hätte sonst noch vielen Kummer erleben müssen. Das römische Reich fiel immer mehr in Zerrüttung und die Macht der christlichen Kirche war zwar innerhalb des Reiches groß, wie schon das siegreiche Vorgehen eines Bischofs gegen den weltlichen Statthalter bewies, aber es konnte die entarteten Römer und Griechen zu keiner Heldenkraft mehr begeistern, um die Barbaren zurückzutreiben, die von allen Seiten her ins Reich eindrangen. Der christliche Fanatismus richtete sich, besonders in Afrika mehr gegen die letzten Anhänger der „Götter Griechenlands" und gegen die von der Kirche sich trennenden einheimischen Sekten, als gegen die auswärtigen Barbaren. So wurde im Jahr 415 in Alexandria die berühmte Philosophin Hypatia, nachdem sie noch bis in die letzten Jahre ihre heidnisch-philosophischen Vorlesungen hatte halten dürfen, endlich ein Opfer der unbarmherzigen Mönche, welche sie grausam ermordeten. Das hätte ihrem Freunde Synesius das Herz gebrochen, wenn er nicht selber schon glücklicherweise im Grabe gelegen hätte.

Wir können bei diesem Anlaß nicht umhin zu bemerken, daß ein einläßliches Werk über die gesammte alexandrinische Gelehrsamkeit von den Zeiten der Ptolemäer an bis zur muhamedanischen Eroberung noch fehlt und großes Interesse erregen würde, wenn ein kundiger Gelehrter ein solches übernähme. Noch besser, wenn er auch die arabische Literatur beizöge, so weit sich alexandrinischer Einfluß in ihr kund gibt.

## Geschichte.

1. Ueber die Tungern und Bastarnen. Studien zur Germania des Tacitus. Von Dr. Joseph Wormsthal. Münster, Regensberg, 1868.
2. Die Herkunft der Franken von Troja. Münster, Rüssell, 1869.

Zwei kleine Schriften, deren Verfasser mit großer Wärme die Nachrichten der Römer über unsere altdeutschen Vorfahren durchstudirt hat und auf einige dunkle Punkte helleres Licht wirft. In der ersten Schrift beschränkt er den Namen der Germanen als eine gallische Benennung ursprünglich auf die ersten drei Stämme, die sich auf dem linken Rheinufer niederließen, Vangionen, Triboccer und Nemeter. Nachher wurde der germanische Name auch auf die nachrückenden deutschen Stämme als Gesammtname ausgedehnt. Die Eitelkeit der Gallier, sich für Stammverwandte der ihnen überlegenen Deutschen auszugeben, hat Verwechselungen veranlaßt. Insbesondere erklärt der Verfasser, die Eburonen, welche nachher Tungern hießen, für nicht germanische Gallier, womit er den Ansichten von Grimm und Waitz widerspricht. — In derselben Schrift rettet er die Ehre der Bastarner durch eine Lesart des Tacitus, die er an die Stelle der bisher gebräuchlichen gesetzt wissen will, weil sie die natürlichere ist und den Widerspruch löst, den die ältere Lesart enthält. Nach dieser letztern nämlich muß die Schilderung der germanischen Bastarner als sich selbst widersprechend auffallen, sofern das Volk als ein sehr edles gerühmt und ihm doch zugleich roher Schmutz vorgeworfen wird. Die alte Lesart lautet: sordes omnium ac torpor procerum. Herr Wormsthal verbessert das in: fortis animus et corpora procera. Und er ist dazu berechtigt, denn die folgenden Worte des Tacitus sagen, einigermaßen habe sich dieses edle Volk durch Vermischung mit den Sarmaten befleckt. So würde es nicht heißen können, wenn unmittelbar vorher die Bastarner von Tacitus schon als ein schmutziges Volk bezeichnet worden wären. Er wollte offenbar nur sein Bedauern ausdrücken, daß das edle Volk sich zu einem unedlen herabgelassen habe.

Die zweite Schrift sucht zu beweisen, daß der alten Sage von der Herkunft der Franken aus Troja, die so oft bezweifelt worden ist, dennoch Wahrheit zu Grunde liege. Er beruft sich nämlich auf den neuerdings vielbesprochenen Aethicus, dessen Kosmographie Wuttke 1862 herausgab. Darin ist von einer zweiten Einnahme Troja's unter dem Kaiser Caracalla im Jahr 214 die Rede, in Folge welcher Francus und Vassus aus diesen Gegenden vertrieben wurden und sich nach Westen wandten über Histrien und Rhätien nach Germanien, endlich nach Sicambrien. Der Verfasser hält es nun nicht nur für möglich, sondern auch für wahrscheinlich, daß dieser Francus ein Fürst der Franken gewesen und mit seinem Volk so weit hergekommen sey. Gewiß ist nur, daß die Sicambern am Niederrhein ein germanischer Volksstamm waren, der später in den Namen des fränkischen Volksstamms verschmolz. Die weitern Argumentationen des Verfassers aber sind gewagt. An und für sich ist es nicht unmöglich, daß ein aus lauter auserlesenen Kriegern bestehender Volksstamm, in ungeheurer Abenteuerlust und in einer Art von Berserkerwuth alles vor sich niederwerfend, weithin durch die Welt zog. Den Beweis liefern die beglaubigten Nachrichten von den kühnen Zügen des kleinen Herulervolks. Die Vandalen stürmten von der Ostsee bis nach Karthago, die Normannen durch das weite Rußland bis nach Byzanz. Auch das ist ganz richtig, was der Verfasser vom Andrang neuer germanischer Völkerstämme sagt, die in der Völkerwanderung von Osten her kamen und zum Theil die schon ältern und im westlichen Deutschland angesessenen deutschen Stämme gleichsam überritten und mit sich verschmolzen. So verschmolzen z. B. die Sueven mit den neu angekommenen Alemannen. Wenn aber der Verfasser annimmt, die Sicambern hätten sich zu den neuangekommenen Franken ebenso verhalten, so stehen einer solchen Voraussetzung doch einige Bedenken entgegen. Die Franken bildeten Jahrhunderte hindurch einen Kern des Widerstandes vom nordwestlichen Deutschland aus gegen die große gothische Völkerströmung, und zwar unterschieden sie sich von den Gothen durch Merkmale, die sie uns als die alten längst zwischen Main und Rhein einheimischen deutschen Stämme charakterisiren. Sie waren Ackerbauer und ihre größte Stärke war das Fußvolk. Die Gothen dagegen kamen als Wandervölker, als Nomaden aus den weiten Ebenen des östlichen Europa und waren ein Reitervolk. Noch spät haben sich Franken und Gothen dadurch unterschieden, daß die ersten ihre Zweikämpfe immer zu Fuß, die letztern immer zu Pferde abmachten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 44.** 2. Juni 1869.

## Geschichte.

Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands bis zum Auftreten der Bettelorden. Ein Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte des deutschen Mittelalters von Franz Winter, Prediger zu Schönebeck an der Elbe. Gotha, F. A. Perthes, 1868.

Der Verfasser hat früher schon eine Geschichte der Prämonstratenser herausgegeben und schließt hier die der Cistercienser an, beide beschränkt dem Raume nach auf Deutschland, der Zeit nach auf das 12. bis 13. Jahrhundert. Der Gegenstand ist sehr interessant und von Herrn Winter auch sehr gut behandelt.

Die neuere Zeit hatte sich dermaßen am Andenken der mittelalterlichen Mönchsorden versündigt, daß sich endlich nicht nur katholische und französische, sondern auch deutsche und protestantische Geschichtschreiber gegen diese Ungerechtigkeit auflehnten und in gewissenhaften und wahrheitsgetreuen Darstellungen die achtungswürdigen Seiten des Mönchthums wieder hervorhoben. Sie hatten dabei und haben noch mit einem weit verbreiteten Vorurtheil zu kämpfen, denn heute noch können sich die liberalen Philister das Mönchthum nicht anders denken als eine Mißgeburt von Dummheit, Aberglauben, Faulheit, Gefräßigkeit, Rohheit und Unzucht oder raffinirter Heuchelei, Scheinheiligkeit und Bosheit. Wenn im Verlauf der Zeiten auch der größte Theil der Mönchsorden, namentlich alle, welche zu Macht und Reichthum gelangten, außer Art geschlagen und in Ueppigkeit gerathen sind, so daß auf sie jenes verächtliche Urtheil angewandt werden kann, so haben doch die meisten Orden einen heiligen Anfang genommen, sind von den edelsten Menschen unter den schwersten Opfern und Entbehrungen gegründet und ausgebreitet worden und haben nicht blos um Christentbum und Kirche, sondern auch um die Civilisation sich die größten Verdienste erworben.

Die ältern Orden, nach der Regel des heil. Benedict, hatten unter großen Gefahren und im edelsten Eifer die noch heidnischen Deutschen bekehrt, Klöster und christliche Gemeinden gegründet. Nachdem ihnen aber ihr Werk gelungen war und sie von den Königen und dem Volke gleich sehr geehrt und mit Macht und Reichthum begabt wurden, fielen sie in Faulheit und Genußsucht. Hier ein Beispiel aus den Annalen eines Klosters. „In Amelungsborn erzählte man sich, wie einem dort übernachtenden Geistlichen durch eine Vision folgende prophetische Worte zugerufen worden seyen: ‚Dies Haus wird stehen, fallen und wieder aufstehen. Corvey aber wird weder bestehen noch wieder emporkommen, denn es liebet und liebet auch nicht drei Galgen (griechisch *Π*). Die Benedictiner liebten, so sollte es heißen, den (*Πλοῦτος*) Reichthum, den Unfrieden (*Πικρία*) und die Völlerei (*Πότος*). Dagegen liebten sie nicht die Zucht (*Παιδεία*), die Arbeit (*Πόνος*) und die Keuschheit (*Παρθενεία*). Diese drei Stücke, so setzte man natürlich mit Genugthuung hinzu, fänden sich aber in Amelungsborn. Die Erzählung selbst ist sehr wenig beglaubigt; sie sieht aus, wie eine Erfindung der nachreformatorischen Zeit, und wahrscheinlich rührt sie aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo die Katholiken auf zwei Jahre wieder im Besitz des Klosters waren. Aber sie gibt die Gedanken der Cistercienser im zwölften Jahrhundert gut wieder. In der That sprach der Abt Volcuin von Sittichenbach ganz dasselbe aus. In einer Predigt über das Evangelium vom Unkraut unter dem Waizen wendet er dies besonders auf die Mönche an. ‚Die Klöster‘, so predigt er, ‚sind so genannt von der Clausur, der Abschließung von der Welt. Sie sollen ihre Insassen nicht blos dem Leibe, sondern auch der Seele nach von aller weltlichen Begierde und aller irdischen Lust streng absondern. Heut-

zutage aber werden sie mit mehr Recht von einem klaberigen Wesen (claudicare) Klöster genannt. Denn die Klosterleute unserer Zeit haschen nach den Dingen dieser Welt, hinken gleichsam nach beiden Seiten, indem sie Gott dienen wollen und dem Mammon, der Gottesehre und der Menschenehre, dem Himmel und dem Weltgetümmel.'"

Wir theilen diese Stelle mit, um zugleich zu beweisen, wie unparteiisch der Verfasser urtheilt.

Ueber die Cistercienser hat schon der französische Abbé Dubois ein vortreffliches Werk geschrieben, welches 1855 auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Derselbe hob besonders die Verdienste hervor, welche sich die Cistercienser erwarben, indem sie der überhandnehmenden Tyrannei des Adels gegen die Bauern steuerten und der Arbeit, die vom Adel verachtet wurde, eine neue Weihe und Ehre verliehen. Denn in ihren Klöstern arbeiteten die Söhne von Fürsten, Grafen und Herrn, die sich freiwillig in den Orden begeben hatten, mit Bauern und Handwerkern um die Wette. In dem hier vorliegenden Werke des Herrn Winter wird ein anderes Verdienst des Ordens hervorgehoben, nämlich das der Mission unter den Heiden und zwar unter den Wenden an der Elbe, Oder und Ostsee.

Im ersten Enthusiasmus hatte sich in den Cistercienserklöstern eine gewisse Extase ausgebildet, bei strengster Askese die Gabe der Visionen und eine starke Wundersucht, die sich noch in dem berühmten Buche des Cäsarius von Heisterbach abspiegelt. Damit hängt insbesondere der Cultus der 11,000 Jungfrauen von Köln und ein großer Luxus von Hostienwundern zusammen. Es war ein Glück, daß die Mönche aus diesen Schwärmereien und Träumereien herausgerissen wurden, um dem praktischen Leben ihre nützlichen Dienste zuzuwenden. Dies geschah unter Kaiser Friedrich Barbarossa, während derselbe seinen schweren Kampf mit Papst Alexander III. zu bestehen hatte. Weil die Cistercienser sich begreiflicherweise auf die Seite des Papstes stellten, wurden sie anfangs vom Kaiser verfolgt, nachher aber hielt er diese frommen und redlichen Mönche doch für am meisten geeignet, das deutsche Nationalinteresse mit dem kirchlichen in rechter Weise so zu verbinden, wie es unter den sächsischen Kaisern geschehen war. Er bediente sich ihrer also als Vermittler mit der römischen Curie und sie leisteten ihm wirklich dabei die besten Dienste.

Der Orden gewann dadurch außerordentlich an Ansehen. „Im Anfang des Jahres 1169 hatte sich eine versöhnliche Stimmung des Kaisers bemächtigt und er suchte den Frieden mit Alexander. Zu Unterhändlern wünschte er grade Männer aus dem Orden, der sich am entschiedensten auf die Seite seines Gegners gestellt, und den er darum auf das heftigste befeindet hatte. Auf Friedrichs Wunsch kamen die Aebte Alexander von Citeaux und Pontius von Clairvaux auf den Reichstag nach Bamberg am 6. April 1169. Und allerdings, die Cistercienser waren geeignete Vermittler. Nicht Streitlust hatte sie auf die Seite Alexanders getrieben, sondern ihre innerste kirchliche Ueberzeugung. Dabei war ihr sehnlichster Wunsch, die Kluft zwischen den beiden Mächten auszufüllen, den rechten Papst mit dem rechten Kaiser zu versöhnen. In diesem Sinne übernahmen sie in Gemeinschaft mit dem Bischofe Eberhard von Bamberg die Gesandtschaft an den Papst, der sie als die Boten Gottes begrüßt, welche sich nicht nach menschlichem Ermessen, sondern auf Eingebung des heiligen Geistes aufgemacht haben, um der Kirche Frieden und Eintracht wieder zu bringen. Ihre Absicht erreichten die beiden Männer zwar nicht, aber für den Orden mußte in Deutschland nothwendigerweise ein bedeutender Gewinn daraus hervorgehen. Ob die beiden hervorragendsten Glieder desselben ausdrücklich vom Kaiser das Versprechen erhalten haben, dem Orden weitere Hindernisse nicht in den Weg legen zu wollen, wissen wir nicht. Aber es lag dies so sehr in der Natur der Sache, daß es einer ausdrücklichen Erklärung kaum bedurfte. Der Kaiser konnte ja nicht den Orden anfeinden und ihn zugleich in seinem Interesse verwerthen wollen. Alle Welt sah vielmehr offen, daß aus dem mißliebigen ein begünstigter Orden geworden war. Aus allernächster Nähe machten diese Beobachtung die sächsischen Fürsten. Um die sächsischen Wirren zwischen dem Herzog Heinrich und den übrigen Fürsten und Bischöfen beizulegen, war der Reichstag zu Bamberg vorzugsweise berufen worden. Auf des Kaisers dringenden Wunsch waren alle Betheiligten erschienen. Sie alle also waren Zeugen der veränderten Stimmung gegen die Cistercienser gewesen, und als sie nach glücklich hergestellter Eintracht in ihre Länder mit Entwürfen für deren innere Festigung zurückkehrten, da hatte schon mancher diesem Orden einen Platz in seinen Landen angewiesen. Der Riegel des kaiserlichen Zorns war mit dem Jahre 1169 weggeschoben; das Thor des Wendenlandes that sich dem Orden auf. Der Kaiser gibt Walkenried 1170 und 1172 Bestätigungen von Gütern, und ebenso am 2. Januar 1170 dem Bischof Berno von Schwerin einen Gnadenbrief für sein Bisthum. Heinrich der Löwe, die Mecklenburger und Pommerschen Fürsten, Wichmann von Magdeburg und Otto von Meißen gründen in ihren Gebieten Cistercienserklöster.

1170 wird die Gründung von Doberan bei Rostock, von Zinna bei Jüterbog und Hude im Oldenburgischen begonnen. Aber der Glanz sollte noch höher steigen. Im Jahre 1177 kam der Friede zwischen Kaiser und Papst wirklich zu Stande und zwar besonders durch Vermittlung zweier Ordensgenossen, des Abtes Hugo von Bonval und des Bischofs Pontius von Clermont, frühern Abts von Clairvaux. Der Orden wird vom Papst Alexander in überschwänglichen Worten als der Friedensengel geschildert."

Die Gunst, welche der Papst überhaupt der Klostergeistlichkeit zuwandte, hatte einen dreifachen Grund. Einmal gab es unter der Weltgeistlichkeit viele, welche der Nationalität neben dem kirchlichen Universalismus aus Gewohnheit, aus Stolz noch ein Recht einräumten. Zweitens gab es Bischöfe, die allein durch die Gunst der Kaiser zu ihrer Würde gelangt waren und denen der Papst die Anerkennung versagt, oder doch nur ungern gewährt hatte. Drittens gab es Bischöfe, die nicht blos ein geistliches Amt verwalteten, sondern auch einen großen Länderbesitz vom Kaiser zu Leben besaßen und insofern den weltlichen Reichsfürsten gleichstanden, und die deshalb eine selbständige Stellung einzunehmen suchten und dem Papst nur unter Bedingungen gehorchen wollten. Aus diesen Gründen mußte dem Papst daran gelegen seyn, der Klostergeistlichkeit, die keiner Nationalität angehörte, sondern sich über alle Länder vertheilte und ihre Wohnsitze oft wechselte, nicht nur die Unabhängigkeit zu sichern, sondern sie auch mit einem reichen Güterbesitz auszustatten, um sie als Gegengewicht gegen die Bischöfe zu gebrauchen.

Die wichtigste Aufgabe für die Cistercienser wurde zunächst die Mission in den slavischen Marken. Während andere Mönchsorden das Kreuz gegen die Türken im Süden predigten, geschah dasselbe von Seiten der Cistercienser gegen die heidnischen Wenden und bald darauf gegen die heidnischen Völker finnischen Stammes in Preußen, Livland, Kurland und Esthland. Heinrich der Löwe hatte hier die erste Bahn gebrochen und Lübeck den ersten deutschen Hafen an der Ostsee gegründet, von wo aus die Macht der deutschen Hansa sich entfaltete, während der deutsche Ritterorden zu Lande längst der Ostseeküste die heidnischen Völker unterwarf. Die Cistercienser waren immer dabei. Von ihnen hauptsächlich ging die Bekehrung der Heiden aus. Zuerst gründeten sie eine Menge Klöster im eroberten Wendenlande, unter welchen Pforta am berühmtesten geworden ist und heute noch als Schulpforta in großem Ansehen steht.

Im Mutterkloster zu Citeaux wurde damals (1170) ein Capitel abgehalten und darin die Errichtung neuer Klöster von Seite des Ordens verboten, weil man die Verweltlichung des Ordens fürchtete, wenn er sich zu weit ausdehne und zu viel Landbesitz gewinne. Allein die deutschen Mitglieder des Ordens, die einmal im Zuge waren, die Heiden massenhaft zu bekehren, und die dabei von den deutschen wie auch nordischen Fürsten lebhaft unterstützt wurden, gehorchten dem Beschlusse nicht, sondern gründeten fort und fort ein Kloster nach dem andern. Eines der angesehensten wurde 1171 Doberan, nachdem Fürst Pribislaw von Mecklenburg sich hatte taufen lassen. Auch der Dänenkönig berief die Cistercienser, gründete ihnen viele Klöster und schmeichelte ihnen, aber weniger aus christlichem Eifer, als aus Eifersucht gegen die sächsischen Fürsten, denen allein er die Beute der Wendenländer nicht gönnte. Besonders interessant und folgenreich war das Wirken der Cistercienser in Schlesien, was damals noch polnischen Herzögen gehörte. Die Cistercienser, welche hier viele Klöster gründeten, erwarben sich das größte Verdienst, nicht nur um die Christianisirung, sondern auch um die Germanisirung, zunächst Niederschlesiens. Während Böhmen und Posen um Jahrhunderte länger das Slaventhum festhielten, wurde zwischen beide in Schlesien ein breiter germanischer Keil hineingetrieben. Unter den Cistercienserklöstern hier war Leubus das vornehmste.

Um die Klöster her bildeten sich gewöhnlich große Gemeinden. Anfangs gingen die einheimischen Eltern mit in das Kloster, in welchem ihr Sohn als Novize eintrat. In welchem Ansehen der Orden stand, geht daraus hervor, daß Bischof Conrad von Halberstadt im Jahr 1209 freiwillig abdankte und Cisterciensermönch wurde.

Auch in Livland, Kurland und Preußen kam der Orden im 13. Jahrhundert zu hoher Blüthe, die jedoch noch vor dem Ende desselben wieder zu welken begann. Grade die große Autorität, zu welcher der Orden gelangt war, schadete ihm hier, denn er glaubte zur Entscheidung der wichtigsten politischen Frage mitwirken zu sollen und verletzte dadurch das Interesse und den Stolz des deutschen Ritterordens, der Hansa und der zahlreich einströmenden Colonisten. Die Cistercienser nämlich wollten sich damit begnügen, daß die an der Ostsee einheimischen Heiden sich aufrichtig zum Christenthum bekehrten und dann wollten sie sie in ihrer Nationalität und staatlichen Unabhängigkeit geschont und gesichert wissen. Das wollten nun aber die Männer des Schwertes nicht, die nicht blos die Heiden bekehren, sondern auch beherrschen und mit Hülfe einer zahlreichen deutschen Einwanderung germanisiren wollten.

Dadurch nun machten sich die Cistercienser bei denen nun schon einmal herrschenden deutschen Landesherrn unpopulär. Aus dem Gesichtspunkt christlicher Bruderliebe und allgemeiner Humanität hatten die Cistercienser wohl Recht, und die deutschen Herrn gaben ihnen durch ihre Gewaltthätigkeiten gegen die Eingebornen wohl manche Gelegenheit zu einer edlen Entrüstung. Allein mit allgemeinen Humanitätsgrundsätzen kommt man im praktischen Leben nicht aus. Wie nun einmal jene slavischen und finnischen Heidenvölker beschaffen waren, gereichte ihnen die Germanisirung nicht weniger zum Heil wie die Bekehrung, und es wäre sicher ein Glück für sie gewesen, wenn sie nicht blos zum Theil, sondern ganz germanisirt worden wären. Denn das weite Gebiet, welches zwischen Elbe und Oder und weiterhin in Deutschböhmen, Schlesien, Pommern, Preußen germanisirt wurde, befindet sich in einem ungleich bessern Zustande als die Theile von Böhmen, Galizien, Polen, wie auch von den russischen Ostseeprovinzen, welche nicht germanisirt worden sind. Die Cystercienser hätten also wohl einsehen können, daß jene Heidenvölker nicht nur eine Befreiung vom alten rohen Götzendienste durch die Bekehrung, sondern auch die Befreiung von der rohen Tyrannei ihrer Fürsten und ihres brutalen Adels durch die Germanisirung bedurften. Ueberdies war es fraglich, ob die Cistercienser nur dem Antriebe der Humanität folgten, oder nicht vielmehr einem Winke von Rom her; denn der Papst bemühte sich sehr, das deutsche Reich zu schwächen mit Hülfe aller unserer bösen Nachbarn und begünstigte alle nichtdeutschen Nationalitäten gegen die unsere, wünschte also keine weitere Ausdehnung unseres Reichs gegen Osten, sondern wollte lieber mit selbständigen Königen von Böhmen, Ungarn, Polen, Litthauen zu thun haben. Als nun die Cistercienser, erst Balduin, der Apostel Kurlands, dann Christian, Bischof in Preußen, gegen die Germanisirung eiferten, fanden sie einen energischen Widerstand bei den deutschen Ordensrittern und Colonisten. Zumal Christian, als er sich mit dem polnischen Herzog Conrad gegen die Deutschen in Intriguen einließ. Der Erfolg war weder ihm noch Christian günstig, die Heiden zogen eine Zeitlang von dem Zwiespalt unter den Christen Vortheile, zuletzt aber behaupteten die Deutschen das Feld gegen die Heiden, wie gegen die Polen, und der Papst wurde nicht Herr an der Ostsee. Diese Vorgänge erklären zum Theil, warum die germanisirten Ostseeländer sich gleich im Beginn der Reformation vom Papstthum überhaupt lossagten. Ja man kann vom Theil aufs Ganze schließen und darf behaupten, daß nur die antideutsche Politik Roms die alte Kirche zerrüttet hat. Wären die Päpste dem Germanismus gerecht geblieben, wie zur Zeit Karls des Großen und der sächsischen Kaiser, so wäre die Kirche einig und mächtig geblieben. Das Gift der romanischen Nationaleitelkeit, des welschen Truges und der Renaissance hat sie demoralisirt.

Der Cistercienserorden wurde in Preußen vollends discreditirt, als er die Gelder, die zum Behuf eines neuen Kreuzzugs gegen die Heiden gesammelt waren, dem deutschen Ritterorden absprach und für sich verlangte. Der Papst aber, sobald er sich überzeugt hatte, daß die Cistercienser unpopulär geworden waren und ihm nichts mehr nützen konnten, protegirte sie jetzt nicht mehr, sondern schickte statt ihrer von nun an die Dominikaner, die als Bettelmönche mit neuem Eifer für ihn wirkten.

In jenen Jahrhunderten war die katholische Kirche noch rührig und productiv. Für jede neue Situation hatte sie auch neue Kräfte und Mittel bereit. Bewährte sich eines ihrer Institute für neue Forderungen der Zeit nicht mehr, so schuf sie sogleich ein anderes. Jetzt ist diese schöpferische Kraft in ihr erstorben. Grade gegenüber jenem Nordosten Europas, auf welchen hin sie im 13. Jahrhundert so energisch operirt, hat sie sich in neuerer Zeit gänzlich passiv erhalten und nicht das mindeste zu thun gewußt, um die Ueberwältigung des katholisch polnischen Elementes durch das russisch-griechische zu verhindern. Dort hätte es einer mönchischen Phalanx voll von neuer Begeisterung und einer Propaganda von großartiger und unermüdlicher Kraft bedurft, um die slavische Race bei der lateinischen Kirche zu erhalten. Die Jesuiten, der einzige Mönchsorden, dessen sich Rom noch für die höhern Zwecke seiner Politik bediente, nutzte sich im vergeblichen Kampf gegen die Reformation und den Geist des philosophischen Jahrhunderts ab und machte sich durch die niedrigen Dienste, die er der Serailwirthschaft in Paris leistete, verächtlich. So wurde der polnische Adel in die Intriguen und in die Lüderlichkeit der katholischen Höfe hineingezogen und so erlosch in ihm jeder Funke eines heiligen Feuers, einer ritterlichen Begeisterung, welche die abendländische Kirche gegen das Popenthum hätte schützen können.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 3/8 Thaler.

Sonnabend, N° 45. 5. Juni 1869.

## Länder- und Völkerkunde.

Littauen und die Littauer. Gesammelte Skizzen von Otto Glagau. Tilsit, Reyländer, 1869.

Schule und Gelehrsamkeit in Deutschland stehen in der höchsten Blüthe. Wir bekümmern uns um alles, besonders um das, was uns zunächst nichts angeht, um die uns fernliegendsten Dinge, um die Springhasen auf den Molukken, um die Infusorien auf Spitzbergen, um die chemischen Stoffe, die in den Ampullen der Katakomben enthalten sind, um die officiell festgestellte Zahl der Schuppen im kaiserlichen Drachenschild in China, um jede unverständliche Mantelfigur auf jeder antiken Vase ꝛc. Aber unser eigenes Vaterland und seine nächsten Grenzen kennen wir nicht. Im zweiten Pariser Frieden haben unsere Diplomaten einen großen, ausschließlich von Deutschen bewohnten Landstrich Frankreich gelassen, in der Meinung, er sey von lauter Nationalfranzosen bewohnt, ohne daß sie sich nur einmal darnach umgesehen hätten. „In dem zwanzigsten Jahrgang 1864 der in Tübingen erscheinenden Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, finden wir S. 841 unter Rußland folgendes Werk verzeichnet: ‚Kühnast, Statistische Mittheilungen über Littauen und Masuren.‘ Und im nächsten Jahrgang (4. Heft, S. 663) repräsentirt noch immer Kühnast mit der Fortsetzung seiner statistischen Mittheilungen über Littauen und Masuren die russische Statistik.“ Der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt das auf der zweiten Seite und erlaubt sich zu sagen, Littauen und Masuren liege — in Deutschland, d. h. in Preußen. Das hätten wir doch wohl wissen sollen. In unsern großen Befreiungskriegen von 1813—1815 war unter den tapfern preußischen Cavallerieregimentern als das tapferste das littauische Dragonerregiment berühmt. Gumbinnen ist die Hauptstadt des ostpreußischen Regierungsbezirks, dessen nördliche Hälfte Littauen, dessen südliche Hälfte Masuren heißt, und von diesen handelt das Werk von Kühnast. Es gibt auch ein russisches Littauen, aber jenes preußische sollte uns näher bekannt seyn. Es ist auch keineswegs nicht blos von einem nichtdeutschen Stamme bewohnt, sondern hier haben sich die Salzburger Emigranten niedergelassen und bilden heute noch den achtbarsten Kern der Bevölkerung. Das Land war durch eine Pest in den Jahren 1708—1711 arg entvölkert, weshalb König Friedrich Wilhelm I. es neu colonisirte, die Salzburger dahin einlud und hier nicht weniger als neun Städte und 332 Dörfer gründete.

Dennoch ist das Land noch nicht in solchem Flore, wie es seyn könnte, wenn die nahe russische Grenzsperre nicht wäre, die den Verkehr hemmt und die auch Ursach ist, daß man mit Straßenbau bisher nicht genug vorschritt. Jetzt geht eine Eisenbahn mitten durch das Land, aber es werden noch mehr Bauten nöthig, namentlich eine Ueberbrückung der Memel. „Von Insterburg läuft eine Zweigbahn, von einer englischen Gesellschaft erbaut und erst seit wenigen Jahren vollendet, nach dem 7 Meilen entfernten Tilsit. Diese Bahn rentirt sich bis jetzt noch nicht, weil sie am Niemen Halt macht, also eine Sackgasse ist. Ihrer Fortführung bis zur russischen Grenze stellt sich ein kostspieliges Hinderniß entgegen, die Ueberbrückung der Memel, welche man auf mehrere Millionen Thaler veranschlagt.“ Der Fluß ist nämlich wie die Weichsel, indem er durch ebenes Land fließt, sehr zu Uebertretungen des seichten Ufers geneigt und überschwemmt das Land umher, während auch die nahen Meeresufer so niedrig sind, daß das Meer beständig mit der Erde um den Besitz kämpft. Hier nämlich ist das kurische Haff, welches auf der Landkarte jedem Auge durch die lange Halbinsel auffällt, die es von der Ostsee trennt.

Hier am Ufer ist alles Dünensand, Sumpf, Bruchland, theilweise mit großen Forsten bedeckt.

Am meisten Ruhm genießt das Forstrevier Ibenhorst. „Der Grund ist torfiger Moorboden; im Frühjahr gewöhnlich überschwemmt; wenn trocken, dem Fußtritt elastisch widerstrebend. Jüngeres Erlenholz wechselt mit Wiesen, beides von schnurgeraden Gräben durchschnitten, welche von Humus gebräuntes Wasser halten. Auf sandigen Hügeln wachsen Föhre und Fichte. Der Uhu nistet auf der Erde zwischen Erlenstämmen; Kraniche, die Eier brüten, lassen ihren Posaunenton klangvoll durch den Wald hallen, und der Heuschreckenfänger täuscht durch sein einförmiges Geschwirr den Hörer. In diesem Bruchwalde, der keineswegs das Bild einer Wildniß gewährt und sich durch großartigen Baumwuchs auszeichnet, wird seit der Regierung Friedrich Wilhelm II. das herrliche Elchwild gehegt, das sich außerdem auf unserem Erdtheil nur noch in den russischen Ostseeprovinzen, in Finnland und auf der scandinavischen Halbinsel findet, und wie der ebenfalls in Ostpreußen früher einheimische Auerochs bereits im Aussterben begriffen ist."

Hier kommt noch das Elennthier vor. „1848, im Jahre der Jagdfreiheit, war das Elchwild in der Ibenhorster Forst bereits auf 16 Stück reducirt; seit 1851 hat es sich unter der Aufsicht und Pflege des Oberförster Ulrich wieder auf 250 Stück vermehrt. Herr Ulrich fand im Sommer 1860 in seinem Revier ein junges Elchkalb, das vermuthlich die Kugel eines Wildschützen verwaist hatte. Er nahm es mit sich und wies ihm eine Kuh als Amme an. Das Thier gedieh und wuchs heran, lief den Menschen wie ein zahmer Hammel nach und leckte seinem Herrn beim Wiedersehen Hand und Gesicht. Für den Garten entwickelte der junge Elch, nachdem er seiner Amme entwachsen war, ein gefährliches Interesse. Er aß gern Bohnen, Kohl und Salat, und als man die Thüre vor ihm verschloß, sprang er gewandt über den 5 Fuß hohen Zaun. Wenn sein Herr in den Forst ging, mochte er ihn gerne begleiten, und mußte oft gewaltsam zurückgehalten werden. Einst traf er auf solchem Spaziergang ein Rudel seiner wilden Brüder. Die betrachtete er aufmerksam und sie schienen ihn lebhaft zu interessiren; jedoch gefiel es ihm bei dem Herrn Oberförster besser und er kehrte getreulich mit ihm aus dem Walde zurück. Dieses zutrauliche Thier kam später nach Berlin, in den zoologischen Garten, wo es seiner langen Ohren wegen von einem gebildeten Publikum gewöhnlich als ‚fremder Esel' angesprochen wurde, aber bald erkrankte und verstarb."

Eine Uferlandschaft ist malerisch und wird deshalb, freilich unpassend genug, die littauische Schweiz genannt. Hier erhebt sich der höchste Berg Littauens, der Rombinus, nur 150 Fuß hoch, gilt aber als sehr heilig, weil hier ehemals der vornehmste Sitz des Heidenthums war. Man findet in den Moosbrüchen Littauens außer zahlreichen Kranichen und Uhu's auch noch Biber, die im übrigen Europa noch sehr selten geworden sind. Von den Sanddünen aus hat man eine großartige Ansicht des Meeres. „Um die See zu sehen, erstieg ich die gegen 200 Fuß hohe Hauptdüne, wo ich mich nur mühsam aufrecht erhalten konnte. Das Meer hatte die Farbe des schwarzbewölkten Himmels angenommen, es schien Land und Himmel verschlingen und sich selber vernichten zu wollen: so mächtig thürmten sich die Wogen auf, so wild stießen die klaffenden Wasserberge gegen einander und so laut donnerten sie gegen den schmalen Landstrich, den ich jeden Augenblick überfluthet zu sehen wähnte. Oft schien das ganze Meer nur ein weißschäumender Gischt, die ganze Nehrung nur eine aufwirbelnde Sandwolke. Zuweilen ließ sie sich aber auch wieder fast ihrer ganzen Länge nach übersehen, hob sich scharf und deutlich von Meer und Himmel ab, zwischen denen sie wie ein weißleuchtender Blitz oder auch wie eine weißschimmernde Riesenschlange auftauchte, um dann plötzlich in Dunkelheit und Wogengraus zu versinken. Obwohl sich das ganze Meer in empörtem Zustande befand, so ließ sich doch eine Scheidelinie ziehen zwischen dem brandenden überall schäumenden Streifen nächst dem Lande und der hohen See, deren tiefes Dunkel durch eine wechselnde Reihe weißer Bänder aufgehellt wurde. Einen merkwürdigen Gegensatz zu dem empörten Meer bildete das Haff; inmitten dieses allgemeinen Aufruhrs lag es wellenlos und völlig ruhig da. Die Dünen hatten ihre schützende Hand über das Haff gebreitet und ließen den Sturm nicht herankommen."

Der Verfasser ist der Ansicht, daß in dem jahrtausendlangen Kampfe, welchen Erde und Meer an diesen Sand- und Sumpfufern kämpfen, doch allmälig das feste Land den Sieg über das bewegliche Element zu erringen scheine, denn wenn auch die Macht der Wellen häufig das Ufer anfrißt, so setzt sich doch in einem größern Flächenraum des überschwemmten Landes immer mehr Boden an. Es wird auch hier immer noch Bernstein gegraben. Im vorigen Jahre wurden 77,000 Pfund Bernstein hier gefunden.

Die Bevölkerung des Landes ist verschiedenartig. Von den echten Deutschen, den braven Salzburgern war schon die Rede. Die Littauer sind ein tüchtiges

Volk, vortreffliche Reiter, von Jugend auf zu Roß. Das schöne Geschlecht wird sehr gerühmt. Im Volke lebt noch die Erinnerung an die Leimas oder Laumen, Priesterinnen und Zauberinnen des alten Heidenthums. Die Mädchen in der Gegend des Rombinus „gleichen in Gestalt und Gesichtsbildung den holden Priesterinnen. Man findet unter ihnen Köpfe mit wahrhaft antiken Profilen, mit der von den Malern so gepriesenen Wellenlinie, und einen durchweg freien Wuchs mit edler Haltung. Sie haben von den Laumen die Kleidung und die Haartracht angenommen, und die Laumen haben sie sticken und weben, singen und tanzen und noch manches Andere gelehrt. Besonders ausgezeichnet sind durch malerische Tracht und die Kunst, ihr Haar zu flechten, die Ragainerinnen (in der Umgegend von Ragnit). Sie flechten zwei breite 10—18 strahlige Zöpfe, welche in Form eines Ringes fest um den Kopf gelegt werden, nach jeder Seite einen Buckel bilden, und das übrige glattanliegende gescheitelte Haar gewissermaßen einrahmen. Die Arbeit erfordert nicht wenig Zeit und Mühe und sogar fremde Hülfe; weshalb die Mädchen auch nur alle acht Tage das Haar von Neuem flechten, und die Freundinnen in der Frühe des Sonntags zu diesem wechselseitigen Dienst und Ausputz einander besuchen. Doch wissen sie die Flechten die ganze Woche hindurch in der besten Ordnung zu erhalten, indem sie bei der Arbeit ein Tuch oder eine Binde um die Stirne schlagen. Die Kunst, das Haar in dieser zwar fremdartigen aber anziehenden Weise zu flechten, ist fast ein Geheimniß der Ragainerinnen, selbst für die andern Littauerinnen, die sich oft vergebens mühen, jene Zöpfe nachzuflechten. Die Tilzenerinnen (in der Umgegend von Tilsit) tragen das Haar ungescheitelt, ihre Zöpfe sind nicht so zierlich, dafür aber mit bunten seidenen Bändern geschmückt, die lang und breit über den Nacken herabflattern. Verheirathete Frauen und gefallene Mädchen dürfen das Haar nicht flechten und müssen es mit einem Tuche bedecken. Die Kleidung der Frauen wechselt ebenso wie die littauische Mundart fast mit jedem Kirchspiel. Nur ein Kleidungsstück findet sich überall, wo noch die Nationaltracht in Gebrauch ist — die Marginne; wahrscheinlich von merga, die Jungfrau, abzuleiten, indem es vorzugsweise von Mädchen getragen wird; oder auch von margas, bunt, weil es rothgestreift oder buntgewürfelt zu seyn pflegt. Von der kurzen bunten Marginne hebt sich schön das blendend weiße Hemde von feinem Linnen ab, das bis zum Halse hinaufgeht und an der Achsel und dem Handgelenk mit Arabesken in schwarzer Farbe ausgenäht ist; sowie die feuer- oder blutrothen oder auch blauen Zwickelstrümpfe, welche in Schuhen mit hohen Absätzen stecken. Auch das Mieder ist von heller, gewöhnlich rother und grüner Farbe; und über die Marginne werden noch ein halb Dutzend leichter Schürzen gebunden von denen die oberste reich gestickt ist. Fast an jedem Finger glitzern ein paar Ringe von Silber, Zinn oder Messing, auch wohl mit böhmischen Steinen eingefaßt; von dem Kopfe weht, aber ohne das Gesicht zu verdecken, ein Schleiertuch, wieder von weißem feinem Linnen und mit selbstgewebten Spitzen besetzt."

Der Verfasser theilt auch einiges über die Sprache und über die Volkslieder der Littauer mit.

Die Masuren werden als gutmüthig geschildert, doch mit einigen Fehlern, die den Slaven überhaupt ankleben. Am unausstehlichsten fand der Verfasser die schmutzigen, begehrlichen und aufdringlichen Juden. Sehr hübsch und charakteristisch ist die Schilderung von Polen und Polinnen, die er jenseits der Grenze kennen lernte. „Noch sehe ich die eleganten Cavaliere in ihren kurzen Schnurröcken und hohen pelzverbrämten Mützen auf kleinen flüchtigen Pferden in den Hof sprengen; hinter ihnen ein halb Dutzend schnurrbärtiger Diener, und wenn sie zur Hetzjagd kamen, auch von eben so vielen Windhunden begleitet. Wie behend sie von den Pferden sprangen, mit welch' devoter Galanterie sie vor den Damen des Hauses das Knie beugten und ihnen die Hand küßten, wie gefällig sie sich bewegten, wie anziehend sie zu plaudern wußten, entweder in fließendem Französisch oder in gebrochenem aber eben deshalb ‚so reizend' klingendem Deutsch; wie meisterhaft sie L'hombre und Billard spielten, und mit welch' gewinnenden Manieren sie uns jedesmal das Geld abnahmen! Und nun gar erst die polnischen Edelfräulein! Welch' glänzende feurige Schönheiten, wie viel Grazie und Ausdruck in jeder Bewegung und Geberde, welch' süßes Kokettiren und welch' himmlisches Tanzen!! — In ihrem Heimwesen erschienen sie weniger anziehend. Schon der Anblick der elenden verfallenen Wirthschaftsgebäude, des schmutzigen, unordentlichen Hofraums und des ruinenhaften Herrenhauses täuschte mich bitter in meinen Erwartungen. Die langsamen, schläfrig herbeikommenden Diener waren in ihren zerlumpten Kleidern, mit ihren ungewaschenen Gesichtern und ungekämmten Haaren kaum wieder zu erkennen. Auch die Herren hatten nur unvollkommen Toilette gemacht, und die schönen Damen, welche wir in einem zweifelhaften Negligé überraschten, flohen vor uns mit hellem Geschrei. Nach einer Weile kamen sie wieder zum Vorschein, jetzt wieder in Sammet und Seide rauschend, goldene Geschmeide um Arme und Nacken, Alle wieder strahlend und bezaubernd. Aber

mein Mißtrauen war einmal geweckt. Die zum Sprüchwort gewordene polnische Wirthschaft guckte aus jedem Winkel und jeder Ecke, aus jedem Möbel und jedem Geräth. Es war eine große Tafel angerichtet und zahlreiche Schüsseln gingen umher, das halbe Dutzend Diener, die sich inzwischen in ihre Livreen geworfen hatten, stand in aufmerksamer Haltung in unsern Stühlen, eine lebhafte Unterhaltung war bald im Gange, den lustigen Scherz- und Witzworten der Herren antwortete das fröhliche Gelächter, die allerliebsten Blicke der Damen — und dennoch, Messer und Gabeln, Löffel und Teller waren nimmermehr rein und blank zu nennen, die Gerichte hatten ein verfängliches Aussehen und einen räthselhaften Geschmack. Das Beste war der Wein. Die eleganten Cavaliere und schönen Damen sind nun alle verschollen. Einige der Herren hatten sich schon bei dem frühern polnischen Aufstande betheiligt, aber die Verzeihung des jetzigen Kaisers unter dem Versprechen erlangt, daß sie sich fortan als loyale Unterthanen betragen wollten. Dennoch traten sie, als die jüngste Insurrection ausbrach, wieder in die Reihen der Aufständischen. Sie fielen im Kampfe oder flohen nach Frankreich, ihre Güter wurden confiscirt."

---

## Dichtkunst.

Die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters von Dr. Hermann Dunger. (Programm des Vitzthumischen Gymnasiums in Dresden). Druck bei Teubner in Dresden, 1869.

Eine sehr einläßliche und anziehende Monographie der berühmten Alexandersage, wie sie im christlichen Mittelalter zunächst nach der Geschichte jenes Krieges vom phrygischen Dares im 19. Jahrhundert von dem französischen Kleriker Bernhardus Floriacensis, dann von noch mehreren Franzosen, Engländern, Deutschen in lateinischer Sprache bearbeitet wurde. Dann erst ging die Sage in die neueren Sprachen über, in die der s. g. höfischen Dichter. „Der älteste dieser romantischen Dichter, welcher zugleich als die Hauptquelle unserer deutschen Trojanerlieder besondere Wichtigkeit für uns hat, ist der nordfranzösische Trouvere Benoit de Sainte-More, welcher um die Mitte des 12. Jahrhunderts blühte. Außer einer Bearbeitung der Aeneis, welche Heinrich von Veldeke als Quelle benützt hat, und der sogenannten normännischen Reimchronik verfaßte Benoit ein großes Gedicht von etwa 30.000 Versen, die destruction de Troyes (roman de Troyes) in kurzen Reimpaaren. Dieses Werk, welches in vielen Handschriften existirt, ist bis jetzt noch nicht vollständig herausgegeben, doch bietet einen ziemlichen Ersatz dafür der vorzügliche Aufsatz Frommann's in Pfeiffer's Germania II, 49 ff.: Herbort von Fritslâr und Benoit de Sainte-More." Unter den Deutschen begann Herbort von Fritzlär die Reihe, dem Conrad von Würzburg folgte, während in Italien Guido de Columna die Sage in einem lateinischen Prosaroman behandelte. Diesen folgten nun noch mehrere andere, sogar eine nordische Trojumanna Saga. Der Verfasser weist mit großem Fleiße nach, wie nach und nach die spätern Dichter außer dem Dares noch andere classische Quellen aufgefunden und benutzt haben.

Es verstand sich von selbst, daß der ritterliche Geist des Mittelalters an den Thaten des großen Alexander Wohlgefallen finden mußte und um so mehr, als die europäische Ritterschaft während der Kreuzzüge selber in den Orient vordrang. Die Alexandersage nährte ihre Kriegslust und zeigte ihnen zugleich den Weg, eine Ilias und Odyssee vereint.

Auch die muhamedanischen Dichter hatten, während ihre Califen so große Eroberungen in Asien machten, an den Thaten des großen Alexander gleiches Wohlgefallen. Auf die orientalischen Bearbeitungen der Alexandersage hat jedoch der Verfasser die vorliegende Abhandlung nicht ausgedehnt.

---



Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 46. 9. Juni 1869.

## Geschichte.

**Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770 bis 1800. Aus archivalischen und andern bisher unbeachteten Quellen. Von Sebastian Brunner. Mainz, Franz Kirchheim, 1869.**

Ein starker Band, welcher der im vorigen Jahre erschienenen und in unsern vorjährigen Blättern Nr. 71 und 72 angezeigten vortrefflichen Schrift desselben Verfassers „die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II." zur Ergänzung dient. Das Werk enthält eine ungeheure Menge Thatsächliches, und zwar nicht blos aus Archiven, sondern auch aus einer sehr genauen Kenntniß der damaligen österreichischen Presse geschöpft. Es war keine Kleinigkeit, allen Schund, der in der josephinischen Zeit in Wien und vielen andern österreichischen Städten unter den Preßbengel kam, jetzt noch aufzutreiben und zu sortiren, und doch war eine genauere Einsicht in diese eckelhafte Literatur dem Geschichtsforscher nothwendig, um die Zeit und die Menschen richtig beurtheilen zu können.

Kaiser Joseph II. ist auf eine übertriebene Weise gelobt und gepriesen worden. Um ihn noch höher in der Meinung zu heben, hat man ihm sogar falsche Briefe untergeschoben. Eben deshalb haben sich andere über dieses unverdiente Glorificiren gewundert, ihn dafür zu gering geschätzt und geschmäht. Darüber ist man indeß jetzt wohl einig, daß er es redlich meinte und das Beste wollte, sich aber in den Mitteln vergriff und das Volk, welches er mit Gewalt glücklich machen wollte, zu wenig kannte und dessen Rechte durch sein tyrannisches Gebahren verletzte. Den guten Willen erkennt auch Sebastian Brunner überall an, wie sehr er sonst das System des Kaisers mißbilligt.

Es ist sehr löblich, daß sich der Verfasser nicht blos an die Principienfrage hält, die ohnehin schon zum Ueberfluß durchgesprochen ist, sondern auch die Eigenthümlichkeiten der Menschen in jener Zeit, der Oesterreicher, zumal der Wiener und ihrer damaligen Bildungs- und Sittenzustände hervorhebt. Wenn zwei dasselbe thun, ist es doch nicht dasselbe. Die nämliche Aufklärung und Freigeisterei, welche die heißblütigen Franzosen in eine blutige Revolution hineinriß, machte den gutmüthigen Oesterreichern nur einen Spaß. Es war eben kein cholerisches, sondern nur ein sanguinisches Volk, in langer Gewöhnung sittlich erschlafft. Das gab nun dem Josephinismus sein ganz absonderliches Gepräge. Wo man ihn auch anrühren mag, findet man nur seichte Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit, schaale Gemeinheit, wovon fast alle Erzeugnisse der österreichischen Presse die Beweise liefern, die uns durch den ganzen dicken Band verfolgen. Statt jedes tiefern sittlichen Ernstes finden wir nur Phrasen, abgedroschene Redensarten, wie sie anderwärts von der aufgeklärten Welt längst gebraucht worden waren. Nicht einmal den Schein des Ernstes wußten diese guten Wiener zu bewahren. Ihre Freimaurerlieder z. B. wie sie in den neuerrichteten Logen gesungen wurden, hatten kaum eine ernsthafte Miene angenommen, um die obligate Brüderlichkeit im hohen Odentone zu preisen, als ihre Blicke schon wieder schalkhaft in die Schwesterlichkeit hinüberblinzelten und sich von dem ungewohnten Echauffement unter der Maurerschürze durch die gewohnten Späßchen unter der Weiberschürze erholten. Blumauers, des damaligen Wiener Hauptpoeten, Freimaurerlieder sind voll eckelhafter, süßlicher, Kotzebueischer Aequivoken. Wenn ein Wiener Dichter wie Denis auch die Backen aufblies, um dem norddeutschen Klopstock nachzuposaunen, oder wie Alxinger als geistlosester Nachahmer Wielands in seinen Heldengedichten (Herr Brunner hätte neben dem Doolin auch den noch langweiligeren Bliomberis

erwähnen dürfen) die Ottaverinen dem Leser nach der Elle zumaaß, so war dieses falsche Pathos schwachköpfiger und schwachherziger Nachäffer doch nur lächerlich. Die meisten andern Dichter und Publicisten blieben im natürlichen possenhaften Ton des Wiener Lebens. Je gemeiner, desto behaglicher. Auch heute noch wird viel gemeines Zeug geschrieben, wer aber vergleichen liebt, kann in jener josephinischen Literatur des frühern Wien immer noch Studien machen und wird das Unübertreffliche kennen lernen.

„Im Archiv des Ministeriums des Innern finden sich noch viele bittere Urtheile über den Wiener Literatenschund von des Kaisers Mund dictirt und von seiner Hand unterfertigt. Ein Befehl vom 25. April 1784 lautet wörtlich: ‚Da durch diese Jahre der Beweis klar vorhanden lieget, daß unendlich viel Broschüren geschmieret werden, und schier keine einzige noch an das Tageslicht gekommen ist, die der hiesigen Gelehrsamkeit Ehre gemacht oder dem Publico einige Belehrung verschaffet hätte, so ist künftig jeder Autor, der eine Broschüre drucken lassen will, zu verhalten, zugleich bei der Einreichung derselben bei der Censur sechs Dukaten bei dem Revisionsamt zu erlegen. Wird sein Werk durch die Censur zum Druck approbiret, so sind ihm die erlegten sechs Dukaten zurückzustellen; wird dasselbe aber verworfen, so sind die sechs Dukaten zu behalten und dem Armeninstitut zuzuwenden; wodurch hoffentlich die unnützen Broschürenschmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, sich auf was Nützliches zu verwenden. Dies ist durch die Zeitungen allgemein zu Aller Wissenschaft bekannt zu machen und wird die Censur überhaupt hinfür mit mehrerem Ernst darauf sehen, damit unnütze, mit Unsinn angefüllte Broschüren, die auch oft gegen die Sitten sind, oder Schmähungen gegen die Geistlichkeit, dann nur Recocta enthalten, verworfen und zum Druck nicht zugelassen werden, und der Ertrag von sechs Dukaten dem Armeninstitut zu Gute komme.' Diese Maßregel half auch nichts. — Die kaiserliche Kritik genirte die Schmierer nicht — es wurde bis zu des Kaisers Tode immer ärger, und noch in den letzten Jahren seiner Regierung sann er auf ein neues Mittel, den eben so unwissenden als frechen Schriftstellern Wiens einen Zaum anzulegen. Am 16. Januar 1789 resolvirte der Kaiser eigenhändig folgendes: ‚Die Stempelung und die daraus entstehende Belegung der verschiedenen Zeitungen, öffentlichen Tags- und Wochenblätter und sämmtlicher Broschüren, dann Comödien, ist allerdings als das wirksamste Mittel einzuführen, die Sudler, die schon seit der bestehenden Preßfreiheit so viel Unsinn und wenigstens so viel abgeschmacktes Zeug zur Schande der sogenannten aufkeimenden Nationalliteratur und Aufklärung hervorgebracht haben, künftig zu mäßigen und auch künftig dergleichen Schrifteinführung hintan zu halten.'"

Die Freimaurerlogen spielten unter Joseph II. in Wien allerdings eine große Rolle und paßten auch mit ihren mysteriösen Affectationen und läppischen Spielereien ganz vortrefflich zum leichtgläubigen, wunder- und comödiensüchtigen Wiener Publikum. Die komische Alliance der Maurerei mit dem Wienerthum ist in Mozarts Zauberflöte verewigt. Sarastro bedeutet den Geist der Maurerei oder, wenn man will Joseph II. selbst, die Königin der Nacht dagegen das Papstthum. Der Herausgeber scheint uns übrigens der Maurerei gar zu viel Gewicht beizulegen. Man konnte diese Heerde Schafe wohl scheeren, auch wohl, wenn Gefahr drohte, dem Feind entgegentreiben oder als unschuldiges Aushängeschild benutzen; im Grunde blieben es aber doch Schafe, mit denen im Ernst nicht viel auszurichten war. Nur in Bayern, wo man weniger oberflächlich war als in Oesterreich, hatten damals die Illuminaten den Jesuiten ihre Ordensprincipien (tiefstes Geheimniß, blindesten Gehorsam und Heiligung auch des schlechtesten Mittels durch den guten Zweck) abgelernt, und handelten mit einer Energie, welche den tändelnden Wienern abging.

Der neue öffentliche Cultus des Genius, den man mit s. g. Biedermännern trieb, wenn dieselben auch nicht Maurer, wenn sie nur „aufgeklärt" waren, wirkte offenbar mehr auf das große Publikum ein, als das geheime Treiben in den Logen. Mit Recht reducirt Herr Brunner den Ruhm jener Gefeierten z. B. eines Sonnenfels auf ein bescheidenes Maaß, zu geschweigen des elenden Feßler, eines entsprungenen liederlichen Mönchs, den man vergötterte, mit einer hohen Lehrstelle bedachte, der aber mit Schulden durchging, um unter den Maurern Norddeutschlands und endlich noch in Rußland seinen durchaus unverdienten Ruf auszubeuten.

Der Haß des Wiener Publikums gegen die Klöster war nicht ernstlich, ging nicht tief. In den Klöstern waren die Hungrigen immer gespeist, die Sünder immer möglichst leicht absolvirt worden. Wie viele Jahrhunderte hindurch auch Oesterreich seine Klöster hatte, so war durch sie dem Volk doch keinerlei Askese zugemuthet worden. Im Gegentheil war nirgends so lustig zu leben, wie unter dem Krummstab in Oesterreich. So äußern sich auch die gegen die Klöster geschriebenen Brochuren, die deren von Joseph II. befohlene Aufhebung rechtfertigen sollten, niemals mit einem fanatischen Haß, sondern mehr mit Spott und Spaßmacherei, und nur

im Kampf gegen das Fastengebot scheint sie aufrichtiger Ernst anzuwandeln, denn den Appetit wollen sich die Phäaken an der Donau nicht beschränken lassen, lieber die Freiheit, die Verfassung und was man immer will.

Begreiflicherweise wurden, indem man die katholische Kirche und indirect die christliche Religion angriff, auch das Judenthum in die Bundesgenossenschaft herbeigezogen. Ihnen zu Liebe hob man die Wuchergesetze auf. Aber das Volk wollte mit den Juden doch noch keine Brüderschaft machen. „Wir haben schon bemerkt, wie es trotz aller Aufklärung mit der Verhimmelung und Verherrlichung der Juden nicht vorwärts gehen wollte, die Satire kam in der einfachsten, primitivsten Art über dieselben, indem sie ihnen ein Spiegelbild ihres Handelns vor das Gesicht hielt. So heißt es in einer Satire über verschiedene Stände: ‚He Juden, sagt mir wo ist der Esel?‘ ‚Wie Herrchen, schaffen Sie was zu handlen?‘ ‚Nein, sagt mir wo ist der Esel?‘ ‚Je Mammeleben, horcht einmal; das Herrchen fragt um den Esel: lassen sie sich belieben zu sagen, mein liebes Herrchen, wir haben keinen fremden Esel gesehen, so wahr ich ein ehrlicher Jüd bin.‘ ‚Ich verstehe euch, ihr tragt euere Säcke selbst, die des feinen Betruges, List und Hintergehens voll sind.‘ ‚Je Herrchen wahrlich nit: Ich will ihnen unsern Hausesel zeigen, mit dem wir auf die Jahrmärkte reisen.‘ ‚Fort mit diesem Steinesel, er trägt einen Bart und gehört nicht mein. Er schleicht sich auf Jahrmärkte, um Ansässige zu verdrängen. Er schleppt schlechte Waaren mit sich, um durch einen wohlfeilen Preis Käufer zu täuschen. Geschieht euch aber ein gleicher Fall, nicht wahr Heternei? Da wollt ihr fluchen: man soll verschwarzen und vor der Thüre soll kein Gras wachsen. Dumme Schlauigkeit gebiert Haß, und dann fragt sich wohl mehr, wo ist der Esel?‘ Man muß eingestehen, die Christen machen immer dieselben Witze über die Juden — die Juden provociren aber auch immer durch dieselben Betrügereien. Hall und Wiederhall bleiben sich gleich.“

Echt wienerisch war der Spott, der über Mendelssohn ausgegossen wurde, als es hieß, er wolle sich taufen lassen. Wozu eine Religion mit der andern, das alte Testament mit dem neuen vertauschen, da beide gleich wenig werth sind?

Aber wie entstand denn jene Geistlosigkeit, jene alles Ernstes baare lustige Gemeinheit, jene halb thierische, halb kindische Wiener Manier, die ja älter war, als der Josephinismus und in der er nur den geeignetsten Boden fand? Darüber müssen wir etwas sagen, was in dem Buche des Herrn Sebastian Brunner nicht steht, wohl aber darin stehen sollte.

Dem politischen System, wie es seit Kaiser Karl V. in Oesterreich gehandhabt wurde, fehlte alle und jede Natürlichkeit und Angemessenheit für einen deutschen Volksstamm, es wurde demselben nur durch blutige Tyrannei in den Religionskriegen aufgezwungen und nachher durch Panem et Circenses erleichtert, machte aus ihm aber etwas, was nie aus ihm hätte gemacht werden sollen. Denn erstens und vor allem war es ein undeutsches, ein welsches, spanisch-italienisches System, welches darauf ausging, nicht nur Oesterreich vom übrigen Deutschland abzusperren, sondern auch den deutschen Geist durch die lateinische Jesuitenschule und durch die spanisch-italienische Mode zu unterdrücken. Ein Wunder, daß man noch den Stephansthurm stehen ließ, diese Denksäule germanischen Geistes, daß man sie nicht auch wie so viele hundert andere gothische Kirchen und Kapellen niederriß, um sie durch die häßlichen Kirchen und Birnthürme des Jesuitenstyls zu ersetzen, der von dem gothischen Ideale christlicher Kirchen zum heidnischen Rundbogen und zur geistlosen Renaissance zurückkehrte. Weil das Haus Habsburg sich lieber auf Spanier und Italiener, auf die Welschen stützt, als auf die Deutschen, sollten seine deutschen Unterthanen so viel als immer möglich entdeutscht, sollten sie verwelscht werden.

Seit dem Tridentinum hatten die katholischen Großmächte dem Papst ihren gemeinschaftlichen Schutz gegen die von Deutschland ausgegangene Reformation unter der Bedingung zugesichert, daß der Papst und die ganze Klerisei fortan ihrer weltlichen Politik fügsam und unterthänig sey. Was speciell Oesterreich anbelangt, so würde das Haus Habsburg wahrscheinlich seine spanische Krone und sein Besitzthum in Italien aufs Spiel gesetzt haben, ohne sich der Ergebenheit der nach Souveränetät lüsternen protestantischen Fürsten versichert zu wissen, wenn es selbst protestantisch geworden wäre. Es schloß sich also dem Hause Bourbon in Frankreich im Schutze des Papstthums an. Die Coalition der katholischen Großmächte, welche das Tridentiner Concil besiegeln mußte, war nicht blos gegen die Reformation, sondern und zwar hauptsächlich gegen den Germanismus, also auch gegen die altkatholische Gothik gerichtet. Die katholische Kirche war seit dem Tridentinum zwar dem Namen nach noch die allgemeine christliche Kirche, dem Wesen nach aber nur noch eine einseitig romanische und gegen den Germanismus gerichtete Anstalt.

Zum Vermittler zwischen dem weltlichen Despotismus der habsburgischen und bourbonischen Höfe mit dem Papst und einseitigen Romanismus der Kirche

wurde der Jesuitenorden ausersehen. Aus ihm wurden einerseits die Beichtväter der weltlichen Kaiser und Könige, die päpstlichen Agenten an den Höfen und andrerseits die Lenker des Schulwesens in allen katholischen Staaten gewählt. Als Beichtväter waren sie Höflinge der Fürsten, schmeichelten deren Maitressen, duldeten die schamloseste Lüderlichkeit der Höfe und hatten nichts dagegen, wenn sich der s. g. allerchristlichste König als heidnischer Jupiter abmalen und vergöttern ließ oder als Sultan ein Serail hielt. Als Alleinherrn in allen katholischen Akademien und Schulen pflegten sie mit der lateinischen Sprache auch nur die Renaissance, das Studium und die Nachahmung der heidnischen Classiker und des antik-heidnischen Geschmacks in Wissenschaften und Künsten. Alles Deutsche war systematisch von ihrer Schule ausgeschlossen und aus dem gleichen Grunde, aus welchem sie die gothischen Kirchen niederrissen, versenkten sie alle Erinnerungen der altdeutschen Poesie, mochte sie auch noch so fromm-katholisch seyn, in Vergessenheit. Da der Jesuitenorden hauptsächlich nur auf die höhern Stände und die Städte einwirken konnte, wurde ihm der Kapuzinerorden ausdrücklich zu dem Zwecke neben- und untergeordnet, um das gemeine Volk auf dem Lande durch drastische Mittel, wovon selbst die populäre Spaßmacherei nicht ausgeschlossen war, zu haranguiren.

Ueberhaupt wurde es System des Neukatholicismus im Interesse und Dienst des weltlichen Despotismus, das Volk mit allerlei Tand zu erlustigen und zu beschäftigen, damit es zufrieden sey, alles ernste Nachdenken unterlasse und nie mehr, wie in der Reformationszeit die Kirche oder die Regierung selbst zu kritisiren anfange. Das allein war der Zweck der läppischen kindischen, an sich der Kirche unwürdigen, ganz unnöthigen, oft sogar unsinnigen neuen Wunder, Feste, Andachten, Ceremonien und Spielereien, wie sie vorher im verständigern Mittelalter in solchem Uebermaaße niemals vorgekommen waren und jetzt erst dem einfältigen Volke octroyirt wurden. Der alte, einheimische germanische Aberglaube war lange nicht so unvernünftig gewesen als der neue, der seit der Renaissance aufkam und die ganze Pandorabüchse der classischen Magie, des antik-heidnischen Zauberglaubens über Deutschland ausschüttete. Nicht im Mittelalter, sondern erst nach dem Tridentinum wurden die s. g. Hexen verbrannt, verschlang die spanische Inquisition ihre zahllosen unglückseligen Opfer und wurde der altheidnischen s. g. schwarzen Magie die weiße Magie beigesellt, d. h. die katholische Zauberei mittelst der allerheiligsten Namen, mittelst des Mißbrauchs mit Gebeten, Amuletten, Reliquien, Hostien etc. Ein Uebermaaß von neuen Feierlichkeiten und Festen diente dazu, das gemeine Volk in Athem zu halten, und die geistlichen Feste arteten völlig in Volkslustbarkeiten aus. Der Teufel in den Processionen spielte den Hanswurst, der Kapuziner auf der Kanzel wetteiferte mit ihm in Späßen. Fast ohne merklichen Uebergang schloß sich nun das weltliche Possenspiel dem geistlichen an, alles nur zu demselben Regierungszwecke. In der Kirche hielt Pater Abraham die lustige Kapuzinerpredigt und draußen auf dem Leopoldstädtertheater agirte Stranitzki den Harlekin, während zum Ueberfluß noch die italienische Oper den Wienern classischen Geschmack beibrachte.

So war lange vor Joseph II. das Wiener Publikum zugeschult worden, das war die Vorbereitung für den Josephinismus.

Es war eine reine Unmöglichkeit, den Wienern und überhaupt den Deutschösterreichern durch die Jesuitenschulen die lateinische Sprache, wenn sie gleich schon die amtliche war, zur Volkssprache zu machen, sie ihnen statt der deutschen aufzunöthigen. Sie waren einmal Deutsche und hatten das übrige in der Bildung fortgeschrittene Deutschland zur Seite. Das gänzlich unproductive Jesuitenlatein mußte die österreichische Jugend endlich langweilen. Die Beseitigung desselben oder wenigstens seiner einseitigen Herrschaft war daher die natürlichste Sache von der Welt. Der Herausgeber des vorliegenden Werks hätte daher auch nicht nöthig gehabt, die Abschaffung dieser Sprachtyrannei zu mißbilligen, indem er S. 23 folgenden Satz adoptirt: „Die lateinische Sprache fing an, für eine schöne Antique zu gelten, und der Regent ward durch angehäufte Gründe am Ende selbst überzeugt, daß diese Sprache für den schöndenkenden Theil der Menschen bei weitem von keinem so umfangenden Nutzen sey, als es ein paar Mönche der Welt wollten glauben machen. Um diesem Satze mehr Festigkeit zu geben, wurden Versuche gemacht, die Lesebücher verschiedener Künste und Wissenschaften, welche seit Jahrhunderten die fertige Kenntniß der lateinischen Sprache voraussetzten, in deutscher Sprache abzufassen, und so ward allgemach der Grund gelegt, den geistlichen Stand, dem die Brüder ihre Zerstörung Schuld gaben — und auf dessen gänzliche Unterdrückung es abgesehen war, ganz unvermerkt allen Nachwuchses zu berauben."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 47. 12. Juni 1869.

## Englische Geschichte.

Richard Hooker, von den Gesetzen des Kirchenregiments im Gegensatze zu den Forderungen der Puritaner. Von Oberconsistorialrath Professor K. H. Sack. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1868.

Eine sehr lehrreiche Monographie. Ueberhaupt ist die Geschichte Englands seit der Reformation für die Kirchengeschichte wie für die politische Geschichte vom größten Interesse, weil sich die Gegensätze kaum anderswo so scharf, und man darf hinzufügen, so scharfsinnig durchdacht ausprägten.

Hooker war am Ende des 16. Jahrhunderts zwar nur ein einfacher Pfarrer in England, jedoch ein angesehener Mann wegen der gesunden Logik, mit welcher er in seinen Schriften die staatskirchliche Autorität gegen die Puritaner vertheidigte. Die Aufgabe, hierin das Rechte zu treffen, war grade in England ungemein schwierig, denn von allen Autoritäten, die sich den christlichen Bevölkerungen damals aufdrängten, war nicht eine einzige der Aufgabe gewachsen oder überhaupt der Anerkennung würdig. Die alte ehrwürdige abendländische Kirche, im Geist des heil. Bonifacius von Karl dem Großen durch germanische Kraft und Gemüthstiefe festgegründet und gegen den Islam geschützt, was die Byzantiner und Römer allein niemals vermocht hätten, war nach und nach durch das treulose Bündniß der französischen Könige mit den kleinen italienischen Dynastien gegen das Kaiserthum und gegen den ehrlichen und frommen Germanismus innerlich vergiftet worden. Das ewig fluchwürdige Haus der Mediceer hatte durch Einführung der Renaissance und des Börsenschwindels, d. h. des modernen Heiden- und Judenthums den christlich-germanischen Geist des Mittelalters abgeschwächt, zurückgedrängt, aus der Mode gebracht und vermochte dennoch, durch seine Intriguen und durch sein Geld, drei seiner Familienglieder auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Daß damit der Antichrist sich die Tiare auf das Haupt gesetzt, wie das die deutschen Reformatoren einstimmig behaupteten, hatte seine volle Richtigkeit. Der mediceische Papst, der die große Peterskirche im heidnischen Styl vom Geld der frommen Deutschen baute, war der Widerchrist, der das Grab des Apostels, den Felsen Petri verunreinigte. Wer anders, als ein über Christum hohnlachender Heide hätte die Ablaßkrambuden aufschlagen können? Wer anders als ein über das Kreuz hohnlachender Heide hätte das heidnische Pantheon als Kuppel über die Kreuzform der Kirche wölben können? Daß der größte Theil der frommen und ehrlichen Deutschen sich den Hohn des Widerchristen in Rom nicht länger gefallen ließ, war begreiflich und geschah von Rechtswegen. Leider aber stürzte mit der Autorität des Papstes auch die der Kirche überhaupt zusammen und an ihre Stelle trat die Autorität der jeweiligen Staatsgewalt.

In England war diese Staatsgewalt concentrirt in König Heinrich VIII., der die Krone des weltlichen Königthums durch seine offenen Laster ebenso schändete, wie der zehnte Leo die heil. Tiare durch seine heidnische Frivolität. Den Greueln des damaligen Papstthums entronnen, geriethen die Engländer unter die Greuel eines weltlichen Königthums, die noch abscheulicher waren, denn der König, der seinem Volk unter Androhung des Henkerbeils vorschrieb, was es glauben sollte, änderte nach bloßer Laune wiederholt seinen eigenen Glauben und ließ das Blut derer, die ihm in der Glaubensänderung nicht gleich folgen wollten, in Strömen fließen. Auch seine Töchter, die katholische Maria

und später die reformirte Elisabeth konnten, wenn auch von entgegengesetzten Standpunkten aus, das Blutvergießen nicht mehr lassen, denn Schwäche zeigen, hieß die eigene Autorität und Existenz auf das Spiel setzen.

Unter diesen Umständen war nichts natürlicher, als daß die vom König allein willkürlich beliebte staatskirchliche Autorität sich bei vielen Unterthanen als ein unnatürlicher Zwang eben so verhaßt machte, wie die Autorität des Papstes. Es bleibt in den Völkern, wenn man auch noch so brutal auf sie hinein wirthschaftet, doch immer etwas übrig, was sich nicht uniformiren, nicht unterdrücken läßt, sey es der Instinkt der gesunden Natur, sey es ein sittliches Gefühl, dem es unmöglich ist, die Bestie anzubeten, die sich ihr im Heiligenschein aufdrängt. Daher der ehrliche Widerstand der schottischen Presbyterianer wie der englischen Puritaner, wie gegen das Papstthum so auch gegen die Staatskirche. Leider aber ist es auch solchen volksthümlichen Oppositionen niemals möglich gewesen, sich rein zu erhalten vom Zufluß wilder und unreiner Elemente. Gekränktes Rechtsgefühl artet leicht in Fanatismus, Schwärmerei und bei minder gebildeten Geistern in die schroffste und einseitigste Meinungstyrannei aus und diese Schwärmer finden dann immer einen Anhang im urtheilslosen und leicht verführbaren Pöbel, der auch die beste und gerechteste Sache verdirbt. So hat Butler in seinem Hudibras uns das Bild eines Puritaners in eben so verabscheuungswürdiger Gemeinheit gezeichnet, wie es irgend ein Dominikaner am Inquisitionsgericht, ein jesuitischer Tartüffe am französischen Hofe oder auch ein hochkirchlicher beständig von Henkern begleiteter Erzbischof von Canterbury seyn kann. Das ist nun einmal die Art der Menschen, daß sie das Heilige auch dann selber wieder entweihen, wenn sie es vor der Entweihung anderer zu schützen vermeint haben.

Unter der Königin Elisabeth hatte die Mehrheit der Engländer, die sich mit Wärme der Reformation angenommen, gleiches Interesse mit der Krone, eine neue katholische Reaction, wie unter der Königin Maria, um jeden Preis zu verhüten. Denn es war zugleich das Nationalinteresse, sofern Spanien und Frankreich alle Kräfte anstrengten, um der ganz von ihnen abhängigen katholischen Partei in England und Schottland aufzuhelfen. England vermochte aber die äußern Feinde nur dadurch abzuhalten, daß Krone, Parlament und die Mehrheit des Volks sich fest zusammenschlossen, die widerspenstigen Parteien bändigten und mit Gewalt die Ordnung aufrecht erhielten. Das war Englands Ruhm und Glück unter der klugen und energischen Elisabeth.

Natürlicherweise mußte nicht nur die katholische Partei, sondern mußten auch unter den Reformirten selbst die wühlerischen Sektirer niedergehalten werden, und das war bei der bekannten Starrköpfigkeit der Engländer keine Kleinigkeit. Die Presbyterianer in Schottland hatten schon ihre Rechte durchgefochten. Schottland war damals noch nicht mit England vereinigt und wurde es erst nach Elisabeths Tode. Aber das Beispiel der Presbyterianer machte den Puritanern in England Muth und umsomehr, als sie sich in mancher Beziehung im Rechte befanden. Denn die englische Staatskirche, wie nothwendig auch zur Erhaltung der Staatseinheit und der Machtentfaltung nach außen, war doch gewiß nicht das Ideal einer christlichen Kirche frommer und begeisterter Christen germanischer Race seit dem Beginn der Reformation, seit der berechtigten, nur zu lange verzögerten Erhebung gegen die Mißbräuche der römischen Kirche, gegen das Zerrbild, das die Welschen aus dem Christenthum gemacht hatten. Aber in die Opposition zurückgedrängt und dadurch leidenschaftlich erregt, nahmen die Puritaner wie aus der katholischen, so auch aus der neuen Staatskirche ihre Zuflucht zum eigenen Geist. Die Mehrheit war wirklich begeistert und rühmte sich wahrhafter Inspirationen, wie das bei den Hussiten und später wieder bei den Camisarden vorkam. Eine Minderheit von Independenten oder Levellers fiel damals schon in Skepsis und Atheismus und erbitterte die Staatskirchler durch ihre Spottschriften. Die Mehrheit der Puritaner war der Staatskirche am gefährlichsten durch ihren Rigorismus und durch ihre republikanische Tendenz. Indem sie nämlich auch die unschuldigsten Sinnengenüsse und Vergnügungen verwarf und für Todsünden ausgab, bezeichnete sie die Bischöfe und Pfarrer der Staatskirche als die Miethlinge oder stummen Hunde, die um ihrer Pfründen willen der Sünde den Lauf ließen, und indem sie keinerlei geistliches Amt mehr anerkannten und als einzige Autorität nur den heil. Geist gelten ließen, wie er sich durch Inspiration in der Gemeinde offenbare, erschienen ihnen auch die weltlichen Aemter überflüssig und sollte die Volksgemeinde allein entscheiden.

Gegen diese schwärmerische und demokratische Bewegung im Volk wendete nun Hooker die scharfen Waffen seiner Logik zur Vertheidigung der Staatskirche an. Was er sagt, trifft meist die Wahrheit und ist für alle Zeiten anwendbar. Was dabei nicht ganz zutrifft, findet doch seine Rechtfertigung in den Umständen. Das nationale Interesse Englands forderte damals, den ungeheuern Umtrieben Spaniens und Frankreichs gegenüber, unumgänglich eine wenn auch gewalt-

same Aufrechterhaltung der Ordnung im eigenen Lande. Vor allem vertheidigt Hooker die Nothwendigkeit eines feierlichen Cultus. „Gewisse sinnliche Mittel müßten, heißt es, der Erbauung zu Hülfe kommen, und es sey nicht ohne Begründung in der Natur der Sache, daß keine Nation der Erde öffentliche Handlungen von Wichtigkeit, seyen es bürgerliche oder religiöse, vollbringe ohne irgend eine sichtbare Feierlichkeit, die zu den Worten hinzukomme. Die Puritaner hätten ja selbst die Handauflegung beibehalten.“ Diese Stelle ist gegen die cynische, ja salopve Manier gerichtet, in der sich die Puritaner gefielen, sofern sie jeden festlichen Charakter des Versammlungsorts, der Ausschmückung, sogar der Tracht verschmähten. Hooker fordert „eine festgesetzte Form der gottesdienstlichen Gebete, und schildert anschaulich, mit großer Schärfe, das Anstößige von Gebetsversammlungen in Privathäusern, wie es wohl damals nicht selten vorgekommen seyn mag. Er sagt: ‚Demjenigen, welcher die verletzenden und anstößigen Mißstände erwägt, denen solche sich aussetzen, die irgend einen dunkeln und geheimen Winkel als ein für das Gemeindegebet angemessenes Haus betrachten; so wie die vielfachen Verwirrungen, worein man geräth, wenn eines jeden Privatgeist und Privatgabe (wie sie es nennen) der einzige Bischof ist, der ihn zu diesem Amte ordinirt; die widerlichen Entstellungen, durch welche sie unter endlosen und sinnlosen Ergüssen unverdauter Gebete oft in unerträglicher Weise den edelsten Theil der christlichen Pflicht gegen Gott entweihen, indem sie ohne sichere Ordnung beten, was und wie sie gelüstet; dem wird es klar werden, weshalb Gott für das öffentliche Gebet als wichtig ansieht die Feierlichkeit der Stätten, die Autorität und den Beruf der Personen, von welchen, und die bestimmte Festsetzung der Worte und Sprüche, mit denen sein Name unter seinem Volke soll angerufen werden.‘“

Wie ein Extrem das andere hervorrief, erkennt man aus der Strenge, mit welcher die Staatskirche den vorgeschriebenen Gottesdienst überwachte. „Der Erzbischof von Canterbury, Matthäus Parker, der von 1559 bis 1575 die englische Kirche leitete, ging ganz ein in die strengen Uniformitätsgrundsätze der Königin. Auch die angestellten Geistlichen durften nicht predigen ohne besondere Licenz. Kein religiöses und theologisches Buch durfte gedruckt werden ohne Erlaubniß der Königin oder der Hohen Commission, oder eines der Erzbischöfe, oder des Diöcesanbischofs. Auch die günstigere Stimmung der Convocation im Jahr 1563, in welcher die Wünsche der Puritaner nur mit der Mehrheit Einer Stimme auf Seiten ihrer Gegner zurückgewiesen wurden, zeigte sich erfolglos. Da die puritanischen Prediger sich kleinere und größere Abweichungen von den festgesetzten Gebräuchen beim Gottesdienste erlaubten: so fehlte es nicht an Untersuchungen, Verweisen, Suspensionen und Absetzungen. Als im März 1565 die Londoner Prediger in einer großen Versammlung zur Unterschrift einer Verpflichtung aufgefordert wurden, und damit zur vollständigen Beobachtung der Riten, namentlich zur Anlegung der klerikalischen Gewänder, zum Gebrauche des Kreuzeszeichens und zur Beibehaltung des Knieens der Communicanten, aufgefordert wurden, weigerten sich von Hundert Siebenunddreißig dieser Forderung, und wurden abgesetzt. Dies wurde die Veranlassung des Entschlusses aller Gleichgesinnten im Jahr 1566, sich von der Kirche zu trennen und in geheim gehaltenen Privatversammlungen ihre Gottesdienste mit den zahlreich ihnen anhängenden Laien zu halten. Auch diese wurden wegen Nichtbesuchs des sonntäglichen Parochialgottesdienstes zur Rechenschaft gezogen und bestraft. Auch die Forderung des Abendmahlsgenusses sollte im Parlamente von 1571 gesetzlich gemacht werden, aber hier einmal siegte die bessere Ansicht der Königin, die dies nicht genehmigte.“

Bekanntlich hat diese Strenge und haben auch Hookers Warnungen nichts gefruchtet, denn nach fünfzig Jahren brach sich der Puritanismus dennoch Bahn in der großen englischen Revolution. Die Schuld lag aber nicht an dem Systeme, welches die Königin Elisabeth befolgt hatte, sondern an der Thorheit der auf sie folgenden Könige aus dem Hause Stuart, welche, mit dem Katholicismus kokettirend, auch die Staatskirche in ein falsches Licht setzten, dadurch ihr Ansehen im Volke schwächten und der Opposition breite Bahnen öffneten. England ist später mehr oder weniger zum System der Königin Elisabeth zurückgekehrt und die englische Staatskirche besteht heute noch, wenn gleich sie grade in neuerer Zeit wieder schwer angefochten ist. Auch heute sind die Verhältnisse in England nicht so wie in andern Ländern und man darf daher keine Schablone an ihre Beurtheilung anlegen. Wie zur Zeit der Königin Elisabeth das nationale Interesse die entschlossenste Abweisung des katholischen Einflusses vom Ausland her verlangte, so fordert dasselbe Interesse auch jetzt wieder das Niederhalten Irlands, weil dessen Freigebung es Nordamerika und Frankreich möglich machen würde, der englischen Monarchie einen Pfahl ins Fleisch zu stoßen, der ihre ganze Zukunft in Frage stellen würde.

Andere Staaten sind nicht in dem Falle wie England, jedoch ist auch für sie die untrügliche Logik noch nicht gefunden, nach welcher die Grenze zwischen Staat

und Kirche unter allen Umständen gezogen werden könnte. Ihre Linie wird wohl immer nur eine relative bleiben, wie es die Wellenlinie ist, in welche die grade Linie der Meeresfläche abweicht, indem sie sich senkt und hebt, je nachdem aus dem Element der Luft ein Stoß auf sie geübt wird, den dann allemal ein Gegenstoß aus dem Element des Wassers parirt. Geht da die Kirche zu weit in ihren Anmaßungen, so wird sie früher oder später auf ein richtiges Maaß zurückmanövrirt und ebenso auch der Staat.

## Geschichte.

Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770 bis 1800. Aus archivalischen und andern bisher unbeachteten Quellen. Von Sebastian Brunner. Mainz, Franz Kirchheim, 1869.

(Schluß.)

Wir legen kein hohes Gewicht auf das, was den Deutschösterreichern vom deutschen Geist aus der damaligen Literatur zuströmte. Es war auch in Norddeutschland damals kein eigentlicher deutscher Geist vorhanden. Auch hier hatten die Fürsten in ihrem dynastischen Interesse den deutschen Geist systematisch durch die classischen Studien und durch das römische Recht unterdrückt und die großen Dichter und Philosophen, welche Deutschland im vorigen Jahrhundert hervorbrachte, schwärmten für die Menschheit ins Blaue hinaus und hatten für das specifisch deutsche Nationalinteresse keinen Sinn. Durch die französische Mode war vollends eine seichte Aufklärerei und maurerische Prahlerei aufgekommen, die bei den einflußreichen Nicolaiten in Berlin mit nicht viel mehr Geist, wenn auch mit noch viel größerer Anmaßung auftrat, als in Wien.

Aber eben deshalb hätte der deutsche Kaiser den natürlichen und richtigen Weg einschlagen sollen, auf dem er früher den romanisch-jesuitischen, wie später den maurerisch-josephinischen Abweg vermieden hatte, nämlich den Weg, den ihm schon Karl der Große und die glorwürdigen sächsischen und schwäbischen Kaiser bezeichnet hatten. Das heißt, er hätte die germanische Kirche des Mittelalters niemals abbrechen lassen, sondern unter den Bedingungen der Reformation, nämlich unter entschlossener Abweisung aller von der welschen Praktik erst in die Kirche hineingepfuschten Mißbräuche weiter ausbauen sollen. Das war die Aufgabe Kaiser Karls V. Nachdem er dieselbe versäumt hatte, wäre es immer noch die Aufgabe der nachfolgenden Kaiser gewesen, sich von der spanisch-italienischen Politik unabhängig zu machen und das deutsche Element zu pflegen. Aber sie latschten phlegmatisch am Schlepptau jener romanischen Politik fort und hatten nicht einmal so viel Geist, um mit dem romanischen concurriren zu können. Oesterreich blieb trotz seiner Jesuitenschulen in geistiger Thätigkeit hinter den Spaniern und Italienern ebenso zurück, wie hinter den Norddeutschen.

Als zur Zeit der napoleonischen Herrschaft Oesterreich und Preußen, der katholische Süden und der protestantische Norden von Deutschland für die früher begangenen Sünden gleich schrecklich und schimpflich büßen mußten, die heldenmüthige Gesammterhebung deutscher Nation aber den Fürsten ins Gedächtniß rief, was sie der Nation schuldig seyen, bot sich dem Kaiser von Oesterreich eine neue Gelegenheit dar, das lang Versäumte in Bezug auf die Kirche nachzuholen. Er mußte dem jesuitischen Romanismus und dem Josephinismus zugleich entsagen und der Kirche den germanischen Charakter zurückgeben. Er vermochte es, denn sowohl der Papst als die rivalisirende katholische Großmacht Frankreich waren damals ohnmächtig und in Norddeutschland hatte damals nicht nur der sehr populäre Görres das Banner der Gothik entfaltet, sondern auch unter den Protestanten selbst hatte die neu aufgekommene romantische Schule eine warme Liebe und Begeisterung für die Kirche des deutschen Mittelalters geweckt. Der Jesuitenzopf war nicht damit gemeint und überhaupt durch Josephinismus und Napoleonismus längst abgeschnitten. Ein energischer Kaiser der Deutschen hätte damals den Papst bestimmen können, nachdem er selber im Romanismus dem Untergange nahe gekommen war, im Germanismus seine Rettung und die Wiedergeburt der Kirche zu suchen. Aber das unproductive Metternich'sche System unter zwei schläfrigen Kaisern wußte nichts aus der Kirche zu machen, blieb beim alten durchaus corrumpirten und greisenhaft gewordenen Romanismus und rief zum Ueberfluß, damit weder die deutsche noch die christliche Begeisterung in Oesterreich jemals in Flammen aufschlagen könne, das Judenthum zu Hülfe und vertraute ihm seine Finanzen und seine Presse an. Der edle Görres wurde von Gentz, der Metternichs Gedanken stylisirte, verhöhnt und jedermann weiß, daß niemals weniger Geist in der katholischen Kirche Oesterreichs zu spüren war, als unter Metternich.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 48. 16. Juni 1869.

## Kunstgeschichte.

1. Die Kunst bei den alten Christen von Dr. Fr. X. Kraus. Frankfurt a. M., Hamacher, 1868.

Vom Brochurenverein herausgegeben. Eine recht gute, wenn auch nur kurze Uebersicht des Wissenswerthesten von der christlichen Kunst in den ersten Jahrhunderten. Wir theilen hier nur eine der interessantesten Zusammenstellungen mit. „Der berühmte Streit über das Aussehen des Erlösers, der seit dem 2. Jahrhundert bei den Vätern verhandelt wird, scheint von vornherein jede derartige Annahme auszuschließen. War die christliche Welt getheilt darüber, ob der Heiland schön war oder häßlich, so scheint selbstverständlich, daß jede sichere Erinnerung an die leibliche Gestalt des Gottmenschen untergegangen war. Der heil. Irenäus versichert, nichts von einem feststehenden Typus der Christusbilder zu wissen, und zweihundert Jahre später erklärt der heil. Augustin dasselbe: Dominicae facies carnis innumerabilium cogitationum diversitate variatur et fingitur (de Trin. VIII 4.). Der tiefe Abscheu der Christen gegen alles, was auch im entferntesten nur zum Götzendienste führen mochte, mußte sie nothwendig abhalten, ein Bild zu malen und öffentlich aufzustellen, welches der Gegenstand unmittelbarer Verehrung hätte werden müssen. Daß man im Uebermaaße der Vorsicht zu weit ging, mag man bedauern: aber wer wird es nicht natürlich und begreiflich finden? Hatte aber diese Rücksicht einige Zeit lang die Portraitirung des Heilands verhindert, so mußten sich die Züge desselben bereits in dem Gedächtnisse der Generationen verwischt haben. Die ersten Bilder des Herrn finden sich nicht in der rechtgläubigen Gemeinde, sondern bei Heiden und Häretikern erwähnt. So lesen wir von einem Bilde Christi, welches der Kaiser Alexander Severus (um 230) neben denjenigen des Apollonius von Tyana, des Abraham und Orpheus in seiner Hauskapelle aufstellte. Die Anhänger des Gnostikers Karpokrates besaßen im 2. Jahrhundert, wie der heil. Irenäus meldet, Statuen Christi. ‚Vielleicht, bemerkt Kugler, gibt uns ein veraltetes, möglicherweise schon dem 3. Jahrhundert angehörendes, stark restaurirtes Mosaik des museo cristiano im Vatican einen Begriff von der Art, wie sich die aufgeklärten Heiden Christum denken mochten. Es ist ein bärtiger Profilkopf, der ungefähr dem damaligen Philosophentypus entspricht.‘ Sehr alt ist auch eine basilidianische (?) Gemme, welche Raoul-Rochette bekannt gemacht hat; ganz verschieden davon ist der von Bosio auf dem Kirchhof des heil. Callistus gefundene Christus, der seither als der traditionelle Typus gilt und den Schöpfungen Lionardos, Rafaels, Carracio's, als Vorbild gedient haben soll. Das Antlitz des Heilands ist oval, etwas länglich, die Züge sind ernst, dabei mild und fast schwermüthig, der Bart kurz und dünn, die Haare auf der Mitte des Hauptes gescheitelt und in langen Locken über den Nacken fallend. Labus u. A. schreiben dies Bild dem 2. Jahrhundert zu; mit ihm stimmt einigermaßen ein Elfenbein des vaticanischen Museums, welches de Rossi für die älteste Darstellung des Erlösers hält. Der Christus desselben ist aber älter, der Bart voller, die Züge weniger edel und ideal. Der callistinische Typus findet sich auch auf fünf Sarkophagen des Lateran-Museums wieder, welche von Bottari veröffentlicht, von Eméric David der Mitte des 4. Jahrhunderts zugeschrieben werden. In spätern Mosaiken und Bildern, namentlich griechischer Künstler, bricht sich dieser Typus immer mehr Bahn und zeigt sich beim Beginne der Renaissance vollständig in Giottos Gemälden. Die Tradition, welche Augustin und Irenäus geleugnet, ward zurückgeführt, bald auf ein von Jesus selbst dem König Abgar geschicktes, bald auf

ein von dem Evangelisten Lucas oder von Nicodemus gefertigtes Bild, bald auf den Abdruck des gottmenschlichen Antlitzes in dem Schweißtuch der Veronica oder auf die apokryphen Berichte des Pilatus und Lentulus über Jesu Gestalt und Aussehen.

Die seligste Jungfrau soll, so behauptete schon der protestantische Historiker Basnage, vor dem Concil zu Ephesus (431) nicht gemalt worden seyn, und noch heute kann man in den meisten kunstgeschichtlichen Werken lesen, Maria sey erst seit Constantin dargestellt worden. Das eine ist so falsch, wie das andere. Abgesehen davon, daß die in den Katakomben dargestellte betende Frau (Orans), auf Glasmedaillons häufig von der Inschrift Maria begleitet, ohne Zweifel in vielen Fällen die Muttergottes vorstellt, finden sich auch mehrere vorconstantinische Bilder, auf denen Maria mit dem Jesuskindlein bald allein, bald mit den Weisen aus dem Morgenlande oder dem heil. Joseph erscheint; die drei ältesten Darstellungen sind die des Cömeterium der Domitilla (3. Jahrh.), die des Cömeterium des heil. Petrus und Marcellin (3. Jahrh.) und die des Cömeterium Priscillä, welche dem Ende des 1. oder dem Anfang des 2. Jahrhunderts angehört. Offenbar walteten nicht dieselben Rücksichten vor, welche die Abbildung Jesu Christi verhinderten, und es läßt sich schon viel leichter vermuthen, daß der sich im Wesentlichen gleichbleibende, jugendliche, züchtige und menschlich rührende Ausdruck dieser einen bestimmten Typus wiedergebenden Bilder auf einer ehrwürdigen Ueberlieferung beruhe."

2. Ueber die christliche Kunst von Philipp Veit. Frankfurt a. M., Hamacher, 1869.

Von demselben Verein herausgegeben. In dieser Schrift wird die älteste Kunst und die der Katakombenzeit und die der romanischen Periode mit Recht gepriesen, die byzantinische Kunst, sowie die spätere Renaissance und der Zopfstyl mit Recht getadelt.

Ueber die byzantinische Kunst sagt der Verfasser. „Die arme Kunst mußte die ihr durch lange Gewöhnung so bequem gewordene römische Bekleidung ablegen und die knappe byzantinische dafür annehmen. Das Ceremoniell war dabei so streng und die Etikette so ängstlich genau vorgeschrieben, daß sie sich um keinen Fingerbreit von der steifen pedantischen Form entfernen durfte. Wehe ihr, wenn sie gewagt hätte, sich etwas freier zu bewegen! Sichtbar magerte sie ab, ihre Leistungen in jener Periode wurden fast geisterhaft, und die langgestreckten Gestalten der Heiligen, der in ihnen vorwaltend herrschende Geist der Ascese, dem der Körper eigentlich mehr nur ein Hemmniß ist, mußten für lange Zeit als der allein richtige Typus für die christliche Kunst gelten, wie er auch jetzt hin und wieder an der Tagesordnung ist. Erst als nach dem Abfall der griechischen Kirche diese Form der Kunst zu einer Erstarrung gelangte, wie wir sie jetzt wohl noch in russischen Bildern gewahren, konnte die Kunst im Abendlande, nachdem sie jene, ihr vielleicht ganz heilsame Vorschule durchlebt hatte, sich einer freieren Entfaltung erfreuen, und allmälig konnte statt des bisherigen Zwanges eine versöhnende Harmonie eintreten. So beruhten ihre Lehrjahre auf der Entsagung; sie mußte das rothe Meer der Verfolgung durchschreiten, sie mußte die dürre Wüste einer strengen Prüfung durchwandern, ehe es ihr gestattet war, die aus dem Heidenthum geraubten schönen Gefässe ohne Gefahr eines Rückfalles dem neuen Kunsttempel zu weihen. Endlich aber, harmonisch durchdrungen von dem Geist des Morgen- und Abendlandes, diesen beiden Hauptfactoren kirchlicher Kunst, wie denn Griechisch und Latein die Hauptsprachen der Kirche sind, geprüft, geläutert und bewährt gefunden in harter Schule, in voller Erkenntniß der christlichen Wahrheit und dem neuen Glauben in inniger Liebe zugethan, entfaltete nun erst die Kunst ihre volle Kraft, mit dem unermüdlichen Eifer und mit der lebendigen Thätigkeit einer Convertitin. Was bisher als verborgener Keim in ihr ruhte, gedieh zu voller Reife, und es ist erstaunlich zu sehen, wie rasch sie voranschritt und welche hohe Stufe sie bald erreichte."

Hier vermissen wir jede Erwähnung des großen Einflusses, welchen germanischer Geist und germanisches Gemüth auf die christliche Kunst im Mittelalter geübt haben. Ihre höchste Blüthe erreichte die christliche Kirche und in ihr auch die christliche Kunst nur im Bereiche germanischer Nationalität. Was der Verfasser von der Durchdringung morgenländischen und abendländischen oder griechischen und lateinischen Geistes sagt, ist ungenügend, weil er des deutschen Geistes dabei nicht gedenkt. Was wäre denn aus der christlichen Kirche geworden unter ihren morschen Stützen in Griechenland und Italien, wenn die frische, gesunde, herrliche deutsche Nation nicht das Kreuz ergriffen und geschirmt, wenn nicht Karl der Große das christliche Reich der Deutschen gegründet hätte. Aber der deutsche Geist hat den lateinischen nicht nur gerettet, sondern auch veredelt. Es ist kaum zu verantworten, daß ein Deutscher dies vergißt, wenn er von der christlichen Kunst des Mittelalters redet.

Der Verfasser spricht sehr schön vom christlichen Geist der Kunst im Gegensatz gegen den heidnischen, aber er spricht kein Wort davon, welches Verdienst dabei den Deutschen zukommt. „Was aber, sagt er, die christliche Kunst noch ganz speciell von der antiken Kunst unterscheidet und über dieselbe erhebt, das ist der in ihr vorherrschende und erst durch sie zu klarer Anschauung gebrachte Ausdruck einer höhern geistigen Befähigung, einer Steigerung der intellectuellen Kräfte, wie diese sich in den züchtigen Gestalten der Malerei und Plastik, vorzüglich aber in der Bildung und dem Ausdruck des menschlichen Antlitzes ausprägt — einer geistigen Erhebung, welche der antiken Kunst, der die äußere Form alles galt, fast ganz verschlossen war. Die antike Kunst konnte wohl starke Leidenschaften ausdrücken, aber sie wird kein Kunstwerk aufweisen können, welches den klaren Ausdruck einer sittlichen Tugend in sich trägt und wiedergibt. Während die meisten Köpfe der Antike mit wenig Ausnahmen eine gewisse dumpfbewußtlose und ungenügende Starrheit zur Schau tragen, selbst die ihrer Göttergestalten — und diese besonders mit einem Wort sehen dumm aus, bornirt, es ist kein geistiges Leben drin bei aller Vollendung der Form, — war es der christlichen Kunst vorbehalten, die feinsten Schattirungen geistiger Entwicklung, Demuth, Sehnsucht, Ergebung, Entzücken, die christlichen Tugenden, den innern Frieden, die Beseligung in großer Vollkommenheit und scharfer Charakteristik wiederzugeben, auch Schmerz und Trauer aber durch Hoffnung versöhnt, ja selbst die Extase fand durch sie ihre ergreifende Darstellung und in allen ihren Schöpfungen ist dieses geistige Element, oft sogar mit fast absichtlicher Vernachlässigung der materiellen Form, der vorwiegende Theil; was ihr auch von ihren Feinden, die es verschmähten, in ihren Geist einzudringen, oft genug vorgeworfen wurde. Sie gibt uns Gold in silbernen Gefäßen, während bei jener, der Antike, der innere Gehalt nicht immer der schönen Form entspricht. Was neben diesem so wahren Ausdruck des höhern Lebens der Seele die christliche Kunst noch ganz besonders kennzeichnet und zu einer ihrer vorzüglichsten Eigenschaften gehört, ist, daß sich ihr auch das wunderbare Geheimniß der Farbe mit all' seinem Zauber und in seiner ganzen Bedeutung erschloß. Es ist die Magie der Farbe, von welcher die antik-heidnische Kunst kaum eine Ahnung hatte und ihrem ganzen Wesen nach auch nicht haben konnte. Die Pompejanischen Wandmalereien, die Aldobrandinische Hochzeit und was uns sonst noch von antiker Malerei enthalten ist, zeigen höchstens nur eine leise Andeutung einer wahrhaft harmonischen Färbung, und wie wären sie darin zu vergleichen mit der, dem Auge so wohlthuenden wunderbaren Farbenpracht christlicher Bildwerke der Italiener und der Deutschen in guter Zeit. Es ist als ob durch die belebende Wärme der Sonnenstrahlen sich eine Blüthe erschließt, und wir dann erst eine Färbung zu bewundern vermögen, die in der sie verdeckenden Hülle kaum zu errathen war. In ähnlicher Weise wie die Farbe in ihrer Bedeutung, gelangte auch die Tonkunst in der christlichen Zeit zu einer von der antiken Welt nicht geahnten Vollendung."

Hier ist mehreres Irrthümliches zu berichtigen. Einmal geschieht der antiken Kunst doch Unrecht. Es sind keineswegs blos wenige Ausnahmen antiker Köpfe, deren Ausdruck nicht eine dumpfbewußtlose und ungenügende Starrheit wäre. Die altgriechischen Bildhauer haben nicht blos in wenige Köpfe den feinsten Geist und Ausdruck gelegt, sondern auch ihre Kunstfabrikanten haben Statuen, Büsten, Münzen und Vasenbilder nach den besten Mustern immerhin geschmackvoller fabricirt, als z. B. heutzutage noch gar viele Heiligenbilderfabrikanten in der Christenheit.

Sodann, und das ist die Hauptsache, ist die höchste Blüthe christlicher Kunst im Mittelalter in jeder Beziehung ein Verdienst der Deutschen gewesen. So die Gothik als höchste Vollendung christlicher Baukunst, als vollkommenste Durchdringung der starrsten und todtesten Materie mit christlichem Geist und Leben, wie das niemand tiefer erkannt hat als der selige Görres, dessen Andenken der Verfasser nicht hätte umgehen sollen. Wie viel weniger christlich ist die Peterskirche in Rom als der Kölner Dom und Straßburger Münster! Auch der Zauber der Farbe, wo andersher hat die Malerei ihn genommen als von den deutschen Niederländern? Nicht minder hat die christliche Kirchenmusik ihre erste glänzende Ausbildung in den Niederlanden erhalten, und erst von den niederländischen Meistern haben die italienischen lernen müssen. Wenn wir nun auch dem großen Talent der italienischen Maler volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen und ihnen nicht streitig machen, so ist doch gewiß, daß seit Michel Angelos Vorgang die italienische Malerei jener Heiligkeit, Keuschheit und Demuth entsagte, die von der christlichen Kunst unzertrennlich bleiben soll, und daß die Maler in die Kirchenbilder heidnische Motive, athletische Männergestalten, verführerische Frauenreize und theatralische Effecte hineingetragen haben, die gewiß noch verwerflicher sind, als irgend welche byzantinische Steifigkeit.

## Naturkunde.

Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche. Von Rudolf Falb. Mit zwei Figurentafeln. Gratz, Verlag von Pock, 1869.

In dieser kleinen Schrift versucht der Verfasser eine recht geniale Hypothese mit großem Scharfsinn durchzuführen. Wir meinen indessen, es sey schade um die schöne daran verschwendete Geisteskraft, denn er geht von einer falschen, unerwiesenen und nie zu erweisenden Voraussetzung aus. Er hält nämlich das Innere der Erde immer noch für feuerflüssig, was von Anfang an eine bloße Träumerei war und längst widerlegt ist. Der selige Hugi von Solothurn behauptete einmal in einem ausführlichen Werke, die Erde athme, habe eine Luft einziehende und ausstoßende Lunge. Herr Falb sucht uns nun darzuthun, daß sie auch ein Herz habe, denn er nennt Ebbe und Fluth auf der flüssigen und Erdbeben auf der festen Oberfläche unseres Planeten die Herzschläge desselben. Somit könnte Carus in Dresden auch noch Recht haben, sofern er alle Himmelskörper für lebendige Organismen erklärte.

Das ist alles recht traumhaft poetisch, und man kann es auch nach der neuen Mode in der s. g. wissenschaftlichen Form vortragen, aber es ist nicht wahr und sollte deshalb auch den Schein der Wissenschaftlichkeit nicht annehmen wollen. Denn auch die consequenteste Durchführung eines Gedanken ist unwissenschaftlich, wenn er von einer unbegründeten Voraussetzung ausgeht. Im vorliegenden Falle ist die Voraussetzung eines flüssigen Erdinneren, welches sich vom Monde anziehen lasse, wie das flüssige Meer in Fluth und Ebbe unbegründet, durch nichts bewiesen, und doch müßte sie erst bewiesen seyn, ehe sich ein so frappanter Schluß daraus ziehen ließe, wie ihn der Verfasser zieht. Die Erdbeben lassen sich vollkommen genügend durch die Dampfkraft erklären, die sich entwickelt, wenn atmosphärisches Wasser in die Erde eindringt und auf Schichten stößt, die sich erhitzen. Unsere künstlichen Dampfmaschinen beweisen, daß die stärkste Dampfkraft doch nur eines verhältnißmäßig sehr kleinen Raumes bedarf, um sich zu entwickeln. Zur Erklärung dieser Erscheinungen ist ein Gluthzustand der ganzen 1700 Meilen dicken Erde nicht nöthig und auch aus andern Gründen als unmöglich erwiesen. Eine Menge feuerspeiende Berge sind aus dem Meer hervorgebrochen, durch Erdbeben sind tiefe Spalten im Lande wie im Meere zugleich aufgerissen worden. An unmittelbaren Berührungen des unterirdischen Feuers mit dem Meere hat es niemals gefehlt; wenn aber die Erde wirklich durch und durch feuerflüssig wäre, so müßte das Meer längst in der Gluth verdampft seyn. Denn sie etwa auszulöschen, wäre das zwar breite doch verhältnißmäßig nicht sehr tiefe Meer nie im Stande.

Der Scharfsinn des Verfassers glaubt das Zusammentreffen eines Erdbebens mit einer Sonnenfinsterniß beim Tode Christi aus seiner Theorie der Doppelwirkung der Sonne und des Mondes auf den flüssigen Erdkern, die während einer Sonnenfinsterniß am stärksten seyn müßte, erklären zu können. Das ist sehr sinnreich, wenn nur die Voraussetzung des großen Feuermeers im Innern der Erde nicht zu vage wäre.

---

## Sprichwörter.

Das Sprichwort in der Volksschule. Von H. Herzog. Bahnmaier (Detloff), 1868.

Der Verfasser möchte die Lebensweisheit, *die in* den Sprichwörtern enthalten ist, für die Schule verwerthen und hat gewiß Recht, wenn er sagt, die Belehrung an der Hand der Sprichwörter, das Aufsuchen von Beispielen zur Erklärung derselben, wie das Auffinden des passendsten Sprichworts für einen bestimmten Fall sey anregend für die Schüler, beschäftige sie angenehm und schärfe ihren Verstand. Indessen müssen die Schüler so vielerlei anderes lernen, daß die Schulbehörden den Sprichwörtern schwerlich noch neue Schulstunden einräumen werden. Dann muß man erwägen, daß es gar viele Sprichwörter gibt, welche die Jugend nicht zu kennen und zu verstehen braucht, weil sich darin nicht sowohl eine Moral, als nur eine lebenskluge Praxis oft sogar auf Kosten der Moral geltend macht.

Im Uebrigen wollen wir die vorliegende Schrift bestens empfohlen haben wegen des außerordentlich reichen Materials, welches sie zur Uebersicht bringt. Den Schluß macht eine schätzbare Sammlung und Erklärung von Sprichwörtern, die sich aus einer geschichtlichen Begebenheit herausgebildet haben und deren Entstehungsgrund man doch nur selten kennt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 49. 19. Juni 1869.

## Altdeutsche Literatur.

Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausgeg. von Moriz Haupt. Neue Folge II. 2., 3. oder der 14. Band der ganzen Sammlung. Berlin, Weidmann, 1869.

Diese achtbare Zeitschrift fährt fort, theils bisher noch ungedruckte altdeutsche Sprachdenkmale oder auch nur Bruchstücke davon, die zur Vergleichung wichtig sind, abdrucken zu lassen, theils kritische Untersuchungen über die ältere deutsche Literatur zu veröffentlichen. Der vorliegende Band enthält lateinische Gedichte aus Ivrea, Cambridgerlieder, (ebenfalls lateinisch), Glossen und Bruchstücke, sodann kritische Abhandlungen, die innere Geschichte des Beowulf von Müllenhoff, eine Untersuchung der Quellen, aus denen Gottfried von Straßburg seinen Tristan schöpfte, von Heinzel ꝛc.

Die letztere ist die längste im vorliegenden Bande und nimmt fast ein Drittel desselben ein, welchen weiten Raum sie benutzt, um mit außerordentlicher Belesenheit und großem Scharfsinn alle ältern, französischen und englischen, bretonischen und lateinischen Quellen der berühmten Dichtung von Tristan zu prüfen und zu vergleichen, die Abweichungen bis ins Einzelne zu verfolgen und Vermuthungen über noch fehlende, vielleicht auch noch aufzufindende Quellen zu äußern. Der gelehrte Forscher zweifelt nicht, das Gedicht sey französischen Ursprungs, wenn es auch als Epos erst im 12. Jahrhundert aus den romanzenartigen Liedern französischer Spielleute, welche damals erst bretonische Sagen bearbeiteten, zusammengesetzt worden sey. Der Stoff war ganz geeignet für einen Cyclus von Romanzen, wie für ein Epos. Tristan war der begünstigte Liebhaber, seine Geliebte und ihn wieder liebende Isot, Yseult oder Isolde, aber unglücklicherweise mit dem König Marke vermählt, so daß sie sich nur heimlich lieben konnten. Indem sie nun dem heimlichen Genuß der Liebe nachgingen, gelang es ihnen bald durch geschickte Listen, die den Scenen eines Lustspiels gleichen, bald wurden sie verrathen, sie wurde verstoßen, er mußte flüchten, kurz mit jenen lustigen Scenen wechseln tragische ab und auch der Tod der beiden Liebenden ist tragisch. Aus diesem kurzen Programm des Romans geht hervor, daß es mannigfaltige Abänderungen und Zusätze vertrug, daher auch so vielfach bearbeitet werden konnte. Der Gegenstand aber war höchst anziehend für alle Leser und Leserinnen, welche sich schon in ähnlichen Lagen befunden hatten, wie jene beiden Liebenden, oder solche Lagen anziehender fanden, als einen langweiligen Ehestand mit einer ungeliebten Person. Eine solche Gesinnung, die keine Scheu mehr vor dem Ehebruch hatte, sondern denselben nur für interessant und lockend ansah, war eine frivole und hatte sich losgesagt sowohl von der Pflicht eines Christen, als von der germanischen Ehrenhaftigkeit. Insofern konnte das Gedicht vom Tristan auch nur bei der leichtsinnigen gallischen Race entstehen und glich einem förmlichen Protest der gallo-romanischen Corruption gegen die christlich-germanische Sitte oder der welschen Bevölkerung Frankreichs gegen die deutschen Franken, Burgunder und Gothen, welche Gallien erobert und das neue Frankreich gegründet hatten.

Die Galloromanen, eine durch und durch verdorbene Race, wurden durch die Deutschen vom Untergang gerettet, den sie im Islam gefunden hätten, wenn Karl Martell mit dem deutschen Heerbann nicht ein paar mal hunderttausend Araber auf den Feldern von Poitiers erschlagen und den Halbmond für immer über die Pyrenäen gejagt hätte. Die Deutschen waren allein Herrn in Frankreich. Noch am Hofe Karls des Großen sprach man nur deutsch. Die Franken, Burgunder und Gothen hatten ihre schönen alten Sagen und Lieder mit

nach Frankreich gebracht und auch nachdem sie schon die romanische Sprache angenommen und die französische Mundart ausgebildet hatten, wählten sie doch auch zu den Heldengedichten, die sie in französischer Sprache niederschrieben, nur Stoffe aus ihren nationalen Erinnerungen, zum Theil aus altheidnischen Mythen, denen sie nur eine geschichtliche Färbung gaben. So machten sie aus der altdeutschen Göttin Bertha die gute Mutter Karls des Großen, so wurden auch auf diesen Karl selbst Züge des ehemaligen höchsten Gottes der alten Deutschen übertragen. So verrieth sich auch in den Dichtungen von Roland, von den vier Heimonskindern, von Huon, von Veland, von Fierabras, von Ogier, von der Fee Morgane, von Oberon (Alberich) etc. uralter deutscher Göttermythus. Alle diese altfranzösischen Dichtungen gruppiren sich zu dem Kerlingischen Sagenkreis und geben sich auch dadurch als echt germanisch zu erkennen, daß ihr Charakter ein frommer und sittlicher ist, daß in ihnen die tiefste Ehrfurcht vor dem Heiligen, neben unübertrefflichem Heldenmuth eben so viel Treue und Ehrenhaftigkeit der Männer und Keuschheit der Frauen vorherrscht. Die Erfindung und Abfassung dieser Dichtungen gehört also noch der Merowingischen und Kerlingischen Zeit an, der Zeit, in welcher das deutsche Element in Frankreich noch das Uebergewicht hatte.

Nachdem aber Frankreich sich von Deutschland getrennt hatte und die deutsche Sprache hier allmälig vor der welschen zurückwich, erfolgte alsbald ein Rückschlag des gallo-romanischen Elements gegen das germanische im Aufkommen der s. g. Artusromane oder der Dichtungen vom fabelhaften König Artus und seiner Tafelrunde. Derselbe wurde ausdrücklich Karl dem Großen und dessen Tafelrunde entgegengesetzt. Die französische Ritterschaft sollte sich hinfort ihre Vorbilder nicht mehr im kerlingischen oder deutschen Heldenkreise suchen, sondern in einem undeutschen, gallischen.

Indem Herr Heinzel den Tristan, einen der Hauptromane des Artuskreises analysirt, würde er wohlgethan haben, nicht blos auf hunderterlei kleine Nebendinge der Form, sondern auch auf den Inhalt als die Hauptsache aufgemerkt und den Zusammenhang der Dichterschule, aus der die Artusromane herrühren, mit der Politik der französischen Könige in Verbindung gebracht zu haben. Leider sagt er uns davon kein Wort. Aber die andern Literarhistoriker haben ja auch nicht darauf geachtet. Der sonst vortreffliche Dunlop war doch so blind, daß er in seinem berühmten Werk über die romantischen Dichtungen den wesentlichen Unterschied der kerlingischen und Artusromane gar nicht begriff und ganz unbefangen die letztern den erstern voranstellte.

Der ganze Charakter der Artusromane berechtigt uns zu der Behauptung, es handle sich hier um eine Dichterschule, die am Hofe und im Dienst der Capetinger und Valois absichtlich jenen Gegensatz ausgebildet hat, zunächst um der französischen Ritterschaft ein anderes Programm hinzustellen, als das germanische gewesen war. Die Erinnerungen an das germanische Heldenthum und Königthum sollten verdrängt und durch altgallische Erinnerungen ersetzt werden. Zugleich machte sich das gallo-romanische Blut geltend, welches heißer und leichter floß, als das germanische. An die Stelle des christlichen und germanischen Ernstes trat französische Lustigkeit und Sinnlichkeit. Weil damals Papstthum und Kaiserthum noch Hand in Hand gingen, war die französische Agitation nicht blos gegen den Germanismus des Reichs, sondern auch, wenn auch nur vorsichtig und versteckt, gegen die Kirche gerichtet. Wie der Hof des Artus dem Hofe Karls des Großen, so wurde der Tempel zu Montsalvaz Rom gegenüber gestellt.

Artus war ursprünglich Arcturus, das von den keltischen Völkern vergötterte Bärengestirn am Nordpol des Himmels, wurde aber später historisch aufgefaßt als ein tapferer Brittenkönig, der Britannien gegen die fremden Eindringlinge vertheidigte.

Auf Montsalvaz wurde der heil. Graal aufbewahrt, die vorgebliche Abendmahlsschüssel des Heilands, unter der aber nichts anderes als der berühmte Zauberkessel der altgallischen Göttin Ceridven zu verstehen ist, welcher zugleich der Weihkessel der Druiden war. Unzertrennlich von dem Graal war auf Montsalvaz die „blutende Lanze“. Beide Sinnbilder sind entlehnt aus den ältern dionysischen Mysterien, deren Erinnerung sich in der gräcisirten Provence erhalten hatte, nämlich die aus der Cista hervorblickende Schlange, dasselbe was in Indien heute noch der Lingam in der Yoni ist. Das Sinnbild der Schüssel war auch das der ketzerischen Sekte der Pateriner (von patera, Schüssel) und die Schlange das Sinnbild der ketzerischen Sekte der Ophiten. Diese gnostischen Sekten breiteten sich an den Südküsten Frankreichs aus, die mit Griechenland und dem Orient in lebhaftem Handelsverkehr standen, und ihr Einfluß erstreckte sich nicht nur auf die Albigenser, sondern auch auf die Tempelherrn, oder wurde den letztern wenigstens eine ähnliche Ketzerei angedichtet. Deshalb hießen die Ritter des Graals „Templeisen“.

Was Sulpiz Boisserée von dem Tempel zu Montsalvaz als dem Urbild der gothischen Baukunst gesagt

hat, ist eine viel zu große Schmeichelei für die altfranzösischen Dichter. Doch hat auch schon unser deutscher Wolfram von Eschenbach in seiner Bearbeitung des Parcival einen tiefern und ernstern Sinn in sein französisches Original hineingelegt. In Wahrheit bezweckte die Partei oder Schule jener altfranzösischen Dichter etwas ganz anderes, als christliche Mystik. Die ganze Spielerei mit dem heil. Graal diente ihnen nur, um damit ihre frivolen Romane von der Tafelrunde des König Artus aufzuputzen, indem sie diese neue Gattung von Romanen den ältern Gedichten aus dem Sagenkreise Karls des Großen, absichtlich und zu deren Verhöhnung gegenüberstellten.

Die Frivolität, die in den Sinnbildern des Graals und der blutigen Lanze nur versteckt ist, tritt offen hervor in den Charakteren und der Handlungsweise des König Artus und seiner Gemahlin Ginevra, wie in fast allen Herrn und Damen ihres Hofes. Alles ist hier schon modern, Abspiegelung eines nicht mehr deutschen Königthums und Ritterthums. Was in diesen Romanen noch von ritterlichen Kämpfen mit Riesen und Ungeheuern vorkommt, ist alles schon übertrieben, nicht mehr ernst gemeint, bloße Spielerei und dient nur als Randverzierung für die üppigen Genrebilder des Hoflebens. Die Hauptbeschäftigung aller Helden der Artusromane sind Ehebrüche und unsittliche Abenteuer. Dazwischen bestehen sie phantastische Kämpfe blos zur Abwechslung und kehren immer wieder zum Hauptgeschäft, der Unzucht zurück. Nur einige Artusromane haben einen mysteriösen, halb geistlichen Anstrich bekommen durch Einmischung des Graals. Allein auch das ist nur Spielerei. Daß vom heil. Graal eine sittliche Stärkung der französischen Ritterschaft ausgegangen wäre, ist nirgends wahrzunehmen, denn trotz des heil. Graales, ja wir werden sehen, sogar mit Hülfe desselben, treiben sie ihre Lüderlichkeit fort. Nur im Titurell und Parcival schimmert etwas vom Cultus der Tempelherrn durch, aber von sehr verdächtiger Christlichkeit.

Wenn auch Artus oder Arthur einen uralten Gott des bretonischen Volks oder einen historischen König bedeutet, der in der Schlacht fiel und auf dessen einstige Wiederkehr das Volk noch hofft, so war doch sein Wiedererscheinen in den Artusromanen seiner durchaus unwürdig, denn er spielt in den Romanen nur die erbärmliche Rolle eines Hahnrei. Alles Interesse dreht sich um seine ehebrecherische Gemahlin, die üppige Königin Ginevra, und um die galanten Ritter und Damen des Hofes und deren sich in stetem Wechsel durchkreuzende scandalöse Liebschaften.

In dem berühmten Roman Lancelot du lac, der schon am Ende des 12. Jahrhunderts von dem Provencalen Daniel und von dem Nordfranzosen Chretien de Troyes bearbeitet und später als Prosaroman weiter verbreitet und auch ins Deutsche übersetzt wurde, bildet die ehebrecherische Liebe der Königin Ginevra mit dem schönen Lancelot den Hauptinhalt. Ginevras Untreue wird hier einigermaßen dadurch entschuldigt, daß König Arthur selbst bei Nacht zu einem jungen Fräulein schleicht, was zur Folge hat, daß Ginevra ihrerseits den jungen Lancelot zu sich nimmt. Die beiden letztern gefielen einander so, daß sie länger und ungenirt bei einander leben wollten, und das gelang ihnen auch, indem König Arthur, durch eine falsche Ginevra getäuscht, mit dieser lebte und die wirkliche Ginevra also ganz bequem mit ihrem Lancelot hausen konnte. Endlich legte sich der Papst selber drein und gab dem König seine wirkliche Gemahlin zurück, des schönen Lancelot aber erbarmte sich unterdeß die Fee Morgane und entführte ihn in ihr Zauberreich. Ginevra war trostlos, ihren Lancelot nicht mehr zu haben, und wollte sich zu Tode hungern. Lancelot, den Morgane endlich entließ, wollte sich ebenfalls tödten, weil er gehört hatte, Ginevra lebe nicht mehr, aber durch ihr Wiedersehen klärte der Irrthum sich auf. Als er bei Nacht zu ihr ins Fenster stieg, verwundete er sich, aber Morgane entführte ihn zum zweitenmal, um ihn, nachdem sie sich eine Weile wieder mit ihm divertirt hatte, abermals zu entlassen. Da ging er in sich, suchte den heil. Graal auf, aß aus derselben Schüssel, aus welcher der Heiland gegessen hatte, und wurde dadurch auf einmal ein vollkommen heiliger Mann, that aber nicht das geringste, was ihn werth gemacht hätte, heilig zu heißen, sondern setzte vielmehr auch mit dem Heiligenschein die alte Unzucht fort. Denn als ihn König Perles bat, er möchte doch seiner Tochter Brisanne seine Heiligkeit mittheilen, um ein heiliges Kind von ihm in seiner Familie zu haben, erfüllte der neugebackene Heilige diesen mehr als frivolen Wunsch auf der Stelle. Aergerte sich Morgane darüber oder konnte sie ihr Gelüsten nach dem schönen Lancelot immer noch nicht bezwingen, genug sie entführte ihn zum drittenmal, entließ ihn aber auch diesmal wieder. An den Hof des Artus zurückgekehrt, fand er dort die Brisanne mit dem Wunderkinde, die aber gleich merkte, wie Lancelot und Ginevra einander mit verliebten Blicken verschlangen, ihnen auflauerte und sich in das Bett legte, in welchem Lancelot die Ginevra finden sollte. Ginevra kam dazu, fand Lancelot bei einer andern, fluchte ihm und verbannte ihn für immer aus ihren Augen. Da wurde der Narr wahnsinnig, jedoch durch

den heil. Graal wieder gesund. Unterdeß hatte Arthur hinlängliche Beweise von der Untreue seiner Gemahlin und verurtheilte sie zum Feuertode. Lancelot beschützte sie. Zu guter Letzt mischte sich der Papst wieder ein und bewog den König, seine Gemahlin wieder zu sich zu nehmen. Sie zog aber vor, in ein Kloster zu gehen, und Lancelot wurde ein Einsiedler. Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Was ist in diesem vielgepriesenen Nationalepos der Franzosen von dem ältern Ideal des germanischen Heldenthums, von Sifrit oder Roland, übrig geblieben? Ein höfischer Lecker, ein Buhler, der nur an die Weiber denkt, ein erbärmlicher Gesell. Und was ist von der Gottesfurcht und strengen Frömmigkeit der frühern Zeit übrig geblieben? Eine Verhöhnung des Heiligen in der schändlichen Anwendung, die vom heil. Graal gemacht wird, und in der Lächerlichmachung des Papstes, der zu aller Unzucht den Segen sprechen muß. Gleichwohl ist es herkömmlich, jenes altfranzösische Gedicht zu preisen und als ein Nationalepos anzuerkennen, welches Achtung verdient. Und in Deutschland war man immer so einfältig, im Urtheil den Franzosen nachzubeten und am Lobe des Lancelot gar keinen Anstoß zu nehmen.

Ganz in demselben Geiste ist „der Aventiure Krone“ gedichtet, wovon uns nur die deutsche Uebertragung geblieben ist. Aus dem Inhalt ergibt sich selbstverständlich, daß es nur einem französischen Originale nachgebildet seyn kann. Es ist Winter, König Artus steht am Ofen und wärmt sich, seine schöne Gemahlin Ginevra bespöttelt ihn, sie kenne einen Ritter, der in der kältesten Nacht nicht friere, vielmehr Minnelieder singe. Artus erkundigt sich nach diesem Herrn und findet ihn in einem gewissen Gasozein de Dragoz, welcher Ginevras erster Geliebter war und dem sie einen unbesiegbar machenden Gürtel geschenkt hat. Ginevras Bruder Gotegrin ärgert sich dermaßen über die schamlose Lüderlichkeit seiner Schwester, daß er, da ihr eigener Mann sich alles von ihr gefallen läßt, einmal über sie herfällt und sie bei den Haaren herumreißt. Aber Gasozein rettet sie und zum Dank gibt sie sich ihm hin. Diesmal aber wird ihr abermaliger Ehebruch durch den Helden Gavein verhindert, der zufällig dazu kommt, dem Buhler seine Schande vorhält und mit ihm kämpft. Aber sie versöhnen sich wieder, denn der Buhler erklärt, er habe nur aus Eitelkeit mit Ginevras Liebe geprahlt und nie daran gedacht, Ernst daraus zu machen. Diese Lüge hilft ihm durch und König Artus ist befriedigt.

An diese Hofscandale knüpft nun das Gedicht andere an, welche Gaveins Liebschaften und die Verlegenheiten betreffen, in welche die Herrn und Damen des Hofes versetzt werden. Sie sollen einen Handschuh probiren; wer nun unkeusch ist, kann ihn nicht anziehen, ohne daß er auf einer Seite unsichtbar wird und auf der andern das Glied, womit er gesündigt hat, entblößt zeigen muß. Die Scenen, die das gibt, erwecken unauslöschliches Gelächter.

In einem andern Gedicht „die Krone von Alison“ ist diese Krone bezaubert, so daß sie nur ein Mann aufsetzen kann, der seinem Weibe treu geblieben ist. Das kann nun keiner, wie viele sich auch darum bemühen, außer einzig der ganz junge König von England, der die älteste Frau hatte. Wieder in andern Gedichten dieses Kreises kommt ein Zaubermantel vor, der allen unkeuschen Damen entweder zu lang oder zu kurz ist, und ein Zauberbrecher, den keine unkeusche Dame an die Lippen setzen kann ohne sich zu begießen. Das war die Höhe der altfranzösischen Hofpoesie.

In dem Gedicht „Meliadus“ wird der gleichnamige Held durch den Helden Morhult von Irland besiegt, als sie aber beide nachher behaglich mit einander zechen, wird Morhult durch eine Zofe zu einer schönen Dame eingeladen und geht hin, fällt aber in den Hinterhalt seiner eigenen eifersüchtigen Frau, welche die Zofe nur abgeschickt hat, um ihn auf die Probe zu stellen. Sowohl Morhult, als die schöne Dame müssen nun in Gefangenschaft schmachten, bis Meliadus sie erlöst und die Dame ihrem rechtmäßigen Gemahl unter der Bedingung zurückstellt, daß er sich nie unterstehe, ihr künftig einen Ehebruch zum Vorwurf zu machen. Also verlangt das altfranzösische Gedicht eine vollkommene Umkehr dessen, was in der germanischen Welt als ritterliches Ehrengesetz galt. Weiter heißt es, Meliadus habe sich mit der Königin von Schottland in eine Liebschaft eingelassen, sey von deren Herrn Gemahl in flagranti ertappt worden, habe dem König dennoch seine Gemahlin geraubt, mußte sie ihm aber später zurückgeben, wurde gefangen und dichtete Lieder.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 50.** 23. Juni 1869.


## Altdeutsche Literatur.

Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausgeg. von Moriz Haupt. Neue Folge II. 2., 3. oder der 14. Band der ganzen Sammlung. Berlin, Weidmann, 1869.

(Schluß.)

Das berühmteste und am meisten hoch gefeierte Rittergedicht aus dem Kreise der Artusromane ist der Tristan. Man hat davon, wie oben bemerkt ist, viele altfranzösische Bearbeitungen und der poetische Reiz, der in mancher seiner Scenerien lag, veranlaßte den deutschen Minnesänger Gottfried von Straßburg, es ins Deutsche zu übertragen. Es ist nun seitdem oft wieder abgedruckt und immer neu bewundert werden und einige Literarhistoriker haben doch nicht umhin gekonnt, das große Lob, welches der poetischen Darstellung gebührt, durch einen kleinen Tadel der unsittlichen Tendenz einzuschränken. Es scheint mir, der Tadel müsse um so größer seyn, je mehr das Gedicht durch poetischen Reiz verführt. Dieses altfranzösische Gedicht hat eine große, man darf wohl sagen welthistorische Bedeutung, sofern es im christlichen Mittelalter zuerst wieder mit dem klarsten Bewußtseyn und der bestimmtesten Absichtlichkeit im Namen der Poesie die Heiligkeit der Ehe und die germanische Treue für einen überwundenen Standpunkt erklärt. Das in der That reizvoll durchgeführte Gedicht hat keinen andern Zweck, als das Recht der freien Liebe hoch über die Pflicht der ehelichen Treue zu stellen und den Ehebruch zu entschuldigen. Von einer Gewissensregung, daß es nicht recht sey, die Ehe zu brechen, ist in dem ganzen Gedicht keine Rede. Die Liebe allein erscheint darin berechtigt und ihr wird jede andere Rücksicht aufgeopfert.

Tristan hat für seinen Oheim, den König Marc, die schöne Yseult als Braut geworben und bringt sie ihm auf einem Schiffe. Brangian, die Zofe der Braut, hat einen Liebestrank mitgenommen, der erst unmittelbar vor Mares Hochzeit getrunken werden soll. Nun trinken ihn aber Tristan und Yseult unterwegs aus und überlassen sich in Folge dessen augenblicklich der gröbsten Ausschweifung. Durch den Zaubertrank wollte der Dichter offenbar das Unsittliche einer so treulosen Handlung entschuldigen, er fällt damit aber in einen Widerspruch, weil andererseits die Tendenz des ganzen Gedichtes dahin geht, zu beweisen, daß die freie Liebe etwas unendlich Höheres, Schöneres und sogar Natürlicheres sey, als die Ehe, in der alles nur Zwang, Prosa und Langeweile ist. Wenn es nun aber der Dichter so meinte, so mußte er auch von Anfang an die freie Liebe und die Natur allein walten lassen und bedurfte des künstlichen Zaubertrankes nicht. Aller zarte Zauber der Poesie geht vollends verloren, wenn uns der Dichter weiter erzählt, welche Angst die schöne Yseult vor der Hochzeit mit dem König Marc gehabt habe, weil es nahe lag, daß er ihren Fehltritt entdecken mußte. Da nun aber ihre Zofe keinen solchen Fehltritt begangen hatte, so schob sie dieselbe dem König Marc unvermerkt in der Hochzeitnacht unter und so blieb ihre eigene Schande unentdeckt. Da aber die dienstwillige Zofe doch am Ende hätte plaudern können, fanden es Tristan und Yseult am zweckmäßigsten, die Zofe durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Von einem Mitleid mit der unschuldigen Zofe, von einer Regung des Gewissens bei ihrer Gebieterin, von einer Mahnung an die Ehre bei Tristan ist nicht die Rede. Die arme Zofe wird den Mördern überliefert und wenn sie auch noch zuletzt gerettet wird, so geschieht es gegen den Willen des buhlerischen Paares. Soll man sich nun für eine so niederträchtige Hand-

lungsweise gemeiner Buhler interessiren, als ob es sich hier von zarter Poesie und Seelenschönheit handelte? Die Ehe der schönen Buhlerin mit dem König Marc ist vollzogen und der letztere wird vom Dichter als ein jämmerlicher Tropf dargestellt, was die Ehebrecherin und ihren Liebhaber wieder bei den Späßen, die sie sich mit ihm erlauben, und bei den heimlichen Zusammenkünften, die seine Stirne krönen, entschuldigen soll. Marc besucht den Hof des König Artus und macht sich dort unaussprechlich lächerlich, indem er vor dem Hofnarren feige die Flucht ergreift, in der Meinung, er habe Lancelot vom See vor sich. Unter den Späßen, die sich das Liebespaar mit diesem einfältigen König macht, ist folgender am bemerkenswerthesten. Marc ist endlich hinter die Treulosigkeit seiner Gemahlin gekommen und hat sie verstoßen. Das ist ihr ganz angenehm, denn nun kann sie mit Tristan in einer idyllischen Hütte im Walde sich nach Herzenslust vergnügen. Da werden sie einmal von König Marc, der im Walde jagt, überrascht und Tristan bedient sich geschwind der List, sein blankes Schwert zwischen sich und Yseult zu legen, indem sich beide schlafend stellen. Das war im christlichen Mittelalter ein frommer Gebrauch zwischen denen, die sich liebten, aber durch ein Gesetz der Kirche an Vollziehung der Ehe gehindert waren. Der König ist nun so einfältig zu glauben, es sey dem buhlerischen Paare mit dem Schwerte Ernst, geht beruhigt wieder von dannen und wendet nachher der treulosen Frau seine Huld wieder zu. Man kann einen frommen Glauben und eine keusche Sitte nicht muthwilliger entweihen und verspotten, als es hier geschehen ist.

Bisher war das Gedicht nur frivol, jetzt fängt es auch an sentimental zu werden. Tristan kommt nämlich in den Fall, eine andere Ysealt, zubenannt mit den weißen Händen, heirathen zu müssen, bleibt aber kalt gegen sie und vollzieht die Ehe nicht, weil er seiner ersten Ysealt unverbrüchlich treu bleiben will. Das wird ihm nun vom Dichter als hohe Tugend ausgelegt und ist eigentlich die Pointe des Gedichts. Denn der Dichter bezweckt ja grade, die freie Liebe im Gegensatz gegen die gesetzliche Ehe anzupreisen, und indem er die erste allein ins Licht, die andere allein in den Schatten stellt, trägt er das Sakrament auch folgerichtig aus dem Revier der gesetzlichen Ehe in das der freien Liebe über, oder mit andern Worten: Wer die gesetzliche Ehe bricht, hat sich lediglich nichts vorzuwerfen, denn er sagt sich nur von einem widerwärtigen Zwange los; nur in Bezug auf die Person, die er wirklich liebt, ist ihm die Treue eine Pflicht und als Tugend anzurechnen. Dabei vergißt der Dichter, daß Ysealt dem König und auch Tristan der andern Ysealt am Altar Treue geschworen haben und daß man, wenn man der freien Liebe leben will, ohne mit der Ehre und dem Gewissen in Conflict zu kommen, es nur thun kann, wenn man sich nicht eidlich gegen andere Personen verpflichtet. Der Dichter kehrt aber das natürliche Verhältniß und das, was die Ehre verlangt, bis zu dem Grade um, daß er die Treue des Tristan gegen das Weib eines andern eben so rührend und erhaben findet, als er die Untreue seiner Geliebten gegen ihren Mann für eine ganz gleichgültige und erlaubte Sache hält. Die zweite Ysealt ist begreiflicherweise sehr unzufrieden darüber, daß der schöne Tristan, ihr angetrauter Gemahl, sie mit keinem Finger anrühren mag, und äußert sich darüber einmal aus einem ziemlich frivolen Anlaß. Ihr Bruder hört es und staunt, fühlt sich in der Schwester beleidigt und stellt Tristan zur Rede. Da gesteht ihm dieser, er berühre seine Schwester allerdings nicht, weil er eben eine andere liebe, aber diese letztere sey so schön und ihm so treu, daß er nicht anders könne. Der Herr Schwager soll sich nur selber überzeugen und mit ihm zur Königin reisen. Der Schwager ist nun auch wirklich so kopflos, die Beschimpfung seiner Schwester zu vergessen und Tristan zu begleiten. Da findet er die ehebrecherische Königin, wie sie ein Hündchen liebkost, welches ihr Tristan zurückgelassen hat, und das genügt dem Schwager, sich für vollkommen befriedigt zu erklären. Die ehebrecherische Königin erfährt davon und gibt nun ihrem Tristan die Erlaubniß, seiner weißhandigen Gattin dieselben Zärtlichkeiten zu erweisen, welche sie seit dem Beginn ihrer Ehe von König Marc erfährt. Das wird der großmüthigen Dame nun wieder als eine eben so hohe Tugend ausgelegt, wie dem Tristan seine bisherige Enthaltsamkeit. Man kann die falsche Sentimentalität nicht weiter treiben, das altfranzösische Gedicht von Tristan erscheint aber bereits maßgebend für alle spätern Apotheosen des Ehebruchs, bis zu dem erbärmlichen Werther des deutschen Göthe, wie auch seinen Wahlverwandtschaften. Die poetische Empfindsamkeit dient immer der Ehrlosigkeit zum Deckmäntelchen. Weder die alten Griechen und Römer, noch die Orientalen, noch die Scandinavier in ihren Eddaliedern und Sagaen kannten diese Sentimentalität. Sie ließen dem wilden Naturtrieb den Zügel schießen, indem sie trotzig das Recht des Stärkern übten, oder sie kleideten sich in die Satyrmaske und übten als Halbthiere lachend das Recht der Thiere aus. Das war viel natürlicher und ehrlicher, als die empfindsame Heuchelei, die den gemeinen Sinnentrieb

mit Seelenschönheit bemänteln will und dem Laster mit Rührung und unter heuchlerischen Thränen fröhnt.

Das Gedicht vom Tristan ist das erste, was hiefür den Ton angibt. Nachher ist das Beispiel oft genug und bis zum Eckel wiederholt worden. Wie es scheint, sollte die falsche Sentimentalität dazu dienen, das Gewissen des Dichters und der Leser zu betäuben, oder es sollte der Verführung nur einen neuen Reiz verleihen, die grobe Sinnlichkeit einigermaßen verschleiern und einer unsaubern Sache einen Schein von Anstand geben.

Ein anderer Artusroman von Gyron dem Adeligen kündigt sich als eine poetische Verherrlichung des echten Ritterthums an, läuft aber auch auf weiter nichts hinaus, als auf den Beweis, daß die Macht der sinnlichen Verführung unwiderstehlich sey, denn Gyron, der Tugendheld, wird dermaßen verliebt, daß er alle Grundsätze vergessend eben im Begriff ist, in die Arme der Buhlerin zu stürzen, als sein Blick, indem er das Schwert ablegt, auf den Knopf desselben fällt. Auf diesem Knopf befindet sich eine Inschrift, die ihn an seine Ehre mahnt. Da besinnt er sich plötzlich und — stößt sich das Schwert in die Brust. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist hier nur ein Schritt. Wenn der Knopf nicht gewesen wäre, wo wäre da der Ritter mit seiner Ehre geblieben? Der Knopf allein trägt die Ehre davon.

Wieder in einem andern Artusroman, Arthur de la Bretagne heirathet der Held die österreichische Prinzessin Peronne aus Staatsrücksichten, während er alle Nächte bei der schönen Jeanette zubringt. Peronne war eben so lüderlich gewesen und befindet sich in einem Zustand, dessen Entdeckung sie in der Hochzeitnacht befürchtet. Ohne nun zu wissen, in welchem Verhältniß Jeanette zu ihrem Bräutigam steht, dingt sie dieses Mädchen, daß es in der Hochzeitnacht unbemerkt ihre Stelle vertritt. Bei diesem Anlaß empfängt Jeanette einen kostbaren Ring von Arthur, macht denselben am andern Tage ganz dreist als seine Morgengabe geltend, gibt sich für die rechtmäßige Braut des Arthur aus und bestreitet der Peronne ihr Recht. Diese nun kann nicht leugnen, aus welchem schmählichen Grunde sie ihre Stelle durch Jeanetten hat vertreten lassen, und stirbt aus Kummer und Verdruß. Aber auch Jeanette geht leer aus, denn Arthur verliebt sich von neuem und heirathet eine andere.

Diese kurzen Auszüge, die ich nicht ohne Noth noch vermehren will, genügen, um den Grundcharakter der altfranzösischen Artusromane zu kennzeichnen. Das Heldenthum ist darin bereits ganz in höfische Galanterie und Lüderlichkeit verkehrt, der heil. Graal dient nur als eine Decoration in Brillantfeuer am Schluß einer frivolen Oper. Das Christenthum wird ganz beiseite geschoben oder wird seinen Geboten, wie im Tristan geradezu ein anderes Gebot entgegengesetzt: Du sollst die Ehe brechen anstatt du sollst sie nicht brechen.

Titurel und Parcifal machen Ausnahmen von den übrigen Artusromanen, obgleich auch in sie der Ton der letztern hinüberspielt. Was darin als germanisch und christlich, als ehrliche Treue und wahre Frömmigkeit aufgefaßt werden muß, läßt sich in keinem Falle aus dem Geist und Charakter der übrigen Artusromane erklären. Eine nähere Untersuchung und Erörterung dieser Ausnahmen würde uns aber hier zu weit führen.

---

## Naturkunde.

Ueber die Anfänge der Organismen und die Urgeschichte des Menschen. Zur Wiederlegung Carl Vogts. Von Prof. Dr. Baltzer. Paderborn, Schöningh, 1869.

Die Zahl der Schriften, welche gegen die Modethorheit des Materialismus gerichtet sind, mehrt sich. Vogts Windbeuteleien wären kaum so vielen Aufsehens werth, wenn sie nicht ein Symptom grade der verderblichsten Richtung wären, in die der Zeitgeist überhaupt sich verirrt hat. Vogts barocke Behauptung, die Affen erheben sich bis zur Menschenwürde, wäre blos lächerlich und possirlich, wenn sie nicht genau zusammenhinge mit der Hoffahrt der Philosophie, welche den Menschen zur Gottheit erhebt, und mit dem krankhaften und unnatürlichen Streben, alles Niedrige emporzuschrauben, alles Unmündige für mündig zu erklären, der Dummheit gleiches Stimmrecht wie der Weisheit zuzuerkennen und das Unterste zu oberst zu kehren.

Der Grundgedanke der neuen Irrlehre tritt in directe Opposition mit dem christlichen Grundgedanken, denn nach der heil. Schrift ist der Geist Gottes das allein Ewige, der über den beweglichen Wässern schwebt, über allem Vergänglichen, das er schuf, während umgekehrt nach der modernen Lehre die Materie allein das Ewige, der Geist nur eine vergängliche Bewegung im Stoffwechsel ist. Vogt hat zwar gemeint, wenn der Stein sich zur Pflanze, die Pflanze zum Thier, der Affe endlich zum Menschen aus eigener Kraft emporarbeite,

so sey das seiner viel würdiger, als wenn man ihn zu einer bloßen Drahtpuppe Gottes mache, die sich nicht selber zu helfen wisse, wenn ihr Gott nicht helfe. Allein da sich der Mensch ganz gewiß nicht selber gemacht hat, so ist es lächerlich, wenn er sich von der Macht, die ihn geschaffen hat und existiren läßt, ohne Weiteres für unabhängig erklären will.

Der würdige Verfasser der vorliegenden Schrift, Professor an der Universität Breslau, hat von den Vorlesungen Vogts in Breslau Gelegenheit genommen, dem neugierigen und leichtgläubigen Publikum die Narrenkappe, die ihm Vogt über die Nase gezogen, wieder wegzuziehen und Vogts verlogene Behauptungen gründlich zu widerlegen, aus der Schrift, aus der Vernunft, aus dem sittlichen Gefühl und aus der Naturerfahrung. Er faßt die Sache mit wissenschaftlichem Ernste auf, was sehr zu billigen ist, obgleich es niemand entgehen kann, daß es seinem Gegner Vogt um wissenschaftlichen Ernst überall nicht zu thun ist, sondern daß er nur Humbug treibt und das dumme Publikum, das sich für ihn begeistert, auslacht.

Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß eine Menge Behauptungen des Materialismus auf unwahren Thatsachen, auf Fälschung beruhen. Vogt selbst hat zugeben müssen, daß die Anfertigung angeblicher Waffen aus der uralten Steinzeit ein Industriezweig geworden ist. Aber auch Knochen von Thieren und Menschen, die man für Ueberreste aus ältern und ältesten Erdbildungsperioden nimmt, gehören der historischen Periode an. Schon Quenstedt sagt: „‚Nach Crusius sandte Herzog Friedrich I. im December 1595 dem akademischen Senat zu Tübingen das Wildpret eines von ihm im Schwarzwalde erlegten Bären. (Tscherning, Beitr. zur Forstgeschichte Württembergs 1854 S. 60). Und wenn die Thiere in den Höhlen gelebt haben, wie es oft den Anschein hat, so müßte es verwundern, wenn von diesen jüngern keine Spuren mehr daseyn sollten. In der Geilenreuther Höhle bei Muggendorf an der Wiesent, durch ihren ungeheuren Knochenreichthum besonders berühmt, finden sich auch Höhlenlöwen, die an Größe mit dem bengalischen Tiger wetteifern. Dabei sind diese Knochen zuweilen so frisch, daß sie nicht einmal an der Zunge kleben, also des Kennzeichens echter Fossilität entbehren. Sie können daher ganz wohl noch aus historischer Zeit herstammen.' Nach diesen Mittheilungen muß man sogar die Hoffnung aufgeben, einen feststehenden Beweis von der Existenz fossiler Menschenknochen jemals darbringen zu können. Dasselbe Urtheil wiederholt sich bei Quenstedt a. a. O. S. 783, wo es heißt: ‚Einen der gewöhnlichen Fundorte bilden die Höhlen: aber auch hier drücken sich Sachkenner in Beziehung auf das Alter stets mit großer Vorsicht aus; die Knochen der Menschen sind meistens entschieden jünger als die der Bären. Aber auch angenommen, sie wären so alt als der Höhlenbär, so könnte man umgekehrt sagen, darin liege der Beweis, daß der Höhlenbär mit seinen Altersgenossen noch der historischen Zeit angehöre. Aus diesem Cirkel kommen wir nicht leicht heraus.'"

Die Fähigkeit eines Affen, sich jemals zur Menschenwürde auszubilden, wird vom Verfasser eben so bündig widerlegt, wie die falsche Voraussetzung von noch affenartigen Menschen der geologischen Zeit. Er erinnert an eine alte Probe der menschlichen Fähigkeit, ohne Belehrung und ganz aus sich selbst sich eine Sprache auszubilden. Er theilt einen „Bericht des Juvencius in seiner Historia Soc. J. Pars V lib. 18 p. 461. Romae 1710 mit: ‚Ein Mongolenfürst, Namens Ackebar, habe selbst es erzählt, daß er den Befehl ertheilt, dreißig noch nicht sprechende Knaben an einem bestimmten Orte einzuschließen, wo sie niemand könnten sprechen hören. Seine Absicht war zu erfahren, was für eine Sprache diese Dreißig zuerst gebrauchen würden. Doch vergebliche Erwartung. Als das sprachfähige Alter eingetreten war, brachte keiner dieser Knaben auch nur einen artikulirten Laut vor.'"

Schließlich bedauert der Verfasser, daß die Sündfluth des Wahns schon so hoch gestiegen ist und wer die Wahrheit noch zu sagen wagt, mit einem gewissen Erstaunen, vielleicht gar mit Mitleid angesehen wird. „Es ist erschreckend, daß man in unserem Zeitalter sich fast zu scheuen hat, solche Gedanken mit fester Ueberzeugung auszusprechen, indem die materialistische Zeitströmung auch nicht einmal so viel geistige Glaubensmacht in sich trägt, als man in der religiösen Anschauung der ältesten heidnischen Culturvölker vorfindet. Der Geist ist in dieser Strömung, wie ich bereits sagte, im Leibe schon begraben, bevor dieser noch gestorben ist. Allein diese Strömung ist in der zu ihrem Endziele sich entwickelnden Weltgeschichte nur eine vorübergehende Wellenbewegung, während über dem großen weltgeschichtlichen Strome derjenige das Königszepter in seiner Hand hat, welcher die Fürsten und Völker regiert."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 51. 26. Juni 1869.

## Geschichte.

Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten, geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls. Von Chr. Hoffmann. Dritter Band. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1869.

Mit diesem wieder starken Bande schließt das umfangreiche Werk, welches ein besonderes Interesse dadurch darbietet, daß es als Geschichtswerk weder eine handwerksmäßige Professorenarbeit, noch in gewöhnlicher liberaler Oberflächlichkeit geschrieben ist, sondern die Weltereignisse mit der Unbefangenheit und Klarheit eines frommen Mannes beurtheilt, der außerhalb des Weltgetriebes steht und keiner Partei angehört. Denn es ist der bekannte Vorsteher der Gemeinde von Kirschenhardthof, der Jerusalemsfahrer, Sohn des berühmten Gründers der Gemeinde von Korntal und Bruder des gefeierten Oberhofpredigers in Berlin.

Der vorliegende Band handelt ausschließlich vom 19. Jahrhundert, von der napoleonischen Zeit, von den Befreiungskriegen, von der Restaurationsperiode und den folgenden Revolutionen und Kriegen bis auf unsere Tage. Begreiflicherweise interessirt den Verfasser vorzugsweise, was die Kirchen angeht, weil er die ganze neue Zeit überhaupt als die des Abfalls vom Christenthum charakterisirt. Unter den Abgefallenen versteht er auch die Kirchen selbst, von denen ihm keine genügt, sofern er sich seine eigene gegründet hat. Auch der Aufschwung, den das Christenthum in der neuern Zeit wieder genommen hat, befriedigt ihn noch lange nicht. Er sagt S. 467: „So erhob sich hier das Papstthum, an das sich die Bischöfe der einzelnen Länder als an ihren Halt und Hort fest anschlossen, aus der Revolution weit stärker, als es vorher gewesen war, und selbst die protestantischen Regierungen Deutschlands glaubten in ihm einen Halt der gesellschaftlichen Ordnung zu finden, und in Württemberg, Baden, Hessen und Nassau versuchte man das österreichische Concordat nachzuahmen, was jedoch den protestantischen Erinnerungen des Volks und dem Einfluß der liberalen Ideen gegenüber nicht durchgeführt werden konnte. In Preußen gab die neue Verfassung der katholischen Geistlichkeit so freie Hand in der Herstellung ihrer alten Macht, daß es eines Concordats nicht bedurfte. In der protestantischen Kirche zeigte sich dasselbe Streben, die „Kirche" unbedingt als die Trägerin des Heils geltend zu machen, aber der Widerspruch dieses Verfahrens mit dem Ursprung der Reformation, die Spaltungen unter den Theologen und die größere Zucht- und Haltlosigkeit des protestantischen Volks ließ dieses Bestreben nicht die gleichen Erfolge erreichen. Die Kirchenconferenz zu Eisenach fand das Unternehmen, die ehemalige sogenannte Kirchenzucht wieder einzuführen, über ihre Kräfte, und die Leistungen der neuen ‚kirchlichen' Richtung beschränkten sich meist auf Einführung anderer Agenden und Gesangbücher, die wieder mehr der alten Lehre gemäß und insofern allerdings besser waren, als die in der Zeit des Rationalismus entstandenen, die aber das Volk weder geistig heben, noch auch nur mit der Macht des Scheins blenden konnten. Die Stimmung wandte sich also bald wieder von der Kirche ab, und der Augenblick, wo sie Großes hätte leisten können, wenn sie nur selbst von einem neuen Geist sich hätte durchdringen lassen, ging vorüber. Mehr und mehr gewann unter den Kirchen die in sich einige und mit straffer Hand zusammengehaltene römische Kirche auch in Deutschland die erste Stellung, so daß die protestantische Kirche ihr gegenüber nur durch den Schutz der Staatsgewalt sich als gleichberechtigt zu erhalten vermag. Von der Gesunkenheit dieser Staatskirchen ist ein lautes Zeugniß der Umstand, daß englische und amerikanische Sekten,

Baptisten, Methodisten, Irvingianer u. a. seit 1848 in vielen Theilen Deutschlands Eingang und Ausbreitung gefunden haben, die freilich eben so wenig, wie die Staatskirchen, einen Weg durchgreifender Besserung anzugeben wissen, aber durch Eifer und Thätigkeit sich vortheilhaft von der ‚kirchlichen‘ Bewegungslosigkeit unterscheiden.“

Wie er dazu kommt, die sämmtlichen bestehenden Kirchen ungenügend zu finden, erklärt er S. 535. „Die geistige und sociale Krankheit kann ihrer Natur nach durch keine blos auf äußerliche Dinge gerichtete Einrichtung geheilt werden; die Grundbedingung dieser Heilung ist das Heiligthum oder die geistige Entwicklung des Menschen zu jener höchsten Kraft, die ihm nicht allein ewige Dauer seiner Existenz, sondern auch ewigen Fortschritt, also Seligkeit sichert. Diese höchste und heiligende Kraft ist allerdings in der Person Jesu Christi auf Erden erschienen; aber die verschiedenen christlichen Confessionen haben allmälig das, was sie christlichen Glauben nennen, nämlich die bewundernde Erinnerung an Christum und die Verehrung der Spuren und Erinnerungszeichen seines Wirkens, die Verehrung der Kirche, an die Stelle des wahren Glaubens gesetzt, der die Werke Christi thut. Dadurch sind sie nicht nur unfähig geworden, die geistige und sociale Krankheit zu heilen, sondern sie bedürfen auch in Folge dieser innern Schwäche zu ihrer Aufrechthaltung der Hülfe und des Schutzes der weltlichen Regierungen. Dafür müssen sie ihnen wieder zur Decke dienen, indem sie mit dem Ansehen eines äußerlichen Heiligthums den Bedürfnissen der Menschen, welche Befriedigung verlangen, entgegentreten, und sie von dem naturgemäßen und von Gott gewollten Streben nach Verbesserung ihrer Zustände abhalten, sobald dieses Streben der mit der Kirche im Bunde stehenden Regierung gefährlich oder unbequem wird.“

Schließlich heißt es: „Da das Verderben der Menschen von geistigen Grundmängeln herrührt, da die bestehenden Confessionen diesem Verderben nicht zu steuern vermögen, da jede andere Hülfe, die nicht auf den Geist und auf Gott gegründet ist, ihrer Natur nach unzureichend seyn muß, da wir in Folge des Fortschritts unserer Zeit unmittelbar an die äußerste Entfaltung des Verderbens gestellt sind, so ist jetzt die Zeit, wo eine neue Confession, die Confession der Weissagung, die Wendung in den Geschicken der Menschheit herbeiführen und die Menschen auf die geweissagte Wiederkunft Jesu Christi vorbereiten muß.“

Man sieht daraus, welchen weiten Vorsprung der Verfasser nimmt und wie er allerdings vieles mit einer gewissen Verachtung hinter sich lassen kann, was andern Leuten noch lieb und werth ist. Wir vermissen in seinen Auseinandersetzungen nur die Rücksicht auf die Nation, welcher der Verfasser angehört, denn im Hinblick auf Jerusalem läßt er auch diese hinter sich.

Ein glückliches Talent besitzt der Verfasser für die Unterscheidung wirklicher und blos eingebildeter Werthe, und er konnte es um so schärfer ausüben, als ihn kein politisches, literarisches, ja nicht einmal ein kirchliches Vorurtheil verblendete. So ist eines wahren Meisters der Geschichtsschreibung würdig, was er S. 109 über den großen Napoleon sagt: „Karl der Große überragte wie Napoleon alle Zeitgenossen an großartigem Ueberblick der entlegensten Dinge, an der Fähigkeit, umfassende Unternehmungen zu entwerfen und auszuführen; aber während jener an ein Heiligthum, das er in der Kirche zu finden meinte, wirklich glaubte und im Dienst einer, wenn auch sehr getrübten, christlichen Idee, als Vertheidiger des Christenthums wie er es kannte, kämpfte und baute, suchte Napoleon eine scheinbare Weihe bei einer Kirche, die er im Herzen verachtete, und verfolgte unter dem Deckmantel der kirchlichen Weihe nur das Ziel persönlicher Ehre und äußerer Machtfülle. Die Zeit war zu gereift, als daß Napoleon zu den Täuschungen zurückkehren konnte, die mit dem Glauben Karls des Großen verbunden waren, und in dieser Reife liegt der wirkliche Fortschritt, der nur noch die Wahl läßt zwischen den christlichen Ideen selbst in ihrer Reinheit und zwischen der entschiedenen Feindschaft gegen alles Heilige. Napoleon konnte diese Wahl noch nicht treffen, weil er jene Ideen selbst nicht kannte und sie folglich weder erwählen noch verwerfen konnte. Es blieb ihm also nur der Ausweg, ein Scheinbild des karolingischen Throns aufzurichten, dessen er im Innern selber spottete, und das allen einsichtigen Zeitgenossen nur als eine ärmliche Nachäffung erscheinen konnte. So blieb er in der That hinter seiner Zeit zurück, während Karl der Große der seinigen voranschritt, und die Heuchelei, zu der er sich zwang, trug ihm nicht die erwartete Frucht, weil die Menschen zwar getäuscht seyn wollen, aber gleichwohl die Täuschung herausfühlen und ihr den Glauben versagen.“

Sehr wahr ist auch S. 56 das Urtheil über Schiller und die Begeisterung, mit welcher derselbe die Jugend erfüllt hat. „Er hat zwar, wie ihm seine Bewunderer nachsprechen, das Theater zu einer Schule geistiger Bildung, edler Entschlüsse und hoher Gedanken machen wollen; in Wirklichkeit aber tröstet er seine Leser über die einmal nicht zu ändernde Erbärmlichkeit seiner Zeit und des deutschen Lebens mit den Herrlichkeiten der Bühne:

Größres mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in diesem kleinen Leben,
Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Schöne aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.

Seine Ideale haben also nicht den Zweck und nicht die Kraft, die Menschen zur Verwirklichung geistiger Wahrheiten zu bewegen, sondern Träumer und Dichter zu bilden, was denn auch seine deutschen Jünger nach dem einstimmigen Zeugniß der andern europäischen Nationen geworden sind. Gervinus behauptet zwar, Schiller bewähre sich darin als der Prophet der Deutschen, daß sich in seinen Hauptwerken die Ideen spiegeln, deren die Zeit bedurft habe, so in Wallenstein der Held und Eroberer (Napoleon), im Tell die Freiheit der Völker gegenüber der Tyrannei, in der Jungfrau von Orleans die Wiederherstellung einer unterdrückten Nation durch die Rückkehr zum Glauben an Gott. Allein was hilft diese Spiegelung, wenn sie die Züge der Gestalten so verzerrt, daß der Urheber selbst deren Verwirklichung nicht wünscht und nicht für möglich hält, wie er es in den Worten sagt:

Wo sich die Völker selbst befreien,

(und wer wird es denn thun, wenn sie es nicht selbst thun?)

Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen.

Am deutlichsten und stärksten hat Schiller seinen Verzicht auf die Verwirklichung des Ideals in dem Gedicht ‚das Ideal und das Leben‘ ausgesprochen. Hätte er einfach den Verzicht auf alles Edle und Große, Erwerb, Geschäft und Sinnengenuß gepredigt, so wäre er nicht der Mann gewesen, aus dessen Worten Tausende Geisteskraft zu schöpfen meinten; der täuschende Schimmer eines in der That nicht vorhandenen geistigen Aufschwungs hat ihn den Deutschen empfohlen, die immer noch das Bedürfniß eines Heiligthums empfinden, und die daher, wenn der wirkliche geistige Aufschwung ihnen zu schwer fällt, wenigstens einige Heuchelei und einigen Götzendienst nicht wohl entbehren können. Eine Täuschung, wie sie hier auf dem Feld der Dichtkunst die deutsche Nation in Schlummer wiegte, schien dagegen auf dem andern damals von vielen ernsteren Geistern verfolgten Weg der Philosophie, wo es sich ja grade um Erkenntniß der Wahrheit handelt, nicht möglich zu seyn. Dennoch hat sich auch die Kant'sche und die aus ihr erwachsene Fichte'sche und Schelling'sche Philosophie als eine ähnliche Täuschung erwiesen.“

Genug, man wird an diesen wenigen Proben ersehen, daß man es mit einem originellen Denker zu thun hat, dessen Gedanken auf eigenen Füßen stehen und der keine Meinungsmode mitmacht.

---

## Zur Sittengeschichte.

Die Nebelscheuche von Maximus Cajus. Erste Heliade. Berlin, Ulrich Frank, 1869.

In diesem kleinen, aus lauter Aphorismen zusammengesetzten Büchlein wird die Oberflächlichkeit, Geschmacklosigkeit und Gemeinheit der Menge, die der Mode nachläuft, in scharfen und treuen Zügen geschildert, hauptsächlich auch die erbarmungswürdige Einfalt eigentlich gutmüthiger und ehrlicher Leute, besonders der Frauen und Töchter, die da glauben, sie müssen eben die Mode mitmachen, wenn es ihnen auch nahe liegen sollte, das geistlos Conventionelle und die Unnatur darin ecklich zu finden.

Hier eine kleine Auswahl: „Diejenigen Künstlerleistungen werden stets den Hals brechen, die auf den Wogen des Beifalls einer Menge schwanken, welche die capriccii des Uebermuthes bei ihren Lieblingen so weit kommen läßt, daß diese die Schranken der Sitte, des Anstandes, des Kunstgefühls weit überschreiten. ‚Rücksichtslos!‘ das ist das Motto dieser farblosen Menge, — Publikum genannt, das weder den vortragenden Künstler, noch den aufmerksamen Zuhörer wie seines Gleichen betrachtet, das klappernd und klirrend bei offener Scene im Zuschauerraume kommt und geht, sich räuspert und spukt, sich die Nägel schabt und in den Zähnen stochert, kurz durch ein höchst unästhetisches, ‚es nicht nöthig habendes‘ und gelangweiltes Benehmen sich als ein tonangebendes kennzeichnet.

So lange die Bonnen noch als die Guten, nicht als die méchantes, schon um des Wortes willen, welches sie immer im Munde führen, in unserer deutschen Erziehung erkannt werden, haben wir auch keine guten Kinder, sondern des enfants méchants. Die Rinderpest ist erloschen, die Fremdsprachenseuche noch lange nicht.

Welche unsägliche Mühe sich auch Dr. Bock gibt, die Preisangaben der Wundermixturen, mit denen man unverschämt Reclame macht, zu berichtigen, und wie bestimmt er auch nachweist, daß die kostspielige Waare nur in Mühlbachwasser, resp. Gänsewein, mit einigen Tropfen fremden Geistes zugesetzt, bestehe, er vermag

die Menge doch nicht davon abzubringen, sich durch dieses Mühlbachwasser zu stärken. Die Anzeigen dieses Mühlbachwassers sind zu verlockend und vielverheißend und ein Wassersüchtiger machte Viele.

Unverschämten und unberechtigten Forderungen der Handwerker muß man unverzüglich Folge leisten — da hilft kein Tarif. — Die Schutzleute geben sich mit dergleichen Unbedeutendheiten nicht ab — die Schiedsmänner auch nicht — das ist Sache des Gerichts! Ende schlimm, Alles schlimm. Wer hat Lust, dieses Ende abzuwarten und zu bezahlen. Also Blechen!

Möblirte Wohnungen soll man theuer bezahlen, nie darin seyn und für alle nicht gleich wahrnehmbaren Schäden später einstehen. Geleimte und beim Sitzen darauf zusammenprasselnde Stühle mit sprossenden Rohrgeflechten, Bettgestelle mit unvertilgbaren Wanzen, Federbetten, deren zwei aus einem gemacht sind, Spionagen, verdächtige Nachbarschaften, Scenen der Betrunkenheit von Vermiethern — alles in sehr anständigen Häusern — das bekommt man mit in den Kauf, denn gegen das Unwesen solcher Vermiethungen gibt es keinen Schutz troz der Schutzmannschaft. Vielleicht bekommen wir neben der Feuerwehr eine Hauswehr, die kurzen Proceß macht. Vorläufig bestehen die Nachtheile der Freizügigkeit des Umzugs. Diesem Vermiethungsunwesen sollte schon aus Gesundheitsrücksichten ein Ende gemacht werden.

Wäre es nicht zweckmäßig, für die müssig an den Ecken herumstehenden Dienstmänner, während sie Cigarren rauchen und die Mauer mit dem Rücken reiben, sich im Adreßkalender von Berlin zu orientiren, um Auskunft über Straßen und Gebäude geben zu können? Versteht sich von selbst, nur ‚jegen Jroschen'. Jetzt heißt es grob: man solle sichs selber suchen. Die gefälligen Ausnahmen aber berichten gradezu falsch und schicken z. B. Den, der in die Universität will, in die Akademie. In andern Städten mit weniger Intelligenz kennt jedes Kind die bedeutendsten Gebäude seiner Vaterstadt. Jedermann ist stolz darauf, dem Fremden Auskunft geben zu können. Die Berliner Dienstmänner aber kennen nur Doppelgänge.

Kaum ist der letzte Takt eines Concertstückes verrauscht, so bricht die Claque los, um auf das Forte ein Fortissimo zu setzen. Oder findet man es taktvoll, dem Publikum die Ohren zu zerreißen und dem Concertgeber Ovationen zu bringen, durch welche jeder Eindruck, den sein Vortrag gemacht hat, augenblicklich vernichtet wird? Aber wer mit lauter Musik auftritt, will nicht mit stiller abziehen, und darum viel Lärm um Lärm.

Die Theater- und Concertgarderoben in Berlin zeichnen sich durch besondere Zugkraft aus und man scheint hier nur abzulegen, um sich Tags darauf ins Bett zu legen. Zitternd und bebend vor Frost bittet man unter beständigen, unwillkürlichen Boxerkünsten um seine Sachen, da die am Leibe getragenen auch schon halb abgerissen und getreten sind. Man bekommt jene stückweise, Einzelnes wird vergebens gesucht, Anderes ist nicht zu finden, noch anderes gordisch verknotet. ‚Nichts geht über die Bequemlichkeit, und Ordnung is det halbe Leben!' sagt Frau Mietzel in dem Fest der Handwerker.

In einem historisch berühmten Keller trinkt man jetzt bayrisch Bier aus Rheinweingläsern und ißt Knoblauchwürstchen in Glacéhandschuhen.

Ammen mit französischer Milch, Wannen mit französischem Badewasser, Steckkissen mit französischer Füllung, französische Lutschbeutel, und einen Pariser corbeille de naissance. Das ist der Grund, der gelegt wird, und aus welchem hervorwächst französisches Geplapper, welches den Grund legt zur französischen Conversation. O unergründliche, grundlose deutsche Mädchenerziehung!

Die jungen Mädchen, welche sich genöthigt sehen, ihren Verwandten und Bekannten Geschenke zu machen, eilen in Tapisserieläden, kaufen sehr geschmacklose und eben so kostspielige, angefangene Handarbeiten ein, und ohne eigenen Geschmack, ohne künstlerische Empfindung wird das bereits zum Viertel oder zur Hälfte Fertige mechanisch-automatisch weiter gestickt und geflickt; dann bekommt dieses Werk der Buchbinder, der Riemer oder ein anderer Handwerker und hierauf wird die Gabe als eigene Production überreicht. Was haben unsere Töchter daran selbst gemacht? Aber Formen- und Farbenverständniß, Anordnungssinn, wie können wir sie von ihnen verlangen, wo sollen sie solches Verständniß hernehmen? — Die Schulen bieten nichts der Art. Also — automatisches Nachahmen — denn geschenkt muß werden, man wird ja wieder beschenkt."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von A. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 52. 30. Juni 1869.

## Schulwesen.

Die Schule — die Schule und nochmals die Schule! Ein Vortrag von William Spindler. Zweite Auflage. Berlin, Rubenow, 1869.

Auf dem Umschlag lesen wir, die erste Auflage von 6000 Exemplaren sey binnen acht Tagen vollständig vergriffen worden. Man glaubt die Trompetenstöße eines Hanswurst auf dem Jahrmarkt zu hören, was sehr wenig für den Ernst der Schule paßt. Da jedoch diese kleine Schrift grade in ihrer dummen Prahlerei, Schulmeisterëhoffahrt und Geschmacklosigkeit der adäquate Ausdruck des Diesterweglanismus ist, der in Deutschland noch immer so gewaltig spuckt und auch wieder auf der letzten allgemeinen Lehrerversammlung in Berlin gespuckt hat, nehmen wir davon Anlaß, wieder einmal auch unsern Protest gegen den Schuldämon zu erneuern, von dem leider so viele Leute in Deutschland besessen sind.

Der Herr William — warum nennt er sich denn auf deutschem Boden nicht Wilhelm? — preist auf S. 7 mit richtigem Instinkt das Ministerium Altenstein. Denn es ist ganz richtig, daß dieser preußische Unterrichtsminister v. Altenstein den Wein eingeschenkt hat, von dem die Schulmeister so trunken geworden sind. Aber das sagt dem guten William sein Instinkt nicht, was denn eigentlich der Minister Altenstein mit all seinem schulmeisterlichen Hokus Pokus gewollt und bezweckt und wozu er die Hegelei und den Diesterweglanismus so sehr gehätschelt hat? Wir wollen es ihm sagen, denn wir haben dieses ganze Spectakelstück der Weltgeschichte erlebt und von Anfang an scharf beobachtet.

Nachdem in Preußen die trefflich construirte Regierungsmaschine des großen Friedrich und vor allem sein herrliches Heer vernachlässigt und verderbt, nachdem der Schlag von Jena gefallen und Preußen sieben Jahre lang vom übermüthigsten und schamlosesten Feinde ausgeplündert und jede Art von Noth und Schande über das preußische Volk gekommen war, wurde dieses edle Volk von Zorn und Scham so tief ergriffen, daß es freudig sein Alles um den Wiedergewinn seiner Ehre einsetzte. Es zwang den schon halb an Frankreich ergebenen Minister Hardenberg, Frankreich den Krieg zu erklären, und stand plötzlich da als ein unüberwindliches Volk in Waffen, wie keines je aus so tiefer Noth und Schmach so herrlich ausdauernd, todesmuthig, unbezwinglich je hervorgetreten ist. Indem es seine ganze Stärke fühlte und in den siegreichen Schlachten erprobte, begriff es auch sogleich, daß es berufen sey, nicht nur einen deutschen Sonderstaat, sondern das ganze Deutschland zu befreien. Die Hoffnung einer Wiedergeburt Deutschlands, nicht blos Preußens allein, bewegte damals alle Herzen in den preußischen Heerlagern. Man sang damals nicht: Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben? sondern: Was ist des Deutschen Vaterland? Auch sagte damals jedem das natürliche Gefühl, alles Unheil, alle Schmach Deutschlands rühre von der Verwelschung, von der fremden Mode und Sitte, von dem fremden Unglauben, der frivolen Religionsspötterei her, die von den deutschen Höfen und Universitäten aus die einst so edle deutsche Nation vergiftet habe. Daher die Rückkehr zur Frömmigkeit in jenen glorreichen Tagen der Begeisterung für das Vaterland. Daher die geistlichen Lieder, welche die preußischen Soldaten auf den noch von Blut rauchenden Schlachtfeldern sangen.

Nachdem der Sieg mit den ungeheuersten Opfern endlich errungen war und man die kampfmüden Truppen größtentheils wieder entlassen konnte, gewann auch Hardenberg seinen unheilvollen Einfluß wieder und es erfolgte, wovor Blücher gewarnt hatte, indem er als Sieger in Paris den Becher ergriff und ausrief: Mögen die

Diplomaten mit ihren Federn nicht wieder verderben, was wir mit den Schwertern gut gemacht haben! Es wurde verdorben. Nie erlebte das deutsche Volk, nachdem es sich so lange für seine Fürsten aufgeopfert und einen so herrlichen Sieg errungen hatte, einen schmählicheren Undank. Das besiegte Frankreich wurde geschont, das siegreiche deutsche Volk mit der neuen Bundesverfassung beschenkt, die seine Zerrissenheit unter der Vormundschaft fremder Mächte verewigen sollte.

Nachdem der damalige König von Preußen sich hauptsächlich durch die Treulosigkeit Rußlands, das ihm Sachsen versprach, und von dem es nachher doch im Stich gelassen wurde, und durch Hardenberg so lange zu Nachgiebigkeiten hatte verführen lassen, bis er nicht mehr zurück konnte, unterwarf er sich vollends ganz dem russisch-österreichischen Willen, sanctionirte die Karlsbader Beschlüsse, durch welche der Patriotismus von 1813 in die Acht erklärt und das „ein Deutscher seyn wollen“ zum Verbrechen gestempelt wurde. Es war aber nicht ganz leicht, in Preußen, von wo die patriotische Begeisterung ausgegangen war, durch ein bloßes Commandowort eine so tiefe und durchgängige Umänderung der Gesinnungen zu bewirken, namentlich bei der gebildeten Jugend auf den Universitäten, die noch immer voll Begeisterung war. Daher man auf ein neues System, auf eine neue Blendung der leicht empfänglichen Jugend dachte, um ihr die Gesinnung von 1813, die Begeisterung für das Vaterland aus dem Herzen zu reißen und das christlich-deutsche Programm der allgemeinen Burschenschaft zu eskamotiren. Das wurde die Hauptaufgabe des Cultminister v. Altenstein. Das Mittel einer großartigen Verblendung aber, welches er anwandte, war die Fiction, Preußen sey die personificirte Intelligenz, hier wisse man alles, hier übertreffe man an wissenschaftlicher Bildung bei weitem alle andern Nationen. Hier in der Glorie der Schule, Wissenschaft, Literatur habe man das höchste schon erreicht und es sey lächerlich, wenn man, anstatt sich ganz in das Bewußtseyn und den Stolz dieser höchsten Intelligenz einzuwiegen, noch etwas anderes wolle. Was denn? das deutsche Vaterland? Dummheit! Die höchste Geistesblüthe der Menschheit wächst über alle Nationalitäten hinaus. Nationalität ist nur thierische Race, Patriotismus nur ein thierischer Trieb des Blutes, eine Tugend, die nur Barbaren zukommt. Was anderes sollte man noch suchen, was man nicht schon hätte? Gott? Dummheit! Wir Menschen selbst und allein sind Gott. Gott wird sich seiner selbst nur in uns Menschengeistern bewußt und seine Intelligenz schreitet nur mit der unsern fort. Nur wenn man die Menschwerdung Gottes in diesem Sinne versteht, kann man sie gelten lassen. Die Confession ist ein längst überwundener Standpunkt, ihre Superstition soll daher durch Union wenigstens neutralisirt werden. Wer sich aber dennoch an eine Confession anklammern will, wird als Rebell gegen den Staat unschädlich gemacht, wenn er gleich nur ein bedauerlicher, in der Bildung zurückgebliebener Schwachkopf ist.

Mit diesem Programm pflanzte Altenstein, nachdem die Karlsbader Beschlüsse und die Mainzer Untersuchungscommission schon allen christlich-deutschen Geist der Befreiungskriege weggefegt hatten, den preußischen Universitäten einen neuen Geist ein und erhob Berlin zur Metropole der Intelligenz, zum neuen Mekka der Wissenschaft, wo sich die deutsche Jugend mit den Gaben und dem unsäglichen Stolze des neuen Geistes Anstellungen und Gnaden holen sollte, während die armen deutschen Patrioten in der Verbannung lebten oder in Kerkern schmachteten. Das ganze Zauberstückchen bestand darin, daß der macedonische Charakter der Monarchie in den atheniensischen, das martialische Preußenthum in ein akademisches, der rocher de bronze in Makulatur verwandelt wurde.

Die Männer, deren sich Altenstein zur Durchführung seines Programms bediente und von deren Gutachten die Besetzung aller Lehrämter abhing, waren folgende. Zuerst der berühmte Alexander von Humboldt, Mitglied der französischen Akademie, der alle seine Werke nur französisch schrieb, schon 1814 bei der ersten Eroberung von Paris den König überredet hatte, alle von den Franzosen aus Deutschland geraubten Kunstwerke nicht zurückzufordern, sondern den Franzosen zu lassen, und jetzt als Liebling und Vertrauter des Königs in Berlin nicht nur die Akademie ganz nach seinem Willen lenkte, sondern auch sonst jede Anstellung durchsetzen oder hintertreiben konnte, und doch fast täglich mit dem unendlich suffisanten Varnhagen im Hause reicher Jüdinnen, die ihn anbeteten und mit Delikatessen fütterten, über seinen gnädigen König spottete und hohnlachte. Derselbe große Humboldt kannte keinen Gott in der Natur und glaubte an keinen Schöpfer. Sofern er die Natur für etwas hielt, das von selber entstanden sey, und Bewunderung nur für die Naturforscher in Anspruch nahm, die immer Neues in der Natur auffanden, er selbst aber für den größten Naturforscher gehalten wurde, scheint es, er habe den Schöpfer nur eskamotiren wollen, um sich statt seiner anbeten zu lassen. Kurz er wollte von keiner Pflicht weder gegen das Vaterland, noch gegen Gott etwas wissen.

Der zweite Handlanger Altensteins war Hegel, der

Philosoph, der den Trumpf auswarf, die Studenten in Berlin würden durch Anhörung seiner Vorlesungen zu Göttern und wären von da an über alle Menschen hoch erhaben. In der That ein überraschender Coup. Daß die Aussicht, ein Gott zu werden, für viele dumme Jungen etwas außerordentlich Anziehendes hatte, ist leicht begreiflich. Es verband sich aber damit auch noch die irdische Aussicht, schnell zu einer Anstellung im Staate zu gelangen, wenn man Hegel gehört hatte und für ihn begeistert war, oder sich wenigstens für ihn begeistert stellte. Denn weder Theologen, noch Juristen, noch Studenten der philosophischen Fakultät hatten Aussicht auf Beförderung, wenn sie nicht Anhänger Hegels waren, und solche Anhänger wurden massenhaft auf allen Universitäten und Gymnasien angestellt, um den Geist Hegels so schnell und weit als möglich zu verbreiten. Nur die Regierung trifft dabei die Schuld. Unter andern Umständen würde Hegel mit seiner verrückten Selbstvergötterungslehre von der Regierung abgewiesen und von den Studenten selbst verlacht worden seyn. Sofern aber Altenstein ihn zu seinem politischen Zwecke benutzte, ihn daher hochstellte, auf alle Art begünstigte und gewissermaßen mit der Autorität der Regierung selbst umkleidete, ja selbst Theologen und einige der ersten Würdenträger der unirten Kirche Hegelianer wurden, war es kein Wunder, daß auch die Studenten an ihn glaubten und in dem ungeheuren Hochmuth von akademischen Prätorianern schwelgten.

Das dritte Werkzeug Altensteins war Professor Lachmann, dessen Stimme bei Ernennungen für die philologischen Fächer entschied. Ihm lag es ob, den Geist durch den Buchstaben zu tödten. Indem er aber die sogen. exacte Wissenschaftlichkeit und „reinliche Forschung" zum alleinigen Kriterium machte, verstand er darunter nur die Sylbenstecherei, das Herumklauben an der Schaale, das Federlesen und die Kümmelspalterei, das Vergessenmachen der Hauptsache über Nebensachen, das stupide oder auch absichtliche Verleugnen des Geistes, des wesentlichen Inhalts und der Bedeutung alter Sprachdenkmale. Sofern damals bei der studirenden Jugend die Freude an den altdeutschen Dichtungen und sonderlich an den Nibelungen mit der patriotischen Begeisterung Hand in Hand ging, machte es sich Lachmann zu einer Hauptaufgabe, diese Begeisterung lahm zu legen, indem er das herrliche Lied, unser ehrwürdiges Nationalepos, für eine bloße Zusammenstoppelung von Bänkelsängerliedern erklärte. Sein Pedantismus war kein unschuldiger gelehrter Zopf, sondern diente einer schlechten Politik und pflanzte sich leider auf zahlreiche, allein von ihm begünstigte Schüler fort, so daß heute noch seine Manier, an der Schaale herumzuklauben und den Kern zu vergessen, fortlebt, wovon wir in Nr. 49 und 50 unserer diesjährigen Blätter ein schlagendes Beispiel kennen gelernt haben. Mit diesem philologischen Pedantismus verband sich, wie bei dem Anhang Humboldts und Hegels, ein ungeheurer Schulhochmuth, ein unberechtigtes Herabsehen auf alle andern Disciplinen und Schulen, jene Arroganz und Berliner Windbeutelei, die als eine der vielen Karicaturen der Restaurationsperiode sprüchwörtlich geworden ist und bei allen vernünftigen Leuten die Verachtung gefunden hat, die ihr von Anfang an gebührte.

Der vierte Handlanger Altensteins war Diesterweg, der Generalschulmeister in Preußen, der das ganze Volksschulwesen unter sich bekam. Altenstein schien mit diesem Diesterweg nur ganz unbefangen das Wirken Pestalozzis und Fichtes, die damals schon in Achtung standen, fortsetzen zu wollen. Allein der Zweck war ein ganz anderer, nämlich ein politischer. Auch die Dorfschulmeister sollten durch den Unterricht, welchen sie in den Schullehrerseminarien empfingen, mit einem unendlichen Wissenshochmuth erfüllt werden, um ihre christlichen und patriotischen Gefühle auszutilgen. Hohe Menschheitsideale, hieß es, sollten sie aus den dummen Bauernjungen herausbilden und nicht mehr Christen aus ihnen machen wollen, weil das Christenthum ein längst überwundener Standpunkt, eine durch das Licht der Schule überwundene Finsterniß sey, und noch viel weniger sollte die Dorfschule gezwungen werden, nur wieder einfach dumme deutsche Bauern heranziehen zu wollen. Nein, ideale Weltbürger, hochgebildete, vortreffliche Menschen, Muster der Vollkommenheit müßten aus jedem Bauernkinde herausgekünstelt werden. Daher auch der grimmige Haß, welchen Diesterweg auf die Kirche warf, sofern sie immer noch die Schule beeinflussen wollte. Daher auch seine Gier, Bibel und Katechismus aus der Schule hinauszuwerfen. Und das alles stand im genauen Zusammenhange mit der grausamen Verfolgung der Altlutheraner und mit den raffinirten Verleumdungen, die auf die armen Pietisten gehäuft wurden.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß es dem Minister von Altenstein während seiner langen Regierung vortrefflich gelungen ist, seinen Zweck zu erreichen und in die preußische Jugend einen Geist einzupflanzen, der von dem frommen und patriotischen Geist der Freiheitskriege himmelweit verschieden war. Unser guter Sir William scheint freilich von der ganzen Politik jener Restaurationsperiode nichts zu wissen, noch zu ahnen, glaubt immer noch Gold anzubeten und merkt nicht, daß es nur Koth war.

Wir dürfen indeß auch nicht verschweigen, daß auch der patriotischen und frommen Partei damals mancherlei Mängel und Fehler anklebten. Nichts kam den Planen Altensteins mehr zu Statten, als z. B. die Geschmacklosigkeit des alten Jahn, sein geistloses sogen. deutsches Volksthum, seine plumpen Sprachreinigungsversuche, überhaupt sein polternder Biedermannston, desgleichen die Kannibalengesänge, die einige Ueberschwängliche in die Turnliederbücher einschwärzten. Nicht minder kam den Altensteinischen Planen mancherlei pietistische Geschmacklosigkeit zu Statten, wodurch sich die Frommen lächerlich machten. Am meisten aber versündigte sich diese fromme Partei durch ihre Hinneigung zu Rußland. Nie durften sie als Deutsche dem Czaaren hofiren und noch weniger als Lutheraner in einem Augenblick, in welchem der Czaar ihre Glaubensbrüder in Livland unterdrückte.

Altenstein hat das Werk, welches König Wilhelm seit seinem Regierungsantritt begonnen, ihm ungemein erschwert, denn es ist kein Zweifel, der ganze dumme Uebermuth, mit welchem das Berliner Abgeordnetenhaus allem, was der König für Deutschland that und noch thun wollte, sich widersetzte, ihm keinen Heller für den dänischen Krieg, für die als so trefflich bewährte Armeereorganisation und die Marine bewilligte, ausschließlich die Schulen verräth, welche Altenstein ins Leben gerufen hat, jene oben geschilderten Schulen grenzenloser Arroganz, des Allesbesserwissenwollens, der Verachtung deutscher Vaterlandsliebe und alles Christlichen. Was würde König Friedrich Wilhelm IV. nicht darum gegeben haben, wenn er im Jahr 1840 die Generation noch so gefunden hätte, wie sie zur Zeit der Befreiungskriege war, ehe die Karlsbader Beschlüsse alles verdammten, was sie an Patriotismus auszeichnete. Er fand bereits eine ganz andere Generation, durch die Altensteinischen Medicinen in der Seele vergiftet, das ganze Gesindel, das im Jahr 1848 in Berlin den Meister spielte. Und König Wilhelm fand unter seinen zahllosen Widersachern gleichfalls noch eine ganze Musterkarte von Exemplaren aus den Schulen aller jener Kathederhelden, welche Altenstein so lange allein begünstigt hatte.

Unser deutscher Sir William glaubt wohl eine recht feine Bemerkung zu machen, wenn er sich auf die Worte beruft, mit denen König Wilhelm bald nach Antritt seiner Regierung den religiösen Heuchlern seine Verachtung ausdrückte. Der König hatte vollkommen Recht, jene unpatriotischen und unlutherischen Männer zu verwerfen, die unter dem Aushängeschild exclusiver Frömmigkeit als Deutsche und Lutheraner vor denselben Russen krochen, die mit der rohesten Gewalt und Arglist Deutschthum und Lutherthum in den Ostseeprovinzen ausrotteten. Aber es war nicht seine Absicht, den Pastor Ublich zum Hofprediger in Berlin zu ernennen, noch auch das hirnverrückte Anathema zu sanctioniren, welches Diesterweg gegen die christliche Kirche schleuderte. Ein Beweis davon ist, daß er die Regulative aufrecht erhielt und der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms persönlich anwohnte.

Sir William schreibt Preußen einfach vor, es müsse sich wieder an die Spitze der Intelligenz stellen, wie unter Altenstein, dessen Programm er vollständig adoptirt, daher sein Ruf: die Schule, die Schule und nochmals die Schule. Zunächst und vor allem will er die Schule von jedem kirchlichen Einfluß frei machen, sodann auch vom staatlichen Einfluß. Was die Lehrercorporation in ihren großen Versammlungen beschließt, soll für die Regierung ein unantastbares Gesetz seyn, weil die Lehrer allein die Sache verstehen. Der Staat soll nur — zahlen, die Besoldung aller Lehrer beträchtlich erhöhen, weil zum Wohle des Volks das Geld nicht nützlicher angewendet werden könne. Als letzter Gedanke leuchtet, wenn es auch nicht gesagt ist, doch ungefähr das nämliche durch, was andere Schüler Diesterwegs ausgesprochen haben, nämlich: Die Kirche soll von der Erde verschwinden und das gesammte Kirchengut für Schulzwecke verwendet werden. Auch der Staat soll als solcher verschwinden. In jedem Dorfe soll der Schulmeister zugleich Prediger und Seelsorger, Gemeindevorsteher und Richter, womöglich auch Arzt seyn. Ihm allein wird ein großes und prächtiges Haus gebaut mit Bibliothek, Gemälde- und Naturaliensammlung, physikalischen Instrumenten und Apparaten, Laboratorium, Sternwarte 2c. Ein aus dem gesammten Lehrerpersonal hervorgegangener Senat bildet die gesetzgebende Macht und wählt aus seiner Mitte die ausübende Macht, die Ministerien, sogar das Kriegsministerium und den Generalstab. Denn nur Lehrer, die immer das Ganze der Menschheit, die sie erziehen und leiten, im Auge haben, wissen auch, was jedem besondern Berufskreise zukommt. Mit einem Wort, es handelt sich hier ganz ernstlich um eine Uebertragung des indischen Brahmanenthums auf die europäischen Verhältnisse. Wie die Kaste der Brahmanen im alten Indien, so soll die Lehrercorporation in Europa allein das höchste Ansehen genießen und allein herrschen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 53. 3. Juli 1869.

## Geschichte.

Der Fall Jerusalems. Fürs evangelische Volk dargestellt von A. H. Albrecht. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1868.

Dieses Buch ist in doppelter Beziehung empfehlenswerth, einmal wegen der außerordentlich treuen und lebendigen Darstellung eines der interessantesten und schrecklichsten Welterelgnisse und dann wegen der geistreichen und durchaus beherzigenswerthen Nutzanwendung davon auf die gegenwärtige Zeit.

Das tragische Geschick Jerusalems ist motivirt durch die Sünde des jüdischen Volkes, unter Umständen freilich, welche manches im Einzelnen entschuldigen, im Ganzen aber eben beweisen, daß die Völker, wie die einzelnen Menschen, in ungewöhnlichen Zeiten es sich nicht bequem machen dürfen, wie in gewöhnlichen, daß sie in großen Gefahren nicht eigensinnige Meinungen wie eine Geschmacksache verfolgen, sondern nur der Gefahr fest ins Auge sehen und Verstand und Muth schärfen sollen, um ihr begegnen zu können. Das jüdische Volk befand sich, nachdem die macedonischen Reiche aus der Hinterlassenschaft des großen Alexander dem Römerreich unterworfen waren, allerdings in schwerer Bedrängniß, aber es handelte auch in hohem Grade unklug, indem es sich spaltete, in Parteien zerfiel und in menschlicher Selbstüberschätzung das Heil, das ihm von oben geboten war, nicht einmal erkannte. Gottes Sohn erschien mitten unter diesen von Hoffahrt und Eigensinn bethörten Juden und sie kreuzigten ihn. Wenn sie nach siebenzig Jahren für ihre Unbotmäßigkeit gegen Rom bestraft wurden, so kannten doch die Römer die göttliche Gerechtigkeit noch nicht, der sie zum Werkzeug dienten, indem sie gegen die rebellischen Juden nur eigenes Recht zu verfechten glaubten.

Eine kurze Zeit lang hatten die Makkabäer das jüdische Volk von der heidnischen Ueberwältigung befreit und eine neue Begeisterung für den alten Glauben geweckt. Allein von den Parthern bedrängt und des römischen Schutzes bedürftig, fiel das jüdische Volk immer mehr in die Abhängigkeit von dem letztern. Als der letzte jüdische Priesterkönig Hyrkan von den Parthern gefangen fortgeschleppt wurde, drängte sich der Edomiter Herodes ein und wurde, indem er den Römern schmeichelte und sich zu ihrem Werkzeug hergab, König der Juden. Anfangs Sclave des Antonius, verrieth er denselben, sobald er merkte, Octavianus sey mächtiger, und als der letztere unter dem Namen Augustus Kaiser wurde, genoß Herodes dessen volle Gunst. Herodes war ein gräßlicher Mensch, so daß er den ihm in mancher Beziehung ähnlichen König Heinrich VIII. von England noch an Bosheit und Grausamkeit übertraf. „Zur Zeit der Belagerung Jerusalems 37 v. Chr. hatte der König, um seine Familie in die Reihe der alten Fürstengeschlechter einzuführen und seinem Throne die Legitimität zu verschaffen, mit Verstoßung der Frau, die er im Privatstand geheirathet hatte, Doris, und ihres Sohnes Antipater, eine Hasmonäerin, Mariamne, eine Enkelin Aristobuls, geehelicht. Mit dieser Verstoßung war der Grund gelegt zur nachkommenden Zerrüttung des königlichen Hauswesens. Es wurde nicht nur der frühern Gemahlin, sondern auch dem Sohne des Königs jeder Aufenthalt in Jerusalem verboten, so wollte es die Stiefmutter, und Herodes gab nach. Allein nachdem ihm Mariamne 3 Söhne und 2 Töchter geboren hatte, ließ er diese Frau einst in einem Anfall eifersüchtiger Raserei hinrichten, ebenso seinen Vetter Joseph, dem er sie zur Ueberwachung anvertraut hatte. Den vom Heimweh verzehrten und nach langer Gefangenschaft endlich von den Parthern entlassenen Hyrkan ließ er heimlich ermorden, ebenso seinen

Schwager Aristobulos; es sollte von den Sprößlingen des Makkabäerhauses außer seinen eigenen mit Mariamne erzeugten Kindern niemand übrig bleiben. Nach dem Tode der Mariamne brachte es eine Hofpartei dahin, daß der verstoßene Antipater wieder nach Jerusalem und an den Hof zurückkehren durfte; auch Doris wurde wieder gerufen und nahm den alten Platz neben Herodes wieder ein. Von nun an gab es am Hofe zwei sich bis in den Tod befeindende Parteien, durch deren Ränke Herodes bestimmt wurde, zuerst seine beiden Söhne Alexander und Aristobulos von der Mariamne hinrichten zu lassen, und als ihm endlich über die Ungerechtigkeit dieser Hinrichtung die Augen aufgingen, ließ er den Antipater, den Urheber jenes vom Vater begangenen Mordes, erdrosseln. Durch die ganze häusliche Geschichte des Herodes zieht sich ein Gewebe scheußlicher Bosheit sämmtlicher Familienglieder, ein Abgrund von sittlicher Verkommenheit thut sich da auf, von dem wir uns mit Entsetzen abwenden." Herodes hatte sogar befohlen, als er schon auf dem Krankenbette lag, daß die angesehensten Juden, die er aus seinem ganzen Reiche bereits zusammengetrieben und in der großen Rennbahn zu Cäsarea eingesperrt hatte, unmittelbar nach seinem Tode umgebracht werden sollten, was jedoch verhindert wurde.

Die Söhne des Herodes stritten um die Nachfolge, eine jüdische Deputation flehte den Kaiser Augustus an, doch keinen von dieser edomitischen Drachenbrut mehr in Palästina herrschen zu lassen; die römische Politik duldete aber nicht, daß eine ihr so nützlich gewordene Familie beseitigt werde, und begnügte sich, dem königlichen Hause in Jerusalem nur einen römischen Präfecten an die Seite zu setzen, der in allen wichtigen Dingen in letzter Instanz zu entscheiden hatte, den Juden aber immer noch den Wahn ließ, sie hätten ihren eigenen Beherrscher.

Dieses traurige Herabkommen des Makkabäerreichs veranlaßte unter einem Theil der Juden eine gerechte Entrüstung und die Ausbildung fanatischer Parteien. Die aggressivste unter diesen Parteien war die der Zeloten, hervorgegangen aus den Pharisäern. „Rastlos thätig aber, zu Wasser und zu Lande, in Judäa, Galiläa und in der Diaspora, strebten in dieser Zeit die wiedererstarkenden Pharisäer ihrem großen Endziel zu, der Sammlung des Bundesvolks unter die Flügel des alleinseligmachenden Glaubens. Wir können diese Partei mit dem Namen Neupharisäer benennen, Eiferer hießen sie sich selbst. Einig in den Hauptpunkten der Lehre, die gehalten war durch die Stützen hundertjähriger Traditionen und umrankt wurde von einem Kranze weihrauchduftender Legenden, glich diese jüdische Glaubensweise in ihrem soliden und massiven Aufbau ganz ihrem steinernen Mittelpunkt, dem Tempel zu Jerusalem, und mancher Helene oder Römer, nachdem er in den Wirren der Zeit Schiffbruch gelitten, oder nach einem in Sinnengenuß vergeudeten Lebeu Frieden gesucht gegen die Anklagen des Gewissens, glaubte solchen gefunden zu haben, wenn er bei einer Judengemeinde eingeschrieben war als Proselyt des Thores oder der Gerechtigkeit; zu Hunderttausenden zählte im weiten Bereich des römischen Staats das alleinseligmachende Judenthum solche convertirte Bekenner, besonders unter den Vornehmen und in diesen Kreisen wieder in der Frauenwelt. Und doch war, was dieses Judenthum zu bieten wußte, nicht der heil. Ernst der das Herz erschütternden Mahnungen Gottes zur Umkehr, nicht die Fülle der beseligenden Verheißungen eben dieses Gottes im alten Testament, sondern dürre nüchterne Moral. Was aber freilich am meisten anziehen mußte, das war ein prachtvoller, schimmernder Gottesdienst mit einem unendlichen Reichthum bedeutungsvoller Ceremonien. Der eigentliche Zauber lag in den Wallfahrten, Bußübungen, Nasiräergelübden, Waschungen, Reinigungen, denen ja so großer Lohn verheißen war. Dem in Judäa bereits Bürgerrecht besitzenden Sadducäerthum gegenüber nun die rabbinische Rechtgläubigkeit mit allen ihren Satzungen und Gebräuchen im Volke zu befestigen, und wo sie unter der gleichgültigen Menge entweder gelitten oder gar ganz verschwunden war, sie mit allen Mitteln, mit Kirchenzucht und Bann wieder herzustellen, das ganze Volk, die Masse dadurch unter ihre Herrschaft zu bringen und über sie nach Belieben verfügen zu können, das war's, was die Pharisäer eifrigst erstrebten, und dieser geflissentlich zur Schau getragene Eifer um den Tempel und das Volk, ihre erheuchelte Heiligkeit blieb nicht ohne Frucht."

Zwischen dem Pharisäerthum und dem übermächtig das heil. Land von allen Seiten umlagernden Heidenthum trat nun die Erscheinung des Sohnes Gottes, durch dessen Verkündiger Johannes den Täufer die heil. Offenbarung sich anknüpfte an die Weissagung der Propheten, das neue Testament an das alte. Aber grade im Pharisäerthum fand Jesus einen noch verbisseneren Feind als im Heidenthum. Der König, dessen sie bedurften, war mitten unter den Juden, aber ihr verstocktes Herz erkannte ihn nicht, sie kreuzigten ihn.

Vortrefflich ist, was der Verfasser über die unmittelbaren Folgen sagt, welche der Tod Jesu in Palästina hatte. „Während die Sadducäer sich von jetzt ab immer entschiedener ans offenbare Heidenthum anlehnen,

auch der heidnische Einfluß so stark wird, daß noch Tausende aus den Reihen der Pharisäer, wenn auch mit Beibehaltung der alten liebbehaltenen Formen, doch von der Nation sich abwenden und ins römische Lager übergehen, sammelt, im bewußten Gegensatz gegen die Christusoffenbarung, die eiserne Partei ebenfalls von jetzt an alle ihre Kräfte und scheidet mit immer größerer Energie alles von sich aus, was nicht unbedingt mit ihr geht, weiß aber trotzdem ihrem Christenhaß bei der Verfolgung seiner Gemeinde auch diejenigen Parteien dienstbar zu machen und zu erhalten, die ihre letzten Ziele nicht kennen oder nicht anerkennen; aus dem Haß gegen das Evangelium sammelt die Partei der Eiferer von nun an nicht den geringsten Theil ihrer Kräfte, aus den Feinden Christi nicht den geringsten Theil ihrer Rekruten. Je weiter dann, insbesondere durch die Thätigkeit des ‚Apostaten' Paulus, das Wort von dem neuen Bunde in solche Kreise eindrang, welche die Eiferpartei als ihr eigenstes Missionsgebiet, als ihre ausschließliche Domäne ansah, je mehr Heiden auch ohne das alte Bundeszeichen der Beschneidung die Verheißungen des Bundesgottes sich zuzueignen durch den Heidenapostel aufgefordert wurden und dieser Aufforderung Folge leisteten, je mehr sich die Kraft des wahren Glaubens auch an jenen Heiden erwies, und Christus, der erhöhete Reichskönig, der von ihnen, den Eiferern, verworfene Heiland des Volkes, seinen Siegeslauf durch die Welt bezeugte in allerlei Geistes- und Krafterweisungen, um so mehr verfestigten sich alle Strebungen jener Partei zu dem einen Ziel, durch einen gegen das Heidenthum geführten großen Hauptschlag dem alten Bund seine Rechte zu wahren und dadurch auch der nazarenischen Ketzerei den Todesstoß zu versetzen. Unglaublich in der That wäre uns und unbegreiflich die Blindheit und der Unverstand jener Eiferer, wenn wir nicht wüßten, daß die ganze jetzt erfolgende Bewegung nicht auf blos natürlichen und politischen, sondern hauptsächlich auf religiösen Fundamenten ruhte. Da freilich der Grund- und Eckstein des ganzen Baues, Jesus Christus, von den Bauleuten verworfen war, konnte das Gebäude nur einem großen Einsturz entgegengehen; aber daß man besonders von jetzt an von jener Seite mit einem klaren Plan und mit bewußtem Ziel ans Bauen ging, um dem steinernen Tempel die Zukunft zu sichern, ist eben nur eine Rückwirkung der Furcht vor dem geistigen Tempel, der sich allenthalben, soweit das Wort von Christo erschallen konnte, aufbaute."

Indem die pharisäischen Zeloten ihren steinernen Tempel zum Mittelpunkt und Herrschersitz der Welt machen wollten und sich in thörichter Verblendung dem übermächtigen Heidenthum mit dem Schwerte in der Hand widersetzten, da sie es doch nur durch die Wahrheit, die Waffe des Geistes, hätten überwinden können, mußten sie unterliegen, weil sie sich ja selbst von dieser Wahrheit abgewendet hatten. Während aber das Judenthum mit den Heiden im heil. Lande wie ein morscher alter Felsen mit der Meeresbrandung kämpfte, stand das junge Christenthum ruhig, hoch und sicher über ihnen als Regenbogen des ewigen Friedens.

Die Schilderung, welche wir im vorliegenden Buch von der Empörung der Juden gegen die Römer erhalten, von dem Verzweiflungskampfe der erstern in Jerusalem, von der endlichen Zerstörung der Stadt durch Titus, ist herzzerreißend, so daß es kaum etwas Erschütternderes und Rührenderes zu lesen gibt.

Die Nutzanwendung von jenen Schreckenszeiten auf unsere Zeit, liegt nahe. Während damals Heiden und Juden sich gegenseitig zerfleischten, damit allein das Christenthum triumphire, zerfleischen sich umgekehrt jetzt die Christen unter einander, damit wieder das Heidenthum und Judenthum triumphire.

Eine andere Nutzanwendung ist die, welche der Verfasser andeutet, indem er die Bestrebungen des neuesten Ultramontanismus, wie man vermuthet, daß sie auf dem ökumenischen Concil sollen geltend gemacht werden, mit dem Zelotismus jenes ältern Pharisäerthums vergleicht. Das römische Papstthum will seine ganze Kraft noch einmal concentriren, wie es einst jene Vertheidiger des jüdischen Tempels thaten, während sie ringsum von übermächtigen Feinden bedroht waren. Verlassen von allen katholischen Völkern des europäischen Südens und überwacht von allen Regierungen, spricht es gleichwohl eine Sprache, als habe es nicht nur allein alle himmlische Weisheit im Kopfe, sondern auch die Allmacht allein in seiner Hand. Mithin ist die Vergleichung, welche der Verfasser sich hier anzustellen erlaubt, in der That gerechtfertigt. Und auch darin hat er Recht, daß die Liberalen sich nur einer eitlen Hoffnung hingeben, wenn sie sich einbilden, es werde jetzt mit dem Papstthum schnell zu Ende gehen, weil es mit dem Schwert, das es gegen die Staatsgewalt schwingt, sich doch nur selbst verwunden könne. „Jene Katastrophe (der Sturz des Papstthums) darf keineswegs als so nahe betrachtet werden, wie der leichtgläubige und unhistorische Liberalismus sich träumt, der, so oft der Mann von Caprera Roma o la morte schreit, sogleich als Leichenbitter herumgeht und zur stillen Beerdigung des Papstthums einladet. Vielmehr deuten alle Zeichen am politischen und kirchlichen Himmel

darauf hin, besonders die heftigen Erschütterungen, denen die südwesteuropäischen Völker seit bald einem Jahrhundert ausgesetzt sind, daß ‚der kranke Mann zu Rom' noch nicht so bald sich zu Grabe tragen zu lassen geneigt ist. Nur die stille Gottesgewalt des biblischen Evangeliums wird die Riegel des Patrimonium Petri für die Dauer sprengen, nachhaltiger, als alle Freischaarenzüge des Mannes von Aspromonte; es wird allen jenen Ländern, die das Papstthum noch sub annulo piscatorum versiegelt zu halten bemüht ist und wo wir seit lange her nur Anarchie und Despotie mit einander abwechseln zu sehen gewohnt sind, dauerndere Friedensbürgschaft geben, als alle die papiernen Experimente, womit der Liberalismus an den kranken Völkern herumdoctert und unter dem Vorwand, die Kirche frei machen zu wollen, sie schließlich doch nur — vogelfrei macht."

Hier wäre nur zu bemerken, daß wir nicht mehr im Beginn des Christenthums, nicht mehr in der Zeit reiner, jungfräulicher und opferfreudiger Begeisterung leben, sondern in einer Zeit des verderbten, altersschwachen und hinfälligen Christenthums, in einer Zeit, in welcher auch auf dem protestantischen Gebiet, wie auf dem katholischen, der wahre Christ wie eine fremde Erscheinung, wie etwas, das nicht mehr in die Zeit paßt, mit Hohnlachen, oder als ein Vorwurf für die Zeit, mit Aerger und Scham angesehen wird. Das Reformationswerk der christlichen Kirche wurde schon im Beginn durch die weltliche Fürstenpolitik und durch die Renaissance, d. h. das auf allen Schulen und Universitäten neueingeführte Heidenthum vereitelt.

---

## Legende.

Simon Petrus und Simon Magus. Legende von P. Joh. Joseph Franco, Priester der Gesellschaft Jesu. Deutsch von Franz Xaver Schumacher. Mainz, Kirchheim, 1869.

Nach der Apostelgeschichte wurde der Zauberer Simon Magus, an den sich die Anfänge der gnostischen Ketzerei knüpfen, vom heil. Apostel Petrus beschämt. Die Legende führt nun weiter aus, daß Simon sich rächte und in Rom unter dem Kaiser Nero den heil. Petrus anklagte. Die Legende liest sich wie ein hübscher Roman.

Wir finden die Christen in Rom in großer Besorgniß wegen der Apostel Petrus und Paulus, die nach Rom kommen wollen, denen aber Simon Verderben bereitet. „Die Berathung dauerte nicht lange, denn nachdem man alle Meinungen gesammelt hatte, wurde es klar, Simon der Zauberer habe das Netz so treulos zusammengezogen, daß Petrus und Paulus seinem Gewebe auf keine Art entfliehen können, Nero aber sey seit der Ankunft des armenischen Königs und Zauberers Tiridates so tief in die Zauberei verstrickt, daß er Tag und Nacht damit zubringe, zu seinen Zauberkünsten Männern, Frauen und Kindern das Blut abzuzapfen und sie mit immer steigender Wuth zu zerstückeln. Als dann Simon an den Hof kam mit seinen wahrhaft wunderbaren Zauberkünsten, da sey der Cäsar ganz wahnsinnig geworden und sehe nur noch mit den Augen Simons, Tigellinus sey ein Herz und eine Seele mit dem Zauberer!" Petrus und Paulus ließen sich aber trotz der Warnung ihrer Freunde nicht aufhalten, kamen nach Rom und wurden verhaftet. „Am Tage nach der Gefangennehmung des Apostels Paulus herrschte grausame Freude unter den zahlreichen Anhängern des Zauberers Simon. Beschnittene und Unbeschnittene aller Stände drängten sich in seiner prachtvollen Wohnung in Trastevere und begrüßten ihn da fast wie einen Sieger. Auch viele seiner Jüngerinnen kamen in großer Gala in ihren Sänften und mit festlichem Gefolge, um Helena, der Gemahlin Simons, ihre Glückwünsche darzubringen, und baten um die Gnade, in die Hauskapelle geführt zu werden, um dort vor den Bildern Simon's und Helena's, welche wie Jupiter und Minerva auf dem Altare standen, einige Weihrauchkörner anzuzünden. Darüber blähte sich das unglückliche Weib in unendlichem Stolze auf und hetzte ihren Mann, auch mit Petrus ein Ende zu machen, um ohne Widerspruch über die Schaar der Anbeter herrschen zu können."

Simon der Zauberer gab bekanntlich seine schöne Concubine Helena für die nämliche aus, die als Gattin des Menelaos und Geliebte des Paris den trojanischen Krieg veranlaßt hat. Kaiser Nero ließ sich durch Simon die Anklage gegen Petrus persönlich vortragen und verurtheilte ihn zum Tode durch das Kreuz, den Paulus zum Tode durch das Schwert, was die Legende nun näher ausführt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 54. 7. Juli 1869.

## Conciliensache.

Brennende Fragen in der Kirche der Gegenwart. Drei Vorträge gehalten von Kirchenrath und Prof. D. Schenkel in Heidelberg. Wiesbaden, Kreidel, 1869.

Wo es brennt, soll man löschen, aber Herr Schenkel freut sich des Feuers und gießt Oel hinein. Was konnte ihm auch erwünschter kommen als der Conciliensspectakel, der ihm Gelegenheit bietet, sich eine Heldenrolle zuzulegen und ein wenig den großen Agitator zu spielen. Wie es uns scheint, sollte Herr Schenkel sich vor dem Bramarbasiren in Acht nehmen, was ihn nur lächerlich macht. Es ist ihm zu verzeihen, wenn er in seiner Eitelkeit wünscht, er allein möchte als der zweite Luther verehrt werden. Es ist ihm aber nicht zu verzeihen, daß er sich darüber täuscht und seine Leser glauben machen will, daß es seiner nothwendig bedürfe, um die entsetzliche Gefahr abzuwenden, die von Rom aus drohe. Als ob alle Regierungen schliefen oder vor Feigheit zitterten, meint Herr Schenkel, er müsse vortreten und handeln, wo niemand anders zu handeln wage. Das ruhige Verhalten sämmtlicher Regierungen und höchsten Kirchenbehörden untersteht er sich ohne weiteres für Charakterschwäche und Feigheit, wo nicht für Krypto-Katholicismus auszugeben, um eine dunkle Folie zu haben, auf welcher seine ganz gefahrlose Renommisterei als bewunderungswürdiges Heldenthum glänzen soll.

Er räsonnirt S. 84 wie folgt: „Rom hat einen seiner längst ins Werk gesetzten Gegenreformation anscheinend sehr günstigen Augenblick gewählt. Der Protestantismus, seit der Reformation in eine Reihe von vereinzelten Landeskirchen versprengt, ist zur Zeit ohne jede einheitliche Verbindung, und wer äußere Organisation und gemeinsame Oberleitung für Lebensbedingungen einer Kirche hält, muß ihn als Kirche verloren geben. Die verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften mit ihren etwa achtzig Millionen Seelen sind weder durch ein gemeinsames Dogma, noch durch einen gleichförmigen Cultus zusammengehalten, und zu einer Verständigung auch nur über eine gemeinsame Abwehr des in geschlossenen Heereshaufen aufmarschirenden Feindes fehlt ihren derzeitigen Leitern Einsicht, guter Wille, Kraft und Muth. Wie mannigfaltig sind auch jene Kirchengemeinschaften geartet! Wie sollen sie sich helfen? In der Regel entbehren sie aller Selbständigkeit, und der schirmende Flügel des Staates läßt es von der einen, der leitende Stab der Geistlichkeit von der andern Seite zu keiner freien Entwicklung ihrer Kräfte kommen. In Ausnahmsfällen haben sie sich vom Staate ganz getrennt, und sich in eine Anzahl von vereinzelten, zwar unabhängigen, aber zusammenhangs- und machtlosen, Genossenschaften und Sekten zersplittert. Diesen abhängigen und zerstreuten Gemeinschaften steht die römische Weltmacht in strammer Einheit unter einem allgebietenden Willen entgegen.

Wir sind gegenwärtig nicht nur zerklüftet in vereinzelte Landeskirchen, sondern wir befinden uns in der Lage des Löwen im Käfig. Wir spüren unsere Kraft; es entgeht uns nicht, daß wir denen, die uns angreifen und verhöhnen, mehr als gewachsen sind, aber wir sind an Hand und Fuß gefesselt. Wir möchten uns wehren, und die Waffen in unserer Hand sind zerbrochen. Wir möchten aufschreien, und der Mund ist uns geknebelt. Wir möchten unsere Stricke zerreißen, aber es werden täglich neue gedreht. Wir suchen die freie protestantische Gemeinde, die ihre Angelegenheiten selbständig verwaltet, und nur in einigen kleinen Landeskirchen ist mit der Selbständigkeit und Freiheit ein Anfang gemacht. Im Ganzen sind die protestantischen Landesgemeinden noch immer bevormundet, und nicht

im Besitz einer wahren, durch freie Wahl aus ihrer Mitte hervorgegangenen Vertretung. Nicht durch ihre eigenen Organe, sondern durch die des Staates und der Geistlichkeit, wird die deutsch-protestantische Kirche nach außen und innen repräsentirt. Der geistliche Stand führt durchgängig die entscheidende Stimme. Wir fragen nach Religion, und man antwortet uns mit Theologie. Wir suchen grüne Waiden mit lebendigem Wasser, und wir begegnen dürren Haiden mit löcherichten Brunnen. In diesem Augenblicke, wo es sich um Sein oder Nichtseyn des Protestantismus handelt, ist die deutsch-protestantische Kirche mit abgeschmackten und widerwärtigen theologischen Händeln erfüllt. Daß uns theologischer Wortkram nichts helfen kann gegen Roms Macht und List, daß er uns nur Geist und Kraft auslöscht und das Geheimniß unserer Schwäche verräth, das weiß der Ultramontanismus gar wohl. Indem wir uns auf den Boden der überlieferten Satzung stellen, geben wir unser Princip auf; wenn wir der Autorität Roms mit der Autorität unserer Dogmatik entgegentreten, sind wir von vornherein geschlagen. Es ist eine nicht zu ändernde Thatsache, daß wir von der herrschenden Partei in der deutsch-protestantischen Kirche eine männliche, des protestantischen Geistes würdige Antwort auf das ‚apostolische Schreiben' vom 13. Sept. v. J. nicht zu erwarten haben. Es bleibt uns nichts übrig, als uns selbst zu helfen." Was durch die Stiftung des Protestantenvereins und durch die neuesten Versammlungen bewerkstelligt worden ist.

Die Anschuldigung der Regierungen und höchsten evangelischen Kirchenbehörden ist nicht gerechtfertigt. In ihrer maßvollen und ruhigen Haltung können sie geduldig abwarten, ob man in Rom vernünftig oder unvernünftig verfahren wird. Die innern Angelegenheiten der katholischen Kirche gehen die protestantischen Staaten nichts an. Die Einladung des Papsts an die Protestanten ist ein frommer Wunsch und kein Eingriff in unsere Rechte. Sollten in Rom Beschlüsse gefaßt werden wollen, welche die Rechte der Protestanten verletzen, so sind unsere Regierungen und Oberconsistorien nicht nur selber stark genug, sich zu vertheidigen, sondern wir können auch ganz sicher darauf rechnen, daß solche Beschlüsse Hand in Hand gehen würden mit andern, die auch die Rechte der katholischen Regierungen gefährden und dieselben zum Widerstande herausfordern würden. Es hat also durchaus keine Noth und die Welt wird nicht in Brand gerathen. Jeglicher Uebergriff von Rom aus würde nur die Schwäche der Partei, von der er ausginge, an den Tag bringen. Sämmtliche Regierungen kennen ihr Interesse und nicht nur die ganze protestantische Welt, sondern auch in den katholischen Ländern des Südens die jetzt dort herrschende liberale Mehrheit würde eine so mächtige Allianz mit ihnen gegen Rom bilden, daß jede unberechtigte Anmaßung von dort augenblicklich gedemüthigt werden würde. Es bedarf also des Herrn Schenkel gar nicht, um Europa zu retten.

Im Gegentheil, er schadet der protestantischen Sache, indem er die Oberleitung der verschiedenen Landeskirchen in einem so erbärmlichen Lichte zeigt, was dem Ultramontanismus doch nur Muth machen könnte, desto dreister vorzugehen. Herr Schenkel dient also nur eben den Jesuiten, die er zu bekämpfen sich rühmt.

Die Einladung des Papstes an die Protestanten war gut gemeint, doch hätte ihr eine förmliche Annullirung der bisherigen unbedingten römischen Verdammungsurtheile vorangehen müssen. An sich war die Einladung zeitgemäß, denn in der That wäre jetzt der Moment gekommen, in welchem die abendländische Christenheit Erfahrungen genug gesammelt haben könnte, um sich zu besinnen, ob es nicht heilsam wäre, wenn sich die gläubigen Glieder wie der katholischen, so der protestantischen Kirche wieder vereinigten, um dem übermächtigen Vordringen hier des Unglaubens, dort des russischen Popenthums eine feste Schranke zu ziehen. Es ist wahrhaftig hohe Zeit, jenen beiden Extremen entgegenzutreten. Doch ist leider wenig Hoffnung vorhanden, daß nur der so zeitgemäße Wunsch einer Wiedervereinigung wahrhaft christlich gesinnter Katholiken und Protestanten in nächster Zeit erfüllt werden könnte. Der Einladung des Papstes an die Protestanten ging keinerlei Concession, keinerlei Erklärung vorher, wodurch sie als gleichberechtigte Compaciscenten anerkannt würden. Es wird von den Protestanten nur einfacher Rücktritt zur alten Kirche gefordert, und sie bleiben nach wie vor bedingungslos anathematisirt. Billiger- und vernünftigerweise hätte man wenigstens zu dem Standpunkt zurückkehren sollen, auf welchem man sich unmittelbar vor dem tridentinischen Concilium befand, d. h. man hätte die Protestanten, wie damals, einladen sollen, mit Sitz und Stimme an dem Concil Theil zu nehmen, um die Unterhandlungen da wieder anzuknüpfen, wo sie damals leider abgebrochen worden sind.

Die katholische Partei handelte damals auf dem Tridentinum für sich und zwar in einer stark hervortretenden romanischen Einseitigkeit, und ebenso handelten die Protestanten im germanischen Norden einseitig für sich. Trat nun je der Moment ein, in welchem man im Sinne des Melanchthon, Chyträus und anderer Biedermänner die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung

nicht fahren lassen und wieder erneuern wollte, so konnte man auf keinen andern Standpunkt zurückkehren, als auf dem man sich während der noch versöhnlichen Vorbereitungen zum Tridentinum befunden hatte, ehe noch das Princip der Unversöhnlichkeit triumphirte und der große Riß durch die Kirche entschieden war. Anstatt einer beiderseitigen Verständigung eine unbedingte Unterwerfung der Protestanten unter die ultramontanen Forderungen zu verlangen, ist von vornherein ungerecht und, weil sie ganz erfolglos bleiben müssen, überhaupt unsinnig.

Am allerwenigsten ist die den Ultramontanen Süddeutschlands doch wohl von Rom aus und unter jesuitischem Einfluß vorgeschriebene Taktik, durch jedes, auch das moralisch verwerflichste Mittel die Einheitsbestrebungen der Deutschen zu hemmen, Preußen auf die lügenhafteste Art zu verleumden und zu lästern und mit den verrufensten Gottesleugnern der demokratischen Partei Arm in Arm auf das geistig unmündige Landvolk einzuwirken und die Wahlen in Süddeutschland zu beherrschen, um den Anschluß Süddeutschlands an Norddeutschland zu verhindern, geeignet, die Deutschen, welche dieses Namens würdig sind, dem Ultramontanismus zu befreunden und ihnen Vertrauen zum Concil einzuflößen. Vielmehr spricht sich darin, abgesehen von der Unverschämtheit, ein colossaler Unverstand aus, daß die Romanen, indem sie im eigenen Süden des Unglaubens und der Kirchenplünderungs- und Kirchenzerstörungswuth nicht mehr Meister werden können, mir nichts, dir nichts, geschwind wie man die Hand umdreht, den ganzen germanischen Norden ihren hierarchischen Geboten dienstbar machen wollen. Für Deutsche könnte die Wiederherstellung einer einigen Kirche, wie sie es im Mittelalter war, nur zusammenstimmen mit der Wiederherstellung auch des alten einigen deutschen Reichs. Wollen die Ultramontanen nur das eine durchsetzen und das andere mit Teufelsgewalt verhindern, so mißverstehen sie gänzlich wie den Geist und die Macht des Germanismus insbesondere, so auch den natürlichen Zusammenhang der Dinge und das Gesetz der Weltgeschichte überhaupt. Und zwar zu ihrem eigenen Schaden, denn ihr unnatürliches und lügenhaftes Treiben läßt sich nicht durchführen, und wenn ihre Thorheit die Wiedervereinigung der Kirchen verhindert, so ist sie doch weder stark noch moralisch fähig genug, daß nicht die Wiedervereinigung der Deutschen zu einer Nation auch ohne sie zu Stande kommen sollte.

Trotz der schlechten Manöver der Ultramontanen in Süddeutschland, welche das deutsche Nationalgefühl auf das tiefste beleidigen, und trotz der Wahrscheinlichkeit, daß das ökumenische Concil, anstatt zu einer Wiedervereinigung hinzuführen, die Trennung nur verschärfen wird, geben wir doch die Hoffnung auf einen Ausgleich zwischen den gläubigen Katholiken und Protestanten in einer künftigen Zeit nicht auf. Wir glauben fest an die Unzerstörbarkeit des Christenthums trotz allen schlechten Christen, Heiden und Juden. Eben so fest glauben wir auch an die unverjährbare Mission der germanischen Race, welche die Legende des heil. Christophorus versinnbildet. Weder die romanische noch die slavische Race vermag das. Wenn das Christenthum in seiner Geistesfülle und erhabenen Moral vor der Verthierung der von Gott abgefallenen Parteien, vor dem Wahnsinn der Sekten, die von Westen her, und vor der Mumisirung im Popenthum, die von Osten her sich herbeidrängt, noch zu retten ist, wird es nur durch die germanische Race geschehen. Seine Verjüngung wird, wenn sie erfolgt, von einer starken Deromanisirung und Regermanisirung begleitet seyn und die letztere wird nicht blos aus dem Protestantismus, sondern auch aus jenen gothischen Elementen hervorgehen, welche die alte Kirche des Mittelalters zierten und wahrhaft adelten, ehe die heillose Allianz des Jesuitismus mit der Renaissance jene Elemente systematisch im Neukatholicismus ausmerzte.

Bis die Weltgeschichte zu dem Punkte gediehen seyn wird, wo die hier bezeichnete Verjüngung und Wiedervereinigung nach noch mannigfaltigem Unglück und bittern Erfahrungen erfolgen kann, wird freilich noch viel Wasser den Rhein und die Donau hinabfließen. Unser Zeitalter hat noch nicht das Zeug dazu. Die Einseitigkeit der Parteien und der Kleinmuth des Particularismus läßt keine großartige Erhebung, kein heroisches Zusammenfassen zu.

Was nun Herrn Schenkel betrifft, so ist er sammt seinem Protestantenverein einer Besserung der Dinge eben so hinderlich, wie der Jesuitenorden. Was er so dreist ist, Christenthum zu nennen, ist nichts anderes, als eine durch und durch antichristliche Selbstvergötterung, alleinige Anbetung des peuple Dieu. Er sagt S. 21: „Was man gewöhnlich Religion nennt, die kirchlichen Dogmen, Gebräuche, Einrichtungen sind von der jeweiligen Culturstufe abhängig, und beim Fortschreiten der Culturentwicklung können sich die Formen einer frühern Stufe des umbildenden Einflusses der spätern nur erwehren durch ein culturwidriges Verhalten, durch Rückfall in die Barbarei. Auf unsere religiösen Ueberzeugungen, unsere sittlichen Handlungen, unsere christlichen Lebensanschauungen übt die Culturstufe, auf der wir stehen, einen ganz entscheidenden Einfluß. Die

herkömmlichen kirchlichen Dogmen und die überlieferte kirchliche Sittenlehre sind das Product einer vergangenen Culturentwicklung. Eine neue Culturperiode ist, als das Ergebniß einer geschichtlichen Nothwendigkeit, eingetreten. Daher hat die Forderung, bei den Dogmen und Einrichtungen des Reformationszeitalters stehen zu bleiben, weder einen vernünftigen Sinn, noch eine äußere Berechtigung. Das religiöse Leben ist ewig jung, darum bedarf es eines gesunden Aus- und Einathmungsprozesses, der Vermittlung durch die geschichtliche Bewegung; und wenn von den auf der Höhe der modernen Bildung stehenden Christen gefordert wird, daß sie ihre religiösen Begriffe und Handlungen in eine culturwidrige Form fassen sollen, so darf es uns nicht wundern, wenn sich dieselben lieber von dem Christenthume überhaupt abwenden, als Ueberzeugungen heucheln, die sie nicht haben können, wenn unsere Tempel und Altäre verlassen stehen, ja wenn sich allmälig die Meinung verbreite, die Periode des Christenthums sey abgelaufen, es habe der Menschheit seine Dienste gethan, eine neue weltgeschichtliche Aera sey angebrochen, die Aera der Culturherrschaft ohne Religion!"

Und S. 56: „Von einem Glauben an die Bibel, an die göttliche Autorität jedes Bibelwortes, an die Unfehlbarkeit aller ihrer Mittheilungen, kann auf dem Standpunkt des protestantischen Gewissensprincips gar nicht die Rede seyn. Auch die Bibel ist durch Menschengedanken und Menschenhand vermittelt; sie hat einen literargeschichtlichen Ursprung. Der heil. Geist hat sie nicht auf übernatürlichem Wege zu Stande gebracht; es war eine schwere Verirrung, sie für eben so unfehlbar zu erklären, als Gott selbst. Das Gewissensprincip des Protestantismus kennt nur Eine unfehlbare Autorität, diejenige des ewigen und heiligen Gottes." Unter diesem Gotte meint aber Herr Schenkel nur, was sich jeder von Gott einbildet. Um nicht ganz in die alte Plattheit des Rationalismus zu fallen, macht er nicht wie sein Vorgänger Paulus, in dessen Schuhe er als badischer Kirchenrath getreten ist, den Denkglauben oder wie man auch sagte, die Vernunftreligion zum Surrogat für das Christenthum, sondern das von ihm s. g. Gewissensprincip. Nur das ist wahr, meint er, was ich mit meinem Gewissen vereinigen kann. Nun ist aber das Gewissen ein Ding, das zwar jedem Menschen innewohnt, aber durch Erziehung und Angewöhnung auf die verschiedenste Weise modificirt wird. Denn der Yankee, der Chinese, der Brahmane, der Türke, der Irokese, der Zigeuner, der Jude 2c. jeder hat ein anderes Gewissen, und der eine würde grade das nimmermehr über sein Gewissen bringen, was dem andern als die heiligste Gewissenspflicht erscheint. Es ist aber dem Herrn Schenkel auch gar nicht um das Gewissen zu thun, sondern nur um die Freiheit, die er jedem Individuum zuschreibt, nach Gutdünken von der Religion und ihren Vorschriften zu denken, was er will. Er sagt S. 67: „Die Reformation hat im Principe der Herrschaft der Geistlichkeit über die Laien ein Ende gemacht. Sie hat, wie man das gewöhnlich ausdrückt, den Grundsatz des allgemeinen Priesterthums aufgestellt und damit über alle Hierarchie den Stab gebrochen. Ist die Persönlichkeit, Gewissen und Ueberzeugung frei, dann kann es in der Kirche keinen privilegirten Stand geben, welcher diese Freiheit durch seine angeblich übernatürliche Autorität beschränkt und schädigt. Die Gemeinschaft selbst hat dann ausschließlich über ihre religiösen Angelegenheiten zu verfügen; sie hat, wie dies auch schon im apostolischen Zeitalter der Fall war, durch freie Wahl die Männer zu bezeichnen, welchen sie die Führung und Verwaltung ihrer Interessen übergeben, ihre religiöse Erbauung und sittliche Förderung anvertrauen will. Das Princip des Protestantismus fordert daher, weil es individuelles Gewissensprincip ist, nothwendig die Theilnahme sämmtlicher religiös und sittlich unbescholtenen mündigen Gemeindeglieder bei der Leitung und Verwaltung alles Dessen, was die Gemeinde betrifft." Das ist die Bunsensche Zukunftskirche, eine vollständige Demokratisirung der Gemeinde, ohne irgend eine Autorität weder der heil. Schrift, noch der Tradition, noch der bestehenden Kirchenlehre und Kirchenverfassung, ausgenommen die Autorität der jeweiligen, zufälligen Mehrheit in jeder einzelnen Gemeinde. Ist eine Kirche vorhanden, so kann die Mehrheit in jeder Gemeinde täglich, wenn sie will, deren Abbruch beschließen, den Geistlichen, wenn sie einen hat, fortjagen, den Glauben, wenn sie einen hat, mit dem ersten besten andern Glauben vertauschen, ebenso den Gottesdienst abändern oder abschaffen.

Wozu dieses System in Nordamerika führt, erkennen wir daraus, daß zwar die Sekten dort sich immer mehr spalten und vervielfältigen, auch die freien Gemeinden der Spiritualisten, der freien Liebe 2c. sich vermehren, diesen Zersplitterungen gegenüber aber die katholische Kirche immer augenfälliger als eine in sich geschlossene und compacte Einheit imponirt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/2 Thaler.

Sonnabend, N° 55. 10. Juli 1869.


## Ein altes Buch vom Adel.

Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des heil. Thomas von Aquin. Dem gesammten christlichen Adel Deutschlands gewidmet von Wilhelm Emmanuel, Freiherrn v. Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Franz Kirchheim, 1868.

Der lateinische Text dieses Buchs ist in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Guilelmus Peraldus verfaßt, einem geistvollen Ordens- und Gesinnungsgenossen des heil. Thomas, daher er unter die Werke des letztern mit aufgenommen ist. Die deutsche Uebersetzung ist vom Bischof von Mainz nicht selbst verfaßt, aber herausgegeben und im Vorwort dem deutschen Adel dringend empfohlen.

Der fromme Verfasser ist schon mehr als seit 600 Jahren todt. In der Zeit aber, in welcher er sein Buch schrieb, hatte der Adel noch eine ganz andere und viel mächtigere Stellung als gegenwärtig. Auch begreift der Verfasser unter dem Adel nicht blos den niedern Adel und die Grafen, sondern auch die Fürsten, Herzoge und Könige des Reichs, die regierenden Häupter. Deshalb paßt freilich nicht mehr alles, wozu er den Adel ermahnt, auf die heutigen Verhältnisse, z. B. nicht die Pflichten, die er den regierenden Fürsten einschärft. Wenn der würdige Guilelmus Peraldus heute schriebe, würde er sich eher an die jetzt regierenden Ministerien und Abgeordnetenhäuser adressiren müssen, als an den zurückgesetzten Adel.

Allein der hochwürdige Herausgeber glaubt mit Recht, das schöne alte Buch könne auch dem heutigen Adel noch nützlich seyn. „Der Adel befindet sich in der Gegenwart in einer kritischen und entscheidenden Lage. Er theilt hierin die Lage aller Institutionen, welche wir ererbt, aller geschichtlichen Verbände, welche die Menschen im Laufe der Jahrhunderte vereinigt haben. Der Geist, der seit lange vorherrscht, ist der der Auflösung, der Zersetzung, der Isolirung. Er will die menschliche Gesellschaft in Atome auflösen. So ist es überall auf allen Gebieten. Der Adel ist in diese Zeitrichtung mächtig hineingezogen. Er hat seine politische Stellung und jedes Band, das ihn als Stand vereinte, durchweg eingebüßt; er hat die gesetzlichen Schutzmittel zur Erhaltung der Familie vielfach verloren; er ist lange Zeit den feindlichsten Zeitrichtungen ausgesetzt gewesen; er ist dadurch isolirt, ganz auf sich angewiesen und nur mehr auf die Gesinnung, die er sich erhält, gegründet. Welche Gefahren das für den Adel hat, ist offenbar, und viele Zeichen deuten darauf hin, daß seine ihm eigenthümliche, auch vor Gott berechtigte Stellung tief erschüttert ist. Dazu kommen die verderblichen Zeitströmungen, der ins Ungemessene fortschreitende Luxus, die unersättliche Genußsucht, die Frivolität und Gottlosigkeit, welche schon oft einen Theil des Adels von seiner wahren Bestimmung abgelenkt haben und ihn jetzt mehr wie je bedrohen, weil sie mehr wie je in der Welt herrschend geworden sind. Ein Adel aber, der darin seine Aufgabe fände, im Luxus mit den großen Geldmännern, und in frivolem Wesen mit den zuchtlosen Sitten mancher Gesellschaftsclassen zu wetteifern und sie zu überbieten, ist nichts mehr, was unserer Theilnahme würdig wäre. Ein dem Luxus und der Genußsucht verfallener Adel ist kein Adel mehr im Sinne des Christenthums, im Sinne des besten Theiles unserer christlichen Vorfahren. Dann braucht zu dem Luxus und zur Genußsucht nur noch ein dummer Hochmuth zu kommen, um das gerade Gegentheil dessen zu seyn, was der christliche Adel war. Der Adel Deutschlands hat aber noch überall unter diesen Gefahren und mancherlei Verirrungen ein reiches Erbtheil wahrhaft christlicher Gesinnung und echter christlicher

Familientradition sich erhalten, vor allem da, wo er nicht in ein seine Gesinnungen und Sitten beschädigendes Hofleben sich hineinziehen ließ. Diese wahren christlichen Traditionen zu retten, das ist die große Aufgabe des Adels in der Gegenwart. Dann wird er auch den Stand, dem er angehört, für die Zukunft retten."

Das alte Buch ist vortrefflich geschrieben. „Im ersten Buche werden einige allgemeine Punkte über irdische Macht und wahren Adel abgehandelt. Im zweiten wird gezeigt, wie sich Fürsten und Herren gegen Den, der über ihnen ist, gegen Gott und seine Kirche, zu verhalten haben. Im dritten: wie sie sich zu verhalten haben gegen sich selbst. Im vierten: wie sie sich zu verhalten haben gegen diejenigen, welche um sie und neben ihnen sind, also gegen ihre Freunde, Räthe und Verwalter. Im fünften: wie sie sich zu verhalten haben gegen diejenigen, die von ihnen sind, d. i. gegen ihre Kinder, namentlich hinsichtlich der Erziehung und des Unterrichts. Im sechsten: wie sie sich zu verhalten haben gegen diejenigen, welche unter ihnen sind, d. i. gegen ihr untergebenes Volk. Im siebenten: wie sie sich zu verhalten haben gegen diejenigen, welche gegen sie sind, d. i. gegen ihre Feinde und Bekämpfer."

Der Grundgedanke des Werks ist im fünften Kapitel des ersten Buches ausgesprochen, nämlich: „Der wahre Adel ist der Adel des Geistes, der Herz und Seele mit Tugenden schmückt, und nur in Verbindung mit diesem Adel empfängt der Geschlechtsadel seinen Werth. Es ist aber der geistige Adel von doppelter Art; erstens, ein natürlicher, gemäß dem Ausspruche: Niemand ist vornehmer als der andere; es sey denn, daß einer einen edlern Charakter und mehr Sinn für das höhere Geistige habe; zweitens, ein Adel der Gnade, der zu Kindern Gottes und zu Erben Christi macht. Zum vollen Seelenadel eines Fürsten und Herrn gehört, daß er rein von Unadel und frei von erniedrigender Knechtschaft sey, daß er sich von keiner Rohheit und Gemeinheit hinreißen lasse, daß er sich vor Unehre und Treubruch bewahre, daß er in rechter Weise mit seinem Reichthum verfahre und gern und freigebig davon mittheile, daß er gütig und liebevoll gegen seine Untergebenen, aber auch ernst und strenge gegen die Widerspenstigen sey, daß er Geringfügiges nicht achte, Großes erstrebe, Hohes und Beschwerliches unternehme, und nicht aus feiger Furcht von dem, was er einmal unternommen, wieder ablasse, bevor er es vollbracht hat. Alles dieses wollen wir im Einzelnen genauer betrachten. Für's erste also ist es nicht wahrer Adel, wenn er nicht rein ist, sondern sich mit Unedlem vermischt oder verbunden hat. Das ist aber der Fall, wenn jemand zwar den Adel des Fleisches hat, aber nicht den Adel des Geistes, sondern mit seinem adeligen Fleische einen gemeinen Geist verbindet. Ferner kann derjenige nicht wahrhaft adelig seyn, der in Knechtschaft steht; also derjenige nicht, der ein Knecht des Teufels und der Laster ist. Eben so wenig derjenige, bei welchem der Leib, der zum Dienen bestimmt ist, die Herrschaft führt. Denn wie kann der adelig seyn, der ein Knecht seines Dieners ist?"

Man darf hinzufügen, der so charakterisirte Adel kann niemals in der Menschheit untergehen, möchte man auch dem äußern Stande noch so viel Vorrechte rauben. Darin liegt der beste Trost für den Adel, aber auch die Anforderung, sich danach zu verhalten.

Vortrefflich sind auch die Ermahnungen, welche das alte Buch den adeligen Damen ertheilt. „Die Töchter, heißt es im 57. Kapitel des fünften Buchs, müssen ermahnt werden, daß sie die Tugendhaftigkeit mehr lieben, als körperliche Schönheit; daß sie geistigen Schmuck vorziehen dem körperlichen; und daß sie Gott, nicht der Welt, zu gefallen suchen. Sie müssen einen Abscheu haben vor Dingen, womit Buhlerinnen sich zieren; als z. B. die Haare zu färben, das Gesicht zu schminken, die Kleider auszustopfen und dergleichen."

Dieser Satz enthält einen Vorwurf, der unser Jahrhundert trifft, und ist ganz geeignet, die adeligen Damen unserer Zeit, die sich darnach richten wollten, in Verlegenheit zu setzen. Denn wie sollen sich unsere adeligen Damen denn anders kleiden, als nach der jeweiligen Mode? Das Haarfärben und Schminken, wovor das alte Buch warnt, ist noch lange nicht so arg als das Haarfälschen im Greuel, wir dürfen wohl sagen in der Schweinerei des Chignons. Und doch, welche Dame dürfte in Gesellschaft oder nur auf der Straße erscheinen, ohne nach der neuesten Mode coeffirt und gekleidet zu seyn? Wollte sie eine Ausnahme machen, sich nach einer ältern einfachen Sitte kleiden oder wie eine Nonne verschleiern, man würde mit Fingern auf sie weisen, sie könnte nicht existiren. So weit ist es gekommen, daß sich die ganze deutsche Nation und besonders ihre höheren Stände, blind der Pariser Modetyrannei unterwerfen müssen.

Das alte Buch fährt fort, den adeligen Damen vortreffliche Lehren zu geben, von denen wir hier noch einige mittheilen wollen. „Nicht selten ist es der Fall, daß grade die Schönsten von Körper sehr häßlich von Geist sind; daß diejenigen, welche vor allem Unreinen

einen besondern Abscheu haben sollten, sich am meisten mit Unreinem beflecken, und daß diejenigen, welche Gott mit der Gabe der Schönheit besonders geehrt hat, ihn durch Sündigen am meisten verunehren. Und so macht die geistige Unreinigkeit ihre körperliche Wohlgestalt verabscheuungswürdig, nach dem Worte des Ezechiel (16.): ‚Du hast scheußlich gemacht deine schöne Gestalt.'"

„Die Schönheit ist wie ein brennendes Feuer, ist wie die Schönheit eines blitzenden Schwertes. Daher sagt Hieronymus: ‚Ein feuriges Schwert ist die Schönheit des Weibes.' Körperliche Schönheit eifert gegen die Tugendhaftigkeit, und nicht leicht gesellen sich beide zusammen; daher sagt der Dichter: ‚Schöne Gestalt ist immer in Fehde mit züchtiger Scham.' Ja, man soll körperliche Schönheit eher fürchten als wünschen, da sie so leicht etwas Besseres wegnimmt, als sie selber ist. In großer Gefahr ist die Schönheit des Weibes, die sich nicht verbirgt; denn sie ist wie ein Schatz, den man auf der Gasse mit sich herumträgt. Gregorius sagt: ‚Beraubt zu werden verlangt, wer seinen Schatz offen auf der Straße trägt.' Wie thöricht also sind diejenigen, welche auf Gefahr ihrer Tugendhaftigkeit nach Schönheit verlangen; sie sind wie Kinder, die sich wurmstichige Birnen oder Aepfel vor den übrigen auswählen, weil sie äußerlich schöner sind. Ganz besonders thöricht aber sind solche, welche von Natur gar nicht schön sind und doch mit aller Mühe sich schön zu machen suchen, was sie doch gar nicht erreichen können, während sie sich um das, was sie erreichen können und was zugleich das Bessere ist, nämlich gut und tugendhaft zu werden, gar keine Mühe geben wollen."

„Die Schönheit des Körpers ist endlich ein Gegenstand des Fluches, nach dem Worte bei Job (5.): ‚Ich sah einen Thoren, und alsbald fluchte ich seiner Schönheit.' Von einem Thoren ist also die Rede. Der Weise, indem er sieht, daß der Schönheit des Thoren sich Sünde gesellet und der Sünde Strafe folgt, fluchet der Schönheit desselben, weil er erkennt, daß er sie zu seinem Verderben besitzet; der Thor aber, welcher solches nicht erkennt, preiset und rühmet dieselbe. Zu ihrem Verderben sind schön gewesen, die wegen ihrer Schönheit verdammt gehen; eine solche Schönheit ist wahrhaft verdammlich. Ja, für Viele würde es heilsamer gewesen seyn, wenn sie aussätzig, oder an Nase und Ohren verstümmelt gewesen wären, als daß sie schön waren."

Zu dem vielen Trefflichen und Schönen, was das alte Buch enthält, gehört unter anderem auch S. 280 die Auslassung über die Zunge. „Die Zunge ist ein edles Glied, ist das besondere Organ der Vernunft, und in ihr ist der Mensch vorzugsweise von Gott geehrt worden; sie ist ferner vorzugsweise zum göttlichen Dienste bestimmt, ist verherrlicht worden vom heiligen Geiste, ist ein Werkzeug der Weisheit und ein Werkzeug der Gnade. Diese sieben Punkte wollen wir einzeln näher betrachten. Schon als edles Glied des Leibes, also nach Anweisung der Natur, muß der Mund sorgfältig vor Verunreinigung gehütet werden, sowohl an den Lippen als an der Zunge; es gilt wahrlich als höchst unanständig, einen unsaubern Mund zu haben. Wer den Mund nicht rein hält, artet gleichsam vom Menschen aus und erniedrigt sich zu den Schweinen; denn das Schwein schonet des Mundes nicht, sondern wo es den Fuß hinsetzt, da bringt es auch den Mund hin. Sodann ist die Zunge, insofern sie zum Reden gebraucht wird, ein Organ der Vernunft, und findet sich mit dieser ihrer Bestimmung und Fähigkeit nur bei vernünftigen Wesen. Darum muß sie auch von der Vernunft beherrscht werden und nach deren Befehl ihre Thätigkeit ausüben. Da das Vieh nichts mit Reden zu thun hat, so könnte Gott mit Recht demjenigen die Sprache entziehen, der sich dem Vieh gleich macht und die Zunge nicht unter der Gewalt der Vernunft bewahrt. Bei solcher Ehre, wie sie der Mensch vom Schöpfer durch das Geschenk der redenden Zunge empfangen hat, würde es gewiß höchst undankbar seyn, wenn er mit ihr Gott den Herrn verunehren wollte. Selbst die unvernünftigen Thiere, wie die Vögel, ehren Gott mit ihrer Zunge durch Gesang, so weit sie dazu fähig ist. Welche Beleidigung für Gott, wenn er sieht, daß es nur die menschliche Zunge ist, die ihm seine Ehre entzieht, während er grade durch sie am meisten geehrt werden sollte!"

---

## Kirchliche Angelegenheiten.

Die Bußdisciplin der Kirche von den Apostelzeiten bis zum siebenten Jahrhundert. Von Fr. Frank, Curatgeistlicher. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Hergenröther. Mainz, Kirchheim, 1867.

Ein umfangreicher Band, dessen Inhalt mit großer Gelehrsamkeit zusammengetragen ist. In Bezug auf den Werth und die Bedeutung der Buße stimmen wir ganz mit dem Verfasser überein. Wenn schon der natürliche Mensch, dem geläuterte Religionsbegriffe feh-

len, sich, wenn er gesündigt hat, im Gewissen beunruhigt fühlt und die Ruhe nicht wieder finden kann, bevor er seine Sünde gebüßt, das ewige Recht gesühnt hat, wie viel mehr fühlt nicht der Christ, der in Gott einen gütigen Vater, in der Kirche eine liebende Mutter erkennt, die Reue, die Sehnsucht nach Seelenruhe und das Bedürfniß, zu bekennen und zu büßen, um die Ruhe wieder zu finden. Eine Hauptsache dabei ist der Sieg des Lichts über die Finsterniß. Nur der böse Dämon sucht die Finsterniß, um sich und seine Missethat in ihr zu verbergen. Er wird besiegt durch das Bekenntniß. Das ist die erste Stufe aus der Verdammniß zur Gnade.

Im vorliegenden Werke wird nun nachgewiesen, mit welcher Freudigkeit die ersten Christen öffentlich das Sündenbekenntniß abgelegt und öffentlich die Buße übernommen hätten. Eine ähnliche Hingebung und Freudigkeit hat sich auch später von Zeit zu Zeit in solchen Perioden wiederholt, in welchen die Kirche entartet war und unwürdige Priester in zu laxer Observanz die Sünden gewähren ließen oder den bequemsten Ablaß gewährten. So erklärt sich der Rigorismus der Donatisten, der Flagellanten, der Methodisten, wie andererseits die strenge Askese neu entstandener Mönchsorden. Natürlicherweise ist eine übertriebene Strenge nicht allen Menschen und nicht allen Zeiten zuzumuthen. Auch mußte sich der Eindruck des öffentlichen Bekenntnisses und der öffentlichen Buße, wenn er sich täglich wiederholte, allmälig abschwächen. Sie wurden daher auf besondere Fälle reducirt und sowohl das Bekenntniß, als die Buße kamen nur noch ausnahmsweise zur Oeffentlichkeit und vor den Bischof oder das s. g. Bußgericht. Im Allgemeinen wurden sie privatim abgemacht, das Bekenntniß dem ordentlichen Priester in der Beichte abgelegt und die von ihm auferlegte Buße übernommen, die von ihm ertheilte Absolution privatim empfangen. Interessant waren die Versuche, auch bei Laien und die der Nonnen auch bei ihrer Aebtissin zu beichten. Aus begreiflichen Ursachen behielt jedoch die männliche Geistlichkeit das Recht, Beichte zu hören, Buße zu dictiren und zu absolviren. Nur in dringenden Sterbefällen war es auch Laien erlaubt.

Das Werk verbreitet sich dann weiter über die s. g. Stationen der Buße, über die Art und Form derselben, über die Hülfsmittel dabei. In schweren Fällen konnte der von den Sacramenten ausgeschlossene Sünder nur nach einer Stufenfolge von Bußen wieder zum Genuß derselben gelangen. Sünden in jüngern Jahren oder vor der Taufe begangen, wurden nicht gebüßt. Folgerichtig durfte die Kirche jedwede Sünde sich bekennen lassen, eine Buße dafür ansetzen und davon absolviren, denn der Zweck war, jedem Gliede der Kirche die Seelenruhe zurückzugeben und es wieder würdig zu machen, der Kirche anzugehören. In der Regel mußte der Reuige und Büßende sich lediglich mit eigenen Mitteln die Wiederversöhnung mit Gott und der Kirche erkaufen durch Gebet, Kirchenbesuch, Wallfahrten, durch Fasten, Entbehrung, Askese, Geißelung, oder auch durch Almosengeben, wohlthätige Stiftungen rc. Die Buße wurde ihm aber nach dem allmälig aufkommenden Glauben auch aus fremden Mitteln erleichtert, durch Fürbitten, durch das Verdienst der heil. Märtyrer, denn wie sich diese hatten strafen lassen, ohne gesündigt zu haben, sollte dadurch wirklichen Sündern ein Theil der verdienten Strafe erspart werden, durch besondere Gnaden der Jungfrau Maria rc.

Der Verfasser gibt sich durchgängig große Mühe, die Ohrenbeichte und die Bußdisciplin der Kirche gegen die vielen Angriffe, die man auf sie gemacht hat, zu vertheidigen, und wir geben ihm Recht, wo es sich um das Institut an sich handelt. Er hätte aber auch der geschichtlichen Wahrheit gemäß zugeben und erwähnen sollen, was aus ursprünglich vortrefflichen Instituten durch die Schlechtigkeit der Menschen Schlimmes und Unerträgliches gemacht worden ist. Damit, daß er sagt, der Ablaß werde von den Protestanten mißverstanden, ist der schändliche Ablaßkram, wie er thatsächlich unter Papst Leo X. stattgefunden hat, nicht widerlegt. Eben so gewiß ist, daß die Ohrenbeichte oft schändlich mißbraucht worden ist. Wir halten die Ohrenbeichte für ein weises, dem Bedürfniß der menschlichen Seele entgegenkommendes Institut, wir vermissen sie in der protestantischen Kirche, aber wir wissen eben so gut, daß es Beichtväter gegeben hat, denen die Hölle gewisser ist als der Himmel.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 57. 17. Juli 1869.

## Freireligiöses.

Tod und Auferstehung, die Gestalt des unvergänglichen Lebens. Drei Ostervorträge in der freireligiösen Gemeinde zu Berlin. Von A. T. Wislicenus. Berlin, Rubenow, 1869.

Religion heißt bekanntlich Bindung (von religare) d. h. Abhängigkeit des Geschöpfs vom Schöpfer, des Erdenbewohners in der Zeitlichkeit vom Weltenlenker. Was nun gebunden und abhängig ist, kann nicht zugleich frei seyn, weßhalb die Bezeichnung „freireligiös" ein Widerspruch und wie die Sache selbst, die sie bezeichnet, ein Unsinn ist.

Referent hatte von jeher eine große Liebhaberei für die Specialität der Unsterblichkeitslehren, deren möglichst vollständige Sammlung in der That ungemein belehrend und zugleich wegen der vielen Thorheiten und Eitelkeiten, welche menschliche Eitelkeit dabei vorbringt, ergötzlich ist. Er hoffte also in dem vorliegenden kleinen Buch etwas Neues für seine Sammlung zu finden, fand sich aber getäuscht, denn es ist darin nicht vom Jenseits, sondern nur vom Diesseits, nicht von der Erlösung aus dieser bösen Welt in eine bessere Welt durch den Sohn Gottes, der unsere Sünde auf sich nahm, sondern nur von der Selbsterlösung der Menschheit schon hier auf Erden die Rede. Zwar predigt der Verfasser mit affektirter Salbung, wie wenn er der frömmste Christ wäre, und citirt pathetisch die Worte des Erlösers: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe." Indem er aber mit gesperrter Schrift die Schlußworte hinzufügt: „Wer da lebet und an mich glaubet, wird nimmermehr sterben," motivirt er damit schon die ganz falsche Vorstellung, die er sich von Christus als einem bloßen Reflex der ganzen Menschheit macht. In seinen Augen ist Christus Gottes Sohn eben nur insofern, als sich in ihm der Geist der ganzen Menschheit emanirt, weil der wahre Gott nicht außerhalb, sondern nur innerhalb der Menschheit als deren Geist existirt.

Hier die Hauptstelle des kleinen Buchs, welche den Leser genügend orientiren wird. Nachdem der Verfasser hervorgehoben hat, „dem bestimmten Menschen Jesus von Nazareth sey eine äußere göttliche, höchste Gewalt nur angedichtet worden, man habe ihn übermenschlich nur gemacht und mit Wundern ausgestattet" (S. 44), raisonnirt er S. 60 wie folgt: „Und wie kann mich nun dieser Christus erlösen? Natürlich nicht durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben. Diese allzu äußerliche Auffassung der Kirche gibt man gern auf. Hat man den Christus so geistig aufgefaßt, so muß auch die Erlösung durch ihn geistig gefaßt werden, aber wie er selbst ein geistiges Wunder ist, so ist auch die Erlösung ein solches. Man erlangt sie durch den Glauben an Christus, indem man durch denselben seiner von Anfang an fertigen und vollkommenen sittlichen Einheit mit Gott theilhaftig wird. Gewiß wieder ein geistiges Wunder und zwar ohne alle stützende Erfahrung im Leben, und dabei eine sittlich einschläfernde, also gefährliche Vorstellung. Es gehört wahrlich mehr als eine solche gläubige Annahme zur aufopfernden That. Und dieses Mehr ist eigene Geisteskraft, gestützt auf die Ueberzeugung, daß der Geist das Höchste im Menschenleben ist und die Macht hat, allem äußerlich Widerstrebenden, aller Noth, allem Schmerz, auch dem leiblichen Untergange zum Trotz, sich treu zu bleiben. Diese Ueberzeugung und ihre Durchführung kann durch das Hineindenken in ein reines und aufopferndes Leben gefördert werden. Aber dennoch bleibt die eigene That, und so kann überall nur von Selbsterlösung die Rede seyn. Hat man die Erlösung einmal auf das sittliche Gebiet verlegt, so kann sie nur

durch eigene Gesinnung und That vollzogen werden. Etwas Anderes ist es, wenn es sich um Erlösung von durch Sünden verdienten Strafen handelt. Von diesem Aeußern kann auch Aeußeres, nämlich die Gnade, befreien.

Warum soll nun nicht die sittliche Selbsterlösung als die Bedingung alles Heils verkündet und verlangt werden? Blos um dem Heiland Jesus Christus nicht zu nahe zu treten? Er bleibt uns auch da und er bleibt uns grade in seinem vollsten sittlichen Leben. Er dient uns nicht mehr zu Hochmuth und Trägheit in scheinbar christlicher Demuth, sondern er fordert im Gegentheil den sittlichen Menschen heraus. Und warum wollen wir in sittlicher Thätigkeit nicht bekennen: wir glauben an das menschlich-sittliche Ideal? Ist das nicht genug? Bekennen wir damit nicht, daß wir den Menschen zum Streben nach dem Höchsten, was er selbst denken kann, verpflichtet erkennen? Und treten wir damit nicht dem blos äußerlichen, eitlen und nichtigen Welttreiben entgegen? Offen, ehrlich, entschieden! Rein-menschlich, nicht besonders und beschränkt christlich! Und wer blos menschlich sich verhält, der behält seinen Christus trotz dem, aber nicht wie eine seine Vernunft erdrückende Last, sondern als einen freigewählten heiligen Helfer, der andere Helfer nicht ausschließt. Wenn ich den Tod des Sokrates betrachte, steht er nicht in hohem Grade erhebend vor mir? sehe ich da nicht einen Menschen, der in geistiger Kraft die höchste Ueberwindung übt und zwar so ruhig und maßvoll, daß es den Eindruck des Höchst-Menschlichen oder Göttlichen, aber des Natürlich-Göttlichen, nicht Wunderbar-Göttlichen macht? Soll ich mich nun als Christ von diesem erhabenen Bilde abwenden? Verletzt das die Ehrfurcht vor Christus? Soll ich ihn mir als eifersüchtig auf alleinige besondere Ehre denken? Wie unwürdig! Und dagegen wie vernünftig und sittlich befriedigend zugleich, wenn ich die ganze Menschheit in ihrer Entwicklung vor mir sehe, und wo ich etwas Reines und Großes finde — und wahrhafte Größe ist nicht ohne Reinheit — mich anerkennend, bewundernd, liebend, nachahmend hinwende. Das ist die Auferstehung, die wir heute brauchen, daß sich der Menschengeist in seiner Allgemeinheit als Geist der Menschheit und als Schöpfer aller, auch der größten Geisteserzeugnisse in der Menschheit, und mithin auch als den Weiterbildner und Läuterer derselben erkenne. Die selbst bewußte sittliche Menschheit wird ihr eigener Erlöser seyn, sie ist der völlige und ewige Messias oder Christus. Wollen wir denn nie statt des Bildes die Sache selbst nennen?"

Da somit Christus ganz in die Menschheit zurücktritt, ist es nur folgerichtig vom Verfasser, wenn er die Göttlichkeit der Menschheit, die sich nur theilweise in Christum entläßt, auch in allen andern Bestandtheilen der unchristlichen und vorchristlichen Menschheit findet, das bisherige Vorrecht der christlichen Religion, die allein wahre zu seyn, geradezu wegleugnet, dem Buddhismus und der griechischen Philosophie gleichen Werth zuschreibt und überhaupt alle Religionen für gleich berechtigt hält, weil alle unter einander verwandt sind, weil alle zusammen doch nur eine darstellen. „Es gibt nur eine Religion — freilich nicht als ein abgeschlossenes System von Lehren und Gebräuchen, denn solcher Religionen gibt es viele, sondern als ein fortgesetztes Suchen der Völker und Zeiten nach der höhern und höchsten Macht, der sie sich im Gefühle menschlicher Unzulänglichkeit und Kleinheit mit innerer Ueberzeugung und aufrichtigem Gefühl unterwerfen können, von der sie Erhaltung, Schutz und Rettung erwarten. Dieses Suchen ist, dem menschlichen Geiste entsprechend, eben ein fortgesetztes und dabei aufsteigendes und zwar in der Weise, daß die höchste Macht in der Vorstellung der Menschen immer mehr von Sinnlichkeit und allem Aeußern befreit, immer geistiger und sittlicher aufgefaßt wird. Mit der Verehrung roher Naturmächte beginnt der Mensch, zur Vorstellung von Wesen, die aus Sinnlichkeit und Geist gemischt sind, schreitet er fort, in der Erkenntniß des reinen Geistes des Wahren und Guten als des höchsten Geistes und der höchsten Macht wird er triumphiren. Dann erst kann die höchste und innigste Aufgabe der praktischen Religion, die Vereinigung mit Gott, gelöst werden, und nur in dieser Vereinigung oder in dem Erfülltseyn von dem heil. Geiste des Wahren und Guten erblüht der Menschheit die schönere Zukunft friedlichen Wetteifers für die immer siegreichere Durchführung eben dieses Wahren und Guten zur Gestaltung reiner Lebensschönheit. Schon diese Erkenntniß, daß es nur eine Religion gibt, würde die Menschheit wesentlich fördern, denn sie würde von dem Tode der Trennung, des Zwiespaltes, des Hasses um verschiedener Glaubenslehren und Streitfragen willen, befreien und zum Leben friedlichen Wetteifers in dieser Beziehung erwecken. Es regt sich etwas der Art in der Menschheit, so sehr auch von Befangenen und Herrschsüchtigen das Beschränkte und wissenschaftlich längst Ueberwundene der einzelnen Religionen und Confessionen als das Geltende und Nothwendige immer wieder hervorgesucht und angepriesen wird. Aber das gibt nirgends Erlösung, sondern nur größern Druck, nirgends Friede, sondern nur [illegible] Haß. Darum

hört das Suchen, das Irren und Streben nicht auf, die Menschheit fühlts, sie bedarf des Neuen in der Religion, was zugleich das Beste des Alten seyn wird in verjüngter Gestalt. So oft auch Tod und Auferstehung in der Religion schon gewechselt haben, der Tod ist auch jetzt noch mit seiner Macht unter uns, aber noch mächtiger ist die wachsende Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer neuen Auferstehung."

In dieser schillernden Weise tändelt der Verfasser mit dem Begriff Tod und Auferstehung, indem er immer nur auf die Selbsterlösung der Menschheit schon im Diesseits hinzielt und unter der wahren Auferstehung gar nicht die im Jenseits meint, sondern die Erfüllung der Hoffnungen des demokratischen Optimismus schon hier auf Erden. Die Selbsterlösung der Menschheit von allen Banden der Unfreiheit und des Irrthums oder dessen, was der Verfasser für Irrthum hält.

Während er das Hingeben an den Heiland für superstitiös erklärt, weil er nicht wirklich Gottes Sohn, sondern nur ein wohlwollender Jude von der Sekte der Essener gewesen sey, bekennt er sich doch ganz unbefangen zu einer liebenden Hingebung an die ganze Menschheit. Im kindlichen Vertrauen auf die eben so gnädige als allmächtige Person des Heilands liegt doch etwas sehr Natürliches, in der Person des Erlösers hat der bekümmerte Mensch doch etwas Greifbares und Festes. Die vorgebliche Liebe zur ganzen Menschheit ist dagegen ganz unnatürlich, lediglich eine Phrase und maurerische Affectation. Kein Mensch liebt die Menschheit oder vermag sich nur eine einheitliche Vorstellung von ihr zu machen. Man kann einzelne Menschen lieben, andere hassen; man kann auch den Haß durch Herzensgüte überwinden und barmherzig an Feinden handeln, überhaupt den Menschen Gutes thun, soweit man die einzelnen eben erreichen kann. Aber die Liebe zur ganzen Menschheit, das „seyd umschlungen Millionen" ist nichts als eine Affectation. Wir lesen hier: „Der Mensch vermag sich nicht in der Familie zu begrenzen, er schreitet hinaus, er vereinigt sich zur Gemeinde, er bildet den Staat. Dadurch erweitert sich die Familienliebe zum Wohlwollen für das Allgemeine und was erst nur natürlicher Zug war, wird zum gedachten und erkannten Grundsatz. Die Familienliebe erweitert sich zum allgemeinen Wohlwollen und das Herz im häuslichen Kreise erhebt sich zum Herzen für die Menschheit. Ist das zu viel verlangt? Ist es nichts als eine Redensart, eine täuschende Phrase? Es ist vielmehr die nothwendige Folge des dem Menschen eigenthümlichen Sinnes und Verständnisses für das Allgemeine und Ganze. Der Mensch faßt denkend die ganze in zahllosen Einzelnheiten sich offenbarende Welt in Eins zusammen und ebenso strebt er, aus allen Individuen und Völkern die Menschheit zu schaffen."

Einen komischen Eindruck macht der freireligiöse Gemeindegesang, der die Vorträge eröffnet und schließt. Da wird anstatt Gottes das Licht angebetet:

> Allsegnend Licht, des Himmels Sonne!
> Auch in das Herz schein' uns hinein,
> Daß hell und rein es voller Wonne
> Der Wahrheit mög' ergeben seyn.
> Sie ist das Licht, des Geistes Licht,
> Hält über Finsterniß Gericht.

Auch die Liebe wird angerufen:

> O Liebe! du bist rechtes Leben,
> Du bist des Herzens heil'ger Schlag,
> Bald für der Menschheit Wohl ein Beben,
> Bald Jubelruf am Siegestag.
> Die Wahrheit, Menschheit ist dir Eins,
> Untrennbar seligen Vereins.

Die dritte Person der neugebackenen Dreieinigkeit soll das Leben seyn:

> Euch jauchzt mein Herz, Euch preisen Thaten,
> Licht, Liebe, Leben — heil'ge Drei!
> Wir könnten Eurer wir entrathen!
> Es risse ja die Welt entzwei.
> In Euch nur lebt, was wirklich lebt —
> Mit Euch sey muthig fort gestrebt!

Die Gemeinde soll sich einbilden, in ihr allein sey Christus entstanden, sie allein sey Christus oder das in der Menschheit geoffenbarte Göttliche. Deshalb sey auch unter der Auferstehung des Heilandes nichts Anderes gemeint, als die Auferstehung der Menschheit selbst schon hier auf Erden im Fortschritt der Weltgeschichte mittelst der Liebe und Freiheit, daher der Gemeindegesang:

> Wie einst der Herr in Euch erstanden
> Und Euch gerettet aus dem Tod,
> Daß Ihr verkündet in den Landen
> Der Lieb' und Freiheit neu Gebot:
> So sollen wir auch frisch erstehen
> Und Leben wahren immerdar,
> Der Lieb' und Freiheit Wege gehen
> Als eine treue feste Schaar.

Daher auch der Hinblick nicht in eine himmlische Seligkeit im Jenseits, sondern in einen Zustand höchster

Vollkommenheit der Menschen schon hier auf Erden durch Selbsterlösung:

Und wieder schaun wir in die Ferne
Mit Glauben an der Menschheit Glück,
Und aus der Zukunft Nacht die Sterne
Verkünden uns ein froh Geschick.

Närrisch genug ist auch das Einflechten von Versen aus Lenau's Albigensern in den freireligiösen Gottesdiensten, wovon wir hier S. 18 ein Beispiel finden. Lenau singt:

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geistes kommen.

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menschengeist zusammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen.

Bekanntlich läßt Lenau den alten Albigenser, nachdem er vergeblich Trost in der Bibel gesucht, die Bibel verächtlich an die Wand schmeißen. Lenau hat aber seine Irrthümer schon diesseits im Irrenhause abgebüßt.

---

## Altdeutsche Dichtung.

Walther von Aquitanien. Heldengedicht in zwölf Gesängen mit Erläuterungen von Franz Linnig. Paderborn, Schöningh.

Eine neue Uebertragung des berühmten Waltharius, einer der ältesten altdeutschen Dichtungen, welche zwar leider nur in lateinischen Hexametern auf uns gekommen ist, sich aber durch die Alterthümlichkeit des Heroismus auszeichnet, der hier noch in der ursprünglichen Kraft auftritt, wie in der Volsunga Saga, im Beowulf und Heliand. Das Lied gehört zum Nibelungenkreise und es lag wohl nahe für den Uebersetzer, statt der Hexameter das bekannte Nibelungenversmaaß zu wählen. Es ist indeß eine fatale Sache mit diesem Nibelungenversmaaß. Hält man ganz den alterthümlichen Ton ein, so erscheint es in neudeutschem Munde leicht ein wenig affectirt. Bleibt man aber im Ton moderner Poesie, so ist das wieder viel zu modern für das alterthümliche Versmaaß. Das alte Nibelungenlied spricht z. B. gleich im Eingang von grozer arebeit, was an die Arbeiten des göttlichen Herakles erinnert und worin die ganze Wucht des altdeutschen Heldenthums ausgedrückt ist. In der Uebersetzung Simrocks steht dafür „die große Kühnheit," was freilich moderner ist, den Gedanken aber abschwächt. Das Schwunghafte, was wir in den Balladen Schillers lieben, paßt nicht zum einfachen, naiven Tone der Nibelungen. Herr Linnig hat dies zu wenig beachtet, wenn er sein Lied also pomphaft anfängt:

Was braust heran von Osten ein wogend Völkermeer?
Zieht der Kriegsgott selber vor der brandenden Fluth einher?

Davon steht im Text kein Wort. Der Text fängt vielmehr mit einem frommen Gebet an.

Wenn wir dies nicht billigen können, so müssen wir doch den Uebersetzer mit den meisten seiner Vorgänger entschuldigen, die es auch so gemacht haben, nicht nur in Uebersetzungen des Waltharius, sondern auch der Nibelungen, des Heldenbuchs 2c. Trotz solcher formellen Uebelstände empfiehlt sich die Lectüre des Gedichts durch den Stoff und die Charakteristik, welche dieselben bleiben, ob man den Ton naiver und einfacher hält oder höher schraubt. Walther und Hilgunde sind deutsche Fürstenkinder, die als Geißeln an Etzels (Attilas) Hof erzogen werden. Als sie herangewachsen sind, entführt Walther die schöne Hildgund, schlägt sich zum Rhein durch und besteht einen furchtbaren Kampf mit den aus dem Nibelungenliede bekannten Burgundern, König Günther und dem schrecklichen Hagen. In diesen mächtigen Gestalten, wie in Waltharius selbst verbergen sich nicht nur historische Personen, sondern auch altheidnische Götter. In Hagen nämlich der einäugige Odin, in Günther der Gott Laki in der Schlangenhöhle, in Waltharius selbst der nordische Frühlingsgott Vali, dessen Andenken auch in den christlichen Frühlingsheiligen Valentin übergegangen ist. Das alte Gedicht war ursprünglich einem heidnischen Frühlingsmythus entlehnt. Der junge schöne Frühlingsgott entführt dem Wintergott die von demselben gefangen gehaltene Sonne.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint eden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 58. 21. Juli 1869.


## Neuestes Werk über Neuseeland.

Der Krieg in Neuseeland von Gustav Droege. Mit einer Kriegskarte. Bremen, Kühtmann, 1869.

Dieses kleine, von einem sachkundigen Manne geschriebene Buch ist sehr belehrend, sofern es völlig unparteilsch die Dinge in der neuen, großen englischen Colonie schildert, wie sie sind. Erfreulich sind sie nicht. Wir haben hier wieder ein Beispiel von der auch anderwärts nirgends sich verleugnenden Herzensverhärtung und Unmenschlichkeit der Engländer, wo es sich um ihr Interesse handelt.

Die große, schöne, reiche Doppelinsel Neuseeland, die durch das vortreffliche Werk unseres Hochstetter erst vor wenigen Jahren in klares Licht getreten ist, wurde zwar schon 1642 von einem Holländer entdeckt und wieder verlassen und heute vor hundert Jahren (1769) zum erstenmal wieder vom Engländer Cook besucht, ohne daß man damals noch daran gedacht hätte, hier eine Colonie anzulegen. Erst gegen Ende des Jahrhunderts, als die Engländer ihre Verbrechercolonie in Neuholland gegründet hatten, begann ein Verkehr zwischen den entlassenen englischen Verbrechern und dem von Neuholland nicht allzuweit entfernten Neuseeland, ein friedlicher Verkehr, sofern die entlassenen Verbrecher den einheimischen Maories allerlei nützliche Künste lehrten und Werkzeuge mitbrachten, dafür gut aufgenommen wurden und einheimische Weiber heiratheten. Bekanntlich waren aber die Neuseeländer bei körperlicher Schönheit und großer Tapferkeit doch noch sehr wild und sogar Menschenfresser, und aus ihrer Vermischung mit den rohesten Verbrechern Altenglands gingen abscheuliche Laster hervor. Endlich fanden sich fromme Missionäre ein, welche diesem Unwesen einigermaßen steuerten, indem sie sich an das Ehrgefühl und an die Hochherzigkeit wandten, die den Maories von Natur nicht fehlt. Der Verfasser glaubt sogar sagen zu dürfen, die Missionäre hätten den Maories die Meinung beigebracht, sie seyen eine vornehmere Race als die englischen Einwanderer. Das dürfte wohl wahr seyn in Bezug auf die entlassenen Verbrecher, doch konnten die Missionäre, die selber Engländer waren, sich wohl nicht unter die Wilden stellen.

Es erfolgte nun, was zu erwarten war, die entlassenen Verbrecher und die Missionäre bildeten zwei einander feindliche Parteien, und die letztern glaubten am sichersten zu gehen, wenn sie die englische Regierung aufforderten, sich die ganze Insel zu annectiren, freie und achtbare Colonisten, um die entlassenen Verbrecher zu neutralisiren, unmittelbar aus England zu schicken und der Insel eine Colonialregierung zu geben. Die Regierung erfüllte diesen Wunsch im Jahr 1842 und es strömten auch alsbald zahlreiche Colonisten aus England herbei. Allein man hatte manches übersehen. Um die neue Souveränetät Englands über die Insel zu legitimiren, hatte man zwar eine Anzahl einheimischer Häuptlinge zusammengebracht, die im Vertrage von Waitangi am 19. October 1842 die Insel an England abtraten, aber sie selbst waren nicht gehörig legitimirt. „Die große Unkenntniß der geographischen und politischen Verhältnisse dieses Landes, welche damals noch herrschte, war allein schon hinreichend, um eine wirkliche Vertretung der verschiedenen Häuptlinge zu verhindern. Nur ein sehr geringer Theil derselben war dieser sogenannten Föderation beigetreten, und von diesen verstand kaum ein Einziger die wichtigen, folgenreichen Maßregeln, welche der Gegenstand der Verhandlungen waren. Ob diese Häuptlinge überhaupt ohne Zustimmung ihrer Stämme berechtigt seyen, über die Souveränetät Neuseelands zu verfügen, das war eine Frage, an die auch nicht einmal im allerentferntesten gedacht wurde und die noch viel weniger Gegenstand der Erörterung wurde.

Es genügte, durch Zutheilung von wollenen Decken, Schießwaffen und sogar durch Spendung von Branntwein einige wenige Häuptlinge zusammen zu trommeln, welchen der hochtönende, aber ihnen ganz unverständliche Titel ‚die föderirten souveränen Häuptlinge von Neuseeland' beigelegt wurde."

Die Einwanderer suchten sich so viel Land anzueignen als immer möglich, und zwar durch die gröbste Uebertölpelung der Eingebornen. Herr Droege hat in dieser Beziehung nicht alles gesagt. Der Einfluß von Neuholland her wirkte noch nach. Von hier aus betrieben die s. g. Landhaifische den Landerwerb auf Speculation, um das den Maories abgeschwindelte Land mit großem Vortheil wieder an die neuen Einwanderer zu verkaufen. Die Klagen über diese Mißhandlung der Eingebornen wurden so laut, daß die englische Regierung in der Colonie ein Gesetz erließ, wonach sie sich allein den Monopol des Bodenkaufs vorbehielt und denselben allen Privatpersonen untersagte. Aber es sah ganz so aus, als wolle die Regierung keineswegs ein Unrecht sühnen, sondern nur das Unrecht fortsetzen und alle Vortheile, welche bisher die Landhaifische genossen hatten, sich selber zueignen. „Es wurde verfügt, daß alle frühern Käufe nur bis zur Höhe von 350 Ackern als rechtsgültig anzuerkennen seyen, und daß die Käufer alle Ländereien über 350 Acker wieder herausgeben sollten. Sehr richtig wurde angenommen, daß der Werth, welchen die Eingebornen für ihr Land erhalten hatten, so geringfügig gewesen sey, daß die Europäer, wenn sie 350 Acker erhielten, doch ein höchst brillantes Geschäft gemacht hätten. Es ließ sich nun erwarten, daß den Eingebornen das übrige Land zurückgegeben würde, aber solches war durchaus nicht die Absicht der Regierung. Sie erklärte freilich, daß die Eingebornen übervortheilt seyen, dachte aber nicht daran, ihnen den Schaden zu erstatten. Das den Europäern abgenommene Land wurde für Staatseigenthum erklärt, und zum Besten der Staatskasse öffentlich verkauft, mit andern Worten, die Regierung ertheilte sich das Privilegium, fortan die Eingebornen allein zu beschwindeln. Welches Recht die Regierung an diesen, von ihr in Anspruch genommenen Landestheilen hatte, ist wirklich schwer zu ergründen. Sie gehörten entweder den Käufern, oder wenn diese sich beim Ankauf hatten Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen den Verkäufern, die Regierung aber hatte nicht im Entferntesten ein Anrecht daran. Aber hierbei blieb man nicht stehen, sondern schritt auf der Bahn der jetzt zum Monopol erhobenen Ungerechtigkeit und Uebervortheilung so lange fort, bis dadurch der Krieg herbeigeführt wurde, welcher mit kurzen Unterbrechungen Neuseeland nun schon seit zwölf Jahren verheert. Wie vorhin erwähnt, beanspruchte die Neuseeland-Regierung, um die Eingebornen gegen Uebervortheilung zu schützen, das ausschließliche Recht, mit ihnen Landhandel zu treiben. Das diesferhalb erlassene Gesetz war ursprünglich ohne Zweifel im Interesse der Maories erlassen, aber die Unredlichkeit der Regierung machte diese Absicht völlig zu Schanden. Früher fanden die Eingebornen mitunter doch wenigstens Käufer unter den Weißen, die mit ihnen redlich verfuhren und ihnen einen dem Werth gleichkommenden Kaufschilling für ihr Land gaben. Die Regierung hat solches aber nie gethan. Selten wurden mehr wie zwei oder drei englische Pence, nie mehr wie sechs Pence für den Acker Land bewilligt, welcher nachher wieder zum Preise von zehn Schillingen bis drei Pfund Sterling verkauft wurde. Die Maories mußten nun entweder ihr Land behalten oder es zu diesem Spottpreise verschleudern; eine andere Wahl blieb ihnen nicht übrig. Sie erkannten auch schon sehr bald, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen waren und noch mehr wie früher übervortheilt würden. Außerdem behaupteten sie, jenes Gesetz sey eine Verletzung des Vertrages von Waitangi, indem ihnen dadurch eine Beschränkung auferlegt würde, von der die Engländer ausgenommen seyen, denn diese könnten ihr Land verkaufen an wen sie wollten."

Jetzt zum erstenmal erkannten die Maories, wie ohnmächtig sie in ihrer Vereinzelung bleiben müßten und welche Vortheile eine einheitliche Regierung habe. Sie wählten sich also den alten Häuptling Te Whero unter dem Namen Potatau I. zu ihrem Könige. Weil es aber unter ihnen viel unverbesserliche Particularisten gab, wie unter uns Deutschen, blieb die Vereinigung unvollständig. Der neue König benahm sich sehr gemäßigt und rücksichtsvoll gegen die Europäer, bewog aber die Mehrheit der Häuptlinge seines Stammes, sich gegenseitig zu verpflichten, den weißen Einwanderern niemals mehr Land zu verkaufen, damit die Maories auf dem Boden, der ihnen noch geblieben sey, künftig in Ruhe und Frieden mit ihren weißen Nachbarn leben könnten. Das war nun in der That eben so gerecht wie besonnen gehandelt, aber die Engländer waren weit entfernt, den Maories gegenüber gleichen Edelmuth zu bewähren. Die Regierung selbst setzte ihr Raubsystem fort und kaufte einem Häuptling, Namens Te Taira, der sich zu dieser schändlichen Rolle hergab, einen großen Strich Landes um geringen Preis ab, obgleich dieser Häuptling nur den neunten Theil dieses Landstrichs rechtmäßig besaß und durchaus nicht befugt war, über die

andern acht Neuntheile zu verfügen. Das englische Gouvernement kümmerte sich aber nicht um das Recht, sondern behauptete seinen Antheil auf jenen Landstrich mit den Waffen in der Hand, und nun begann der unglückselige Krieg, im Jahr 1859, welcher noch fortdauert und nicht enden zu sollen scheint, bis alle Maories vernichtet seyn werden.

Die Schilderung des Krieges ist ergreifend. Ohne uns hier auf die Details einlassen zu können, bemerken wir nur, daß die Maories sich überall mit der ihrem Stamme eigenen Tapferkeit auf wahrhaft heroische Art schlugen, auch in der Wahl ihrer Vertheidigungsplätze großes Geschick zeigten, jedoch Schritt vor Schritt der Uebermacht der Engländer und besonders ihren Kanonen weichen mußten. Diese eben so ruhmwürdigen als unglücklichen Helden hatten zugleich mit dem Verrath ihrer Landsleute zu kämpfen, von denen mehrere Häuptlinge und Stämme aus altem particularistischem Bruderhaß und beschmeichelt und bestochen von den Engländern, den letztern im Kriege beistanden. Hauptsächlich dieser Bruderhaß und Verrath steigerte die Wuth der Kämpfer und führte zu den gräßlichsten Grausamkeiten.

Als Episode wird vom Verfasser ein Bericht über die s. g. Hau Hau- oder Pai Mariri-Religion eingeflochten, die sich damals unter den verzweiflungsvollen Kämpfern für ihr Vaterland ausbildete, ein seltsames Mittelding zwischen ihren Erinnerungen an das, was sie von den Missionären gelernt hatten, und heidnischen Vorstellungen. „Ihre neu eingeführte Verehrung des Hau Hau oder Jehova, besteht in höchst grotesken Ceremonien, die auf das Strengste beobachtet werden und in mancher Hinsicht an den Gottesdienst der alten Druiden erinnern. Aehnlich andern heidnischen Priestern verstanden diejenigen der Hau Hau-Religion es ebenfalls, sich einen unbegrenzten Einfluß über ihre Landsleute zu verschaffen, indem sie unter ihren Anhängern den Glauben verbreiteten, sie ständen mit der Gottheit in unmittelbarer Berührung und empfingen durch Vermittlung des Engels Gabriel directe Befehle von Jehova, welcher die Nation der Maories zu seinem besondern Volk auserkoren habe. — Die Stifter dieser neuen Religion, die große Sinnlichkeit ihrer Landsleute kennend, berechneten ganz richtig, daß je mehr dieser Neigung Vorschub geleistet würde, desto leichter und schneller würde ihre neue Lehre Eingang finden. Ehebruch ist daher erlaubt und Concubinat wird wie eine Tugend betrachtet. Allen Frauenzimmern, die das vierzehnte Jahr erreicht haben, ist es gestattet, Umgang mit Männern zu suchen." Der Verfasser bemerkt, daß das einigermaßen an das Mormonenthum in den Vereinigten Staaten erinnere.

Der englische General Cameron, ein äußerst fähiger Feldherr, an der Spitze von 16,000 Mann und reichlich mit schwerem Geschütz versehen, hatte doch Mühe genug, die Eingebornen zu überwältigen, und brachte es nicht ganz fertig. Der gewissenlose Gouverneur Brown, auf dem hauptsächlich die Schuld dieses ungerechten Krieges lastet, wurde endlich beseitigt und Sir George Grey trat an seine Stelle. Der letztere schien geneigt, sich der Maories wieder zu erbarmen, deren alter König unterdeß gestorben war und nur einen schwachen Nachfolger hinterlassen hatte. Allein die Habgier der Colonisten machte dem Gouverneur Grey keine Concessionen mehr. Alles, ja seine eigenen Beamten opponirten ihm, und er war um so weniger im Stande dem Unrecht zu steuern, als auch in London selbst ein den Maories günstiger Entschluß nicht gefaßt werden wollte. „Es scheint, daß in England der Kriegsminister und der Minister für die Colonien ebenfalls hinsichtlich Neuseelands keineswegs übereinstimmten und daher General Cameron und Sir George Grey Instructionen erhielten, welche sich in den wesentlichsten Punkten widersprachen und den Grund zu den ernstlichen Differenzen legten, welche wiederum zwischen Sir George Grey und General Cameron entstanden."

Endlich entschied sich die englische Regierung dahin, dem Unrecht seinen Lauf zu lassen, denn sie hätte sonst Truppen nach Neuseeland schicken müssen, um Grey gegen die Opposition zu unterstützen. Sie wollte also diese mächtige Opposition lieber schonen, um sie nicht zum Abfall zu reizen, und da im Grunde genommen das Interesse Englands überhaupt mit dem der Opposition übereinstimmte. Je bälder die Maories vollends ausgerottet waren, um so besser, denn dann gehörte die ganze Insel der weißen Bevölkerung allein und brachte dem Mutterlande um so mehr Gewinn. Ob dabei den Maories Unrecht geschah oder nicht, darauf kam es nicht an, wo es das englische Staats- und Nationalinteresse galt. Die Regierung erlaubte also den weißen Colonisten auf Neuseeland Milizen zu organisiren und sich selber gegen die Maories zu helfen, was so viel heißt, als dieselben allmälig auszurotten. „Der Kampf unter beiden, den Boden Neuseelands bewohnenden Racen, wird aber schon bald ein Ende erreichen. Die farbige Race der Maories schwindet rasch dahin und scheint die Zeit nicht mehr fern zu seyn, wo der letzte Sprößling dieser einst so tapfern heldenmüthigen Nation zu Grabe getragen wird. Zur Zeit des Capitäns Cook belief sich die Maoriebevölkerung in Neuseeland auf über 500,000 Seelen. Im Jahre 1842 war ihre Zahl schon auf 116,000 zusammenge-

schmolzen. Bis auf 70,000 waren sie schon im Jahre 1850 und auf 56.000 im Jahre 1858 vermindert. Wie viele jetzt von der ganzen Nation noch übrig sind, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, jedoch darf angenommen werden, daß ihre Anzahl 45.000 Seelen nicht überschreitet. Auffallend wenig Kinder sieht man in ihren Dörfern und Wohnungen. Eine Mutter mit 4 Kindern ist eine äußerst seltene Erscheinung und ein Volk, das keine Kinder hat, muß bald aussterben."

---

## Lyrische Dichtkunst.

Regenbogen im Osten. Die Krone des Orients. Gaselen von Adolf Ebeling. Aachen, Jacobi & Comp., 1868.

Das Motto dieser Sammlung lautet:

> „Wach' auf, wach' auf, o Hafis,
> Wir lieben den Wein, wie Du!
> Den Reim, wir ründen, reihn ihn
> Und reichen ihn, wie Du!"

Frohsinn und Freude thun wohl. Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang, hat sogar der fromme Luther gesagt. Aber warum sollen wir die Lust denn erst aus Persien herholen? Wir haben ja eigene Mädchen, eigenen Wein, einen eigenen köstlichen Humor, von der schlagfertigsten Derbheit bis zur geistreichsten Zartheit. Wozu sollten wir reichen Deutschen zu den Persern betteln gehen, um uns ein wenig persische Lust anzuschminken? und vollends bei Hafis? Der Dichter scheint diesen Hafis gar nicht zu kennen, sonst müßte er wissen, daß derselbe der Natur vorbeiging, das Recht der Lust und des sinnlichen Genusses durch Unnatur verscherzte, sich des Kusses eines jeden Weibes durch die schändlichste Päderastie unwürdig machte. Ebenso würde unser deutscher Dichter, wenn er Hafis wirklich gekannt hätte, dessen ruchlose Gotteslästerungen kennen. Er kennt ihn nicht, denn wir lesen hier ein edles, sogar frommes deutsches Gedicht.

> Welchen Kelch auch immer
> Dir das Schicksal bot:
> Sonnenheitre Freuden,
> Wolkendunkle Noth;
> Alles kommt von Oben,
> Nimm es dankend hin,
> Wie ein Kind vom Vater
> Nimmt sein täglich Brot.
> In der Weltenwaage,
> Dort an Gottes Thron,
> Wiegt des edlen Strebens
> Auch das kleinste Loth;
> Und um nicht zu wanken,
> Bete glaubenstreu:
> Lehre mich erkennen,
> Liebe, dein Gebot. —
> Stern des Pols! Du leuchtest
> Hell, unwandelbar
> Dem gewalt'gen Segler,
> Dem bescheid'nen Boot.
> Drum, o Lebensschiffer,
> Blicke himmelan,
> Ob vom West umfächelt,
> Ob vom Sturm bedroht.
> Und, ein müder Pilger,
> Dem die Heimath winkt,
> Darfst du freudig rufen:
> Sey willkommen, Tod!
> Denn des Erdenlebens
> Letzter Abendglanz
> Ist des neuen Daseyns
> Erstes Morgenroth.

Wer dieses Lied dichten konnte, dessen Seele ist rein und unbefleckt vom eckelhaften Schmutz des Persers. Es sollte ihm also auch nicht einfallen, diesen Perser zu bewundern.

Auf S. 110 beruft sich der Dichter auf Göthe und auf Platen und auf des letztern Satz „der deutschen Lyrik ist nur durch die Form aufzuhelfen." Nun ist aber erstens das göthische Herumspielen in den fremdartigsten Dichtungsformen und Manieren nur ein Zeichen von formeller Virtuosität, schickt sich aber für einen Deutschen nicht, der nur deutsch dichten soll. Zweitens ist es nicht wahr, daß nur die Form der Lyrik aufhelfen könne. Nicht die Form ist das erste in aller Poesie, sondern die Seele. Wo die rechte Seele ist, bildet sie sich selber ihren Leib und dann ist er naturwüchsig ihr eigener Leib, keine fremde Maske.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **Nº 59.** 24. Juli 1869.


## Länder- und Völkerkunde.

Das heutige Rom. Skizzen und Charakterbilder aus dem wirklichen Leben von A. Palladier. Berlin, Hausfreund-Expedition, (1869).

Dieses neueste Buch über Rom schildert freilich nur die Oberfläche des römischen Lebens, aber sehr treu. Diese Oberfläche ist sich im Verlauf der Zeiten merkwürdig gleich geblieben, wie man das überall in Städten bemerken kann, die hauptsächlich vom Besuch der Fremden leben. Wie in Rom, so in Mekka und Benares. Desgleichen in den berühmtesten Bädern. Hier kommen die Einwohner aus ihrer Stabilität nicht heraus, weil die wechselnde Mode hinlänglich im Fremdenbesuch vertreten ist. In Rom wie in allen vorzugsweise s. g. heiligen Städten kommt noch die Stabilität der Kirche hinzu. In Rom fällt dem Reisenden nichts so sehr auf, als die höchst seltsame Mischung alterthümlicher, durchaus stabiler Religionsübungen mit der Toleranz und entgegenkommenden Freundlichkeit, die den Hotelbesitzer und die zahlreiche Classe der auf den Geldbeutel der Fremden speculirenden Bevölkerung in Badeorten charakterisirt.

Man braucht nur einmal die Osterfeierlichkeiten in Rom mitgemacht zu haben, um eine Vorstellung von den zwei Extremen zu haben, die sich hier ganz ungenirt berühren. Der Papst, der sich Statthalter Christi nennt und den anderthalbhundert Millionen Katholiken als ihren Oberhirten erkennen, celebrirt das Hochamt und präsentirt den allerheiligsten Leib vor einem Publikum, welches meist nur aus fremden schaulustigen Ketzern besteht. Während er vor dem Hochaltar der Peterskirche steht, umringen ihn Herrn und Damen, denen der innere Raum der Kirche und die amphitheatralisch erhöhten Sitze allein reservirt sind, die eigentlichen Römer und das Landvolk müssen sich hinter einem langen Spalier von Soldaten an den Hinterwänden zusammendrängen. So fand es Referent vor dreißig Jahren und so ist es nach Palladiers Schilderung heute noch. „Diese Versammlung, sagt er, ermangelt gänzlich der Würde, sie ist nur von dem einzigen Gefühl der Neugierde beherrscht. Man drängt und stößt sich, um dem Altar so nahe wie möglich zu kommen; unglaublich, wie unerträglich ein Mensch aus Neugierde werden kann, zumal ein Engländer. Er drängt, drückt, tritt seine Nachbarn um einen Centimeter Raum, und vertheidigt ihn bis aufs Blut mit der Faust; er nimmt alle Schultern in Anspruch und begafft mit der Lorgnette unverschämt den Papst, die Cardinäle, die Damen. Hernach befriedigt er seinen Magen ohne alle Rücksicht auf Schicklichkeit oder die Heiligkeit des Ortes. Dann zieht er ein Album und skizzirt sich die Scenen. Auf den Bühnen der Damen geht es fast ebenso her, nur daß man sich lieber drücken läßt, als selbst drückt. Sonst, gleiches Lorgnettenspiel, gleicher Appetit."

Man sollte meinen, feurig gläubige Katholiken müßten sich an solchen Mißbräuchen entsetzen, aber es geschieht nicht. Man ist die Sache gewohnt und berechnet, wie viel Vortheil Rom vom jährlichen Besuch so vieler vornehmen und reichen Ketzer genießt, thut daher gewiß nichts, um sie zu vertreiben. Aus demselben Grunde werden im Vatican dicht neben der Peterskirche hunderte und tausende von antiken Statuen, nackten Göttern, Göttinnen, Heroen, Nymphen, Satyrn rc. wie Heiligthümer gehütet. Wie wenig sie auch zum Grabe des Apostels, zum Felsen Petri, zu einem Hauptsitz des christlichen Cultus passen, sie locken die Schaulust an, besonders die der Ketzer und modernen Heiden, sie bringen Geld ein.

Ehe man noch die heil. Stadt betritt, kommt man in Berührung mit den Zöllnern und erstaunt, was

dieselben unter der Statthalterschaft Christi sich erlauben dürfen. „Bei Besichtigung der Bagage geht es gewöhnlich so her: Es existirt auf allen Zollbureaux ein Tarif, der stillschweigend jedermann auferlegt wird. Für einen oder zwei Paul, in die Hand des Douanier gedrückt, ist dieser so human, sein Geschäft kurz abzuthun; für einen halben Scudi wird er so gefällig, nur ein einziges Colli zu untersuchen und einen flüchtigen Blick hinein zu werfen; endlich für einen Scudi ist man ganz frei; es wird gar nichts untersucht, und der Fremde wird noch abendrein Excellenz titulirt. Dem sich zu entziehen wäre unmöglich. Man wird wie ein Feind behandelt, Koffer und Kisten werden zerstoßen, die Nachtsäcke ausgeleert, alles durcheinander geworfen, man wird persönlich visitirt, und kann froh seyn, wenn nicht in dem Getümmel etwas abhanden kommt.“

Wer Rom noch nicht kennt und sich geträumt hat, er werde dort heilige Eindrücke empfangen, sieht sich gewaltig getäuscht. Mit wenigen Ausnahmen von ein paar sehr alten und von ein paar gothischen Kirchen sind fast alle Kirchen Roms im unheiligsten Renaissancestyl gebaut, wobei man nur an einen Palast oder an ein Theater, nie aber an eine Kirche zu denken vermag.

„Man preist die Peterskirche gewöhnlich als das erste Meisterwerk; aber sehr ohne Gebühr. Urtheilt man nach äußern Maaßen, so gibt es in Rom kein anderes religiöses Gebäude, das ihm an colossalen Verhältnissen zu vergleichen wäre. Fremde, welche die Meisterwerke gothischer Baukunst kennen, sind nicht so enthusiastisch dafür eingenommen. Und die frommen Seelen, welche in mystischer Weise die Nähe Gottes suchen, sind noch weniger befriedigt. Dem Besucher, welcher die Reise innerhalb dieser Räume unternimmt, sagen wir: Wenn Ihre Augen die Stärke des allzu intensiven Lichts vertragen können; wenn Sie nicht vom Glanz des Goldes geblendet sind, und der Mosaik, die man zur Kunst stempelt, einige Achtung zollen; wenn Sie den Prunk, das Augenfällige und Colossale lieben; wenn Sie sich nicht geärgert fühlen, im Tempel des Herrn alle weltliche Zerstreuung und profanen Kunstschmuck zu finden: so durchwandern Sie diesen unendlichen Bazar nach allen Richtungen, und Sie werden alles finden, nur nicht die Weihe der Religion.“

Wenn sich der Ernst der Religion nicht mehr in der kirchlichen Architektur ausdrückt, fehlt er auch sonst, und dem falschen, profanen, mit räumlicher Größe prahlenden und mit geschmacklosen Ornamenten spielenden Baustyl entspricht auch das seelenlose Andachtsspiel. Der Verfasser spricht von der Kirche in Ara Coeli. „Der größte Schatz dieser Kirche, welcher die Mönche sehr populär macht, ist das Santo Bambino. So nennt man ein sehr plump in Holz geschnitztes Jesuskindlein in Windeln. Es wird berichtet, als der Verfertiger desselben, ein sicilischer Pater, im Begriff gewesen, es zu caloriren, sey es in seiner Abwesenheit von Engeln fertig gemacht worden. Dieses Wunderkindchen ist auch ein wunderthätiges, und die Mönche von Ara Coeli, welche es besitzen, bedienen sich desselben verschiedentlich. Es ersetzt ihnen das Sacrament an Festtagen, wenn sie dem Volk den Segen ertheilen. Wird es zu Frauen in Kindesnöthen gebracht, so hilft es zu leichter Entbindung ohne Schmerzen. Am häufigsten wird es zu Kranken in verzweifelten Zuständen gebracht, man zündet Kerzen und stellt Gebete an, und befragt es. Wenn die Wangen des Kindleins nur leicht roth sich färben, ist der Kranke gerettet; werden sie dagegen blaß, so hat man nur noch für sein Seelenheil zu beten. Aber warum heilt es denn nicht, fragt man, wenn es doch die Kraft hat? Weil dann die Menschen gar nicht mehr sterben würden, ist die Antwort, und das wäre wider die Ordnung Gottes. Diese Consultationen des Santo Bambino sind unentgeltlich, nur einige Accidentien sind dabei und ein Scudo für den Wagen, der es herbeiführt, ein Scudo für die Kerzen und einen für den Sakristan; das macht fünfzehnmal den Betrag für den Besuch eines Arztes. Wie wohl es dem Kindlein behagt, beweist folgende Geschichte. Eine reiche Dame ging in ihrem frommen Eifer so weit, daß sie es zu entführen beschloß, indem sie ein unechtes, mit den Kleinodien desselben geziert, an seine Stelle legte, ohne daß die Mönche es merkten. Aber in der nächsten Mitternacht wurden sie durch ein reges Getöse an der Pforte geweckt, und als man öffnete, hatte sich das echte von selbst wieder eingestellt und mit dem einen Füßchen, welches sich aus den Windeln frei gemacht, angeklopft. Seitdem ist es in seiner Wiege um so mehr behütet, und zu Weihnachten in einer Kapelle mit dem nackten Füßchen zur Schau ausgestellt. Bei dieser Gelegenheit wird die Kapelle zu einem Theater umgewandelt mit Coulissen, Decorationen ꝛc., glänzender Beleuchtung: meist sieht man da das Dörflein Bethlehem als eine prachtvolle Stadt; manchmal ist das irdische Paradies vorgestellt, mit einer Menge Thiere und Personen, worunter man sogar auch einen päpstlichen Zuaven erblicken kann. Im Vordergrund sieht man da das Kindlein in der Wiege bei Maria und Joseph, daneben den Esel und Ochsen. Außerdem ist da zu sehen, bald die Himmelfahrt der heil. Jungfrau, bald das ganze Paradies mit dem ewigen Vater, dem göttlichen Sohn und dem heil. Geist.

umgeben von Seraphim und Cherubim, Thronen, Tugenden, Engeln und Erzengeln sammt einer unzähligen Schaar Heiliger und Erwählter. Diese prachtvollen Darstellungen könnten wohl genügen, ein enthusiastisches Volk zu entzücken; aber die guten Mönche haben noch andere Mittel, ihre Kundschaft herbeizulocken. Sie errichten im großen Schiffe eine Marktschreierbühne, worauf man Kinder von 8—10 Jahren auftreten sieht, die mit Emphase Stückchen mit oder ohne Verse vortragen, zur Verherrlichung der Geburt des Santo Bambino, und zwar mit widersinnigen Gesten, wodurch sich das eingetrichterte Plerwerk kundgibt. Dies ist das heil. Weihnachtsfest in der Kirche Ara Coeli auf dem Capitol zu Rom, wodurch die Gefühle der Frömmigkeit angeregt werden sollen, und das den Mönchen dieser Kirche einen so großen Ruf von Weisheit und Heiligkeit macht und unermeßliches Zutrauen bei dem Volke erweckt."

Noch unwürdiger ist die Andacht, die sich an eine famose Reliquie knüpft. „Als das Jesuskindlein acht Tage nach seiner Geburt im Tempel beschnitten wurde, bewahrte seine gebenedeite Mutter das abgeschnittene Häutchen. Vor ihrer Himmelfahrt vertraute die heil. Jungfrau das köstliche Stücklein nebst einigen Tropfen ausgeträufelten Bluts der heil. Maria Magdalena. In frommer Obhut ward es vor der Wuth der Christenverfolger geschützt und erbte sich fort von Generation zu Generation. Zur Zeit Karls des Großen war seine Spur verschwunden, als Gott, um des Kaisers Frömmigkeit zu belohnen, einen Engel ausschickte, der suchte es auf und überreichte es dem Kaiser als Geschenk. Karl bewahrte die kostbare Reliquie erst in der Marienkirche zu Aachen, hernach im Kloster zu Carouge. Er ließ sie in ein goldenes Kreuz mit Edelsteinen geziert einfassen, und schenkte sie dem Papst Leo III., als er ihn im Jahre 800 zum Kaiser krönte. Dieser bewahrte sie in der Kapelle Sancta Sanctorum, wo sie bis zum Jahre 1527 blieb. Als dazumal Rom von den Truppen des Connetable von Bourbon geplündert wurde, gerieth das Kleinod in die Hand eines Soldaten: aber Gott wachte über das Stückchen vom Körper seines Sohnes. Der Soldat wurde in der Nähe von Rom gefangen und in dem Orte Calcata in eine Grotte eingesteckt. Er barg seinen Schatz im Stroh seines Lagers. Nach Rom zurückgebracht ins Hospital zum heil. Geist, bekannte er einem Beichtvater, daß er einen heil. Gegenstand gestohlen und an einem Ort versteckt habe, welcher der Familie Anguillara gehörte. Der Geistliche theilte es dem Papste Clemens VII. mit, der ließ nachsuchen, aber vergeblich, bis, nach zwanzig Jahren, der Pfarrer von Calcata die Reliquie entdeckte. Derselbe brachte sie aufs Schloß, wo er in einem Salon die Gräfinnen Lucrezia Orsini und Magdalena Strozzi nebst ihrem achtjährigen Töchterchen Clarissa, aus der Familie Anguillara beisammen traf. Die edle Dame Magdalena öffnete das überbrachte Kästlein, und fand außer andern sorgfältig eingewickelten Reliquien auf dem Grund ein Päckchen, worauf der Name Jesus stand. Die fromme Dame konnte aber durchaus nicht die Leinwand, womit es umhüllt war, loswickeln; das heißeste Gebet fruchtete nicht. Da gerieth die Dame Lucrezia auf den Gedanken, es sey die zu Lebzeiten ihres Mannes so sehr gesuchte Reliquie drinnen. Kaum hatte sie das gesprochen, so strömte das Päcklein einen lieblichen Wohlgeruch aus, der sofort im ganzen Schlosse sich verbreitete. Die bestürzten Damen befragten den Pfarrer, und er rieth, es durch die jungfräulichen Hände der Fräulein Clarissa öffnen zu lassen. Das geschah nun ganz leicht, und sie nahm daraus einen dichtigen, rosigen, zusammengefalteten Gegenstand, welchen der Pfarrer gleich als den so eifrig gesuchten Schatz erkannte. Er wurde in ein Säcklein von weißer Seide gethan, und in dem Kästlein wieder eingeschlossen und in der Kirche von Calcata, Diöcese Civita Castellana aufbewahrt, wo er alljährlich am Feste der Beschneidung Christi der Verehrung und den Küssen der Gläubigen dargereicht wird. Zur vollständigen Belehrung des Lesers füge ich bei, daß die nämliche Reliquie zu gleicher Zeit und mit demselben Grade von Echtheit an verschiedenen andern Orten existirt, nämlich: zu St. Jago di Compostella in Spanien; zu Antwerpen in Belgien; zu Compiegne in der Abtei der heil. Cornelia; zu Notre-Dame de la Colomba in der Diöcese von Chartres; in der Cathedrale zu Pay en Velay, und wahrscheinlich noch an einigen andern Orten."

Solche Details muß man kennen, um den Eckel begreiflich zu finden, den Garibaldi und seine Genossen vor der Klerisei hegen, die solche Mittel braucht, um sich beim Volk in Ansehen zu erhalten. Das Volk theilt sich gegenwärtig in Gewohnheitsmenschen, die vom Alten nicht lassen können, und in Nationalstolze, die sich schämen, daß das intelligente italienische Volk so lange hinter andern Nationen zurückstehen mußte, weil man es absichtlich kindisch haben wollte und kindisch machte. Was aber Rom anbelangt, so sind hier ohne Zweifel die Gewohnheitsmenschen noch nicht in der Minderzahl, weil ihr Privatvortheil mit den alten Zuständen zusammenhängt. Referent erfuhr schon vor Jahren in Rom, daß die Zahl der Scheinehen, welche dort eingegangen werden, außerordentlich groß sey.

Junge Mädchen werden nämlich in Rom streng gehalten, und wer sich mit einem einläßt, muß sie sofort heirathen, oder sich bei den Eltern mit einer großen Summe loskaufen. Die vielen Fremden, welche sich blos zum Vergnügen in Rom aufhalten, wenden sich daher, um die thierischen oder romantischen Begierden, wozu in Italien so viel Anreiz ist, zu befriedigen, an verheirathete Frauen. Zudem ist die übergroße Zahl von Geistlichen in Rom nicht vorzugsweise asketisch und geht sehr viel müssig. Es ist daher ein längst herkömmliches Gewerbe in Rom, in Scheinehen Frauen blos für das Bedürfniß der Fremden und der Pfaffen zu unterhalten. Der erbärmliche Mann, der sich zur Rolle des Strohmanns hergibt, lebt von der Frau, kann dabei nach Herzenslust müssig gehen und hat auch keine Schande davon, denn das Herkommen entschuldigt hier alles, und die ganze Stadt hat ja Nutzen davon, wenn sie der Centralpunkt der Kirche bleibt und reiche Fremde sich gern hier aufhalten.

Die Frauen sind zum Theil wirklich schön, doch für den feinern deutschen Geschmack, den auch der französische Verfasser des vorliegenden Buches theilt, ein wenig zu roh. „Schauen Sie nur den schönen Kopf mit der Pracht glänzendschwarzen Haares, der breiten, glatten Stirn, den gewölbten Augenbrauen, die wie mit dem Pinsel gemalt scheinen, die sammetschwarzen Augen, die unter den langen Wimpern Blitze schleudern, die gerade Nase mit Nasenlöchern wie beim belvederischen Apollo, die Stolz ausdrücken; sehen Sie diesen Mund mit prächtigen Zähnen und feuchten Lippen, die zur Wollust einladen, diesen wohlgefügten, anmuthigen Nacken, die glänzenden Schultern und starke, von der Natur so reich begabte Brust; dagegen schauen Sie die lächerliche Toilette, das ungewandte Benehmen, den hastigen, unregelmäßigen Gang, die plumpen Beine, breiten Füße und großen Hände; schauen Sie diese Verschwendung von Brillanten, darunter ein Bild ihres Mannes von Abbé Alessandri photographirt. Das ist der echte römische Typus, wirklich schön anzusehen, aber nur darf man ihn nicht sprechen hören oder gehen sehen." Es gibt bei den Frauen „keine Kleidung zwischen dem Putz und dem nachlässigen Anzug im Hause. Denn da trägt die Frau häufig nicht einmal ein Kleid; ein ordinäres Camisol von Trient genügt, oder ein unsauberer, indiscreter Ueberwurf. Sie klappert auf dem Boden mit Schlappen, aus Mannesstiefeln geschnitten, herabgefallene Strümpfe zeigen die Beine halbnackt; die Haare sind ungeordnet, das Weißzeug unsauber. Aber sowie die Frau ausgeht, steckt sie im Nu im Putz, der eifrig der Mode von Paris folgt."

Natürlicherweise wimmelt Rom von Priestern, doch findet es der Verfasser mit Recht auffallend, daß hier, wie überhaupt in Italien, die Mönche so wenig die Clausur einhalten. „Diese Leute schleppen vom Morgen bis zum Abend ihre Trägheit und Faulheit überall hin, und man fragt sich, zu welcher Stunde dann sie ihre Pflichten üben. Sie halten dem niedern Volk ihren Rock zum Küssen hin, bieten ihre Tabaksdose an oder unfehlbare Lotterieloose. Sie drängen sich den Haushaltungen auf, mischen sich in alle Angelegenheiten, Contracte, Unterhandlungen, Speculationen &c., sie verschaffen Dienstboten, placiren Kellner, verheirathen Töchter, und böse Zungen sagen ihnen nach, daß sie sich gern damit befassen, ihnen einige Begriffe ehelicher Pflichtleistung beizubringen. Auf die Mönche folgen die Abbé's. Stutzerhaft weltlich, die Brust mit goldenen Ketten und Berlocken geziert, mit seidenen Strümpfen, goldenen Schnallen auf lackirten Schuhen, hübsch gefalteten Manschetten und Jabots, die Finger voll Ringe, haben sie frischen Teint, muntern Blick, weiße Zähne, und am schwarzen Frack nach französischem Schnitt hängt hinten ein seidenes Mäntelchen mit feinen Falten herabwallend &c. — Die Liebhaber-Abbé's denken gar nicht daran, in einen Orden zu treten. Sie wählen nur diese Tracht, weil sie dieselbe bequem und elegant finden, und weil sie ihnen eine angesehene Stellung in der Gesellschaft gibt, die sie sonst nicht haben würden. Endlich die wirklichen Abbé's trachten nach der Priesterwürde oder einem Amt, dessen Einkünfte ohne viel Mühe von Arbeit dispensiren; denn Scheu vor Arbeit ist der stärkste Sporn, der die Jugend dem geistlichen Stande zutreibt."

Weiter wimmeln die Straßen Roms von Domestiken, die hier eine sehr einflußreiche Rolle spielen, und von Bettlern aller Art, die der Verfasser ausführlich beschreibt.

Wie sich von selbst versteht, gibt es in Rom auch eine große Menge Antiquare, Kunsthändler und Künstler, welche die leichtgläubigen Fremden mit nachgemachten Alterthümern und nach berühmten Künstlernamen getauften Bildern täuschen.

Trotz alledem lebt es sich sehr angenehm in Rom. Jeder Fremde fühlt sich bald dort wie zu Hause. Das macht das alte Herkommen der Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, die man den Fremden erweist, und der ebenso herkömmliche gute Humor jener Frivolität, die sich von der Nähe conventioneller Heiligkeit nicht im geringsten genirt fühlt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 60.** 28. Juli 1869.


## Roman.

Das Geheimniß der alten Mamsell. Roman von E. Marlitt. 2 Bände. 3. Auflage. Leipzig, Ernst Keil, 1869.

Obgleich dieser Roman schon in der dritten Auflage erscheint und auch für die Bühne bearbeitet worden ist, dürften ihn doch vielleicht noch nicht alle unsere Leser kennen, und da unsere Blätter überhaupt nur selten Romane anzeigen, halten wir uns doppelt für verpflichtet, wenn einmal ein recht guter erscheint, denselben zu besprechen.

Der vorliegende Roman gehört in den großen Kreis von Dichtungen, in denen der Adel verfolgter Unschuld contrastirt wird mit der Rohheit, Gemeinheit und Bosheit der Verfolger. Es gereicht der deutschen Poesie zur besondern Auszeichnung, daß sie schon in den ältesten Zeiten solche Stoffe geliebt und überaus geistvoll behandelt hat, wie das berühmte Gudrunlied und die reichen altfränkischen Sagen und Dichtungen von Bertha, der Mutter Karls des Großen, beweisen. Parallel mit dieser Gruppe von Dichtungen zieht sich noch eine andere durch die deutsche Dichtung hindurch, in welcher das Leiden und Dulden einer edlen Jungfrau durch eigene Schuld motivirt erscheint, die aber durch Geduld und heroische Ausdauer in der Buße gesühnt wird. Da ist der Grundgedanke der des berühmten Märchen von Amor und Psyche. Der Roman aber, der uns hier vorliegt, bildet gewissermaßen ein Bindeglied zwischen beiden Gruppen, sofern die Heldin desselben nicht nur durch äußere Verhältnisse grausam gefoltert wird, sondern auch selber eine gewisse Schuld auf sich lädt, indem ihre Charakterstärke zu einem Trotz wird, der sie auch gegen das Wohlwollen verblendet. Dadurch hauptsächlich gewinnt die Heldin dieses deutschen Romans eine Originalität, welche sie sowohl von der englischen Jane Eyre, als von der französischen Fadette unterscheidet, obgleich sie diesen liebenswürdigen Vorbildern sehr ähnlich ist.

Hier eine kurze Skizze des Inhalts. Im dreißigjährigen Kriege wird eine adelige Familie von Hirschsprung aus dem schönen alten Hause, welches sie in einer Stadt Thüringens besitzt, vertrieben, und das Haus kommt in den Besitz der Kaufmannsfamilie Helwig. Lange, lange nachher kommt ein Taschenspieler und Gaukler, ein Pole von Geburt, selber ein schöner Mann, mit einer noch schönern Frau in dieselbe Stadt und producirt seine Künste. Unter anderm soll seine Frau in Amazonentracht sechs Soldaten auf sich schießen lassen und die Kugeln mit bloßem Degen zurückschlagen. Natürlicherweise war verabredet, die Soldaten sollten vorher die Kugeln von der Patrone abbeißen, einer aber vergaß es und seine Kugel gab der armen Frau den Tod. Der Mann, in Verzweiflung, ließ nach der Sterbenden Wunsche sein vierjähriges Kind Felicitas, wegen ihres Liebreizes die kleine Fee genannt, von seinem Berufe fernzuhalten, dasselbe dem Kaufmann Helwig zurück, nachdem ihm dieser geschworen hatte, er wolle wie der zärtlichste Vater für sie sorgen. Das Kind blieb auch Helwigs Liebling bis an seinen Tod, seine hartherzige Frau aber konnte das Kind nicht leiden. Als dasselbe neun Jahre alt war, starb er und verordnete, sein ältester Sohn Johannes solle des Mädchens Vormund werden und dasselbe solle im Hause bleiben, bis es entweder den Vater wiederfinden oder heirathen würde. Johannes war vom Hause abwesend auf der Universität, wurde Professor in Bonn und ein ausgezeichneter Augenarzt. Von der Mutter mit pietistischer Strenge erzogen, behielt er auch nachher stets ein ernstes und kaltes Wesen, wozu allerdings beitrug, daß er sich ganz in seine Wissenschaft vertiefte und sich um die äußere Welt wenig

bekümmerte. Da er nun für seine Mutter große Ehrfurcht hegte und der Meinung war, sie sey die vortrefflichste der Frauen, glaubte er ihr auch, was sie ihm von der armen Felicitas sagte, daß dieses Vagabundenkind nämlich voll Trotz, Unart und Bosheit stecke, meinte daher seiner Pflicht als Vormund am besten zu genügen, wenn er dem Gutachten der Mutter zufolge das Mädchen blos für den Beruf des niedern Standes, kurzum für den Magddienst erziehen lasse. Er wußte aber nicht, welche traurigen Folgen seine Anordnungen für das Mädchen haben sollten, denn Felicitas durfte nicht mehr als Kind des Hauses angesehen werden, sondern mußte mit dem Gesinde essen und in ärmlicher Kleidung die niedrigsten Dienste verrichten, wobei sie beständigen Beschimpfungen und Mißhandlungen der alten Frau Helwig, ihres jüngern nichtswürdigen Sohnes und einer kürzlich verwittweten, noch jungen aber sehr boshaften Nichte Adele, einer Regierungsräthin, ausgesetzt war.

Trost fand sie allein bei der s. g. alten Mamsell Cordula und bei einem gutartigen Bedienten Namens Heinrich. Die alte Mamsell, eine Verwandte der Familie Helwig, wohnte in einer Dachwohnung des alten Hauses, gänzlich von der Familie getrennt, als eine Ausgestoßene und Verachtete, weil man ihr vorwarf, sie habe in ihrer Jugend einmal der Familie Schande gemacht. Die arme Fee konnte sie also auch nur heimlich besuchen, empfing aber von dieser sehr gebildeten Dame den Unterricht, nach dem ihr junger Geist so sehr dürstete.

Endlich kam einmal der Professor von Bonn wieder ins Haus, so gemessen, kalt, finster wie immer, wurde durch seine Mutter und Cousine aufs neue und mehr als je gegen sein unglückliches Mündel eingenommen und fand in dem Trotz und unverholenen Hasse, mit welchem ihn das Mädchen ansah, die Bestätigung dessen, was ihm seine Mutter von ihr gesagt hatte. Allein er war von Herzen ein edler Mensch, hatte in der langen Entfernung von der Mutter die herben Vorurtheile abgelegt, die ihre Frömmelei ihm anerzogen hatte, und machte nach und nach Beobachtungen im Hause, welche seine Gesinnung gegen die Bewohner desselben wesentlich änderten, obgleich er es sich zunächst nicht merken ließ, sowohl um aus kindischer Pflicht die Mutter zu schonen, als um das schöne Mädchen, welches er bisher mit so wenig Rücksicht behandelt hatte, noch näher gleichsam zu studiren, denn er fing an, das lebhafteste Interesse für sie zu fühlen. Mitten durch ihren wilden Trotz blitzte ein Adel der Gesinnung hervor, der ihn überraschte. Sie hatte als Magd sein Zimmer aufzuräumen; als er sie nun einmal schalt, daß sie ihm ein Buch weggerückt habe, da sie doch alles hätte sollen liegen lassen wie es lag, frug sie ihn nach dem Titel des Buchs, holte es sogleich herbei und bewies, daß es dort gelegen und daß sie es nicht entfernt habe. Der Titel war aber französisch und so schwierig zu verstehen, daß dem Professor sogleich einleuchtete, das Mädchen verstehe sehr gut französisch. Wie kam das aber, da er sie nur als Magd hatte aufwachsen lassen und sie nie eine Schule besucht hatte? Die Achtung, die sie ihm einflößte, mahnte ihn an das, was er an ihr verschuldet und was er ihr abzubitten hatte. Die Art aber, wie seine Mutter und Cousine das Mädchen fortwährend moralisch mißhandelten, empörte ihn und er erkannte immer deutlicher, daß man ihn belogen hatte und daß die Bosheit nicht auf Seite des Mädchens, sondern auf der seiner Mutter war. Sein Herz wallte über, er konnte dem Mädchen nicht länger verhehlen, was er für sie fühlte, aber sie mißverstand ihn, und bildete sich ein, der Kummer seines Herzens, den sie ihm wohl ansah, rühre von einer unglücklichen Liebe zu einer ganz andern Person her. Zudem haßte sie ihn, wie alle andern Helwigs, und sah in ihm immer noch den strengen, rücksichtslosen Vormund von ehedem. Es brauchte lange Zeit, bis ihr Vorurtheil gegen den edlen Mann dahin schwand, eine viel längere Zeit, als er gebraucht hatte, um sich seines Vorurtheils gegen sie zu entschlagen.

In diesem Gegensatze nun, in welchem sich beide Naturen befanden, in dem Reiz der allmäligen Annäherung, des allmäligen Aufdämmerns einer bessern Meinung von dem, gegen den man bisher nur Haß oder Verachtung empfand, liegt die Hauptschönheit des Romans. Er ist von der Verfasserin mit psychologischer Tiefe und mit dem feinsten weiblichen Takte durchgeführt und ihre Felicitas bleibt in dieser Beziehung hinter ihren oben genannten liebenswürdigen Vorbildern keineswegs zurück.

Indem Johannes zuerst von der Schönheit und dem Heroismus des unglücklichen Mädchens gefesselt wurde, verrieth er ihr seine Gefühle, als er sie einmal allein im Garten fand. Sie verneinte die Frage, ob sie wohl in seiner Abwesenheit an ihn gedacht habe? Er aber sagte: „Ich habe an Sie gedacht. — Ich sah eine Edeltanne ganz allein auf einer Felsenecke stehen, — es sah aus, als sey sie in dem Nadelwalde zu ihren Füßen verwundet und gekränkt worden und sie habe sich auf die einsame Höhe geflüchtet. Dort stand sie fest und finster und meine Phantasie lieh ihr ein Menschengesicht mit wohlbekanntem stolz verächtlichem Ausdrucke. Da kam ein Gewitter, der Regen peitschte ihre Zweige und der Sturm schüttelte sie unbarmherzig,

aber nach jedem Stoße richtete sie sich auf und stand fester als zuvor. — Ich sah weiter, wie ein Muthiger den Wald verließ, den Felsen hinaufkletterte, droben die Arme um die Tanne legte und sagte: Du bist mein." Felicitas verstand ihn wohl, aber ihr Herz war noch zu verbittert und sie wies seine Liebe kalt zurück. Dennoch sollte die Vision von der Edeltanne zur Wahrheit werden.

Die alte Mamsell war nämlich gestorben und hatte ein Testament hinterlassen, in welchem sie ihr ansehnliches Vermögen den Nachkommen der Herrn v. Hirschsprung vermachte, wenn solche noch aufzufinden seyen, mit Ausnahme von einigen Legaten. Die Helwigs erbten nichts, außer ihr Silberzeug, und auch die arme Felicitas ging leer aus, weil das Testament von früherem Datum war. Die alte Frau Helwig und Adele waren wüthend, daß sie nicht alles erben sollten, und da sich das Silber nicht einmal vorfand, beschuldigten sie Felicitas, dasselbe heimlich entwendet zu haben. Adele hegte den tiefsten Haß gegen Felicitas, obgleich dieselbe ihr Kind vom Tode gerettet hatte. Sie selbst nämlich hätte gern den Professor geheirathet und dessen aufkeimende Neigung zu Felicitas war ihr nicht entgangen. Felicitas wußte allerdings, wo sich das Silberzeug befand, nämlich in einem geheimen Schranke, aber sie durfte es nicht verrathen, weil die alte Mamsell in demselben Schranke ein graues Kästchen verborgen hatte, welches ihre „Geheimnisse" enthielt, Papiere, von denen sie oft gesagt hatte, sie müßten noch vor ihrem Tode vertilgt werden, von denen sie sich aber doch nicht hatte trennen können. Damit nun diese Papiere nicht in die Hände der bösen Frau Helwig fallen sollten, verrieth Felicitas auch nicht, wo das Silberzeug sey. Unterdeß verbrannte Frau Helwig alle andern Papiere und Bücher der alten Mamsell aus Bosheit. Felicitas aber, um das graue Kästchen in Sicherheit zu bringen, stieg über die Dächer durch die Glasthür ins Stübchen der verstorbenen Mamsell, wo sie glücklich das Kästchen noch fand.

Die Papiere in demselben enthielten merkwürdige Enthüllungen. Die Hirschsprung hatten nämlich im dreißigjährigen Kriege einen großen Geldschatz vermauert, ehe die Schweden kamen. Die Nachkommen wußten davon nichts und ein Zweig derselben verarmte, der andere wanderte aus. Vom erstern blieb nur ein schöner Jüngling übrig, Joseph, welcher der Geliebte Cordulas wurde. Diese entdeckte zufällig den Schatz in einer baufälligen Mauer, bei dem auch ein Testament des alten Hirschsprung lag. Ehe sie aber das viele Geld der Familie Hirschsprung zuweisen konnte, wurde es von ihrem Vater, dem Großvater Helwigs, ihr unter fürchterlichen Drohungen entrissen. Da sie ihm aber das Testament auszuliefern verweigerte, rührte ihn vor Zorn der Schlag. Dieser Tod wurde nun ihr Schuld gegeben. Um die Ehre des Vaters zu retten, verbrannte sie das Testament und floh zu dem erkrankten Joseph, den sie bis zu seinem Tode pflegte. Darin sah die Familie eine neue Schande. Ihr Neffe, der Vater des Johannes, ließ sie es zwar nicht entgelten; doch wurde sie von dessen Frau verachtet und lebte einsam in der Dachwohnung des Hauses.

Nachdem Felicitas die Papiere gelesen hatte, hörte sie Tritte und floh mit dem Kästchen auf das Dach hinaus, aber ein fürchterliches Gewitter, das ausgebrochen war, zwang sie, sich am Blitzableiter festzuhalten. Jene Tritte waren die des Johannes gewesen. Er trat auf die kleine Galerie unter dem Dache heraus, und im Toben des Gewitters und in der unsäglichen Angst, entdeckt und für eine Diebin gehalten zu werden, stieß Felicitas einen Schrei aus und ließ besinnungslos den Arm vom Blitzableiter los, fiel aber in die Arme des Johannes, der schnell zu ihr hinaufflog. Nun hatte er die Edeltanne doch umfaßt, und als sie wieder zur Besinnung gekommen waren, warb er nochmals um ihre Liebe. Doch umsonst, denn sie war zu sehr von Furcht bewegt. Er ging, indem das Mädchen aber ebenfalls zurückging, begegnete ihr Adele, entriß ihr das Kästchen und behandelte sie als Diebin. Als sie aber die Papiere gelesen hatte, welche die Schande ihrer Familie enthüllten, suchte sie dieselben vor Johannes zu verbergen, wie dasselbe, wenn auch aus andern Gründen, Felicitas that. Johannes aber wollte als das Familienhaupt klar sehen und sagte zu Felicitas, selbst wenn sie ihm ihr Herz schenkte, würde er auch um diesen höchsten Preis, sich die Durchlesung der Papiere nicht abkaufen lassen. Nachdem er sie gelesen, ging er zur Mutter und forderte von ihr, die Familie Helwig solle der Familie v. Hirschsprung den ganzen Betrag der Summe, welche der letztern geraubt worden, zurückerstatten. Jetzt erst gestand Adele, daß ihr Vater ihr auf dem Krankenbette den Raub bekannt habe. Die Mutter aber wollte nichts davon hören. Da wandte sich Johannes von diesen sündhaften Weibern ab und führte die arme Felicitas, die ihm diesmal willig folgte, aus dem Hause zu einer befreundeten guten Dame, die für sie sorgen wollte.

Darauf ließ er nach den Nachkommen der Hirschsprung forschen, um ihnen ihr Eigenthum zurückgeben zu können und siehe da, es meldete sich ein ganz modern abgeschmackter Adeliger, welcher seine Herkunft

von den Hirschsprungs nachwies und das Geld in Empfang nahm. Obgleich es sich aber herausstellte, daß die Mutter der Felicitas selber von diesem Zweige der ausgewanderten Hirschsprungs stammte, wollte doch der glückliche Erbe der Familie das arme Mädchen nicht als seine Verwandte anerkennen, weil ihre Mutter, indem sie dem schönen Polen folgte, ein Schandfleck der Familie geworden sey. Genug, Felicitas wäre bei der ihr angestammten Familie eben so übel berathen gewesen, wie bei der Familie Helwig. Indem sie sich aber mit Abscheu von ihrem unwürdigen Vetter abwendete, streckte ihr Johannes die Arme entgegen. „Sie sah empor und — flüchtete hinein. Die Arme um seinen Hals schlingend, drückte sie ihren Kopf fest an seine Brust. Der junge wilde Vogel ergab sich für alle Zeiten. Er machte auch nicht den leisesten Versuch mehr aufzufliegen. Es war süß, in starken Armen geborgen zu rasten, nachdem er im einsamen Fluge durch Sturm und Wetter sich fast zu Tode gekämpft und geflattert hatte."

---

## Erdkunde.

Die stetige Senkung des Weltmeeres auf der nördlichen Halbkugel der Erde und der Südpolar-Welttheil. Von Chr. Wilhelm Schmidt. Trier, Groppe, 1869.

Wieder eine sinnreiche Hypothese, die sich auf einige thatsächliche Erfahrungen stützt, doch aber einer gründlichen Beweisführung ermangelt. Wenn nämlich auch einzelne Küsten und Inseln im Norden sich unverkennbar im Lauf der Jahrhunderte etwas über das Meer erhoben haben, so hätte der Verfasser andere Erfahrungen, daß die entgegengesetzte Küste sich gesenkt habe, nicht so schnell beseitigen sollen. Noch unsicherer ist, was er über das Anwachsen eines ungeheuern Festlandes am Südpol sagt, und was ihn zu dem Schlusse verleitet, der Südpol erhalte nach und nach das Uebergewicht über den Nordpol. Die seltsamste Behauptung aber von allem ist, daß jenes angebliche große Festland im Süden das Meer an sich ziehe, weshalb dasselbe sein Niveau auf der südlichen Erdhälfte erhebe, auf der nördlichen senke.

Der Verfasser behauptet, der große Welttheil am Südpol wachse durch Schnee und Eis. „Darum nimmt derselbe an Masse von Jahr zu Jahr zu, und nach den colossalen Eisbergen, die im Meere schwimmen, und den nicht endenden Gletschern an der Meeresküste zu urtheilen, muß der Schnee viele tausend Fuß hoch über den ganzen Welttheil hin aufgehäuft seyn. Sowie nun dieser Welttheil an Masse zunimmt, so vermehrt sich auch seine Attractionskraft und dieses ist der Grund, warum das Weltmeer der nördlichen Halbkugel in stetiger langsamer Fortbewegung immer mehr nach der südlichen Halbkugel hingezogen wird. An der Ebbe und Fluth des Meeres ersehen wir schon, welchen mächtigen Einfluß Sonne und Mond in ihrer Anziehungskraft auf das Weltmeer ausüben, obwohl die Sonne 20 Millionen Meilen und der Mond in seiner mittlern Entfernung 51,570 Meilen von der Erde entfernt sind. Nehmen wir die durchschnittliche Höhe des Südpolarwelttheiles aus der Tiefe des Meeres zu einer Meile und seine Flächenausdehnung zu 530,000 Quadratmeilen, gleich der von Afrika an, so beträgt die ganze Gewichtsmasse des Mondes 60mal soviel als dieser Welttheil, der demnach eine gewiß tausendmal größere Anziehungskraft auf das Weltmeer ausübt, als die beiden so fernen Himmelskörper. Das durch die Anziehung des Südpolarwelttheiles verursachte Sinken des Meeres auf der nördlichen Hemisphäre muß an dem Nordpole am bedeutendsten seyn und wird am Aequator Null, sowie auch das Steigen auf der südlichen Halbkugel von da ab immer mehr zunimmt und an dem Südpolarwelttheile am bedeutendsten wird."

Hier hat der Verfasser vergessen, daß das Meer niemals seitwärts von irgend einem Ufer, sondern einzig von der Schwerkraft im Mittelpunkte der Erde angezogen wird, gegen welche Schwerkraft, wie schon Archimedes erkannte, nur eine andere außerhalb der Erde zu reagiren vermag, wie das nach dem bekannten Gravitationsgesetz durch Mond und Sonne in Ebbe und Fluth geschieht.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, **N° 61.** 31. Juli 1869.

## Neuestes aus Spanien.

Revolutionsbilder aus Spanien. Von Michael Klapp. Hannover, Carl Rümpler, 1869.

Der Verfasser dieses Buchs ist ein Fortschrittsmann ersten Ranges und weiß sich kaum zu lassen vor Jubel über den Sturz des Throns und des Altars in Spanien. Man wird, wenn man das Buch liest, in den jakobinischen Taumel des Jahres 1793 zurückversetzt. Es ist aber sehr lebendig geschrieben und von so neuem Datum, daß es Interesse genug einflößt.

Von Paris aus, wo der Verfasser die erste Nachricht von der spanischen Septemberrevolution erhielt, eilte er nach Spanien, und da ihn sein Weg über das Schloß Pau führte, wohin die Königin Isabella mit ihrem Hofe geflüchtet war, nahm er diese zuerst in Augenschein, und gibt eine nichts weniger als schmeichelhafte Schilderung von ihr und ihren Begleitern. Sie erscheint dick und aufgedunsen, ihr Gemahl als ein kleines erbärmliches Männchen, ihr Liebhaber Marfori als ein gemeiner, nicht einmal schöner Bursche, vor dem die Königin anfangs sogar einen Widerwillen gehabt haben soll, bis sie schätzbare Eigenschaften an ihm entdeckte. Auch des jesuitischen Beichtvaters wird in Unehren gedacht. Der Verfasser reiste dann weiter in einer spanischen Gesellschaft. „In dem ersten Jubel, des ganzen lasterhaften Geschlechtes der Bourbonen ledig zu seyn, vergegenwärtigten sich meine Wagengenossen all die einzelnen Träger der langjährigen Landesschande nach einander. Was hörte ich da alles! Die Laster scheinen sich in dieser Familie vererbt zu haben. Der alte Ferdinand, der nach einem vierzigjährigen Wüstlingsleben, während dessen er drei Frauen unter die Erde bringt, an der Schwelle des Grabes noch die zwanzigjährige Christine heirathet, diese selbst, mit ihrem geliebten Gardisten Munnoz, aus dem sich dann ein Herzog Rievarez herauswächst und im Bunde dieser Gemeinschaft obiger Infant Francisco de Paula, der an eine Schwester Christinens verheirathet, mit dieser selbst in die intimsten Beziehungen tritt, ‚bailos publicos' (‚Tanzböden') besucht, allen Mägden nachstellt, die hübschen Sennoras und Sennoritas, die zur Audienz in den königlichen Palast kommen, in seine Appartements locken läßt, in seinen alten Tagen eine Comödiantin heirathet und es schließlich zusieht, wie man seinen Sohn Francisco de Assis von den Tuilerien aus mit Christinens Tochter, von der man frei in Madrid erzählt, daß sie auch — seine Tochter sey, verheirathet — welch eine königliche Sippe das!"

Auf spanischem Boden selbst wimmelte es von Karikaturen der dicken Königin und von schändlichen Pamphleten, die ihren unsittlichen Lebenswandel in nackter Unverschämtheit vor Augen stellten. Die im Jahr 1808 durch Napoleon vertriebene Königin von Spanien war eben so lüderlich und bei weitem nicht so gutmüthig wie ihre Enkelin Isabella gewesen, und doch war nicht eine Karikatur, nicht eine Spottschrift auf sie erschienen. Wie hat sich der Charakter des spanischen Volks geändert, daß ihm keine Loyalität und keine Schonung der weiblichen Schwäche mehr innewohnt!

Hier eine Straßenscene aus Madrid. Ein Taschenspieler zu Pferde wird vom Volk umringt. Er nimmt den Hut ab und begrüßt das Volk. „Dann greift er in die Tasche, zieht eine Visitkartenphotographie hervor und zeigt sie den nächst Umstehenden. Großes Murren auf Seiten Aller, die das Bild gesehen, dann Rufen: ‚A Bajo! A Bajo!' das wie ein Lauffeuer um sich greift. Schon glaube ich den Caballero in Gefahr, denn das Bild, das er umherzeigte, war die Photographie — Isabels von Bourbon; aber der Caballero sitzt, unberührt von dem A bajo-Geschrei, ruhig

und fest auf seinem Rosse und zeigt nur, daß er zu sprechen wünsche. Es wird Ruhe, und er beginnt: ‚Pueblo illustrado! Ich habe die Photographie, ihr könnt es mir glauben, nicht von Isabel von Bourbon selbst, denn ich habe sie nicht so gut gekannt, wie Sennor Marfori sie kennt (schallendes Gelächter rings herum), aber ich habe seit lange ein Album weggejagter Könige, und so mußte ich mir, der Vollständigkeit wegen, wie ihr begreifen werdet, auch Isabel kaufen; doch erst jetzt. Nun wißt ihr, was es mit dem Bilde Isabels ist. Und jetzt gebe ich das Bild — ihr seht es Alle, ist es Isabel? Gewiß ist sie es! Ihr habt sie Alle gekannt! — Einem von Euch in die Hand. Wer will es nehmen?' — Große Pause, in der sich niemand meldet, das Bild Isabels in die Hand zu nehmen! Endlich erbarmt sich ein asturischer Junge — die Tracht kleidet den Burschen malerisch schön — der photographirten Königin. Hierauf nimmt der Caballero wieder das Wort und fährt in seiner Rede fort: ‚Seht ihr, das ist ein kluger Sennorito — (junger Herr), der ahnt, daß ihm etwas Besseres in der Hand bleibt, als Isabel von Bourbon. Jeder von Euch wird es bereuen, nach dem Bilde nicht gegriffen zu haben. Denn schaut nur und staunt! Eins! — Hat der Sennorito Isabel von Bourbon in der Hand? Da. Ihr seht, er hat sie. — Zwei! — Ist das Isabel? Nicht wahr, sie ist's? Und jetzt — — Drei! — Sennorito, zeig dein Bild!' — — — — Der asturische Sennorito zeigt sein Bild umher. ‚El general Prim! Hurrah! Viva!' — erhebt sich plötzlich ein Geschrei. Die Menge ist von großem Jubel und Erstaunen zugleich erfüllt und die fast kindische Volksfreude darüber, wie der Escamoteur im Nu aus Königin Isabel den Don Juan Prim gezaubert, hat gar keine Grenzen."

Sänger und Sängerinnen verhöhnen die Bourbons auf allen Straßen. Ein förmliches Begräbniß der Bourbons wird als Straßencomödie aufgeführt.

Zwei Reiter sprengen heran und entfalten eine große Fahne mit der Inschrift: „Palabras del nuestro Sennor Martino Luther', ‚Worte unseres Herrn Martin Luthers.'" Der zweite Reiter theilt aus einem Korbe Bücher aus. „Und die kleinen Bücher sind — Theile der lutherischen Bibel, in spanischer Sprache wiedergegeben, protestantische Predigten, Traktätchen, und was noch sonst Dinge sind, deren Vertheilung in Madrid vor Kurzem gar harte Strafen fürs Leben nach sich gezogen hätte. Eine protestantische Missionsgesellschaft benutzte rasch die Freiheitstage, um auf dem öffentlichen Markte spanischen Lebens für Luthers Lehre Propaganda zu machen. In dem Lande sprichwörtlicher geistiger Finsterniß trägt man plötzlich die Leuchte Martin Luthers unter die Leute! Des Reiters Korb ist bald leer und ein zweiter und dritter, die gebracht werden, ebenfalls, die berittenen Diener der Mission, — die Cavallerie der Propaganda ist auch mir etwas ganz Neues — können gar nicht genug geben. Sie verschwinden dann und tauchen plötzlich an andern Punkten der Stadt wieder auf, kommen morgen wieder und übermorgen und in den nächsten Tagen."

Dagegen wird die alte schöne katholische Kirche Santa Maria niedergerissen. „Ein junger Mann besteigt die Kanzel, um von ihr herab in die Menge hinein ein kräftiges ‚Muerto los frailes!' (Tod den Pfaffen!) und ‚Viva la libertad de Cultos' zu verkünden, welche Verkündung ein enthusiastisches Echo auf dem menschenerfüllten Platze vor der Kirche wach ruft. Und nun die alten Heiligen und alles Kirchengeräth in Sicherheit gebracht, beginnt auf ein bestimmtes Zeichen das Werk der Zerstörung. Hunderte von Schlägen dröhnen gleichzeitig an das Ohr Aller, die wir dem sonderbaren Acte da zuschauen. Sie kommen von unten und oben. Nicht lange und das erste Gebälke von Santa Maria fällt zu unsern Füßen, der erste Balken des Daches ist schon wankend gemacht, noch einige Schläge voll Wucht erdröhnen und er fällt in die Kirche nieder. Neben uns wird der Fall des ersten Balkens von Santa Maria wieder mit den Rufen ‚Viva la libertad' begleitet."

Ein Triumphzug der Republikaner durch die Stadt. „Eine reiche Fülle von Bannern in allen Farben und Inschriften flog ihnen voraus, Banner, die die Farben des Landes hatten, und wiederum solche, die sinnig durch ihre Embleme und Zeichen auf berühmte Republiken hindeuten, Sternenbanner, französische Tricoloren (diese sagten durch die Jahreszahl ‚1848' genau, daß sie mit der Fahne des heutigen Kaiserreiches nicht verwechselt seyn wollen), Banner mit dem Motto berühmter Revolutionen, Banner mit eigenen spanischen Hoffnungsandeutungen. Hier das Motto ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit', dort die Inschrift ‚Keine Könige und keine Heiligen mehr!', hier wieder ein Banner mit der Inschrift, die da bedeutungsvoll und wahr sagt: ‚Die Geschichte der Könige ist die Geschichte der Verbrechen und des Martyriums der Völker', welcher wieder eines das da sagt: ‚Genug der Könige!' und ein anderes wieder mit der Inschrift: ‚Laßt uns selbst regieren!' Die weit größte Anzahl von Bannern begnügte sich mit dem einfachen Rufe: ‚Viva la Republica federal!', einige machten sich wieder zu Herolden

der Cultusfreiheit, der Trennung von Staat und Kirche, des Wahlrechtes der Jugend von 24—25 Jahren, die das Wahlgesetz der Regierung eben auszuschließen liebte. Da gab es auch Republikanercolonnen, denen anstatt jeglicher Fahne die Bildnisse Washingtons, Lincolns und Mazzinis vorgetragen wurden, Männer, deren Name allein schon eine Fahne bedeutet.“ Auch ertönte tausendstimmig der Ruf „Viva el Pueblo Rey“, es lebe der König Volk!

Nach dieser Schilderung der volksbelebten Straßen folgen Porträts der berühmtesten Revolutionshelden. Serrano kommt nicht gut weg, weil er erster Liebhaber der Königin gewesen, weil er früher in den Straßen von Madrid für das Königthum gefochten und das Volk hatte niederschießen lassen und weil er noch jetzt monarchisch gesinnt ist. Weit günstiger wird Prim beurtheilt, weil er, in allen Parteifarben wechselnd, auch mit der Fortschrittspartei gegangen ist. Topete und Olozaga kommen als Royalisten ebenfalls übel weg. Dagegen wird den Republikanern Castellar und Garido reichlich Weihrauch gestreut. Schließlich ist der Verfasser überzeugt, daß die Republik in Spanien gemacht ist und eine Monarchie gar nie mehr aufkommen kann.

---

## Deutsche Angelegenheiten.

Das Parlament ist der Friede! Von einem Süddeutschen. München, Finsterlin, 1869.

Die kleine Schrift enthält manchen recht guten Gedanken.

Unter anderem schlägt sie vor, wie man den Südbund zum wahren Nutzen der deutschen Einheit zu Stande bringen könnte. „Man hängt sich in Oesterreich und Frankreich an die Bedingung, daß vorerst der Südbund construirt seyn müsse, ehe dessen Verbindung mit dem Nordbund kraft des Wortlautes der Verträge statthaft. Jeder Unbefangene sieht in dieser Auslegung lediglich den bösen Willen, die Einigung Deutschlands zu hintertreiben; doch dächte ich, wäre solcher advocatischer Auslegung zur Beschämung der französischen und österreichischen Diplomatie leicht ein nicht minder buchstäblich wahre Auslegung und vertragsgetreue Bethätigung entgegenzusetzen. Es wird uns wohl in den Südstaaten überlassen bleiben, die Gestalt und die Natur des bedingten Bundes selbst zu bestimmen. Bund kann man eben so gut eine stramme als lockere Verbindung mehrerer Staaten unter sich nennen und so müßte das Ausland die Vorbedingung zum Eintritt des Südens in den Nordbund erfüllt erachten, sobald wir Südstaaten untereinander uns über einen Bund geeinigt hätten, der vielleicht nur drei Paragraphen umfaßte: z. B. die Regelung der Besatzungen in unsern Festungen, wonach wir pro forma und um das naseweise Ausland zu hänseln, nach Rastatt ein Bataillon Bayern, nach Germersheim ein Bataillon Badenser, nach Ingolstadt ein Bataillon Württemberger legen und Ulm gemeinschaftlich durch die drei Südstaaten besetzen könnten. Als zweiten Punkt könnten die Südstaaten die Heimathsberechtigung aller Bewohner in jedem der drei Staaten proclamiren und endlich könnte bestimmt werden, daß der Süddeutsche der Militärpflicht in jedem der drei Staaten Genüge leisten könne.“

Sodann meint der Verfasser, käme es nur noch darauf an, den süddeutschen Vertretern im Zollparlament ein Mandat zu ertheilen, sich bei einer Berathung über den Eintritt des Südens in den Nordbund officiell zu betheiligen.

Die Schrift erinnert an das deutsche Parlament von 1848, welches nur zu Grunde ging, weil Preußen damals sich der deutschen Sache noch nicht mit dem klaren Bewußtseyn und Willen und mit der Macht annahm, wie heute. Macht aus dem Zollparlament ein Vollparlament und ihr sollt sehen, welchen Respect das Ausland vor euch haben wird. „Wenn die deutschen Stämme vereint die Friedenspfeife stopfen, so würden Frankreich und Oesterreich unsern Tobak rauchen, wenn es auch der schlechteste Knaster wäre und keine Rheinpfälzer Blätter. Dieses ruhmredige Frankreich will uns verhindern, uns in unserem eigenen Hause wohnlich einzurichten, dasselbe Frankreich, das seinen Verbündeten in Mexiko im Stiche gelassen aus Furcht vor der geeinigten Volkskraft der nordamerikanischen Union.“

Wir sind aus dem Gleichgewichtsstadium herausgetreten, ein längst ersehntes Uebergewicht ist endlich da. „Wir haben einen compacten, jeden der beiden übrigen Theile an Bevölkerungszahl weit überlegenen, geographisch zusammengehörenden, nicht von Enclaven durchbrochenen, militärisch gleichmäßig organisirten Nordbund er ist der große Krystallisationskern, an den sich die losgerissenen Theile Deutschlands, die ja gänzlich homogener Natur sind, anschließen werden, sobald sie in gehörigen Contact mit dem Nordbund gebracht seyn werden, und dieses wird alles zu seiner Zeit geschehen. Wir, die wir den Südstaaten angehören, verspüren das schaffende Walten dieses Naturgesetzes bereits stark genug, da wir mit dem Hauptkrystall wirklich in Berührung stehen durch den Zollverein, durch das Zollparlament und durch das Trutz- und Schutzbündniß; wir

fühlen, wie sich Prisma um Prisma nach demselben Gesetze in uns bilden und zu dem großen Krystall anschließen will. Bei Deutschösterreich kann dieses erst geschehen, wenn zwischen uns und den Nordstaaten der Einigungsproceß vollzogen: denn Deutschösterreich, in einen andern Krystall, freilich als heterogener Bestandtheil, eingesprengt, bedarf einer größern Anziehung und stärkerer aus dem übrigen geeinigten Deutschland hinüberwirkender Kräfte, um sich loszumachen und seine natürliche Verbindung mit uns herzustellen." Das zukünftige Schicksal Deutschlands liegt also lediglich in der Hand der Deutschen selbst. „Denken wir uns nun zu dieser Militärmacht noch den einigen Entschluß ganz Deutschlands seine Geschicke selbst zu entscheiden, wie möchte da noch behauptet werden, daß jeder Versuch den Main gegenseitig zu überschreiten, jeder Versuch uns als Nation vor aller Augen zu zeigen, eine augenblickliche Einmischung des Auslandes zur Folge haben würde? Ja, eine augenblickliche Verstummung und Bestürzung desselben, eine augenblickliche Herabstimmung und Dämpfung seines Uebermuthes, das wäre die Antwort. Diese Consequenz ist so naheliegend, daß man nicht annehmen darf, sie können selbst dem verblendetsten und verranntesten Particularisten entgehen, vielweniger den Politikern in Oesterreich und Frankreich selbst. Möge das deutsche Volk doch einmal zum Gefühl seiner Stärke gelangen und zur Einsicht darüber, daß es lediglich selbst daran schuld ist und war, wenn fremde Armeen unsere Saatfelder zerstampften oder es unsere Nachbarn auch nur wagen, uns durch eine Fingerbewegung ihre Warnung oder gar ihre Drohung kund zu geben. Wenn aber jemand gegenwärtig weiß, wie es nur auf Deutschland d. h. auf das selbstbewußte und nicht auf das sich selbstaufgebende Deutschland ankommt, um die Einmischung des Auslands und sogar des verbündeten Auslands zu einer unmöglichen oder unsinnigen Sache zu machen, so ist es Napoleon III. Sein politischer Blick ist viel zu weitsichtig und er ist viel zu sehr Meister seiner Leidenschaften, um dieses nicht vollständig einzusehen. Wenn er auf etwas speculirt, so ist es auf die Uneinigkeit der Deutschen unter sich: hat diese ein Ende, so wird der Chassepot keine Lust mehr haben, sich mit dem Zündnadelgewehr zu messen. Wer bedroht daher uns Deutsche beständig, wer stellt fortwährend unsere Zukunft und Existenz auf das Spiel? Antwort: Wir selbst."

## Deutsche Alterthümer.

1. Der Kaiserdom zu Frankfurt a. M. Aus dem Nachlasse des Canonikus Battonn mit Anmerkungen herausg. von Ernst Kelchner.

Bekanntlich ist in der Nacht auf den 15. August 1867 dieser alte Kaiserdom in Brand gerathen. In der Hoffnung auf einstige Wiederherstellung theilt der Herausgeber hier die Geschichte desselben mit. Das Interessanteste dabei ist der lange Streit zwischen dem kirchlichen Stift und der politischen Stadtgemeinde. Dem romantischen Zauber des Mittelalters geschah hier wie überall, durch solche prosaische Streitigkeiten nicht geringer Abbruch. Der Stadtrath hatte die Befugniß erhalten, zum bürgerlichen Gebrauch eigene Glocken auf dem Kirchthurm zu besitzen, aber nur in einem Drittheil des für die Glocken bestimmten Raumes. Zwei Drittel blieben dem Kirchengebrauch vorbehalten. Der Rath beanspruchte den ganzen Thurm, weil derselbe größtentheils aus Beiträgen der Bürger erbaut worden sey; aber die Kirche machte geltend, daß die frommen Geber ihren Beitrag der Kirche und nicht dem Magistrat gespendet hätten. Auch der westphälische Frieden sicherte dem katholischen Stift den Besitz des Doms. Erst im Jahr 1802 wurde das Stift wie so viele andere aufgehoben.

2. Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend. Von Theophil Rupp. Mit vier Tafeln in Holzschnitt und einem Panorama. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Reutlingen, Mäcken, 1869.

Mit Bezugnahme auf unsere Anzeige der ersten Auflage in Nro. 104 unserer Blätter vom Jahr 1864 empfehlen wir diese zweite noch vermehrte Auflage den Freunden der deutschen Alterthumskunde zu wiederholten Malen. Man findet darin eine Menge örtliche Namen, sowie auch Sitten und Gebräuche und Volkssagen, die aus der heidnischen Vorzeit stammen und eine reichhaltige Ergänzung zu Grimms berühmter deutscher Mythologie und zu den verwandten Werken von Panzer, Wolf, Manhardt, Schönwerth, Rochholz, Birlinger 2c. enthalten. Der Verfasser ist im Studium der altdeutschen und altnordischen Mythologie sehr bewandert.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 62. 4. August 1869.


## Naturkunde.

Enthüllungen aus der Urgeschichte, oder: Existirt das Menschengeschlecht nur 6000 Jahre? Von Dr. J. H. Thomassen. Neuwied und Leipzig, Heuser, 1869.

Man findet in dieser nur acht Bogen starken Schrift vieles zusammengestellt, was die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts beleuchten kann. Einerseits ist der Verfasser billig und erkennt unumwunden an, daß die Naturforscher sich in ihren gegen die h. Schrift gerichteten Behauptungen oft geirrt haben; andrerseits aber vermag er auch einen wahrhaft giftigen Haß gegen das Christenthum und seine Diener nicht zu unterdrücken. Er gibt nicht nur zu, daß das Alter der berühmten Pfahlbauten lächerlich überschätzt worden ist. „Ueberhaupt ergaben die neuesten Untersuchungen, daß man mit der ursprünglichen Meinung, die Pfahlbauten datirten seit vielen tausend Jahren vor Beginn unserer Zeitrechnung, beträchtlich über das Ziel hinaus geschossen hat. Nichts beweist, daß selbst die ältesten Pfahlbauten über die Epoche der assyrischen und babylonischen Eroberer hinausgehen, aber gewichtige Zeugnisse sprechen dafür, daß diese Anlagen bis mindestens vor zweitausend Jahren noch theilweise bewohnt waren. Ja, die neuesten Entdeckungen bei den Baggerarbeitern im Strombette des Rheines bei Mainz, haben mit vollster Gewißheit gezeigt, daß selbst römische Colonisten am Rheine in Pfahldörfern gewohnt haben." Auch die Behauptungen der Geologen in Bezug auf ein ungeheures Alter der Erde erkennt der Verfasser als höchst übertrieben, und erinnert dabei an die phantastische Gelehrsamkeit der Chinesen, welche bekanntlich das Alter der Erde zu 96,961,740 Jahren berechnet hat.

Die Hauptsache für den Verfasser ist, Darwins Theorie von einer ununterbrochenen organischen Entwicklung der Pflanzen, Thiere und Menschen hindurch zu vertheidigen. „Darwin hat in seinem berühmten Werke über den Ursprung der Arten den Beweis zu liefern unternommen, daß Pflanzen und Thiere von einigen einfachen Grundformen aus, sich im Kampfe ums Daseyn, in welchem nur das vollkommener Entwickelte die Oberhand behält, zu immer größerer Vollendung emporgearbeitet haben. Sollte der Mensch, die Krone der Schöpfung, eine Ausnahme machen, sollte er immer auf demselben Punkte stehen bleiben müssen? Alle unsere heutigen Erfahrungen sprechen. ‚Daß die organische Schöpfung', sagt Professor Schaafhausen, ‚wirklich eine Reihe aus einander entwickelter Lebensformen darstelle, dafür sprechen auch die Zwischenformen, welche man theils in der lebenden Welt, häufiger aber unter den Resten der Vorwelt auffand, und welche bereits manche Lücke ausfüllen, die zwischen den heute lebenden Organismen vorhanden ist. Ja, selbst die Kluft, welche den Menschen vom Thiere trennt, erscheint uns weniger tief und weit, seit wir höhere Affen in Afrika kennen lernten, den Gorilla und Tschimpanse, die dem Menschen näher stehen, als der bis dahin allein bekannte Orang-Utang Asiens, und von der andern Seite die Körperbildung niederer Racen und, was sehr bezeichnend ist, auch die des fossilen Menschen Merkmale wahrnehmen ließ, die unzweifelhaft als Annäherungen an die thierische Bildung zu betrachten sind."

Es ist löblich vom Verfasser, daß er den unmittelbaren Uebergang vom Affen zum Menschen doch etwas zu grell findet, weil er aber doch Herrn Carl Vogt nicht im Stiche lassen will, hilft er sich mit der Vermuthung, zwischen den Affen und Menschen habe es noch Uebergangsstufen gegeben, durch welche der uns heute so grell erscheinende Gegensatz vermittelt worden sey. „Der Schluß der Abstammung des Menschen vom

Affen, oder richtiger vom gemeinschaftlichen Ursprunge beider, wird allerdings durch die Darwin'sche Artentstehungstheorie sehr nahe gelegt, obgleich der englische Naturforscher, dem wir diese Theorie in ihrer heutigen Form verdanken, sich gehütet hat, ein Wort darüber zu verlieren. Indeß ist man durch jene Lehre keineswegs gezwungen, an eine so nahe verwandtschaftliche Bande zwischen Mensch und Affe zu denken. Bis die Wissenschaft in dieser Hinsicht ihr letztes Wort gesprochen haben wird, können alle diejenigen Leute, denen es Entsetzen verursacht, daran zu denken, wie ihr Urstammvater vielleicht als Orang, als Tschimpansi, oder Gorilla in den Wäldern gehaust, unbesorgt schlafen. — Professor Schaafhausen bemerkt, daß allerdings noch ein großer Abstand zwischen Mensch und Affe der heutigen Welt existire, man solle diesen nicht leugnen. Doch zweifelt er nicht daran, daß dieser Abstand einmal geringer gewesen seyn könne. Unterschiede in den Bildungen der heutigen organischen Welt sind Lücken, welche die Zeit in die Kette zusammenhängender Glieder gerissen hat. Solche Bildungen, welche einen Uebergang vermitteln, dürften vielleicht noch aufgefunden werden, wie sie für andere Lücken in der Reihe der lebenden Organismen schon aufgefunden worden sind. Sie liegen im Schooße der Erde, der die Schöpfungen der Vorwelt birgt. ‚Die Kluft', bemerkt Schaafhausen weiter, ‚zwischen Mensch und Thier, wird immer weiter; denn nicht nur die niedrigsten Racen, welche so manche Annäherung an die thierische Bildung zeigen, die sterben aus, sondern auch die höchsten Affen, die dem Menschen am nächsten kommen, sterben aus; noch ein oder zwei Jahrhunderte, und sie sind vielleicht erloschen. War nun nicht folgerichtig zu denken, daß, wenn wir in die verschwundenen Jahrtausende zurückblicken könnten, wir den Abstand zwischen den niedrigsten Menschen und den höchsten Thieren geringer finden würden, als dies jetzt der Fall ist um so geringer, je weiter wir zurücksehen könnten? Auch das ist nicht Zufall, sondern ein natürliches Gesetz, daß die Affen sich nur unter den wildesten Menschen noch haben erhalten können; in der Berührung mit gebildeten Völkern würden sie längst verschwunden seyn. Je weiter der Mensch in seiner Entwicklung fortschreitet, desto mehr bricht er die Brücke hinter sich ab, durch die er mit der rohen Natur verbunden war. Wie auffallend ist endlich die Thatsache, daß sich die großen Affen Asiens und Afrikas, in denselben Merkmalen von einander unterscheiden, in denen die Menschenracen beider Länder unterschieden sind, nämlich in Farbe und Schädelform! Der Orang-Utang ist braun und hat einen runden Kopf, wie der brachycephale Malaye; der Gorilla ist schwarz und hat einen langen Schädel, wie der dolichocephale afrikanische Neger. Diese Annäherung zweier verschiedener Menschenracen an die ebenso unterschiedenen Affen derselben Länder, erscheint als der wichtigste Einwurf, den man bei dem gegenwärtigen Zustande unseres Wissens gegen die Einheit des Menschengeschlechtes machen kann.'"

Größern Werth hätte der Verfasser auf die schon von Buffon geltend gemachte Ansicht legen sollen. Buffon nämlich hielt den Affen für eine Entartung des Menschen, wie auch den Esel für eine Entartung des Pferdes. Zugegeben, daß es eine aufsteigende Reihe organischer Körperbildungen bis zum Menschen gibt, so entspricht derselben auch zuverlässig eine absteigende Reihe. Dieser Parallelismus einer auf- und einer absteigenden Bildung wiederholt sich wieder in jenem einzelnen Naturreiche. Der Pilz z. B. gehört zu den niedern Pflanzenformen, aber nicht zu den primitiven, von denen die Bildungen allmälig aufsteigen und sich immer vollkommener entwickeln, sondern umgekehrt zu den letzten Entartungen der Bildung. Dasselbe gilt im Thierreich von den Insecten, die zuletzt geschaffen sind, das Geschmeiß, das in dem ihm vorangegangenen Naturleben nur schmarotzert, nur von der Verwesung höherer Organismen lebt.

Eine kategorische Behauptung des Verfassers auf S. 105 ist principiell zu verwerfen. Er erklärt nämlich das Eindrängen der Theologen in die Naturwissenschaft für unberufen, da sich ja auch die Naturforscher nicht um die Theologie bekümmern. Beide Wissenschaften sollten, stets von einander getrennt, ihre besondern Ziele verfolgen. Das ist falsch. Die ungeheure Mehrheit der Menschen, die weder Theologen noch Naturforscher sind, hat doch ein Interesse zu fragen: was ist wahr? Die biblische Lehre von der Schöpfung Adams, oder die Lehre moderner Naturforscher, daß Adams Vater ein Affe gewesen sey? Streitfragen, in denen sich Theologie und Naturforschung so nahe berühren, müssen auch von beiden durchgefochten werden, und kann die eine Wissenschaft die andere nicht ignoriren wollen.

Die Schlußbemerkung des Verfassers macht ihm keine besondere Ehre, weil sie vom verbissensten Haß gegen das Christenthum und seine Diener eingegeben ist. Er sagt nämlich: „Grade diejenigen Leute, welche sich scheinbar am meisten ärgern über das eingebildete Bestreben der Naturforscher, die untersten Menschen in nähere Beziehung zu den höchststehenden Thieren zu bringen, diese Leute — die überspannten Religions-

eiferer — haben thatsächlich immer am meisten zur Erniedrigung des menschlichen Geschlechtes beigetragen. Wenn man es verlangt, so kann ich diese Behauptung durch eine Menge von Beispielen begründen. Ich will indeß nur ein einziges anführen, das wir Humboldts Mittheilung verdanken. Ein Missionar von San Fernando in Südamerika, traf auf einem feindlichen Zuge mit seinen bekehrten Indianern am Ufer des Guaviare ein Weib mit drei Kindern, deren Mann abwesend war. Die Unglückliche suchte zu entfliehen, ward aber eingeholt, geknebelt und mit den Kindern nach San Fernando gebracht. Man glaubte, daß es ihr von hier aus unmöglich seyn würde, den Weg nach ihrer Heimath wiederzufinden. Nichtsdestoweniger machte die verzweifelte Mutter verschiedene Fluchtversuche, um zu ihren übrigen Kindern zu gelangen. Doch das Herz ihrer barbarischen Herren war härter als Stein; man trennte sie sogar von den mitgenommenen Kindern und führte sie in einem Kanoe nach den Missionen am Rio Negro. Es gelang ihr auf dieser Fahrt, sich der Banden zu entledigen. Sie stürzte sich in den reißenden Strom, gelangte glücklich ans Ufer und verbarg sich im Gebüsch. Abermals eingefangen, wurde sie gepeitscht und mit auf den Rücken gebundenen Händen in die Mission von Gavita geschleppt. Hier, durch Urwälder und reißende Ströme von ihren Kindern getrennt, unternahm sie das Unglaubliche, zerbiß mit den Zähnen ihre Bande und entfloh. Nach vier Tagen sah man sie in der Nähe von San Fernando, wo in der Mission ihre Kinder gefangen gehalten wurden. Von Neuem wurde sie ergriffen und diesmal nach einer Mission am obern Orinoko gebracht, wo sie, ohne Hoffnung je ihre Kinder wiederzusehen, alle Nahrung verschmähend, sich den Tod gab. Wer stand mehr auf der Stufe des Thiers, das unglückliche Indianerweib, oder der rohe Missionar, der aller Gefühle der Menschlichkeit baar, Schafe für den Himmel zu gewinnen suchte? Von dem Schlage dieses letztern sind aber die meisten der Zeloten, welche gegen die heutige Forschung geifern."

Wenn ein einziger Missionar einmal so handelte, so wird dadurch doch der ganze Stand christlicher Missionäre und Priester eben so wenig gekennzeichnet, als wenn man die ganze würdige Gemeinde der Naturforscher einzig nach Spalanzani beurtheilen wollte, dessen berühmte Vivisectionen an Grausamkeit alles übertreffen, was Menschengehirn jemals ausgedacht hat.

---

## Politische Flugschrift.

Politische Briefe über Rußland und Polen. Von einem Polen. Zweite Serie. Lemberg, Wild, 1869.

Diese Flugschrift ist grade nicht angenehm zu lesen, denn die Materien sind ein wenig durcheinander geworfen, die Absätze äußerst kurz und abgerissen und es ist zu viel unterstrichen, wodurch das Auge verwirrt wird. Doch ist ein interessanter Stoff darin enthalten. Am bemerkenswerthesten sind die Auszüge aus den Berichten, welche der Russe Pogodin vom Jahr 1838 an als geheimer Beobachter in Deutschland an den russischen Hof erstattet hat. Wenn diese Berichte im Zusammenhange übersetzt und herausgegeben wären, würden sie großes Aufsehen machen, theils wegen des Scharfsinns, womit Pogodin die europäischen Verhältnisse beurtheilt, theils wegen seines fanatischen Slavenhasses gegen die Deutschen. Schon in einem Bericht vom Jahr 1842 sagte er voraus, die Idee der deutschen Einheit werde zum Durchbruch kommen und zwar durch Preußen, und zwar werde der Anfang dazu in Schleswig-Holstein gemacht werden.

Sein Haß richtet sich doch mehr gegen Oesterreich wie gegen Preußen, weil zunächst nur Oesterreich den Absichten Rußlands in Bezug auf den Orient und die Annectirung der Südslaven im Wege steht. Was den ungenannten Verfasser der vorliegenden Flugschrift betrifft, der ein Pole und von jenem Pogodin wohl zu unterscheiden ist, so ergebt sich derselbe weniger in Haß, als in Verachtung Oesterreichs. Er kann es ihm nicht verzeihen, daß es Polen aufgeopfert und Rußland den weit größten Theil davon gelassen hat. „Indem die Ostmark Polen zu vernichten beigetragen, hat sie den tödtenden Stahl in die eigene Brust gestoßen. Sie hat ihre geschichtliche Mission verfehlt. Anstatt asiatische Barbarei von Europa abzuwehren, half sie Polen, das dagegen aufgerichtete Bollwerk zerstören." Das ist alles sehr wahr, und dabei denkt der Verfasser nicht einmal an die katholische Kirche. Er ist viel zu sehr in den kleinen Juden Heine, der den lieben Gott einmal „über die Klinge springen" lassen wollte, und in den Philosophen Hegel, der keinen Gott außer sich selbst anerkannte, verliebt, um dem Christenthum einen Werth beizulegen. Es fällt ihm also auch nicht ein, die große Mission der abendländischen Kirche in Erwägung zu ziehen. Er tadelt an Oesterreich nur, daß es den polnischen Staat habe zerstören helfen, nicht aber, daß es

ein großes katholisches Land gewaltsam vom Papenthum habe annectiren lassen.

Er tadelt ferner, daß Oesterreich unter der energischen Regierung des Fürsten von Schwarzenberg, nachdem Preußen sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen versäumt hatte, es nicht sofort selbst gethan, das Frankfurter Parlament durch großartige liberale Concessionen gewonnen habe. Damals wäre noch Zeit dazu gewesen, aber nicht mehr am Fürstentag. Der Schluß in der Brigittenau, der Robert Blums Herz getroffen, habe Oesterreich von Deutschland für immer verabschiedet. „Kein Gastein, keine noch so künstlich gedrechselten Salzburger Ministerstandreden, keine noch so pomphaft zugerichteten Frankfurter Schaustellungen und Fürstentage (1863), keine bei Schützenfesten zum besten gegebenen Ministerreden und Küsse (1868), kein Protegiren des süddeutschen Bundes in spe, — und welch' immer noch vorzunehmende Evolutionen, werden die, von Deutschland entschieden, ernstlich entgegengenommene Kündigung Oesterreichs rückgängig machen können. Dies um so weniger, als sich ein anderer Unternehmer fand, der das Einigungswerk entschieden und geschickt in Angriff nahm, alles bietet und thatsächlich durchführt; — woraus die alte immer sich bewährende Lehre auch in diesem Falle zu ziehen ist, daß: ‚wer zuerst kömmt, der mahlt.' Da sollten Oesterreichs Staatsmänner sehr eindringlich sich zu Gemüthe führen, und erkennen: wie unfruchtbar und aufreibend es ist, dem für die Neugestaltung Europas so nothwendigen Einigungswerke Deutschlands, welches mit naturgeschichtlicher Nothwendigkeit erfolgen muß, Hindernisse in den Weg zu legen."

Drittens tadelt er Oesterreich, daß es seine Kräfte in dem unnützen Ankämpfen gegen Preußen zerrieben habe. „Hat Preußen die Einigung Deutschlands vollbracht, sey es, daß Oesterreich aus eigener Selbstbestimmung dies ungehindert geschehen läßt, oder aber, daß es wider den Willen Oesterreichs durchgesetzt und zur abgeschlossenen Thatsache wird, — so hat Preußen nicht nur kein Interesse, den Bestand Oesterreichs in Frage zu stellen, sondern es ist vielmehr ein unverkennbares Interesse Preußens, Oesterreich neben sich, d. h. neben dem geeinigten Deutschland mächtig zu sehen, ja sogar Oesterreich bei Lösung der orientalischen Frage zu unterstützen."

Obgleich der Verfasser als Pole die Russen gründlich haßt, so findet er es doch ganz natürlich, daß die Russen den Oesterreichern mit der äußersten Geringschätzung begegnen. „Man muß mit russischen Soldaten, welche im Mai 1849 durch Gallizien nach Ungarn zogen, verkehrt haben, um zu wissen, welcher Geist Oesterreich gegenüber, alle ohne Unterschied beseelte, — vom Muzyk an bis zum Generalen. Haß und grenzenlose Verachtung wurde ganz offen zur Schau getragen. Die Kaffee-, Gast- und Speisehäuser Krakaus und Lembergs, wissen viel davon zu erzählen. Oesterreichische Offiziere und Beamte wurden auf das Gröblichste ganz öffentlich insultirt; — Polen dagegen behandelte man ostentativ zuvorkommend. Die ganze russische Armee durchdrang die Ueberzeugung, man werde vorerst nach Ungarn, dann aber nach Wien gehen, um daselbst nach russischer Methode Ordnung zu machen; Gallizien aber für jeden Fall behalten. Diesem Geiste ganz entsprechend, benahm sich die russische Armee in Ungarn; — handelte Paschkiewitsch, als er an den Kaiser berichtete: ‚Großer Czaar, Ungarn liegt zu deinen Füßen! verfüge!'; — bedauerte die über Gallizien rückkehrende russische Armee, daß man sie nicht gegen Wien geführt habe, versprechend, sie werde nächstens und zwar für immer zurückkehren."

Die Flugschrift stellt die Macht der Nationalitäten in helles Licht und glaubt, es werde Oesterreich unmöglich seyn, jemals wieder zu der Gewalt zu gelangen, mit der es früher vier große Nationen unnatürlich zusammengeschmiedet hat. Der Drang zur Nationaleinheit werde sich in Deutschland, wie in Italien, wie in Ungarn als unwiderstehlich bewähren. Wolle Oesterreich als die europäische Ostmark noch eine welthistorische Rolle spielen, so müsse es auch seine welthistorische Mission begreifen lernen, deren Richtung ostwärts ging, wo noch viele verwahrloste Völker auf die Civilisation warten, welche gepaart mit Freiheit, nur vom Westen ausgeben kann. Oesterreich würde als wahre Ostmark Europas sich auch des Beistands von ganz Europa zu erfreuen haben, wenn es Rußland den Riegel im Orient vorschöbe und an der Besitzergreifung Constantinopels hindere. Wenn aber Oesterreich, wie es bis jetzt den Anschein hat, anstatt an den Orient zu denken, nur an ein Bündniß mit Frankreich gegen Preußen denkt, so treibe es Preußen zu einem Anschluß an Rußland, der keinem Staat in der Welt gefährlicher sey, als grade Oesterreich.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Sonnabend, N° 63. 7. August 1869.


## Volksmärchen.

Ehstnische Märchen. Aufgezeichnet von Friedrich Kreutzwald. Aus dem Ehstnischen übersetzt von F. Löwe. Nebst einem Vorwort von A. Schiefner. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1869.

Die Ehstnischen Märchen füllen eine nicht unbedeutende Lücke der europäischen Märchenwelt aus. Faehlmann war der erste, Kreutzwald der zweite Sammler derselben. Hier liegen uns nun 24 neugesammelter Märchen vor und zum Theil von sehr interessantem Inhalt. Obgleich der Werth verschieden ist, wie bei allen Märchensammlungen, tritt doch der Nationalcharakter und treten mythische Erinnerungen aus dem alten Heidenthum hervor. Es ist sehr zu bedauern, daß uns die reiche russische Märchenwelt nicht zugänglicher gemacht wird. Eine hübsche, jedoch nur kleine Sammlung gab Dietrich heraus, einige sind von Joukowski poetisch behandelt worden; aber die große zwischen 1855 und 1863 erschienene Sammlung von Afanasjew in acht Bänden ist noch nicht ins Deutsche übertragen.

Wir geben eine kurze Analyse der vorliegenden Sammlung.

Märchen 1. Eine böse Alte hat drei junge Mädchen geraubt, welche für sie spinnen müssen. Ein Königssohn entführt die jüngste, verliert sie aber wieder, denn die Alte verfolgt ihn und verwandelt das Mädchen in ein Teichröschen. Da hört sie der Königssohn aus dem Wasser singen. Ein Zauberer aus Finnland erlöst sie, worauf der Königssohn auch ihre Schwestern befreit und die Alte ins Feuer werfen läßt.

Märchen 2. Traumhaft phantastisch. Ein Jüngling findet zuerst den Schlangenkönig mit der Krone in einem ungeheuren Gewimmel anderer Schlangen. Nachher sieht er wunderschöne Jungfrauen baden im Mondschein. Sie verschwinden und kehren nicht wieder und er stirbt vor Sehnsucht.

3. Das sehr weit verbreitete, auch in Deutschland verbreitete Märchen von den starken Gesellen. Hier sind es drei Brüder, Schnellfuß, Flinkhand und Scharfauge. Der erste gewinnt mit Hülfe der beiden andern eine Königstochter.

4. Ein armes Mädchen, von ihrer Stiefmutter geplagt, geräth beim Erdbeerensuchen in den Tontlawald, wo sonst niemand hinein darf, wird aber von der Tochter der Waldbeherrscherin liebreich aufgenommen, mit ihr erzogen und endlich durch die Hand eines Königssohns beglückt. Die böse Stiefmutter mißhandelt unterdeß daheim eine Lehmfigur, die sie für das arme Mädchen hält, so lange, bis einmal eine schwarze Schlange aus dem Lehmbild herausfährt und sie tödtet.

5. Hier ist es wieder eine arme Waise, die täglich eine schwere Mühle drehen muß, bis ein Zauberer aus Finnland sich ihrer erbarmt, die böse Wirthin umbringt und mit ihrem gutmüthigen Wittwer das Mädchen vermählt.

6. Ein armer Mann bekommt zwölf schöne Töchter, die heimlich eine vornehme Fee zur Beschützerin haben und eine reiche Ausstattung erhalten. Verlockt durch die Ausstattung, hofft ein Schwiegersohn beim Vater seiner jungen Frau große Schätze zu finden und will sie rauben, wird aber von der Beherrscherin des Wassers, der Beschützerin der Kinder, bestraft.

7. Ein verwaister Knabe wird mißhandelt, weil er die Kuh verloren hat, die er hüten sollte. Indem er sie aber suchen muß, findet er sein Glück.

8. Zwei Brüder sind auf den dritten jüngsten neidisch, er beschämt sie aber durch sein Glück. Einem König nämlich, bei dem er mit seinen Brüdern dient, verschwinden, indem er eben ein großes Gastmahl bereiten läßt, plötzlich alle Speisen und nur der jüngste

Bruder kommt hinter das Geheimniß, siegt auch für den König im Kriege und bekommt dessen Tochter. — In diesen Märchen waltet das Mitleid vor, welches das Volk, wie jeder natürliche Mensch, mit der leidenden Armuth und Unschuld empfindet, und das ebenso natürliche Vergnügen am Siege eines schwachen, aber redlichen Menschen über mächtigere, aber böse Wesen. Die Maschinerie der hülfeleistenden Mächte ist ziemlich einfach. Es sind Elementargottheiten des Wassers, des Waldes, oder aber Zauberer aus Finnland, wie denn im ganzen Norden den Finnen eine überlegene Zauberkunst zugeschrieben wurde. Wir stoßen nun weiter auf Märchen anderer Art, nämlich auf solche, die über den Kreis des Privatlebens hinausgehen und alten Göttermythus enthalten.

9. Der Donnersohn nimmt den Teufel in seine Dienste und verspricht ihm dafür seine Seele. Unterdeß regiert des Donnersohns Vater, der Donnergott Kou ruhig am Himmel fort und kümmert sich nicht um den Sohn. Der schlaue Teufel geht aber den Sohn an, er möge ihm doch behülflich seyn, seinem Vater das Donnergeräthe zu stehlen, denn es werde ihm unerträglich, auch noch tief in seinem unterirdischen Reiche immer den Donner oben hören zu müssen. Der Sohn hat nichts dagegen, macht aber zur Bedingung, daß der Teufel den Anspruch auf seine Seele aufgebe. Das thut endlich der Teufel, obgleich ungern. Nun heißt es weiter: „Als der Donnersohn über den Wolkenrand hinüber spähte, sah er den Papa Kou ruhig schlafen, den Kopf auf zusammengeballte Wolken gestützt, aber die rechte Hand lag quer über das Donnergeräth ausgestreckt. Man konnte das Instrument nicht fortnehmen, weil das Berühren der Hand den Schlafenden geweckt haben würde. Der Donnersohn kroch nun von der Schulter des alten Burschen in die Wolken hinein, schlich leise wie eine Katze näher und suchte sich durch List zu helfen. Er holte hinter seinem Ohre eine Laus hervor und setzte sie dem Papa Kou zum Kitzeln auf die Nase. Der Alte nahm alsbald die Hand, um seine Nase zu kratzen, in demselben Augenblick aber packte der Donnersohn das frei gewordene Donnerwerkzeug und sprang vom Wolkenrand auf den Nacken des Teufels zurück, der mit ihm den Berg hinunter rannte, als hätte er Feuer hinter sich. Der alte Bursche hielt auch nicht eher an, als bis er die Hölle erreicht hatte. Hier verschloß er seinen Raub in eiserner Kammer hinter sieben Schlössern, dankte dem Donnersohn für die treffliche Hülfe und leistete auf dessen Seele völlig Verzicht. Jetzt aber brach über die Welt und die Menschen ein Unglück herein, welches der Donnersohn nicht hatte vorhersehen können: die Wolken spendeten keinen Tropfen Feuchtigkeit mehr, und alles welkte in der Dürre hin. — Habe ich in leichtsinniger Weise dieses unerwartete Elend über die Leute gebracht, so muß ich suchen, die Sache, soweit möglich, wieder gut zu machen, — dachte der Donnersohn und überlegte, wie der Noth abzuhelfen sey. Er zog gen Norden an die finnische Grenze, wo ein berühmter Zauberer wohnte, entdeckte ihm den Raub und gab auch an, wo das Donnerwerkzeug gegenwärtig versteckt sey. Da sagte der Zauberer: ‚Zunächst muß dem alten Vater Kou Kunde werden, wo sein Donnergeräth festgehalten wird, er findet dann selbst wohl Mittel und Wege, wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen.‘ Und er schickte dem alten Wolkenvater Botschaft durch den Adler des Nordens. Gleich am folgenden Morgen kam Kou zum Zauberer, um ihm dafür zu danken, daß er die Spur des Diebstahls nachgewiesen hatte. Sodann verwandelte sich der Donnerer in einen Knaben, suchte einen Fischer auf und verdingte sich bei demselben als Sommerarbeiter. Er wußte nämlich, daß der Teufel häufig an den See kam, um Fische zu raffen, und hoffte ihn dort einmal zu treffen.“ Der Teufel merkt nichts, wird mit dem Donnerer sogar befreundet und beide schmausen zusammen, bis der Teufel sich herbeiläßt, den Dudelsack, den er bei sich aufbewahrt hat, (und das ist das Donnergeräth) herbeizuholen, um ein wenig Musik zu machen. Der Teufel geht in die Falle und will zuerst den Dudelsack blasen, bringt aber nur quickende Töne hervor und machte sich lächerlich. „Da versuch Du's, rief er und reichte das Instrument dem Knaben hin. Der Knabe Pikker nahm es, als er aber den Mund an die Röhre setzte und hineinblies, da erbebten die Wände der Hölle, der Teufel und sein Gesinde fielen ohnmächtig hin und lagen wie todt da. Plötzlich stand an Stelle des Knaben der alte Vater Donnerer selbst neben dem Fischer, dankte für geleistete Hülfe und sagte: ‚Künftig, wenn mein Instrument wieder aus den Wolken ertönt, soll deinen Netzen reiche Gabe beschieden seyn.‘ Dann trat er eilig die Heimkehr an. Unterwegs kam ihm der Donnersohn entgegen, fiel auf die Kniee, bereute seine Schuld und bat demüthig um Verzeihung. Der Vater Kou sagte: ‚Oft genug vergeht sich des Menschen Leichtsinn gegen die Weisheit des Himmels; danke drum deinem Glücke, Söhnchen, daß ich wieder Macht habe, die Spuren des Elends zu vertilgen, welches deine Thorheit über die Leute gebracht hat.‘ Mit diesen Worten setzte er sich auf einen Stein und blies das Donnerinstrument, bis die Regenpforten sich aufthaten und die Erde tränkten.“

In diesem Märchen liegt uns eine sehr eigenthüm-

liche Variante zur nordischen Edda und zum altdeutschen Heldenbuche vor. Dem nordischen Donnergott Thor wurde einmal sein Hammer d. h. der Blitz, von einem Riesen geraubt, und nach dem Liede vom König Laurin im Heldenbuch wurde Dietrich von Bern, den sein Feuerathem als deutschen Donnergott zu erkennen gibt, im unterirdischen Reiche des Zwergkönigs gefangen. Ursprünglich ist damit die Abwesenheit der Gewitter im Winter gemeint, und der böse Wintergott oder Winterriese erscheint ermächtigt, dem Donnergott eine Zeitlang seine Waffe zu stehlen. Eine Naturbeobachtung, welche die weite Verbreitung des Mythus hinlänglich erklärt.

10. Ganz dasselbe Märchen vom geraubten Dudelsack, der den Donner vorstellt, nur kürzer.

11. Das durch ganz Europa verbreitete Märchen vom Wunschhut, von den Siebenmeilenstiefeln (die hier Bastschuhe sind) und vom Prügel heraus oder dem alles überwältigenden Stocke.

12. Wieder originell in der Einleitung, wenn auch im Grundgedanken mit den vielen Märchen übereinstimmend, in denen ein kühner Gesell sich vor Tod und Teufel nicht fürchtet. Eine Kirche ist bezaubert, daß jeder Glöckner, der es wagt, die Mitternachtsglocke läuten zu wollen, augenblicklich versinkt und nie mehr wiederkehrt. Endlich wird ein muthiger Hans des Spuckes Meister.

13. Hier kehrt das allbekannte Märchen vom Dornröschen und Schneewittchen im gläsernen Sarge und vom Ritt auf den Glasberg wieder, von dem ein Königssohn sie erlöst.

14. Auch hier ein oft wiederkehrendes Märchenmotiv. Ein verirrter König muß dem, der ihm den Weg zeigt, versprechen, was ihm daheim zuerst entgegenkommen würde. Das ist ein neugebornes Söhnchen. Der König aber vertauscht es mit einem neugebornen Bauernmädchen, übergibt dieses dem Wegweiser und läßt den Knaben heimlich erziehen. Dieser junge Prinz findet nun nachher das Bauernmädchen und beide werden ein glückliches Paar.

15. Ein sehr originelles Märchen. Ein Jüngling wird gezwungen, die Tochter eines Waldgottes zu heirathen, findet die Braut aber unerträglich, denn ihre Haut ist harte Tannenrinde. Er flieht und heirathet eine andere, die aber eben deshalb verfolgt und in eine Wölfin verwandelt wird. Als solche aber säugt sie mütterlich ihr menschliches Kind und wird daran von ihrem Gatten wiedererkannt. Sie wird entzaubert, die erste hölzerne Frau aber verbrannt.

16. Ein Jüngling findet eine schöne Meermaid und lebt lange glücklich mit ihr, bis er einmal das Verbot bricht, sie belauscht und ihre Schlangenfüße entdeckt. Da verstößt sie ihn für immer, und in seine Heimath zurückgekehrt, findet er staunend, daß er ein uralter Greis geworden ist und niemand ihn mehr kennt. Aehnlich der deutschen Melusinensage.

17. Unterirdische Zwerge machen einen armen Mann reich.

18. Ein Jüngling überwindet einen schrecklichen Drachen und empfängt zum Lohn die Hand der Königstochter, muß aber noch eine Zeitlang in der Gewalt einer „Höllentochter" schmachten, ehe er wieder frei wird.

19. Ein armer Jüngling erlöst mit Hülfe eines s. g. Glückesel's in der Johannisnacht die verwünschte Jungfrau und wird mit ihr vermählt. Dieses Märchen weicht auffallend von den unzähligen andern Johannismärchen ab, in denen die verwünschte Jungfrau zwar sehnlich nach Erlösung schmachtet, aber nie wirklich erlöst werden kann, weil das nur ein vollkommen reiner und makelloser Jüngling vermöchte, dergleichen auf der Welt eben nicht existiren.

20. Eine Wiederholung der Blaubartsage.

21. Aehnlich dem Bremermärchen bei Musäus. Ein muthiger Jüngling wagt sich in ein verwünschtes Schloß und macht dort dem Geisterspuk ein Ende.

22. Ein Königssohn wird geraubt und muß als Hirtenknabe dienen. Er lernt eine arme Gärtnerstochter kennen, wird aber nach seines Vaters Tode auf den Thron zurückberufen und läßt nun alle Jungfrauen des Landes zusammenrufen, um unter ihnen eine Gattin zu wählen. Um aber zu prüfen, ob der äußerlichen Schönheit der ausgewählten Jungfrauen auch die innere entspreche, ruft er einen Zauberer zu Hülfe. „Der Zauberer nahm eine Flasche mit Wein, besprach ihn, bat die Jungfrauen, in der Mitte des Saales zusammenzutreten, und besprengte dann den Kopf einer Jeden mit ein paar Tropfen des Zauberweins, worauf sie alle stehenden Fußes einschliefen. O über das Wunder, welches sich jetzt aufthat! Nach kurzer Zeit sah man sie sämmtlich verwandelt, so daß keine mehr ihre menschliche Gestalt hatte, sondern statt ihrer allerlei wilde und gezähmte Thiere erschienen, einige waren in Schlangen, Wölfe, Bären, Kröten, Schweine, Katzen, andere wieder in Habichte und sonstige Raubvögel verwandelt. Mitten unter allen diesen Thiergestalten aber war ein herrlicher Rosenstock gewachsen, der mit Blüthen bedeckt war, und auf dessen Zweigen zwei Tauben saßen. Das war die vom Könige zur Gemahlin erwählte Gärtnerstochter."

23. Ein von Jugend auf vernachlässigter Knabe gewinnt einen zauberischen Dudelsack, mit dessen Tönen

er alle Herzen gewinnt. Er verliert ihn aber in einem Schiffbruch, rettet sich auf eine wüste Insel, ißt hier Aepfel, wovon er eine lange Nase bekommt, wird sie aber durch den Genuß von Nüssen wieder los. Nun nimmt er Aepfel und Nüsse mit an einen Königshof und zaubert allen lange Nasen an. Also eine Variante des allbekannten Märchens von Fortunatus.

24. Eine kinderlose Königin bekommt noch einen Knaben, nachdem sie ein Ei, das ihr ein altes Mütterchen gegeben, gepflegt und aus demselben ein Töchterchen ausgebrütet hat. Beide Kinder werden später glücklich vermählt.

## Aegyptische Alterthümer.

Der ägyptische Felsentempel von Abul-Simbel. Von Dr. Johannes Dümichen. Berlin, Hempel, 1869.

In dieser kleinen Schrift werden die Männer gepriesen, die sich um Erforschung der ägyptischen Alterthümer die größten Verdienste erworben haben. Dann wird der im Titel genannte Felsentempel als einer der großartigsten geschildert. Leider sind die erhabenen Bildwerke verunstaltet durch Einkritzeln von Namen der Touristen, unter denen ein gewisser Müller seinen Namen in fußlangen Buchstaben eingehauen und mit schwarzer Farbe ausgefüllt hat, wofür er nach der Meinung des Amerikaners Taylor verdient hätte, auf demselben Theile seines eigenen Leibes tüchtige Hiebe zu bekommen.

Aus den Inschriften wird hier vieles übersetzt, unter anderem die väterliche Belehrung eines Sohnes. Das Merkwürdigste aber ist das Bulletin eines Sieges, welchen König Ramses erfocht. Darin heißt es, durch die Schuld der Generale sey der König von einem übermächtigen Feind überfallen worden, er ganz allein mit seinem Wagenlenker, getrennt von seiner Armee. Nachdem er aber zu seinem Gott Amun gebetet, habe er allein die sämmtlichen Feinde geschlagen. „Die Hülfe seines himmlischen Vaters wurde ihm in so wunderbarer Weise zu Theil, daß er siegreich mit Pfeil und Lanze, mit Schwert und Streitaxt haufenweise die betroffenen Feinde zu Boden streckte. ‚Der elende Fürst von Cheta' — heißt es in dem Bericht — ‚saß inmitten seiner Armee Se. Majestät kämpfen, nichts von Bogenschützen, nichts von Wagen war bei ihm. Zweimal prallte er zurück, erschreckt durch Se. Majestät. Vorrücken ließ er dann mehrere Fürsten, gefolgt von ihren Wagen, wohl ausgerüstet mit allem Kriegsgeräth. Der Fürst von Aradus und Maausu, der Fürst von Elon und der von Raka, der Dardanerfürst und der von Kuschkusch, der Fürst von Karchemisch und der von Chaleb. Diese Könige, die Elite des Chetalandes, alle vereint an einem Platze bildeten 2500 Wagen.' — ‚Der König stürzte mitten unter sie, gleichend dem Gotte Muntu, Sutech der Kriegsgott und Baal waren in allen seinen Gliedern.' — ‚Die von seinen Fingern abgeschossenen Pfeile zerstreuten die feindlichen Krieger, welche gegen ihn vordrangen, sie hielten an und wandten sich rückwärts, schauend seine Macht; ihre Myriaden ergriffen die Flucht und ihre Füße, nicht konnten sie rasch genug sich retten.' — ‚Als meine Bogenschützen und Wagen sahen, daß also mein Schwert siegreich und mein Vater Ra mit mir war, und daß er gemacht hatte aus allen diesen Nationen eine Streu für meine Pferde, da kamen sie einer nach dem andern um die Stunde des Abends aus ihrem Lager herbei. Sie fanden das ganze Terrain, auf dem sie einherschritten, bedeckt mit Leichen, gebadet in ihrem Blute, alle die muthigen Krieger, die tapfern Söhne ihrer Fürsten. Und als der Morgen das Gefilde von Kadesch erhellte, vermochte kaum der Fuß einen Platz zu finden, so zahlreich waren die Todten. Die ganze Armee rückte nun heran, um zu verherrlichen den Namen ihres Königs.'"

Man erkennt daraus, daß die alten Aegypter im officiellen Lügen alle modernen Publicisten noch weit übertrafen. Der Servilismus übersteigt hier alles, was der Orient in dieser Gattung je hervorgebracht hat, erklärt sich indeß vielleicht aus der außerordentlich nahen Beziehung, in welche die alten Aegypter ihre Könige mit den Göttern brachten. Der siegreiche König Ramses vollbringt nach dem officiellen Bulletin seine übermenschliche Siegesthat doch nur durch die Kraft seines Gottes, dem Altar widerfährt also hier doch mehr Ehre, als dem Thron.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 64. 11. August 1869.

## Kirchengeschichte.

1. Ein Kirchenstreit aus alten Tagen. Von Dr. Fr. Frank. Paderborn, Junfermann, 1869.
2. Ein fürstlicher Büßer. Von demselben, daselbst.

Beide kleine Schriften enthalten anziehende Schilderungen aus dem Leben des heil. Ambrosius und zwar solche, die geeignet sind, heutige Zustände, insbesondere das Verfahren der weltlichen Staatsgewalt gegen den Episcopat in Oesterreich und anderwärts zu beleuchten.

In der ersten Schrift wird der Kampf geschildert, welchen der heil. Bischof von Mailand mit der arianischen Kaiserin Justina zu bestehen hatte. „Zufolge einer kaiserlichen Verordnung durften die katholischen Priester aus den Kirchen verwiesen und, wenn sie sich widersetzten, getödtet werden. Als daher, auf Grund dieses Gesetzes, von Ambrosius die Uebergabe der Kathedrale gefordert, aber von demselben verweigert wurde, war das Volk des Glaubens, es seyen bereits kaiserliche Trabanten abgeschickt, um den Bischof zu tödten. Die kaiserlichen Beamten sollten nämlich der kleinen Partei, die am Hofe auf voraussichtlich nur kurze Zeit die Herrschaft an sich gerissen hatte, ihre religiöse Ueberzeugung zum Opfer bringen. Konnten sie das mit ihrem Charakter und Gewissen nicht vereinbaren, so wurden sie nicht blos aus dem Staatsdienst entlassen und ihrer Aemter entsetzt, sondern nebstdem auch noch mit empfindlichen Strafen belegt. Das will Ambrosius mit den Worten sagen, daß die Beamten, welche in der Vollziehung der arianischen Kirchenverordnung saumselig wären, auf die Liste zu schreiben seyen. Es war ferner den Beamten und Bediensteten, die von der Regierung abhängig waren, untersagt, während der Dauer des Kirchenstreites mit dem Volke zu verkehren, damit ihnen einestheils die Gelegenheit abgeschnitten würde, sich an der Auflehnung gegen das kaiserliche Religionsedict zu betheiligen, und damit anderseits auch selbst der Schein vermieden wäre, als seyen die Beamten mit der Gesinnung des Volkes einverstanden. Man hat es in unsern Tagen auffallend gefunden, daß man die Forderung gestellt hat, es sey, wenn ein liberales Ministerium es für gut befindet, mit der katholischen Kirche einen Kirchenstreit anzufangen, sofort den Beamten zu verbieten, sich als Mitglieder einem katholischen Vereine anzuschließen. Wer die Geschichte kennt, wird sich aber über eine solche Forderung keineswegs verwundern. Ja wir würden nicht einmal darüber staunen, wenn man den Grundsatz aufstellte, daß ein Beamter überhaupt gar keine Religion haben dürfe. Es wäre das nur eine nothwendige Schlußfolgerung aus der Lehre der Neueren, daß der vollkommene Staat religionslos sey. Hat aber der Staat keine Religion, dann müssen ja nothwendig auch die Vertreter des Staates als solche religionslos seyn. Ein anderes Mittel, das der Staat in einem Streite mit der Kirche anzuwenden liebt, bietet das Gefängniß. So sehen wir denn auch in dem Kirchenstreite der Justina in den ersten Tagen der Charwoche die damaligen Vertreter der Polizei in Mailand in voller Thätigkeit, um alle diejenigen Personen, denen man nur irgendwelchen Einfluß auf das Volk zutraute, einzusperren."

Der Verfasser macht die Nutzanwendung, daß alle solche Polizeimaßregeln doch die Kirche nicht hätten überwältigen können. Zugleich macht er die Bemerkung, damals schon, also im vierten Jahrhundert, habe sich zur Kirchenverfolgung Habgier gesellt, und weil es damals noch kein ergiebiges Kirchengut zu rauben gab, habe man sich an die Gläubigen gehalten, die als reich bekannt waren.

Die zweite Schrift erörtert den berühmten Conflict des heil. Ambrosius mit dem Kaiser Theodosius. Der-

selbe wird hier sehr lebendig geschildert. „Botherich, der Stadtcommandant von Thessalonich und Befehlshaber der Truppen in Illyrikum, hatte einen wunderschönen Mundschenken. Der berühmteste Wagenlenker der Stadt stellte demselben nach, um ihn zur Befriedigung widernatürlicher Wollust zu mißbrauchen. Als das Botherich zu Ohren kam, ließ er den schändlichen Menschen, um das Feuer seiner eckelhaften Leidenschaft abzukühlen, in den Kerker werfen. Während der Wagenlenker jedoch im Gefängnisse lag, kam ein Festtag heran, an welchem ein großartiges Wettrennen in Thessalonich stattfinden sollte. Diese Wettrennen mit Wagen waren damals die höchste Belustigung der größern Städte, und die Rennbahnen waren im Morgenlande eben so beliebt und besucht, wie früher das Amphitheater im heidnischen Rom. Mit Jubel und Jauchzen belohnte das Volk die Sieger in den Rennen und, wie bei den englischen Pferderennen in unsern Tagen, wurden auch damals schon auf die Siege der einzelnen oder in Parteien abgetheilten Wagenlenker große Summen gewettet. Bei dem großartigen Rennen, das in Thessalonich veranstaltet werden sollte, durfte nun der vorzüglichste Wagenlenker nicht fehlen, wenn nicht das Rennen seinen ganzen Reiz verlieren sollte. Man richtete daher an den Stadtcommandanten sowie an die übrigen kaiserlichen Behörden das Ersuchen, den Gefangenen, weil er zum Feste unbedingt nothwendig sey, in Freiheit zu setzen. Botherich glaubte aber auf das Gesuch nicht eingehen zu dürfen. Da kam die ganze Stadt vor seiner Wohnung zusammen und flehte um die Freiheit ihres Lieblings. Der deutsche Soldat blieb unerschütterlich und berief sich auf die Gerechtigkeit, deren Handhabung sein Herr und Kaiser ihm anvertraut habe. Noch einmal wurde er gebeten; aber er gab dieselbe abschlägige Antwort. Nun entflammte das Volk von Thessalonich in wildem Zorn, und es brach ein furchtbarer Aufruhr los, in welchem sich die Bürger zu den bedauerlichsten Ausbrüchen entfesselter Wuth hinreißen ließen. Botherich verlor in dem Tumult sein Leben, während andere kaiserliche Beamten gesteinigt und durch die Straßen der Stadt geschleift wurden. Doch schnell eilte die Kunde von diesen Vorfällen in den kaiserlichen Palast, und als Theodosius vernommen hatte, daß Botherich ermordet sey, und daß man die kaiserlichen Beamten, wie vor zwei Jahren in Antiochien seine eigene und die Bildsäule seiner Gemahlin, verstümmelt und geschändet durch die Straßen geschleift habe, wurde er bleich vor Zorn. — Er beschloß eine eklatante Strafe. Die Behörden halfen dazu, und um ihren Zweck recht sicher zu erreichen, wurde die Stadt in dem Wahne bestärkt, der Kaiser lasse die Milde von Antiochien auch in Thessalonich walten. Dann wurde ein großes Wettrennen veranstaltet, wozu die Einwohner der Stadt von den Behörden auf das freundlichste eingeladen wurden. Ohne die mindeste Ahnung der schrecklichen Dinge, die vorbereitet waren, gaben die Einwohner der Einladung auch Folge, aber plötzlich, als das Zeichen zum Beginne des Rennens gegeben werden sollte, sahen sie sich von bewaffneten Soldaten umringt, die alle Ausgänge besetzt hielten und ein blutiges Gemetzel anfingen. Ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes und ohne Barmherzigkeit wurden die Zuschauer hingeschlachtet."

Diese grausame Behandlung veranlaßte den heil. Ambrosius in Mailand dem Kaiser die Kirche zu verschließen und ihn zur öffentlichen Kirchenbuße zu verurtheilen, welcher sich denn auch dieser Kaiser freiwillig unterwarf, was den Verfasser zu den Schlußworten veranlaßt: „Theodosius ist groß im Purpurmantel, aber im Bußkleide erscheint er mir noch vielmal größer." Hierbei hätte der Verfasser erwägen dürfen, daß der Kaiser nicht allein aus frommer Demuth handelte, sondern auch politische Gründe hatte, die mächtige katholische Partei auf seiner Seite zu behalten.

Indem der Verfasser am Schluß der erstgenannten Flugschrift jene alte Zeit mit der heutigen vergleicht, sagt er: „Italien war es beschieden, den letzten Verräther, der die Insel entheiligte, in die Gruft sinken zu sehen. Es war der Bischof Caputo im ehemaligen Königreiche Neapel, der die Reihen seiner ehrwürdigen Brüder verließ, um, die heiligsten Schwüre brechend, die Braut Christi an ihre grimmigsten Feinde auszuliefern. Das Blut des heil. Januarius wird vor Gottes Richterstuhl sein Ankläger seyn. Aber nie mehr wird der Verräther aus dem Grabe erstehen, um seine Brüder zu betrüben und die Kirche Christi aufs Neue zu verrathen. Bischof Caputo bleibt im Grabe, das sich für lange Zeit über dem letzten Verräther geschlossen hat. Ich sehe christliche Fürsten, die, von schlimmen Rathgebern irre geleitet, gegen die Kirche Christi streiten, sie verfolgen, knechten und berauben — doch Bischof Caputo bleibt im Grabe. Ich sehe blutige Verfolgungen über die Kirche hereinbrechen. Die heidnischen Cäsaren kommen wieder aus ihren Gräbern hervor, und die Erde trinkt wieder das Blut der Martyrer — doch Bischof Caputo bleibt im Grabe. Ich sehe einen Kaiser Julian, mit der verbissenen Wuth des Abtrünnigen, den Thron besteigen und unermüdlich thätig, den Untergang der Kirche durch die Wegnahme ihrer Schulen herbeizuführen — doch Bischof Caputo bleibt im Grabe. Ich

sehe Celsus wiederkommen, mit der ganzen Wissenschaft der Neuzeit ausgerüstet, um mit Witz und blendender Gelehrsamkeit den Glauben aus den Herzen der Christen zu reißen — doch Bischof Caputo bleibt im Grabe. Ich höre das Geschrei des entmenschten Pöbels, der sich an den Qualen gemarterter Priester und zu Tode gehetzter Ordensleute weidet — doch Bischof Caputo bleibt im Grabe. Ich sehe die Kirche in die Katakomben hinuntersteigen und die Priester mit den Trümmern der Altäre in das Dunkel der Wälder flüchten — doch Bischof Caputo bleibt im Grabe. Ich sehe aber auch den endlichen Triumph der Kirche und die Bischöfe des Erdkreises auf der Festfahrt nach der Hauptstadt der Christenheit. Der Statthalter Christi zählt die Häupter seiner Hirten, und siehe da! es findet sich nicht Ein Verräther unter ihnen — Bischof Caputo blieb im Grabe. Mit Jubel und Frohlocken höre ich Kirchengeschichte der Zukunft den kommenden Geschlechtern verkünden, daß sie seit der Zeit, da Pius IX. die katholischen Bischöfe zur zwanzigsten allgemeinen Kirchenversammlung berief, von Keinem Verräther mehr zu erzählen weiß."

Der Triumph der Kirche, den der Verfasser hier voraussetzt, wird doch wohl nicht zu erreichen seyn, ehe sich die Gläubigen in der katholischen Kirche mit denen in der evangelischen vereinigt haben werden. Wer die Reformation nicht leiden will, muß sich die Revolution über den Kopf wachsen lassen und zuletzt — wird doch die Reformation triumphiren.

## Geschichte.

1. Der Rastatter Gesandtenmord. Aus den hinterlassenen Papieren vom ehemaligen Kirchenrath Zandt, herausgegeben und durch eine Beleuchtung der Mendelsohn-Bartholdy'schen Schrift eingeleitet von Professor E. Zandt. Karlsruhe, Braun, 1869.

Das Urtheil, welches wir in Nro. 25 unserer diesjährigen Blätter über die Schrift von Mendelssohn-Bartholdy gefällt haben, findet hier seine volle Bestätigung. Der Vater des Herausgebers lebte zur Zeit des Gesandtenmordes in Rastatt und hat seine Erinnerungen aufgezeichnet. Unter anderem erzählt er: „Nach einem Gerüchte hatte Graf L . . . . . . bei seiner Abreise von Rastatt seinen Bedienten, Namens George, einen gebornen Franzosen, in Rastatt zurückgelassen. Dieser sey es gewesen, der, in Szekler Husarenuniform verkleidet, die Mordthat geleitet, hauptsächlich, der die französischen Gesandten um ihre Namen und Pässe gefragt habe. — Gewiß ist, daß dieser George erst einige Tage nach dem Gesandtenmord von Rastatt abgereist ist. Ich habe ihn bei seiner Rückreise in Pforzheim an der dortigen Post gesehen. Posthalter Roth nannte mir ihn als den Bedienten des Grafen L." Unter diesem L. ist Graf Lehrbach verstanden, den schon von Lang und von Hormeyr als den Anstifter des Mordes bezeichnet haben.

Die falsche Voraussetzung des Herrn Mendelssohn-Bartholdy, nicht Szekler Husaren, sondern nur französische Emigrirte, die sich als solche verkleidet hätten, seyen die Mörder gewesen, fällt in nichts zusammen, wenn man hier liest, wie die echten Szekler Husaren, nachdem sie den ihnen befohlenen Mord vollbracht hatten, mit den geraubten Wagen der Gesandten ganz unbefangen wieder hinein nach Rastatt gefahren und sehr ungehalten gewesen seyen, als man sie bedeutete, daß sie die Wagen nicht auch als gute Beute behalten und verkaufen dürften, wie sie das ganz offen mit den Uhren und Kleidern thaten, die sie den Gesandten und ihrem Gefolge abgenommen hatten.

Die Hauptsache, die Herr Mendelssohn-Bartholdy zu vertuschen sucht, indem er gänzlich davon schweigt, war die Absicht des Grafen Lehrbach, als des damals sehr einflußreichen österreichischen Commissärs, sich derjenigen Papiere zu bemächtigen, welche die geheime Correspondenz des neuen bayrischen Kurfürsten mit der französischen Republik enthielten. Im Besitz dieser, den Kurfürsten muthmaßlich stark compromittirenden Papiere, konnte der deutsche Kaiser die Reichsacht über ihn verhängen und Bayern, was schon lange österreichischer Plan war, in Besitz nehmen. Oesterreich war damals voll Siegeshoffnung, denn der allein gefürchtete Bonaparte war in Aegypten und die andern französischen Generale flößten keine Achtung ein. Der Plan des Grafen Lehrbach entsprach also ganz der damaligen Sachlage, und er glaubte mit Recht, wenn auch durch ein Verbrechen, sich doch ein Verdienst um Oesterreich zu erwerben, indem er die französischen Gesandten ermorden ließ, um sich jener Papiere zu bemächtigen, die er auf keine andere Weise bekommen konnte. Auch drängte die Zeit. Waren die Gesandten einmal abgereist, so mußte Lehrbach für immer darauf verzichten, der Papiere habhaft zu werden.

Daß es sich um wichtige Papiere handelte, wird auch

in der vorliegenden Schrift bezeugt, wenn auch nicht gesagt ist, was man in den Papieren zu lesen hoffte. „Daß es damals Leute gab, für welche die Papiere der französischen Gesandten ein größeres Interesse darboten, als Hr. M.-B. glauben machen will, das geht schon aus der von ihm selber (S. 19 und 20) erzählten Thatsache hervor, daß am 25. April Abends, also nur 3 Tage vor dem Gesandtenmord, der mit einem Passe versehene Courier der französischen Gesandtschaft, welcher ihre Depeschen nach Plittersdorf und Seltz bringen sollte, zwischen Rastatt und Plittersdorf von k. k. Husaren gefangen genommen und mit seinen Papieren nach dem Standquartier des Obersten Barbaczy, nach Gernsbach, abgeführt wurde; daß ferner der kurmainzische Directorialgesandte Namens sämmtlicher anwesender Subdelegirten der Reichsdeputation, und auch die königl. preußische kurbrandenburgische Gesandtschaft sich vergebens, unter Berufung auf das Völkerrecht, bei dem Obersten Barbaczy für die Herausgabe des Couriers und der Depeschen verwendete; daß vielmehr Barbaczy zurückschrieb, er finde sich im Augenblick außer Stande, dem Wunsche der Gesandten befriedigende Folge zu leisten, und daß er dem preußischen Legationsrath Bernstorff mit sichtlicher ‚Laune' (soll wohl heißen ‚Verstimmung' — humeur) mündlich geantwortet haben soll, er könne und werde auf nichts antworten, sondern blos den Brief der königl. preußischen Herren Minister an die Behörde einschicken. Diese Antwort des Obersten Barbaczy ist wohl für die Beurtheilung des Vorganges mit dem Courier ziemlich bezeichnend. Denn wenn er geglaubt hätte, daß es sich dabei nur um einen Mißgriff seiner Husaren handle, so hätte er sich ohne Zweifel auch für berechtigt gehalten, die Depeschen herauszugeben, ohne zuvor bei der ‚Behörde' anzufragen. Offenbar hatte er Ursache, den Vorgang anders zu beurtheilen. Die ‚Vermuthung' liegt nun ziemlich nahe, daß der Ueberfall der Gesandten, welcher drei Tage nachher erfolgte und welchen Barbaczy nach dem eigenen Zugeständnisse des Hrn. M.-B. erwartet zu haben scheint, zu dem gleichen Zwecke, jedoch mit der Aussicht auf eine größere Ausbeute an Papieren geschah, daß er nur eine Art von Fortsetzung des Vorganges mit dem Courier war und auf die gleiche Quelle zurückzuführen seyn werde. Mit dem Courier hatten aber die Emigranten nichts zu schaffen. Wenigstens schreibt ihnen Hr. M.-B. selber diese Thatsache nicht zu."

2. Authentischer Bericht von dem an der französischen Friedensgesandtschaft in der Nähe von Rastatt verübten Meuchelmord. 1799. Unveränderter Abdruck. Karlsruhe, Bielefeld's Hofbuchhandlung. 1869.

Diese kleine Schrift erschien unmittelbar nach dem Morde und schildert die Thatsachen, ohne die Motive zu kennen. Als Hauptsache tritt hervor, daß die österreichischen Husaren die geraubten Papiere ins Standquartier nach Gernsbach abführten und die Aushändigung, ja sogar die bloße Einsicht derselben dem Rastatter Oberamt als der badischen Localbehörde verweigerten, und daß dieselben Husaren die geraubten Gegenstände ganz öffentlich in Rastatt verkauften. „Die sämmtlichen in den Wägen befindlichen Effecten und Papiere wurden von dem kaiserlich königlichen Militär auf der Wache in Verwahrsam genommen, und die Assistenz des Rastatter Oberamts bei deren Auseinandersuchung zwar requirirt, demselben aber nicht gestattet, irgend etwas zu inventarisiren oder schriftlich zu notiren. Beim Abfahren am 29sten wurden die noch vorhandenen Effecten zurückgegeben, ausdrücklich aber die Rückgabe der Papiere geweigert, weil solche in das Standquartier nach Gernsbach abgeführt werden sollten. — Das baare Geld, die Pretiosa und kleinen, aber kostbaren Effecten, welche die französischen Minister theils bei sich, theils in ihren Wagen gehabt haben, sind größtentheils geraubt, und dergleichen zum Theil auch von den zur Suite gehörigen Personen und Bedienten weggenommen worden; dagegen ist den Postillionen und Kutschern nichts genommen. Von diesen Sachen sind von den Szekler Husaren nachher Uhren, Tabaksdosen und dergleichen in Rastatt verkauft worden, ohne daß sie solches zu verheimlichen gesucht, die Summen des weggenommenen baaren Geldes ist insonderheit beträchtlich, da der Minister Bonnier allein 3000 Louisdors hatte, welche er zum Theil erst kürzlich eingewechselt und in ganz kleine Pakete vertheilt hatte, und eben so viel mag zusammengenommen auch den übrigen geraubt seyn, indem sich von Geld und Kostbarkeiten bei Wiederablieferung der Wägen nicht vieles mehr vorgefunden hat."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 65. 14. August 1869.


## Geschichte.

Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. Nach den Quellen dargestellt von Prof. Dr. G. Fr. Hertzberg. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Erster Theil 1866, zweiter Theil 1868.

Ein prächtiges Werk, von dem wir wünschen, es möchte eine weite Verbreitung finden. Es schildert nämlich die antike Welt nach der Wahrheit und nicht in dem Glanz und der obligaten Schönfärberei, in welchen unsere Schulmänner noch immer der studirenden Jugend das classische Alterthum vorzumalen pflegen. Dieser herkömmlichen Beschönigung zufolge sollten Hellas und Rom in eins verschlungen, die höchste und schönste Blüthe der Cultur bedeuten, aber grade seit der Einverleibung Griechenlands in das römische Reich ging die so hoch gepriesene griechische und römische Cultur in die tiefste und schmählichste Corruption über, welche jemals die Völker der Erde geschändet hatte. Zum traurigen Beweise, daß die höhere Cultur in Politik, Philosophie, Kunst die Menschen nicht veredelt und daß mit ihr die Völker zu Grunde gehen müssen, wenn sie sich nicht in keuscher Sitte eine naturwüchsige Kraft und in einem sittlichen und religiösen Ernste den Adel der Seele zu bewahren wissen. Die traurige Erfahrung des classischen Alterthums ist auch auf unsere moderne Cultur anwendbar, welche die Race der europäischen Völker physisch abschwächt und psychisch durch zunehmende Religions- und Sittenlosigkeit entadelt.

Die griechische und die römische Welt haben sich durch ihre unmittelbare Berührung und Verschmelzung gegenseitig geschadet und mit Lastern angesteckt, die der eine und andere schon mitbrachte, die aber durch ihre Berührung sich wie Krankheiten noch verschlimmerten. Der Grieche empfing vom Römer herzlose Grausamkeit und Blutdurst, und der früher nüchterne Römer vom Griechen Genußsucht und Verweichlichung. Rom war noch lange nicht so verdorben, als es Griechenland schon früher gewesen war. Das Verderben Griechenlands wurzelte erstens im Particularismus seiner vielen, einander hassenden und beneidenden Volksstämme und Staaten, zweitens in seiner ästhetischen Ueberfeinerung, welche zu tiefer Unsittlichkeit bis zur unnatürlichen Geschlechtervertauschung führte, drittens in einer den religiösen Ernst und das Pflichtgefühl verspottenden Philosophie. Das alles schon in den glücklichen Zeiten der Freiheit und äußern Unabhängigkeit. Nach Alexander dem Großen kam der halbasiatische Despotismus hinzu. Die griechischen Republiken wurden zu Militärmonarchien, und Künste und Wissenschaften dienten fortan nur dem Despotismus und der Wollust der Höfe. Die Religion war gänzlich entartet, und wurde durch die Apotheose erst in einen Cultus des Genius, dann in eine Vergötterung und Anbetung der noch lebenden Despoten verwandelt. Diese Anbetung widmeten die Griechen schon ihren eingebornen Tyrannen, ehe noch die römischen Eroberer, republikanische Feldherrn und später Kaiser, darauf Anspruch machten. Als aber die Römer erst Herrn von Griechenland geworden waren, mehrten sich noch die Leiden wie die Laster des griechischen Volks durch die Fremdherrschaft, durch die Barbarei und Raubgier der römischen Krieger und Beamten und durch den Servilismus des unterworfenen Volkes selbst. Griechenland hatte zwar vor allen Völkern des Alterthums Achtung genossen, weshalb ihm die Römer eine gewisse Scheinfreiheit ließen, die aber eben nur Schein war. Der achäische Bund mußte bald untergehen. Nur Athen erfreute sich noch lange und wiederholt der Gunst römischer Kaiser. Doch nur, um die Eitelkeit der letztern selbst zu befriedigen. Mit der Freiheit hatte Athen auch

alle Selbständigkeit seines Cultus, seiner Wissenschaft und Kunst verloren. Eitle Kaiser ließen in Athen neue Tempel und Paläste aufführen, in den Tempeln aber ihre eigenen Statuen aufrichten.

Wir überblicken zuerst die Uebel und Leiden, die durch die Römer über die Griechen kamen, und dann die Schädigung und Verpestung des römischen Ritter- und Bürgerthums durch die griechischen Culturaffen.

Das größte Uebel, was den Griechen durch die Römer widerfuhr, war die Zersetzung der Mittelclassen, das Verschwinden der bisherigen Mehrheit freier Bürger und Bauern mit mäßigem Wohlstand und das Aufkommen weniger übermäßig Reichen neben einer Unzahl besitzloser Proletarier und Sclaven. Arkadien, dessen ehrbare und liebenswürdige Ländlichkeit sprüchwörtlich geworden ist, hörte auf, die ideale Paysage zu seyn, verlor alle seine freien Bauernfamilien, kam in die Hände weniger Eigenthümer und wurde mit Sclaven aus den verschiedensten Ländern bevölkert, die unter der Peitsche für den Herrn arbeiten mußten. Ebenso das fruchtbare Euböa. Der Rest der freien Bauern rettete sich in die Städte, aber nur um deren Proletariat zu vermehren und sich durch die Freigelassenen mit dem fremden Sclavenvolke zu vermischen. Da man doch den Acker bauen und das Vieh ziehen mußte und dazu eine Menge Sclaven brauchte, auch der Luxus und die Prunkliebe der Reichen zahlreiche Haussclaven erforderten, gewann der Sclavenhandel eine vorher unbekannte Ausdehnung. Auf dem Markte in Delos kamen an einem einzigen Tage 10,000 Sclaven an. Nach der Zerstörung von Karthago und Korinth brachten die siegreichen Römer die Gefangenen zu hunderttausenden auf die Sclavenmärkte. Man kann sich nun denken, wie die Sitten verwilderten, indem alles Familienleben gestört oder zerstört wurde, indem hier die Eltern von den Kindern, der Mann vom Weibe gerissen wurden, um in die Ferne als Sclaven verkauft zu werden, dort die unglücklichen Sclaven beiderlei Geschlechts nicht nur der natürlichen, sondern auch der unnatürlichen Prostitution unterlagen und sich jede Infamie und Mißhandlung von ihren Herrn und deren Günstlingen gefallen lassen mußten. Der Reichthum macht überall übermüthig und brutal. Die Kinder der Reichen lernen nichts und wollen doch überall imponiren, bruskiren daher ihre Untergebenen und prahlen mit geschmacklosem Prunke. So war es schon im römischen Griechenland, in Rom selbst, wie wir es heute noch bei den meisten Geldprotzen wahrnehmen. Der Luxus veranlaßte Verschwendung, und diese begünstigte nicht nur den schändlichsten Wucher, sondern auch Erbschleicherei, Giftmischerei, Verwandtenmord, um dem Vater, der Mutter, dem Bruder so schnell als möglich das Erbe zu entreißen ꝛc.

Weitere Uebel der Römerherrschaft waren der Untergang der politischen Freiheit, die entsetzliche Abnahme der alten Frömmigkeit, an deren Stelle der niederträchtigste Servilismus, die Vergötterung der reichen und mächtigen Gebieter trat, die Herabwürdigung der Wissenschaft und Kunst zu eben diesem servilen Gebrauche. Endlich die Verwilderung der Gemüther. Die Römer hatten von jeher ein verhärtetes Herz und konnten mit kaltem Blut die größten Grausamkeiten üben. Von dieser Verhärtung wurden nun allmälig die Griechen angesteckt, und sie gewöhnten sich an viel drastischere Schauspiele, als es bisher die olympischen Spiele waren, nämlich an die blutigen Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen der Römer. Was die Griechen hinzuthaten, war nur eine Beimischung von Poesie, eine ästhetische Ausschmückung. Indem sie sich z. B. am Schauspiel einer blutigen und grausamen Hinrichtung ergötzten, mußte die Hinrichtung eine vollkommen theatralische seyn. Sowohl Lucian als Apulejus schildern dergleichen Hinrichtungen verurtheilter Weiber im Theater, wo sie mit dem wollüstigsten Raffinement nach allen möglichen vorausgegangenen Prostitutionen endlich mit der ausgesuchtesten Grausamkeit an den armen Opfern unter dem rauschenden Beifall des Publikums vollzogen wurden. Indem der Verfasser Theil 2, S. 280 diese Fälle erwähnt, hätte er auch noch eines von Strabo bezeugten Falles in Großgriechenland gedenken dürfen. Zur Zeit des Kaisers Augustus hatte sich Silurus, ein Hirt in Sicilien, an die Spitze einer großen Räuberbande gestellt und sich den Sohn des Aetna genannt. Man brachte ihn endlich gefangen nach Rom, wo seine Hinrichtung als ein großes Volksschauspiel im griechischen Geschmack behandelt wurde. Man errichtete nämlich auf dem Forum einen künstlichen Berg Aetna, auf welchem Silurus stehen mußte, bis der Berg unter ihm wich und er statt von Flammen, von reißenden Thieren verzehrt wurde. Das war derselbe Geschmack, nach welchem der erste tragische Schauspieler der Griechen bei vornehmen Mahlzeiten als Ajax auftreten mußte, um unter tragischen Zornreden mit geschwungenem Schwerte — das auf der Tafel prangende und für die Gäste hergerichtete wilde Schwein zu tranchiren.

Das Verderben des von der Natur so reich gesegneten griechischen Landes und Volkes unter der Römerherrschaft wird nun hier in zwei Bänden aufs ausführlichste geschildert. Die Hauptsache aber, auf welche der Verfasser auch häufig zurückkommt, bleibt immer die Zersetzung des Volks in die brutal herrschende

Minderheit der Reichen, und in die elende und tief verdorbene Mehrheit der Proletarier und Sclaven. An demselben Uebel litt das ganze römische Reich und ging daran zu Grunde, die Weltherrschaft kam an die Germanen nicht blos, weil sie das weitaus gesundere und kräftigere Geschlecht waren, sondern auch wegen der herkömmlichen Freiheit und Gleichheit aller deutschen Gaugenossen, von denen jeder sein Erb und Eigen hatte. Das Allod, der erbliche Grundbesitz war es, der allen edlen und freien deutschen Familien, also der weit überwiegenden Mehrheit des Volks bei einer nur geringen Anzahl von Sclaven den Wohlstand und die ehrenhafte Sitte bewahrte, die den Griechen und Römern längst verloren gegangen waren. Wir lernen daraus, wie wichtig es ist, in der Mehrheit des Volks einen mäßigen Eigenbesitz und mittlern Familienwohlstand zu erhalten, und wie verderblich es seyn würde, wenn wir fortführen, nach dem Beispiel Frankreichs unter dem Aushängeschild der Gleichheit das Capital und seine raubgierige Speculation allein zu begünstigen und den Bürger- und Bauernstand aufzulösen.

Wie Hellas durch die Römer zu Schaden kam, so nicht minder Rom durch die Griechen. Den römischen Feldherrn gefiel die griechische Wollust und Ueppigkeit, indem sie Griechenland eroberten. Sie machten große Beute und schleppten mit derselben auch Kunstwerke und Künstler, Gaukler, Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen, Lustknaben &c. mit nach Rom. Wie einst die Griechen nach Alexanders Siegen und Eroberungen die Wollüste Asiens kennen gelernt und angenommen hatten, so jetzt wieder die römischen Feldherrn und Reichen die Wollüste der Ptolemäer, Seleuciden. Mehrere römische Feldherrn und Reiche trachteten ohne Arg die der römischen weit überlegene griechische Bildung, Wissenschaft und Kunst in Rom einzuführen. Allein nur wenige Römer hatten einen wahren Gewinn davon. Die meisten begünstigten Wissenschaft und Kunst nur aus Eitelkeit, um damit zu prahlen, und das Talent der größtentheils als Sclaven oder nur als Freigelassene nach Rom übersiedelten Griechen mußte dem schlechtesten und verdorbensten Geschmack der reichen Römer dienen. Hatte Griechenland in Sokrates, Plato, Aristoteles in der That wahre und große Philosophen besessen, so waren doch die s. g. Philosophen in langem Bart und Talar, welche sich die reichen Römer neben Zwergen, Hanswursten &c. zur Ergötzung hielten und die der gnädigen Frau den Schooßhund nachtragen mußten, nur Karikaturen, und unter allen griechischen Sclaven in Rom mit Recht die am meisten verachteten.

Auch die Gunst und Gnade der Kaiser ließ die griechische Bildung in Rom zu nichts Besserem gedeihen. Der berüchtigte Kaiser Nero wollte selbst einen kunstreichen Griechen vorstellen, reiste daher durch das Reich, um sich in Concerten und auf dem Theater als Virtuose bewundern zu lassen, kam auch nach Griechenland, um den Griechen in ihrer eigenen Heimath mit seinem vermeintlichen Kunstgenie zu imponiren, stahl aber am Ende alle noch vorhandenen Kunstwerke der bessern Zeit aus Hellas hinweg und verpflanzte sie in seine Paläste nach Rom. Ungleich wohlwollender und verständiger verfuhr Kaiser Hadrian. Allein der Zeitgeist war schon zu verdorben, und wenn er auch Athen zum alten Glanze wieder zu erheben suchte, so konnte er doch den alten Geist nicht mehr wecken. Man braucht nur zu wissen, daß vor dem colossalen Tempel, den er dem olympischen Zeus bauen ließ, zahlreiche Statuen seiner eigenen Person, des Kaisers, aufgerichtet werden mußten, und daß die Athener dem Antinous, der nichts als ein schöner Lustknabe Hadrians gewesen war, einen Tempel errichteten, worin sie den Knaben als Gott anbeteten. Dasselbe geschah zu Mantinea, Korinth, Argos und unzähligen andern Orten im Reich. Es wurden so viele Antinousstatuen und Büsten verfertigt, daß sie heute noch in den Museen in großer Anzahl vorkommen. Die Griechen aber gaben in Bezug auf den Antinouscultus den Ton an, und wetteifernd besangen griechische Dichter den vergötterten Knaben.

An diese Dinge denkt man nun gewöhnlich nicht, indem man in unsern Schulen unschuldigen deutschen Knaben und Jünglingen nur eine freilich lächerliche, zugleich aber auch ruchlose Ehrfurcht vor den Griechen einzuflößen pflegt, und ihnen dieses sittlich verfaulte Volk als das allein mustergültige Ideal anpreist.

---

## Dichtkunst.

Die Lusiaden des Luis de Camoens. Deutsch in der Versart der portugiesischen Urschrift von J. J. C. Donner. Dritte vielfach verbesserte Aufl. Leipzig, Fues (R. Reisland), 1869.

Die berühmten Lusiaden erscheinen hier in der Uebersetzung des geschicktesten der gegenwärtigen deutschen Uebersetzer, in der dritten Auflage.

In der Vorrede hat er sich in Bezug auf die Form, insbesondere des Gebrauchs männlicher Reime gegen einige Anfechter vertheidigt, über den Inhalt des Gedichts aber nichts gesagt, weil er voraussetzen konnte, die gebildete Welt werde Camoens schon hinlänglich

kennen. Wir müssen inzwischen bemerken, daß eine einläßlichere Kritik des Gedichts noch auf manches hinführt, was die Literarhistoriker bisher noch nicht erwogen haben. Camoens ist ein katholischer Dichter und donnert daher in der vierten Strophe des siebenten Gesanges gewaltig gegen Deutschland, weil es sich gegen St. Peter empört habe und in „blindem Wahn“ neuer Lehre folge, anstatt sich den immer weiter vordringenden Türken entgegenzustemmen. Auch gegen England, gegen Frankreich ist er sehr erbittert, weil sie nur dynastische Interessen hegen, als Christen gegenseitig über einander herfallen und den gemeinschaftlichen Feind, den Islam, immer weiter vordringen lassen. Endlich zürnt er auch Italien

— versunken
In Bürgerkrieg, von tausend Lastern trunken.

Von Osten her kommt der Alkoran, dem schon Armenien, der Kaukasus, Griechenland und Thrakien unterworfen sind. Von dort her kommt die Gefahr, dorthin sollten aller Christen Waffen gerichtet seyn.

Unter diesem Gesichtspunkt — so muß jeder Leser meinen — kann auch der Dichter die Ausrüstung einer portugiesischen Flotte unter Vasco de Gama, die nach Ostindien segelt, nur als eine Diversion im Rücken des Islam betrachten und man erwartet nichts anderes, als daß die Erhöhung des Kreuzes auf der Küste Malabar nur einem neuen Kreuzzuge gleichkommen und weitere christliche Eroberungen von Ostindien aus über Persien und in den Rücken der Türkei motiviren soll. Allein der Leser sieht sich in einer ganz fatalen Weise getäuscht. Der Seezug der Portugiesen wird zwar, wie der Dichter sehr lebendig ausmalt, im Himmel beschlossen, aber nicht im christlichen Himmel, sondern im heidnischen, altgriechischen Olymp. Jupiter beschließt, den tapfern Stamm des Lusus, d. h. die Portugiesen, dergestalt zu ehren, daß er an Ruhm alle andern Völker übertreffen soll. Und zwar durch eine Fahrt nach Indien, welche den Ruhm der Argonautenfahrt und der Heerfahrt nach Troja noch übertreffen soll. Alle Götter stimmen zu, nur Bachus erklärt sich dagegen, weil er seinen eigenen berühmten Zug nach Indien nicht durch einen neuen übertreffen lassen will, wird aber überstimmt. Die Seefahrt des Vasco de Gama beginnt also unter den Auspicien des heidnischen Olymp und hat mit einer christlichen Mission nichts zu schaffen. Somit verlieren auch die Klagen über den Islam und die Verdammung der deutschen Protestanten alle Bedeutung in der Feder eines Dichters, der ein besserer Christ seyn will, als die Protestanten, und doch nur den antiken Göttern huldigt.

Das Gedicht aber gewinnt an welthistorischem Interesse, indem es den Beweis liefert, wie tief der romanische Neukatholicismus, welcher sich für die unveränderte Fortsetzung der Kirche des Mittelalters ausgab, durch den heidnischen Geist und Geschmack der Renaissance vergiftet und etwas ganz anderes geworden war, als die vom heil. Bonifacius und von Karl dem Großen gegründete christlich-germanische Kirche des Mittelalters. Die neukatholische Kunst kannte keinen andern Geschmack, als den der Renaissance. Das Uebergewicht des Heidnischen im Neukatholicismus erklärt sich aus dessen Abhängigkeit von der despotischen Politik der damaligen Fürsten und aus dem Uebergewicht, welches die romanische Race über die germanische zu erlangen anstrebte. Wie rasch aber diese Entwicklung stattfand, beweist Camoens, dessen Lusiaden schon ganz in die Renaissance eingetaucht sind, der ganz ungenirt christliche Helden den heidnischen Göttern huldigen läßt.

Die Portugiesen gelangten unter dem Schutz dieser Götter glücklich nach Ostindien. Wer da glaubt, der Dichter werde sich hier etwa wie Tasso im befreiten Jerusalem um das Kreuz und die Ausbreitung des Reiches Gottes bekümmern, täuscht sich sehr. Er verspottet zwar den verrückten Gottesdienst der nackten Inder, verräth aber, daß er nicht das geringste von dem tiefen Sinn und Ernst der indischen Glaubenslehre versteht. Und mit welchem Recht will er den Götzendienst der Inder tadeln, da er selbst den der Venus vor allen andern liebt? Denn, nachdem Bachus in Indien aus Neid den Portugiesen so viel als möglich zu schaden gesucht und sie zur Rückkehr genöthigt hat, ist es Venus, die sich der Seefahrer erbarmt und ihnen mitten im stillen Meer eine selige Insel herzaubert, auf der sie ausruhen und schwelgen können. Die Schilderung ist reizend genug. Ihr kleiner Amor muß unzählige Pfeile ins Meer hinabschießen und mit jedem einzelnen das Herz einer schönen Nereide treffen. Alle diese Schönen schwimmen nun herbei zur neuen Insel, baden an deren Ufern und schmücken sich zum Empfange der Portugiesen, in deren Armen sie sodann wochenlang ununterbrochen das große Fest der Venus feiern, wie es einst zu Paphos begangen wurde.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 66.** 18. August 1869.


## Sittenlehre.

Ueber Frauenbildung. Von Felix Dupanloup, Bischof von Orléans und Mitglied der Akademie. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Aschendorff, 1868.

Unsere Blätter brachten vor Kurzem das vom Bischof von Mainz herausgegebene alte Buch des Peraldus „die Pflichten des Adels“ zur Kenntniß unserer Leser und rühmten den feinen Geist und die tiefe Menschenkenntniß, die sich darin aussprechen. Das Nämliche müssen wir nun auch vom vorliegenden Werke sagen. Zwar ist es zunächst auf Frankreich berechnet, allein die französischen Moden und Sitten üben bekanntlich, zumal auf die höhern Classen in Deutschland so großen Einfluß, daß sich auch deutsche Leser und Leserinnen das treffliche Buch zu Herzen nehmen dürfen.

Es liegt in diesem Buche insofern etwas Schmeichelhaftes für uns Deutsche, als Dupanloup den französischen Damen eigentlich nur das empfiehlt, was unsere deutschen Frauen der gebildeten Mittelclasse auszeichnet, nämlich Häuslichkeit, Fleiß und Bildung. Er findet in Frankreich ungleich mehr Neigung der Frauen zur Gesellschaft, zu Vergnügungen außerhalb der Familie und zu Zerstreuung, über welchen sie die Pflichten gegen die Kinder, gegen den Gatten und gegen Gott mit mehr Leichtsinn versäumen, als dies bis jetzt noch in Deutschland der Fall zu seyn pflegt. Häusliche Arbeit, einem soliden Unterricht entsprossene Bildung und innere Sammlung, Nachdenken über sich selbst und Denken an Gott, vermißt er am meisten.

Folgende Schilderung der französischen Damen aus der vornehmern und reichern Gesellschaft entlehnte Bischof Dupanloup mit feinem Takt der Feder einer Dame.

„‚Im Allgemeinen‘, schrieb mir eine Frau der vornehmen Welt, welche ihre Lebensstellung zwingt, vielen Umgang zu haben, die sich aber ihren Pflichten mit dem vollen Verständniß derselben auf das Ernstlichste widmet — ‚im Allgemeinen weiß man Nichts, absolut Nichts. Man kann nur über Toilette, Mode, Wettrennen plaudern und sich über diese oder jene Lächerlichkeit moquiren. Eine Frau kennt alle berühmten Schauspieler und Pferde; sie weiß das Personal der Oper und des Varietéstheaters auswendig; das Wettbuch der Pferderennen ist ihr vertrauter, als die ‚Nachfolge Christi‘, im vorigen Jahre wettete sie auf ‚la Toque‘, in diesem Jahre auf ‚Vermouth‘; sie verheißt dem ‚Bois-Roussel‘ eine große Zukunft, passionirt sich für den großen ‚Derby‘, und daß ‚Fille de l'air‘ bei dem letzten Wettrennen den Sieg davon getragen hat, das scheint ihr ein nationaler Ruhm zu seyn. Sie kann uns die renommirtesten Näherinnen, die modischsten Sattler, die theuersten und berühmtesten Magazine nennen; mit Kennermiene besucht sie die Marställe des Grafen de la Grange, des Duc de Morny oder des Herrn Delamarre und wägt deren verschiedene Vorzüge ab. Aber ach! bringt man die Unterhaltung auf einen geschichtlichen oder geographischen Gegenstand, spricht man vom Mittelalter, von den Kreuzzügen, von den Institutionen Karls des Großen oder des heil. Ludwig, vergleicht man Bossuet mit Corneille, Racine mit Fenelon, spricht man die Namen Camoens' oder Dante's, Royer-Collard's, Friedrich Ozanam's, des Grafen Montalembert oder des P. Gratry aus, dann bleibt die arme Frau stumm. Sie kann sich nur mit jungen Frauen, mit leichtsinnigen jungen Leuten unterhalten. Da sie weder über Geschäfte, noch über Kunst, Politik, Ackerbau oder Wissenschaft zu sprechen versteht, so kann sie weder mit ihrem Schwiegervater, noch mit ihrem Pfarrer, noch mit irgend einem andern ernsten und gesetzten Manne

sprechen. Und doch ist es das vorzüglichste Talent einer Frau, mit Allen sprechen zu können."

Der Bischof fügt hinzu, „man bringt die Kinder so früh als möglich ‚in Pension' — wie man es nennt; man gibt ihnen einen Erzieher, wenn es ein Knabe, eine Gouvernante, wenn es ein Mädchen ist; — und das ist eine Mutter, die sich mit Herzenslust so früh als sie nur vermag des höchsten Glückes beraubt, ihrem Kinde das erste Leben der Intelligenz, das Leben der Seele zu geben, sie, die ihm das leibliche Leben gegeben hat. Das Kind kommt also in ein Colleg oder in ein Kloster; um was kümmert sich die Mutter am meisten? Daß es nicht zu viel arbeite! . . . Noch weit schlimmer ist es, wenn es einen Hofmeister oder eine Erzieherin hat. Die Mutter scheint oft die geborene Widersacherin des Einen oder der Andern zu seyn, unaufhörlich bemüht, ihnen die Kinder wieder abzunehmen, zu entziehen, Promenaden, Ausnahmen, Unterbrechungen fortwährend aufzunöthigen. Das ganze Dichten und Trachten dieser schwachen und verblendeten Mutter dreht sich um ihren Sohn; und grade so verhält es sich mit dem, was sie ‚seine Beschäftigungen' nennt; als da sind: Jagdparthien, Kränzchen von jungen Leuten, Wettrennen, Schauspiele, Seebäder, Bälle, wo sie ihm mit den Augen folgt und sich, eitel für ihren Sohn, da sie es für sich selbst nicht mehr seyn kann, an seinen Salontriumphen berauscht, die sie vielleicht eher beklagen sollte! — Und was tadelt sie alsdann an ihm? Eine nicht sehr graziöse Bewegung, ein vulgäres Wort, eine unterlassene Höflichkeit. Es kommt ihr nicht in den Sinn, ihm zu sagen: ‚Du bist für Besseres geschaffen, als für dies, fasse ein höheres Ziel ins Auge; unterrichte Dich; lerne nachdenken und überlegen, lerne die Menschen, die Dinge und Dich selbst kennen; werde ein ausgezeichneter Mann; diene Deinem Vaterlande; mache Dir einen Namen, wenn Du noch keinen hast, und hast Du einen, so mache Dich dessen würdig!' Wenige Mütter führen eine solche Sprache gegen ihre Kinder; noch weniger führen sie junge Frauen ihrem Manne gegenüber. Sie scheinen verheirathet zu seyn, um herumzuschwärmen, sich zu amüsiren und fortwährende Zerstreuungen zu suchen; das Land, die Stadt, die Bäder, die Brunnenkuren, die Wettrennen, die Bälle, die Concerte, die Besuche lassen ihnen bei Tage wie bei Nacht keinen Augenblick Ruhe. Wohl oder übel muß der Mann an diesem rastlosen Jagen von Vergnügen zu Vergnügen Theil nehmen; oft langweilt er sich, macht zuweilen seine Einwendungen dagegen — aber was thut das! Bis er dieses Joch abwirft und sich in die Clubs flüchtet, wird er nachgeben."

Indem der Verfasser den französischen Damen Unterricht und Bildung empfiehlt, bekämpft er die gegentheilige Meinung de Maistres, welcher behauptet hat, je gebildeter die Frau sey, desto weniger werde sie die Pflichten der Gattin und Mutter erfüllen. Dupanloup behauptet das Gegentheil, verwahrt sich aber ausdrücklich gegen die Blaustrümpfe und Mannweiber. Er will nicht, daß die Frauen mit den Männern im Wissen concurriren sollen, aber er beschwert sich mit Recht über die gar zu große Unwissenheit grade in der vom Glück begünstigten Damenwelt, welche alle Mittel haben, um gute Lehrer zu bekommen und deren höhere Stellung in der Gesellschaft und zu hervorragenden Männern ihnen die Bildung zur Pflicht macht. „Aber — bemerkt der Verfasser — grade in der vornehmen Welt sind die geistig strebsamen und gebildeten Frauen selten, grade dort sind sie gezwungen, ihren Werth zu verbergen. Welche sonderbare Tyrannei des Glücks! Es gewährt jenen Frauen Muße und entzieht ihnen das Recht, zur Entwicklung der Intelligenz davon Gebrauch zu machen! Euch nun, Ihr Damen der großen oder vornehmen Welt, muß man die Arbeit, die Thätigkeit predigen; den minder reichen Frauen ist im Allgemeinen eine solche Predigt weniger nöthig. In jenen bescheidenen Lebenskreisen, in denen die Arbeit die nothwendige Bedingung des Wohlergehens der Familie ist, gibt es viele ausgezeichnete Frauen. Meistens findet man in den Familien der Künstler, der Gelehrten, der Aerzte, der Advocaten, der Richter, der Professoren jene geistig strebsamen und gebildeten, jene befähigten Frauen, welche Verständniß für die Künste, ja sogar oft selbst eigentliche Talente dafür besitzen, welche äußerst unterrichtet sind, ohne daß es jemand einfällt, sie ‚gelehrte Frauen' zu nennen, weil ihre Intelligenz die Ehre, der Schatz der Familie ist, und weil sie mit Hülfe dieser Intelligenz das Wohlbehagen, den Wohlstand des Hauses und selbst jenen feinen Luxus sichern, an dem der Reichthum keinen Antheil hat und dessen Kosten allein der Geschmack der Frau deckt. Die Form der Meubles ist hübsch, ihre Anordnung geschmackvoll, die Kupferstiche erinnern an die Lieblingskunstwerke und lassen das errathen, was in dem Hause besonders geliebt und bewundert wird. Blumen, Bilder, Bücher, eine wenn auch nicht sehr umfangreiche, so doch trefflich ausgewählte Bibliothek,*) Musik, zierliche Arbeiten, Alles

*) Gewisse Frauen besitzen keine Bücher, weil sie Luxusausgaben und glänzende Einbände haben müssen. Sie betrachten die Bücher nicht als Hülfsmittel für das Studium, sondern als einen Schmuckgegenstand, welcher die sie bereits umgebende Eleganz noch etwas erhöht. So sonderbar es

verräth, daß man sich in einem Hause befindet, worin man viel daheim bleibt. Es ist keine jener kalten und prachtvollen Wohnungen, deren Herrschaft immer abwesend ist, da sie mit fieberhafter Aufregung dem Vergnügen nachjagt und die Langeweile des Daheim flieht, das nur so lange Reiz bietet, als man es meublirt, und dessen man überdrüssig ist, sobald die vergoldeten Fauteuils an ihrem Platze stehen. In jenem kleinen Gemache des dritten Stockwerks ist die Mutter von ihren Kindern umgeben. Sie erzieht sie selbst. Gott sey Dank, sie ist dazu gezwungen und wie wird sie dafür belohnt! Sie herrscht über ihre Kinder, welche die Verdienste und Opfer dieser Mutter verstehen und sie selbst lieben."

Vortrefflich ist, was der Verfasser S. 191 f. von den verlorenen Stunden sagt. Wenn es das größte Unglück für das weibliche Geschlecht in den niedern Ständen, in den vorzugsweise arbeitenden Classen ist, daß sie wegen Nahrungssorgen oft zu viel arbeiten müssen und dann froh sind, wenn sie nur schlafen können, ohne daß sie Zeit übrig behalten, ihren Geist auszubilden, oder auch nur sich innerlich zu sammeln, um an Gott zu denken, — ist es dagegen die schwerste Versündigung der vornehmen und reichen Damenwelt, daß sie, ohne Nahrungssorgen, ohne von der Last der Arbeit erdrückt zu werden, die Zeit in geist- und seelenlosem Müssiggang vertändeln. „Es ist für eine Frau — wie auch für einen Mann — unmöglich, etwas Ernstliches zu leisten, wenn man alle Tage in Gesellschaft geht, sich spät schlafen legt und spät aufsteht. Nur allzu oft wird das intellectuelle Leben dadurch getödtet, daß man am Abend zu viele Zeit der Welt schenkt und am Morgen zu viele Zeit auf den Empfang oder auf das Abstatten von Besuchen verwendet." Besonders hebt der Verfasser den hohen Werth der Morgenstunde hervor, welche die meisten Frauen nur als Langschläferinnen im Bette und dann bei der Toilette zubringen.

Da übrigens schon die Kirchenväter zur Zeit des altrömischen Kaiserthums gegen die nämlichen Uebel der damaligen reichen und vornehmen Welt vergebens gepredigt haben und erst die Völkerwanderung kommen mußte, um die Paläste der Reichen in Asche zu legen, wird auch die Pariser Gesellschaft, wenige fromme Damen ausgenommen, den weisen Rathschlägen des Bischofs von Orléans kaum Folge leisten.

---

lautet, muß ich es doch sagen, die Summe, welche eine einzige Balltoilette kostet, würde zur Anschaffung einer guten Bibliothek genügen.

## Alterthumskunde.

**Das Weihwasser im heidnischen und christlichen Cultus unter besonderer Berücksichtigung des germanischen Alterthums. Von Dr. Heino Pfannenschmid. Hannover, Hahn, 1869.**

Eine schätzbare Forschung, welche wir noch mehr schätzen würden, wenn der Verfasser eine streng objective Auffassung vorgezogen und sein Werk nicht überall mit einer gar nicht hieher gehörigen Polemik gegen die geoffenbarte Religion durchspickt hätte. Er gehört nämlich der Schule des aide toi an, die eines Gottes nicht zu bedürfen meint, weil der Mensch sich schon selber zu helfen wisse, weil die Menschheit selbst und allein das s. g. Göttliche sey. Wir erfahren hier auf eine gar seltsame Weise, was Gottes Wort sey. „Wann nun die Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesammtheit culminirt oder doch im wesentlichen zusammentrifft, ist eine Epoche in dem sittlich-religiösen Leben der Völker, ist Offenbarung Gottes im besondern Sinne vorhanden, und die mehr als gewöhnlich gotterfüllten Männer, die sie als neue Wahrheit verkünden, sind Propheten und Religionsstifter, ihr Wort ist Gottes Wort." S. 5. Christus ist nach der Meinung des Verfassers S. 193 nur eine Wundervorstellung. Jedes Volk, sagt er, mache sich sein Ideal. „Dies Ideal ist dem Entwicklungsgange der Völker, der Menschheit, stets voraufgezogen, auf den verschiedenen Hauptstationen seiner Entwicklung sich immer voller, reicher und reiner entfaltend. Auf den primitivsten Stufen erscheint dies Ideal im Mythus verhüllt, der sich regelmäßig, sofern er überhaupt sittlichen Gehalt hat, auf geeignete hervorragende Individuen herabsenkt und nun mit ihnen zu Einem Wesen höherer, göttlicher Art verschmilzt." Dieser Verschmelzungsprozeß soll schon zu Lebzeiten des Betreffenden beginnen und sich dann noch Jahrhunderte lang fortsetzen durch die bei allen Völkern sich findende Wundervorstellung.

Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser einen Fortschritt der Menschheit voraussetzt, der weit über das Christenthum hinausragt, und er hofft von der rationalen Theologie in Verbindung mit der vergleichenden Religionswissenschaft noch große Erfolge. Er hätte aber vorsichtiger in seinen Behauptungen seyn sollen. Er sagt S. 125: „Nach protestantischem Princip ist der gesegnete Gegenstand nur ein äußeres, sichtbares Zeichen, ein Sinnbild, das durch das gesprochene Gotteswort in keiner Weise hinsichtlich seiner Natur

alterirt wird, sondern bleibt, was es ist. Das Sinnbild, das Symbol, ist hier nur ein Zeichen eines in uns durch das hiebei gesprochene heilige Gotteswort (die Segensformel) gewirkten subjectiven geistigen Vorganges, den die heilige Formel selbst näher angibt, und der zu denken ist nach Analogie der Wirksamkeit des gesprochenen Wortes auf einen Andern, — ein Vorgang, der bestimmten psychologischen Gesetzen unterworfen ist." Das ist nicht wahr. Nur Zwingli und Calvin sagten „es bedeutet." Luther aber sagte: „es ist wirklich!" — Was der Verfasser behauptet, ist eigentlich nur die Darwin'sche Theorie in ihrer Anwendung auf die Theologie, denn er sagt S. 135: „Wie die christliche Kirche die weltbistorische Mission hat, die ganze Jakobsleiter des religiösen Glaubens, der zum religiösen Wissen führt, so rc."

Demnach nun legt er den heidnischen Wasserweihen auch den nämlichen Werth bei, wie den christlichen, und sieht in den letztern nur die weitere Entwicklung aus demselben Princip. So in der Taufe, sogar auch im Kelch des Abendmahls. Abgesehen von den immer wiederkehrenden Verleugnungen des Vorzugs, den das Christenthum vor allen Heidenreligionen hat, enthält das vorliegende Werk eine überaus reiche und einläßliche Darlegung aller im heidnischen Alterthum vorkommender Wasserweihen und Reinigungen mittelst des geweihten Wassers. Die Fußwaschungen gehören vorzugsweise dem Orient an, weil man dort mehr barfuß geht.

Sehr wahr ist, was der Verfasser von der Beibehaltung heidnischer Localculte in der christlichen Zeit sagt. Es war ganz natürlich, daß die christlichen Bekehrer ihr Kreuz als Siegeszeichen am liebsten an denselben Stellen aufrichteten, die vorher dem heidnischen Cultus geweiht gewesen waren. Der Verfasser macht auf die vielen heiligen Brunnen aufmerksam, die ohne Zweifel schon zur Heidenzeit Cultusstätten gewesen sind. Indem er deren S. 89 f. viele anführt, ist ihm einer der merkwürdigsten entgangen, der berühmte Blautopf bei Blaubeuren, der ein eigenes Capitel verdient hätte. Die schwäbische rauhe Alb ist eine in schiefer Richtung erfolgte Erhebung der Erdrinde und zwar einer mächtigen Kalkablagerung. Dieselbe hat sich im Westen aufgerichtet, da wo der Neckar vorüberfließt. Nach Osten hin senkt sie sich sanft zur Donau hinab. Das atmosphärische Wasser, welches in die rauhe Alb einsickert, folgt der schiefen Richtung des Gebirges von Westen nach Osten und kommt dort in mächtigen Quellen aus dem jurassischen Kalke heraus, während die steile Ostseite der Alb ärmer an Wasser ist. Mehrere Quellen auf der Ostseite bilden, sowie sie aus den Felsen heraustreten, gleich große Wasserbecken. So die Brenz bei Königsbronn, die Lauter, den merkwürdigsten und schönsten See aber die Blau bei Blaubeuren, einige Stunden von Ulm. Man nennt das große Bassin dieser Blauquelle den Blautopf, weil er wie ein runder Topf zwischen hohen und steilen Kalkfelsen liegt. Den Namen erhielt er von der wunderschönen tiefblauen Farbe des Wassers. Seine Schönheit wird noch erhöht durch die zauberische Klarheit seiner Spiegelung. Das ganze Thal von Blaubeuren ist von phantastischen Felsenzacken umgeben. Da nun die Christen nach der Bekehrung des Landes hier eine Kapelle Johannes des Täufers errichteten, welche heute noch, obgleich Stadt und Umgegend längst protestantisch sind, von vielen katholischen Wallfahrern besucht sind, liegt die Vermuthung nahe, daß der christliche Taufcultus hier nur an die Stelle einer ältern heidnischen Wasserweihung getreten ist. Denn die Heiden pflegten an Wasserfällen, an eigenthümlich schönen Quellen, durch Naturschönheiten ausgezeichneten Flußufern die Gottheiten und Dämonen des Wassers anzubeten, ihr heiliges und wunderthätiges Wasser zu schöpfen und Opfer zu bringen.

Der Verfasser glaubt S. 129, wenn christliche Priester das Wasser geweiht und dadurch in wirksames Weihwasser, Taufwasser rc. verwandelt hätten, sey es geschehen, um die im Wasser wohnenden und früher von den Heiden verehrten Dämonen daraus zu verbannen. Ohne Zweifel hat ein solcher Exorcismus stattgefunden, allein die Hauptsache bei der christlichen Einsegnung des Wassers ist nicht von negativer, sondern von positiver Art, ein Einhauchen des über den Wassern schwebenden heil. Geistes, keine bloße Reinigung vom Bösen, sondern Inficirung mit etwas Höherem. Der Volksglauben faßte das als eine Verwandlung des Wassers in Wein auf, welche jedesmal in der heiligen Stunde der Christnacht erfolgen soll, in welcher der Heiland geboren wurde.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 67. 21. August 1869.

## Schweizer Reisen.

Wanderstudien aus der Schweiz. Von Professor Eduard Osenbrüggen. Zweiter Band. Schaffhausen, Hurter, 1869.

Wir haben schon den ersten Band dieses Werks unsern Lesern empfohlen. Auch der zweite hat einen reichen Inhalt. Als Mitglied des schweizerischen Alpenclubs hat der Verfasser nicht nur selbst viele Touren durch die Schweiz gemacht, sondern charakterisirt hier auch die Leistungen des gedachten Clubs und theilt interessante Bruchstücke aus alten Reisebeschreibungen mit.

Der vorliegende Band enthält acht Tableaux. Erstens eine Schilderung aus dem Glarnerlande und insbesondere des Bades Stachelberg. Zweitens eine reizende Beschreibung des reizenden Muotathals. „Man gelangt in bequemer Weise von Schwyz aus auf der neuen Straße an den Hauptpunkt der Felsenschlucht, welche um so mehr imponirt, da man noch so eben in dem warmen, üppiggrünen Thale sich bewegt hat. Wie mit einem Schlage ist die Welt verändert und die Welt scheint hier ein Ende zu haben, denn hohe Felswände versperren alle Aussicht vor uns und man sieht nicht, wo die Straße hinaufführen kann. Man hat diese Localität den Schöllenen an der Gotthardsstraße verglichen, aber der Vergleich paßt doch nur halb. Zwar starren Felswände in bizarren Formen umher und tief unten rauscht die Muota, aber wenn man über die sichere steinerne Brüstung hinabschaut, so wird das Wilde der Gegend, wie es nicht bei den Schöllenen der Fall ist, gemildert durch herrliches Laubgrün und eine schon alpine Flora. Weiterhin ziehen bald die stets wechselnden Formen der Felsen das Auge an, bald werden die grünen Matten mit Hütten weit hinauf häufiger. Die Straße durchschneidet den kühlen Kapuzinerwald, und wenn man tiefer in denselben hineinblickt, so gleichen uralte Tannen graubärtigen Kapuzinern, welche in ihrem Forst ewige Wacht stehen. Aber das Laubholz hört hier noch nicht auf, sondern erstreckt sich noch den Pragel hinan."

Nicht blos die Naturreize ziehen in diesem abgelegenen Thale an, sondern auch die Bevölkerung mit ihren zum Theil sehr alterthümlichen Sitten. „Dem Muotathal eigenthümlich ist ein großes Fastnachtsspiel, das Moosfahren oder Aufsmoosfahren, ein Gemisch von Heidenthum und Christenthum, das endlich auf den Sieg des letztern über das erstere ausläuft. Wegen der großen Zurüstungen wird das Fest nicht mehr alle Jahre, sondern periodisch nach 5—10 Jahren gefeiert. Die Hauptacteurs sind der Gott Bacchus, welcher vielfach als der Götzenpfaff titulirt wird, mit seinem Trabanten, dem Hanswurst, und der Bußprediger. Die Eröffnung des Dramas findet statt auf einem Platze nahe beim Schützenhause, wo eine Bühne errichtet ist. Nachdem das Volk durch Trommel und Trompete gerufen ist, tritt der Bußprediger auf und verkündet sich als Lehrer der Wahrheit und Tugend. Er sey auf einer Reise in das Thal gekommen und habe eine Volksmenge umherirren gesehen, die ihm auf dem Wege des Untergangs zu wandern scheine. Unvermerkt ist der Hanswurst auf die Bühne und hinter den Rücken des Bußpredigers gekommen, macht allerlei Grimassen und Figuren ꝛc." Er verführt das Volk zum Bacchusdienst. Nun wird der Götze gebracht, verhüllt auf einem Sessel. Hanswurst deckt ihn auf und alles verehrt ihn. „Bacchus ist Herr der Situation, das Volk kommt in einen wilden Taumel, es wird getrunken und auch getanzt. Der Zug bewegt sich zum Kloster hin. Da nimmt aber der Bußprediger wieder das Wort und entfaltet die volle Kraft einer Bußpredigt, die dadurch

verstärkt wird, daß Bacchus wie vom Schlage getroffen umstürzt. Früher machte man den Schluß auch wohl noch dramatischer: der Teufel holte den Bacchus und fuhr mit ihm in die Hölle.“ Durch dieses Muotathal zog auch einst Suwarow mit seinen Russen, wovon hier mancherlei erzählt wird. Noch mehr aber ziehen uns Genrebilder aus dem Volksleben an, wie folgendes: „Als ich Morschach erreichte, war die Kirchenfeier des zweiten Pfingsttages schon dem Ende nach, Orgelpfeifen strömten aus der offenen Hauptthür des Kirchleins in die herrliche Landschaft und zogen mich mit magischer Gewalt heran. Es war kein Mangel an Andacht, als ich vor der Kirchenthür stand, daß ich nicht blos in die Kirche blickte, sondern auch über das Landschaftsbild bis zum vielbuchtigen See hinab; die Landschaft mit den vieltausendjährigen Gebirgsmauern war ja auch ein Tempel Gottes. Als die hellen Glöcklein das Finale der Feier ankündigten und zuerst die Frauen und Mädchen, dann die Männer und Knaben aus dem Portal heraustraten, konnte ich nicht umhin, mir den schon oft gemachten Vergleich einer kleinen Dorfkirchengemeinde und einer großstädtischen Genossenschaft der Art zu wiederholen. Da wurde ich noch hingezogen zu einer Schlußandacht mancher Frauen und Mädchen an den Gräbern umher. Dort kniete eine Mutter mit ihrem kleinen Töchterchen. Ich brauchte nicht zu fragen, wer in dem Grabe geborgen sey. Dort beugte sich die Jungfrau über einen mit Blumen geschmückten Hügel; ein langes stilles Gebet schien ein schmerzerfülltes Herz zu beruhigen. Als aber der vorüberschreitende Pfarrer anhielt und ihr einen besondern Segensspruch gab, da stürzten die Thränen aus ihren Augen. Ich eilte fort, denn es wäre grausam gewesen, eine solche Andacht zu belauschen.“

Das vierte Tableau charakterisirt verschiedene kleine Schweizerstädte, besonders im Aargau, wo deren viele noch bei einander liegen. Am ausführlichsten wird von dem kleinen Städtchen Bremgarten gesprochen, dessen Weichbild so reich ist, daß jeder Bürger, anstatt steuern zu müssen, jährlich etwa 200 Franken herausbekommt. Referent fand im Jahr 1820 die ganze Bürgerschaft hier noch in Puder und Zöpfen und noch jetzt, nach fünfzig Jahren, erzählt der Verfasser des vorliegenden Bandes allerlei Lustiges vom dortigen Spießbürgerthum, z. B.: „Vor einigen Jahren kamen zwei Bremgartner nach Paris. Gleich nach ihrer Ankunft war eine große militärische Revue, die nicht versäumt werden durfte. Um das neue Schauspiel ganz zu genießen, drängten sie sich weit vor. Da kam aber ein Gensdarm und rief dem Vordersten zu: ‚Prenez garde, bougre!‘ ‚Nei aber,‘ sagte der Angerufene zu seinem Mitbürger, wie weiſt'd dä scho, daß mir bremgartner Burger sind. Während Spießbürger im Allgemeinen als gutmüthig gelten, haben die Bremgartner im Jahre 1868 gezeigt, daß sie auch boshaft seyn können. Es war ein Deutscher als Organist und Musiklehrer mit einem Jahresgehalt von 3000 Fr. angestellt, und der Mann ließ es sich sehr angelegen seyn, das musikalische Leben des Städtchens zu reformiren. Er brachte classische alte Kirchenmusik in die Kirche, aber das ging über die Capacität der Bürger, mit denen es der Musiker auch dadurch verdorben hatte, daß er überhaupt wenig Rücksicht auf ihre Eigenthümlichkeit nahm. Sie fanden heraus, sein Orgelspiel sey nicht gutkatholisch, sondern jüdisch oder wohl gar ‚lutherisch‘. Es entbrannte in Bremgarten ein heißer Kampf, denn der Musiker fand auch Freunde und Beschützer in einigen jüngern Männern, welche schon vordem sich zu der übeln Gewohnheit geneigt hatten, am Bürgerzopf zu zupfen. Einmal wurden dem Organisten die Schlüssel zu seiner Orgel entwendet, ein anderes Mal fand er die Thüre der Orgel vernagelt. Der Kampf wurde noch heißer, als er in die Zeitungen überging. Endlich unterlag aber doch der Musiker und ließ sich, obgleich ihm eine lebenslängliche Anstellung zugesichert war, mit einer Summe von 1000 Fr. abfinden.“

„Im vorigen Jahrhundert hatte das kleine Bremgarten eine so groß angelegte Stadtverfassung, daß sie für eine zehnmal größere Stadt ausgereicht hätte. Der kleine Rath von 12 Mitgliedern hatte an seiner Spitze zwei Schultheiße, welche alljährlich im Amte wechselten. Der Eine war der regierende, der Andere der stillstehende Schultheiß, aber auch dieser hatte bestimmte Geschäfte. Auf die Rathsherren waren verschiedene Aemter vertheilt. Es gab ein Bau-, Spitalmeister-, Kirchmeyer-, Siechenpfleg-, Korn und Kasten-, Hofherrn-, Seckelmeister- und Ungeltner-Amt. Der große Rath hatte 40 Mitglieder und als Haupt einen Schultheiß. Wenn beide Räthe sich zugleich versammelten, hatte dieser Schultheiß Vorsitz und Umfrage. Im großen Rath gab es ebenfalls besondere Aemter, und natürlich fehlte so wenig ein Stadtschreiber als ein Großweibel, an den sich die gemeinen Weibel anreihten. Wer in jener schönen Zeit von den volljährigen Bürgern nicht grade blödsinnig war, dem konnte es bei der allgemeinen Regimentsfähigkeit nicht fehlen, Würde und Titel zu haben; fast alle Bürger waren distinguirt, denn wenn auch jemand von einem Amte abtrat, so behielt er doch nach der auch jetzt noch in der Schweiz bestehenden Sitte den Titel, z. B. Alt-Seckelmeister,

und die Frauen ließen sich natürlich solche Titel, wie Frau Alt-Seckelmeisterin, Alt-Spitalmeisterin auch nicht nehmen.“ Eben so viele städtische Beamte hatte das noch viel kleinere Städtchen Mellingen in der Nachbarschaft. Wenn man zum Thor dieses Städtchens hereinkommt, sieht man grade vor sich und ganz nahe schon wieder das entgegengesetzte Thor, durch welches man zur Stadt hinaus fährt. Der Verfasser contrastirt mit diesem alten Städtchen das durch seine Strohflechterei reich gewordene Dorf Wohlen mit seinen modernen Häusern.

Von dem aargauischen Städtchen Lenzburg wird ein Schildbürgerstückchen erzählt, was noch im Jahre 1865 vorgekommen ist. Ein Neger ließ sich nämlich hier mit seinen Herkuleskünsten für Geld sehen. Er nannte sich Janetti und wollte als französischer Bürger angesehen seyn. Man bewunderte seine Kunst, aber „ein methodischer Stündler äußerte, der Janetti sey viel schwärzer als ein Mohr, er sey der leibhaftige T., den die Engländer galant the black gentleman nennen. Anders aber dachte eines Rathsherrn Frau, die den Menschen bei heller Sonnenbeleuchtung von der Seite gesehen hatte. Sie galt für eine kluge Frau, sie war ja vom Rath, und bald fand ihre Ansicht in ganz Lenzburg Glauben, der angebliche Neger sey nur mit Brasilienholz gefärbt. Das erschien nun als ein Hohn auf die Bürgerschaft, als wenn diese nicht unterscheiden könne, ob etwas in der Wolle oder nur im Stück gefärbt sey, und man verlangte von der Polizei, daß ein Exempel statuirt werde. Darauf versteht sich die Polizei überall, und so auch in Lenzburg. Das Publikum jubelte, daß dem Mohr der Pelz gewaschen werden solle.“ Er wurde wirklich mit Gewalt gewaschen, und da er schwarz blieb, ließ die Polizei aus der Apotheke die schärfsten Säuren holen. „Eins nach dem andern wurde auf die Haut des nackten Negers applicirt, ohne Erfolg, da kam das giftige Cyan-Kali an die Reihe, der letzte Grad der Folter wurde versucht, aber der Neger war so hartnäckig, schwarz zu bleiben. Da wurde der Polizei sehr schwach zu Muthe, aber sie vergaß ihre Würde nicht und sagte: Der Mohr hat seine Pflicht gethan, der Mohr kann gehen! Allein so dachte der Mohr nicht. Er berief sich auf seine französische Unterthanenschaft und drohte, aus der Mißhandlung durch seinen Gesandten in Bern einen Casus belli zu machen. Glücklicherweise hatte aber Kaiser Napoleon vollauf mit Mexiko zu thun und die Lenzburger thaten auch ihr Möglichstes, um den Janetti zu beschwichtigen.“

Viertens erhalten wir ein Gemälde des Münsterthals in Graubündten und Bormios. Auch hier findet sich noch merkwürdig viel Alterthümliches. „In volkswirthschaftlicher Beziehung verdient es Beachtung, daß im Münsterthal das Tauschgeschäft als ursprüngliche Grundlage des Kaufgeschäfts und anderer Geschäftsobligationen noch recht sichtbar ist. Am Martinitage kommen die Vorsteher der Gemeinden in St. Maria zusammen und bestimmen die Preise für Roggen, Gerste, Wein, Schnaps, Leder ꝛc., und nach dieser Fixirung kann man dann seine Schuld an Handwerker, Wirthe ꝛc. und andere Schulden, wie sie im gewöhnlichen täglichen Verkehr contrahirt werden, entweder in Geld oder in solchen Sachen abtragen. Es weist das auf eine Zeit zurück, in welcher noch nicht viel baares Geld in dem abgelegenen Thale cursirte. In Zusammenhang damit steht, daß der Hirt, welcher lange Zeit auf dem Berge bleibt, für die Hut des ihm anvertrauten Viehes kein Geld bekommt, sondern eine Quantität Gerste, Mehl, und Schmalz. Der Dorfhirt, welcher am Morgen mit den Rindern und besonders den Ziegen auszieht, am Abend heimkehrt, erhält auch keinen Lohn in Geld, sondern zu bestimmten Zeiten für eine Kuh vier Brode, für zwei Ziegen einen Tag Speisung. Am Johanni-Abend hat die Dorfjugend das Recht, die heimkehrenden Ziegen zu melken. In das volkswirthschaftliche Gebiet gehört auch noch, daß jeder mit vollkommener Freiheit sein eigener Metzger und Bäcker ist.“ Ueber die berühmten Bäder von Bormio sind in den letzten Jahren mehrere Werke erschienen.

Im fünften Gemälde sehen wir die alte Kyburg über die Wälder der Juraausläufe herüberragen und wird uns von ihr manches historisch Interessante und eine schauerliche Sage mitgetheilt.

Im sechsten Gemälde finden wir reizende Genrebilder von Pfarrern im Gebirge, wie dieselben mit Lebensgefahr ihres Amtes warten und bei Nacht und Nebel auf den steilsten Wegen zu Sterbenden oder Verunglückten emporsteigen müssen. Bei der Zerstreutheit der Alpenwohnungen kann der Pfarrer, wenn er die Runde macht, nicht immer an demselben Tage heimkommen. „Hat der Pfarrer seine Predigt in der Filialkirche gehalten, so wird er in einem Hause gastlich bewirthet, wie es die Umstände der Aelpler erlauben. Wenn die Tage kurz sind, muß er über Nacht oben bleiben, und es besteht für seine Beherbergung eine Reihenfolge der Wohnungen, die sich für einen solchen Herrn eignen. Es freut sich aber jede Familie, welcher die Ehre des Einlagers zu Theil wird. Gewöhnlich schlafen alle Hausgenossen, Männlein und Fräulein, in einem Raum und auch der Pfarrer erhält hier seine Lagerstatt. Während er noch mit dem Hauswirth im

eifrigen Gespräch ist, sind schon die Frau und die Mädchen verschwunden und haben ihre Betten gesucht. Der Pfarrer und der Hausherr folgen nach, aber ohne Licht, denn es ist die Sitte des Hauses, daß die Männer ihr Lager im Dunkeln finden müssen, und durch Uebung wird auch diese Kunst erlernt. Wenn die beiden Männer sich gelegt haben, bittet noch eine Stimme aus der Region der Frauen, die anscheinend schon alle im tiefen Schlaf waren: Herr Pfarrer, noch ein Abendgebet! Nachdem der würdige Herr diese letzte Tagesaufgabe seines geistlichen Amtes feierlich erfüllt hat, schlafen bald alle den Schlaf der Gerechten. Am folgenden Morgen ist der Hauswirth schon sehr früh zu seinem Vieh gegangen, das weibliche Personal ist auch vor Tagesanbruch in aller Stille aus dem Schlafraum verschwunden; als der Morgen graut, erwacht der Pfarrer, kleidet sich rasch an und begibt sich in das Wohnzimmer, wo die Wirthin seine Morgensuppe bereit hat." Oft kehren die Reisenden auf hohen Alpen im Pfarrhause ein und finden dort gewöhnlich eine liebenswürdige Gastfreundschaft.

Siebentens erhalten wir Nachrichten über den schweizerischen Alpenclub, der übrigens selber alle Jahre von 1864 an ein Jahrbuch herausgibt und bereits Ausgezeichnetes zur näheren Erforschung der bisher noch weniger untersuchten Theile der Alpenwelt geleistet hat.

Achtens werden ältere Reisen durch die Schweiz von Hagenbuch 1727, von Geßner 1730, von Köchli 1751 2c. charakterisirt. Dabei macht der Verfasser die Bemerkung, daß auch damals noch, wie im ganzen Mittelalter, und selbst im classischen Alterthum, den Reisenden der Sinn für die Schönheit und die Erhabenheit der Natur fehlte; nur bei wenigen Dichtern blickt dieser Sinn durch. „Wir erkennen daraus, wofür es freilich der Belege genug gibt, daß vor 100 Jahren die Menschen, welche als Reisende sich schon in das Gebirge wagten, es doch nur thaten, um andere Reiseziele zu erreichen, für die gewaltigen Naturscenen inmitten der Gebirgswelt, für die unbezwungene wilde Gebirgsnatur in ihren phantastisch großartigen Formen aber noch nicht das rechte Auge hatten. Eine solche Wanderung war Mittel, nicht auch Zweck. Der Wasserfall imponirt zwar, und es ist schön, von der Bergesspitze in das Thal hinabzuschauen, aber die Großartigkeit der Alpenwelt im Einzelnen zu erkennen und zu würdigen, und darnach sich ein Gesammtbild zu formen, das verstanden auch diejenigen noch nicht, welche sich doch nicht begnügten, die hohen Berge von unten anzuschauen. G. Studer sagt in seinem schönen Werke ‚Ueber Eis und Schnee' sehr richtig, mit der genauern Kenntniß der Topographie der Alpen habe auch der Geist der Forschung und die Liebe zu den erhabenen Naturscenen, welche die Alpenwelt biete, in sich steigerndem Maaße zugenommen. Aber man kann den Satz auch umkehren. Mit dieser erwachten Liebe steigerte sich erst die Kenntniß, so daß eine Wechselwirkung stattfand, und diese nicht blinde Liebe war ein Ausdruck eines erhöhten Geistes- und Gefühlslebens, das auch im weitern Kreise der schönen Literatur seine herrlichsten Blüthen trieb."

Die Bemerkung ist interessant und es ließe sich noch mehr daran anknüpfen. Indem die ästhetische Auffassung der Natur begann, machte sich die Seele das Naturganze objectiv, da sie bisher mit ihr zu eng verbunden gewesen war, um sie sich so objectiv machen zu können. Es war ohne Zweifel ein Fortschritt, aber auf Kosten eines frühern Besitzthums. Heute noch besitzt der Wilde, aber auch noch die ungebildete Classe in Europa, indem der Sinn für die Naturschönheiten noch nicht bei ihnen erwacht ist, den vollen Genuß der Natur in einer andern Beziehung, die nichts mit der Aesthetik zu schaffen hat.

---

## Volkssagen und Aberglauben.

Reste des Heidenglaubens in Sagen und Gebräuchen des niederösterreichischen Volks. Von Prof. Landsteiner. Krems, Pamer, 1869.

Diese schätzbaren Beiträge zur Kunde des altdeutschen Heidenglaubens sind leider durchspickt mit Erklärungsversuchen. Es wäre besser, der Sammler hätte einfach den noch herrschenden Aberglauben in Niederösterreich mitgetheilt. Mit seinen Erklärungen aus der indischen Brahmanenreligion ist nichts anzufangen und noch weniger mit den Erklärungen, die er den lächerlichen Büchern des Herrn Schwarz nachbetet, der in der Mythologie aller Völker alles und jedes blos als Symbol und Allegorie von Blitzen, Donnern, Wolken und Regen erklärt. Die Erforschung vaterländischer Alterthümer wird durch solche unnatürliche Erklärungsversuche nur getrübt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 68. 25. August 1869.

## Neuestes über Rußland.

Rußland und Europa von Henri Martin. Uebersetzt und eingeleitet von Gottfried Kinkel, Hannover, Rümpler, 1869.

Der französische Autor stützt sich auf den polnischen Professor Duchinski und dessen Behauptung, die Moskowiter seyen nur durch Mißverstand für Slaven erklärt worden, da sie im Gegentheil finnischer Abstammung seyen und die slavische Sprache nur angenommen hätten, nachdem Rurik, der Scandinavier, mit den Slaven in Kiew zugleich auch die Finnen in der Gegend des später erst gegründeten Moskau unterjocht hätte. Der Name Rußland kommt von Rurik und den Scandinaviern her und ist ursprünglich gar nicht slavisch. Die russische Politik, heißt es weiter, habe widerrechtlich die slavische Abstammung und den russischen Namen usurpirt, um alle Slavenländer als Rußland zugehörig betrachten zu können. Deshalb habe Peter der Große zuerst den Titel eines Selbstherrschers aller Reußen angenommen, und hätten die Gelehrten fabeln müssen, das alte Volk der Roxolanen sey ein slavisches Volk, das Stammvolk der Russen gewesen.

Diesen Geschichtsverfälschungen gegenüber hat nun zuerst Duchinski geltend zu machen gesucht, die Moskowiter unterscheiden sich, obgleich sie die slavische Sprache angenommen haben, doch als ein finnisches Volk, körperlich und geistig aufs bestimmteste von den Slaven. Zwischen beiden walte der uralte Gegensatz von Iran und Turan. Wie die Iranier oder alten Perser, so gehörten auch die Slaven der edlen arischen Völkerfamilie an, während die Moskowiter als Finnen zur turanischen Völkerfamilie gehörten, deren Hauptmasse die Mongolen und Chinesen bilden. Die Slaven seyen eben so bestimmt eine edle Race, wie die Germanen und Romanen und durchaus Europäer, während die Moskowiter eben so gewiß Asiaten seyen.

Wir lesen hier S. 112: „Der Slave, und so im Allgemeinen der Europäer, ist Ackerbauer und hängt am Boden; er hat das starke Gefühl für den Grundbesitz wie für die Familie. Der Moskowiter, und so im Allgemeinen der Tartar, der Nordasiate, ist in seinen Neigungen zugleich Nomade und Communist. Das Dorf des Slaven von reiner Race und das Dorf des Moskowiters stellen den vollständigsten Gegensatz dar. Bei den echten Slaven sind Wohnungen und Felder abgetrennt; der Grundbesitz, auch wenn er an Frohndienst geknüpft ist, hat in sich die Tendenz der Stabilität, der Vererbung in der Familie des Bauern; der junge Mensch wächst heran, heirathet, richtet seinen eigenen Hausstand ein und bildet selbst einen Familienstamm. Noch heute sollen sich Spuren dieses nicht auszurottenden europäischen Geistes bis Nowgorod und Pleskof, in das alte Slovenien hinein finden, das doch seit Jahrhunderten vom Moskowiterthum verschlungen ist. Noch lassen die Reste des Slavenblutes sich neben den Dörfern der fremden Race erkennen. Letztere unterscheidet man an den zusammengehäuften Wohnstätten, an der Herrschaft des Communismus, wo das Land bei jeder Volkszählung neu vertheilt wird und die Commune oft nicht die Geduld hat, den Census abzuwarten, um die Vertheilung zu erneuern. In der moskowitischen Gesellschaftsbildung ist die Persönlichkeit nichts, das Band der Familie schwach; an den Boden ist der Mensch durch gar nichts geknüpft, die ‚Horde' befindet sich eigentlich immer im Zeltlager. So sanft und gastfreundlich der Moskowiter an seinem Herde ist, einmal unter den Waffen und in den Krieg geschleudert, muß er durch eine eiserne Disciplin gezähmt, darf nie sich selber überlassen werden, sonst erwacht in ihm ein Instinct der Zerstörung, den in diesem Grade man nirgendwo

sonst als bei den tartarischen Racen antrifft. Menschen und Dinge, alles muß verschwinden, die Wüste soll herrschen. Den Boden selber würden sie zerstören, wenn's anginge. Wird dieser Instinkt überreizt, so macht er nach unten zu wilden Bestien; nach oben, unter der Maske falscher Cultur und mit der materiellen Civilisation Peters und Katharina's, schafft er Ungeheuer."

Es wird besonders hervorgehoben, daß die Moskowiter gar kein ritterliches Ehrgefühl und überhaupt nur ein schwaches moralisches Gefühl haben, was sie auffallend von den Europäern unterscheide, obgleich ihr Adel die innere Barbarei äußerlich europäisch übersirnisse. „Manchmal fällt die civilisirte Larve ab, und die tartarische Physiognomie blitzt in Anfällen einer wilden Begeisterung auf, wie jene Toaste auf das eingefleischte Schlachten und Verwüsten, jene Hurrahs für Murawief, die mitten zwischen seltsamen liberalen und humanitären Parodien von einem Ende des Reichs zum andern ausbrachen. Schlachten und Verwüsten, das ist noch nicht einmal der wahre Stempel der moskowitischen ‚Repression', sondern es ist der systematische Angriff auf die Familie, sey es in der gewaltsamen Trennung der Kinder von den Müttern oder in der Beschimpfung weiblicher Zucht und Würde. Denke man nur an Murawief's Ordonnanzen! Es handelt sich hier nicht um die Brutalitäten einer betrunkenen Soldateska, um die einzelne That eines Militärchefs, der, wie das auch sonst vorgekommen ist, dafür vor Europa am Schandpfahl stehen bleibt; nein, es ist ein berechnetes Mittel der Schreckensherrschaft, eine Regierungsmaßregel, ein politisches System; die einen führen es aus, die andern, das ganze Volksthum, billigen es und übernehmen eine Solidarität, vor der vielleicht selbst ein Nikolas zurückgeschreckt wäre. Das ist der Punkt, wo sie Europa wahrhaft herausfordern."

Schon Schnitzler hat von den Russen gesagt: „Das Gefühl der Einheit in der Nation, in der Gemeinde und in der Familie ist die Grundlage des russischen Nationallebens. Alle Besonderheiten des Volks laufen auf diese Einheit aus, so wie alles Eigenthum, besonders das des Bodens. Kein Mensch in Rußland hat wahrhaftes Eigenthum, außer die Nation und ihr Vertreter, der Czaar. Alles Uebrige, z. B. das Eigenthum der Gemeinden, Familien u. s. w., ist nur ein auf Zeit übertragener Besitz, der nicht auf dem Grundsatz der Stabilität beruht. In allen Epochen und in allen Lebensverhältnissen sieht man, daß die Gütergemeinschaft das Fundamentalprincip der russischen Gesellschaft ist. . . . Etwas Leichtes und Bewegliches liegt im Nationalcharakter der Russen. Bei ihnen gibt es nirgendwo eine feste Form. Der Russe liebt die Regelmäßigkeit nicht . . . er verlangt in allen Beziehungen die vollkommenste Freiheit. Er will sich die Möglichkeit bewahren, daheim zu bleiben oder aus dem Lande zu gehen, wie es ihm gefällt. . . . In seiner Familie und seinem ganzen häuslichen Leben kennt er keine bestimmten und festen Beziehungen, nicht einmal zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau. . . . Andrerseits will er, außer seiner Sphäre, keine Freiheit. Er ist gern regiert; er liebt die Auctorität des Vaters oder des Familienhauptes, des Starosta, des Czaaren, und oft selbst die seines Grundherrn und Meisters. Er würde einen solchen Zustand der Unterordnung aufsuchen, wenn er sich nicht schon in demselben befände. Er ist nicht mißvergnügt darüber, wenn man ihn ein wenig unterdrückt; der Druck erweckt seine Fähigkeiten und treibt ihn, die List zu Hülfe zu nehmen, um ungerechter Behandlung zu entgehen; er verlangt Festigkeit und selbst Strenge von seinen Obern. Gleichwohl will er nicht durch feststehende Gesetze, noch durch todte Constitutionen regiert seyn: er liebt das menschlich Willkürliche; er will eine persönliche Regierung, und zwar eine, die weder durch geschriebene Gesetze, noch durch Stände beschränkt ist."

Daraus folgert nun der französische Verfasser die Tendenz des Czaarenthums zur Weltherrschaft. In der russischen Politik lebt die der asiatischen Weltreiche noch immer fort und Rußlands Eroberungssucht kennt keine Grenzen, worin eine große Gefahr für Europa liegt. Das ist auch in dem berühmten politischen Testament Peters des Großen anerkannt, wie folgende Paragraphen beweisen: „3. Einmischung in alle Angelegenheiten und Zwistigkeiten Europas und besonders in diejenigen Deutschlands, das, weil näher gelegen, für uns am wichtigsten ist.

4. Polen entzweien, es in Uneinigkeit erhalten, indem man die Eifersucht der Parteien nährt und die dortigen Machthaber mit Geld erkauft; die Landtage sind zu beeinflussen, zu bestechen, um die Wahl der Könige in der Hand zu haben und seine Anhänger wählen zu lassen und schützen zu dürfen, indem man moskowitische Truppen einrücken und so lange dort stehen läßt, bis sich die Gelegenheit bietet, ganz dort zu bleiben. Wenn die andern Mächte Schwierigkeiten machen, sie vor der Hand durch Zerstückelung des Landes befriedigen, bis man das ihnen Ueberlassene wieder zurücknehmen kann.

5. Schweden ist so viel als möglich zu verkleinern und zu einem Angriff zu reizen, um den Vorwand zur völligen Unterjochung zu gewinnen. Zu diesem Zweck

muß es von Dänemark, und Dänemark von Schweden isolirt werden, indem man ihre Nebenbuhlerschaft sorgfältig nährt.

6. Die Gemahlinnen der russischen Großfürsten sind stets aus der Zahl deutscher Prinzessinnen zu wählen, um sich den in Deutschland regierenden Häusern zu verbinden und mit deren Interesse und durch Vermehrung des russischen Einflusses in Deutschland letzteres freiwillig an unsere Sache zu knüpfen."

8. Es gilt, sich ohne Unterlaß nach Norden die Ostsee entlang, und nach Süden das schwarze Meer entlang auszubreiten.

9. Wir müssen uns so viel als möglich Constantinopel und Indien nähern. Wer dort regiert, wird der wahre Beherrscher der Welt seyn. Zu diesem Zweck sind bald der Türke bald der Perser in stete Kriege zu verwickeln.

10. Die Allianz mit Oesterreich ist nachzusuchen und sorgfältig aufrecht zu erhalten. Man muß dessen Pläne auf die Herrschaft in Deutschland scheinbar unterstützen, unter der Hand aber die Eifersucht der Fürsten gegen dasselbe erregen. Man muß darauf hinarbeiten, daß von dem Einen oder Andern die Hülfe Rußlands angerufen wird, und muß so eine Art von Schutz ausüben, der die spätere Herrschaft über diese Länder vorbereitet.

11. Das Haus Oesterreich muß vermocht werden, zur Vertreibung der Türken aus Europa die Hand zu bieten; seine Eifersucht wegen Eroberung Constantinopels ist dadurch unschädlich zu machen, daß man es entweder in einen Krieg mit einer der alten europäischen Mächte verwickelt oder ihm einen Theil der Beute überläßt, den man ihm später wieder abnimmt.

12. Alle nicht unirten und schismatischen Griechen, die in Ungarn, in der Türkei, im südlichen Theil von Polen zerstreut leben, soll Rußland an sich fesseln und um sich vereinigen. Rußland muß ihr Centrum, ihr Stützpunkt werden."

Für uns ist hier nur die Thatsache wichtig, daß Rußland wirklich unaufhörlich nach außen erobert und zugleich mit despotischer Gewalt alle unterworfenen Nationen nivelliren d. h. zu Russen machen will, ihnen nicht blos die russische Uniform und die russischen Gesetze, sondern auch die russische Sprache und den russischen Kirchenglauben aufzwingt. Dieser großen Thatsache gegenüber ist die Frage nach der Abstammung der Russen nur eine Kleinigkeit und sehr gleichgültig. Wenn mich der Bär fressen will, sehe ich nur auf seine Zähne und frage nicht nach seinem Ahnherrn. Im Uebrigen scheint es uns nicht wahrscheinlich, daß die Moskowiter keine Slaven seyn sollten. Welches Interesse hätte Rurik gehabt, ihnen die slavische Sprache aufzudrängen, wenn sie nicht schon ihre Muttersprache gewesen wäre. Das turanische, mongolische Wesen, was sie von den Westslaven unterscheidet, läßt sich viel einfacher und natürlicher aus der Unterthänigkeit erklären, in welcher sie ein paar Jahrhunderte hindurch von den Mongolen gehalten worden sind. Sie wurden da unter der Knute an mongolischen Sclavensinn gewöhnt und ohne Zweifel haben die mongolischen Herrn sich auch die moskowitischen Sclavinnen gefallen lassen und die slavische Race verdorben.

Dem sey wie ihm wolle, so bleibt es gewiß, daß das russische Reich zu einer ungeheuern, ganz Europa gefahrdrohenden Macht angewachsen ist und zwar durch die Schuld der europäischen Mächte, die es hätten verhindern können und sollen. Es fehlt zwar nicht an Stimmen, welche seit dem Krimkriege die Gefahr von Rußland her für sehr gering anschlagen, die Macht Rußlands bei weitem nicht für so groß halten, als sie scheine, und insbesondere in seinen gegenwärtigen Finanzzuständen ein absolutes Hinderniß jeder aggressiven Bewegung Rußlands gegen Europa sehen wollen. Diesen Stimmen, die zum Theil bestellt und erkauft sind, wird es jedoch nicht gelingen, die Wahrheit zu verschleiern. Rußland ist mächtig, und vorübergehende Finanzverlegenheiten ändern nichts an der Gewißheit, daß 1) Rußland immerwährend erobert, sein Reich nach allen Richtungen hin vergrößert hat und noch vergrößert, 2) daß das Testament Peters des Großen den Grundgedanken der russischen Eroberungspolitik, wie derselbe bisher factisch durchgeführt worden ist, aufs genaueste ausdrückt, 3) daß Rußland unablässig nach der Alleinherrschaft in der Ostsee, wie im schwarzen Meere und nach dem Besitz Constantinopels trachtet, daß es durch die Eroberung des Amurlandes China, durch die der Tartarensteppe das indobritische Reich ernstlich bedroht, daß seine nächste Absicht dahin gerichtet ist, alle Slaven unter den Fittigen seines Doppeladlers zu vereinigen und den Muhamedanismus in ganz Asien niederzukämpfen. Hat Rußland diese Absichten erreicht, versteht es, die kriegerischen und beutegierigen Völker Mittelasiens zu gewinnen, für Raubzüge nach Ostindien, China und Europa zu begeistern und ihre Millionen Kämpfer mit europäischen Waffen auszurüsten, so ist in der That nicht abzusehen, warum darin nicht eine Gefahr liegen sollte?

Rußland hat Glück, es strebt vorwärts, es wächst, während im alten Europa alles stagnirt, alles rückwärts geht. Das einst so mächtige Spanien hat seine Colo-

nien verloren, ist machtlos nach außen und im Innern durch Parteikämpfe zerrüttet. England hat seine große nordamerikanische Colonie ebenfalls verloren, wird auch aus denselben Gründen die australische verlieren und, wenn erst die Russen kommen, auch die ostindische nicht behaupten, während es im Innern die alte Zuversicht verloren hat und den Abfall Irlands durch seine Concessionen unvermeidlich macht. Frankreich machte unter dem großen Napoleon den Versuch, im Trachten nach der Weltherrschaft mit Rußland zu concurriren, aber es unterlag und wurde in seine alten Grenzen zurückgewiesen, innerhalb welcher es seitdem mit Revolutionen und Restaurationen experimentirt, ohne um einen Schritt vorwärts zu kommen. Das Papstthum, welches einst eine Weltmacht war, ist im katholischen Europa jetzt noch mehr angefeindet, als im protestantischen, und in Rom selbst bedroht. Das einst mächtige Kaiserthum Oesterreich ist äußerst geschwächt und kann seine heterogenen Kronländer kaum noch zusammenhalten. Mit Preußen ist eine große Hoffnung für ganz Deutschland aufgegangen, aber der Particularismus, innig verbunden mit einer ultramontanen und demokratischen Partei, ersehnt einen neuen, von Oesterreich und Frankreich gegen Preußen zu beginnenden Krieg, um die Einigung Deutschlands zu verhindern. Das einst mächtige Polen ist von Rußland erobert und verschlungen. Ebenso die deutschen Ostseeprovinzen und Finnland. Scandinavien, immer in sich getheilt, ist durch diese Zwietracht im Innern, durch unsinnige Kriege mit Deutschland und Polen und in deren Folge durch das russische Zugreifen sehr geschwächt. Noch mehr das einst so mächtige türkische Reich, welches Rußland schon mehr als einmal als sichere Beute in Aussicht genommen hat. Wenn man nun von St. Petersburg aus auf dieses zerrüttete und ewig uneinige, ewig in unvernünftiger Selbstzerfleischung begriffene Europa herunterſieht, ist man dort allerdings berechtigt, diesen ganzen Welttheil sich zur Beute ausersehen zu dürfen.

Bisher ist von Europa nichts geschehen, was Rußland in seinem enormen Wachsthum irgend hätte aufhalten können. Als ein energischer Polenkönig einmal siegreich bis Moskau vordrang, wurde er vom übrigen Europa nicht unterstützt. Als Karl XII., der geniale Schwedenkönig, endlich eine Verbindung Schwedens mit Polen gegen Rußland zu Stande brachte, wodurch das letztere von der Ostsee hätte zurückgehalten werden können, waren die europäischen Nachbarn unbesonnen genug, sich mit Rußland gegen Karl zu verbinden. Auch Gustav III. von Schweden, der noch einmal die Ostseeprovinzen zu retten suchte, wurde von Europa im Stich gelassen. Dann ließ man den größten Theil von Polen, Bessarabien und die Krim in die Gewalt der Russen fallen, ohne daß Europa sich gerührt hätte. Der große Napoleon raffte freilich die meisten Kräfte des romanischen und germanischen Europa zusammen, um Rußland nach Asien zurückzuwerfen, vereitelte aber seinen großen Plan durch die Unbesonnenheit des Uebermuths und allzu blindes Vertrauen auf sein Glück. Rußland war nicht nur gerettet, sondern wurde mächtiger als jemals, bekam noch mehr von Polen, bekam Finnland, bevormundete Europa, glaubte bereits den Herrn in der Türkei spielen zu dürfen, und wurde zwar durch den Krimkrieg von der Donau zurückmanövrirt, eroberte aber dafür die Kaukasusländer, Armenien, die tartarische Steppe, das Amurland und schlug die wiederholten Revolutionen Polens nieder.

Von besonderer Wichtigkeit für Europa ist die Art, wie Rußland das Nationalitätenprincip im Panslavismus ausbeutet, alle Slaven in Oesterreich und in der Türkei an sich lockt, und durch die bestochene Presse die künftige Alleinherrschaft der Slaven verkünden läßt. Mit Recht wird aber in dem vorliegenden Werke S. 139 bemerkt, Polen mache den Russen einen Strich durch die Rechnung, denn ein Panslavismus ohne Polen kann nur eine tartarische Mißgeburt seyn. Man kennt in Deutschland noch immer nicht genug die Infamien, welche sich die russische Presse gegen die unglücklichen Polen erlauben darf. Man kennt die gräßlichen Ukase- und Gouvernementsbefehle, welche die polnische Sprache und den polnischen Glauben verbieten, das polnische Land durch Hinrichtungen und Deportirungen entvölkert, durch Confiscationen arm machen; aber man kennt nicht die bübische, wahrhaft teuflische Schadenfreude, welche die russische Presse darüber äußert.

„Die Moskauer Zeitung schrieb am 3. August 1864: In Warschau hat das muntere Leben wieder angefangen, wie Großstädte es haben müssen: französisches Theater, treffliche Seiltänzer im ‚Schweizerthal', Musik im sächsischen Garten und dem Park Lazienski. Ueberall strömt das Publikum in Schaaren herzu; aber noch stärker als früher besucht es einmal in der Woche die Station der Eisenbahn von Warschau nach St. Petersburg."

(Schluß folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 3/4 Thaler.

Sonnabend, № 69. 28. August 1869.


## Lebensphilosophie.

1. Mittheilungen über Zwecke, Leiden und Freuden der Aerzte. Ein Lesebuch für Kranke und Gesunde. Von Dr. K. F. H. Marr. Göttingen, Dieterich, 1867.
2. Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen. Von demselben. Daselbst, 1868.

Ein lebenserfahrener Arzt legt hier in kleinen Aufsätzen und Aphorismen viele treffliche Bemerkungen nieder. Wer sich um Menschenkenntniß bekümmert, kann mancherlei daraus lernen. Beide Bücher handeln nicht blos von Aerzten und Kranken, obgleich diesen eine vorzügliche Rücksicht gewidmet ist. Zudem besitzt der Verfasser eine große Belesenheit in den Biographien und Werken älterer Aerzte, aus denen er manche interessante Curiosa mittheilt.

Im Allgemeinen constatirt er, daß die Heilkunde, wie jede andere Wissenschaft und Kunst, gar sehr der Mode, Vorurtheilen, Täuschungen, Rücksichten und eigennützigen Speculationen unterworfen ist. Gewisse Heilmittel und Heilmethoden werden heute für untrüglich gehalten und morgen verworfen. Das Neue reizt, es wird ausposaunt, geschwindelt. Pfuscher werden berühmt. Der Patient wird getäuscht, aber auch er täuscht nur zu oft den Arzt, lügt oder verschweigt aus Eitelkeit ꝛc. Wir lesen hier unter anderem: „Die Art und Weise, wie unsere Collegen sich geberden, um den Schein hervorzurufen, als ob sie auf der Höhe der Zeit und Wissenschaft stünden, widert mich nicht nur an, sondern empört mich. Das Recept, welches ihren geistigen Collapsus aufrichten soll, scheint aus folgenden Ingredienzen zu bestehen: Studium einer gangbaren medicinischen Zeitung, Aneignung der neuesten Ansichten und Kunstausdrücke, Gebrauch an sich unrichtiger, aber zur Mode gewordener Bezeichnungen, Erklärung der Erscheinungen nach Hypothesen, die jedoch für exacte Thatsachen gehalten und ausgegeben werden, schonungslose Verurtheilung der alten Erfahrungen, Parteinahme für die grade geltenden Matadore, Liebäugeln mit gewissen naturwissenschaftlichen und religiösen Lehrsätzen, Schwärmerei für sociale oder politische Tagesinteressen."

Nicht übel wird das Doctorisiren der Frauenzimmer ironisirt. „Führt bei uns die Lust zu promoviren in die Weibspersonen, so haben die Facultäten zu überlegen, ob sie ihnen die höchsten Ehren durch den Titel Doctor oder Doctrix ertheilen wollen. Bleibt man, wie bisher, beim Masculinum, so wird bedauerlicherweise der Schüler von Scotus, Anton Andreä, bald um seinen Beinamen Doctor dulcifluus kommen, denn an süßer Frauen Rede möcht später statt Mangel Ueberfluß herrschen. Die großen Veränderungen, welche zu erwarten stehen, sind kaum zu ahnen; einige kleine können schon jetzt angegeben werden. So der Einfluß auf Kranke und Aerzte: Je schöner und liebenswürdiger die Aerztinnen seyn werden, desto mehr werden die wirklichen Krankheiten abnehmen, dagegen die simulirten beim männlichen Geschlechte zunehmen. Die Verträglichkeit der Aerzte wird wachsen. Diejenigen, welche nie etwas von einer collegialischen Besprechung hören wollten, werden leidenschaftlich nach einem Concilium medicum verlangen, ohne den Plinius gelesen zu haben, welcher von einer Blume Concilium spricht, welche zur fleischlichen Vereinigung reizt. Heirathen sich ein männlicher und weiblicher Doctor und kann der behinderte Er durch die gleichbegabte Sie ersetzt werden, so erscheint die Streitfrage über die vicarirende Thätigkeit erledigt. Ist die Ehe fruchtbar, gleichviel ob an Knäblein oder Mägdlein, so wird die Welt das Wieder-

erwachen der alten Asklepiadenfamilien im vergrößerten Maßstabe erleben. Der Einfluß der weiblichen Tugenden wird wie auf die Lehre, so auch auf die Lehrer und Lernenden sich ausdehnen. Huldigt auch das angeblich schwächere Geschlecht der Mode, so ist doch bei ihm das Gefühl der Treue so festgewurzelt, daß das Anschließen an neu auftauchende Schulansichten bei ihm weit weniger zu besorgen ist, als bei dem sogenannt stärkern Geschlechte. Man wird Bedenken tragen, leitende Grundsätze mit beirrenden Einfällen zu vertauschen."

Von den Moden in der Heilkunde heißt es sehr witzig: „Den Concretionen, welche man im Pansen und in den Eingeweiden der besonders im Kaukasus vorkommenden Ziege findet, den Bezoarsteinen, wurde, wegen ihres moschusartigen Geruchs, erstaunliche Eigenschaften zugeschrieben; sie wurden für ein Universalmittel ausgegeben und dafür gehalten. Eine Zusammensetzung von Arzneistoffen, welche man als Schutzmittel gegen Krankheiten ansah, mochte Bezoar darin enthalten seyn oder nicht, hieß Bezoardicum, deren viele officinell waren, und der Schutzessig wird noch als Bezoaressig aufgeführt. Dadurch daß der Bezoar, zur Betrübniß der orthodoxen Apotheker und Praktiker, aus den Büchsen und Lehrbüchern der Medicin verschwand, ist zwar ein Theilchen des medicinischen Aberglaubens verloren gegangen; allein dieser ist kaum schwächer geworden, indem ja meistens eine Ausleerung das Aussehen blühender macht. Zu den Molken, diesem Mode gewordenen Kurmittel, wird hauptsächlich Ziegenmilch genommen, von der man, vermittelst Lab's oder irgend einer Säure, den Käsestoff und die Butter scheidet. Um hinter den Anforderungen des Publikums nicht zurückzubleiben, enthält fast jede Pharmakopoe eine Musterkarte von dieser Bereitung. Zu Gais im Appenzellerlande, welches zuerst die Molkenkur berühmt machte, war die Darstellungsweise eine einfache. In den neuern Anstalten, die eingerichtet werden, wo eine Mineralquelle oder irgend ein finanzielles Institut zur Wiederherstellung der Gesundheit, Kiefernadelbäder, elektrische, pneumatische, heilgymnastische Apparate u. s. w. sich finden, wählt man vielerlei Zusätze, Kohlensäuregas, Bitterwasser, Eisenwasser u. s. w., insonderheit die obligaten ausgepreßten Kräutersäfte, gleichsam aus dankerfülltem Andenken an den Schuster in Goslar. Würden die Heilerfolge auf Beschwerden durch Andrang des Blutes zu edlen Organen, Bluthusten, Hämorrhoidalleiden, leichte Darmkanalstörungen beschränkt, so wäre wenig dagegen zu erinnern; werden sie aber auf Scrofeln, Tuberkeln, Gicht, Hautübel, Quecksilberkrankheit, Syphilis u. s. w. nicht blos als erleichternde, sondern als radical heilende Mittel ausgedehnt, so glaubt man die verklungenen überschwänglichen Lobpreisungen des Bezoars wieder zu vernehmen, aber auch die Stimmen, welche das gleiche Schicksal, wie diesem, den Molkenanstalten verkünden."

Beiläufig wird des Hieronymus Cardanus gedacht, eines berühmten alten Arztes, der einmal die Lectüre des Buchs Hypnerotomachia als untrügliches Schlafmittel empfahl. Dieses Urtheil ist ein wenig ungerecht. Ohne Zweifel ist jenes in einer halb Lateinisch, halb Italienisch gemischten Sprache geschriebenes Buch mühsam genug zu lesen und kann langweilig erscheinen, wenn man seinen Sinn nicht versteht. Es ist aber eines der merkwürdigsten Bücher, sofern es im Beginn der Renaissance erschien und deren eigentliches Programm enthielt. Den Kunsthistorikern ist dieses Buch unter dem Namen des architektonischen Romans bekannt, weil es sehr viel von altrömischen Bauwerken in Italien handelt. In Fiorillos Schriften findet man eine Abhandlung über das Buch, welches von einem Mönche verfaßt worden ist. Derselbe stammte aus dem berühmten Hause Colonna, trug auch noch im Kloster eine schwärmerische Liebe zu einer Dame im Herzen und spiegelt dieselbe in seinem Romane ab, indem er sich aus dem strengkirchlichen Mittelalter in die fröhliche antike Welt versetzt und im Traum seine irdische Geliebte auf der Insel der Liebesgöttin wiederfindet. Er wurde 94 Jahre alt und starb im Jahr 1527. Sein Roman wurde zum erstenmal im Jahr 1499 gedruckt. Derselbe war ganz geeignet, in die classischen Studien der Gelehrten einzugreifen und die neue Begeisterung für das classische Heidenthum in Schwung zu bringen. Wir haben vierzehn Ausgaben dieses Werks zusammengezählt, unter denen eine venetianische die schönste ist, geziert mit vielen, zum Theil nicht sehr züchtigen Holzschnitten. Unter Franz I. und Katharina von Medicis wanderte der beliebte Roman mit der Renaissance nach Frankreich und wurde dort noch mehrmals übersetzt. Ins Deutsche ist er, so viel mir bekannt, nie übersetzt worden. Welchen Ruhm er erlangte, mag man daraus erkennen, daß die interessanten Zeichnungen, welche das Buch in Holzschnitten enthält, dem großen Raphael, wenn auch irrthümlich, zugeschrieben worden sind.

Der höchst merkwürdige alte Mönch, der mitten aus dem Kloster heraus den heidnischen Göttern und vor allen der Venus zujauchzte, entwarf das ganze Programm der Renaissance, d. h. der Kriegserklärung des wiederauferstandenen Heidenthums gegen das Christenthum und des wiedererstarkten Romanismus gegen den

Germanismus des Mittelalters, das Programm des giftigsten Deutschenhasses in folgenden Sätzen, aus denen man zugleich die wunderliche Sprache des Romans erkennen mag: „Praecipuamente che nella nostra aetate gli vernacoli, proprii et patrii vocabula, et di l'arte aedificatoria peculiari, sono cun gli veri homini, sepulti, et extincti! O execrabile et sacrilega barbaria, come hai expoliabonda invaso, la piu nobile parte del pretioso thesoro et sacrario latino, et l'arte tanto dignificata, al praesente infuscata maledicta ignorantia perditamente offensa. Das heißt: Leider sind in unserem Zeitalter alle eigene, vaterländische und der Kunst zu bauen eigenthümliche Ausdrücke, mit den würdigen Menschen begraben und ausgetilgt worden. O verwerfliche und gotteslästerliche Barbarei, wie bist du räuberisch in den edelsten Theil des heiligen Schatzes der lateinischen Sprache eingedrungen und wie hast du die würdige Kunst so gänzlich verdunkelt und mit verdammter Unwissenheit grausam vernichtet!" Daraus nun mag man erkennen, daß Cardanus die Bedeutung des Buchs gar nicht verstanden hat, indem er es nur für langweilig erklärte.

---

## Neuestes über Rußland.

Rußland und Europa von Henri Martin. Uebersetzt und eingeleitet von Gottfried Kinkel, Hannover, Rümpler, 1869.

(Schluß.)

„Diese ‚Promenade à la mode' versammelt stets 4 bis 8000 Personen. Es gibt auch Musik dabei, aber von ganz besonderer Art: es sind Thränen, Seufzer und Schluchzen. Diese Promenade — oder nenne man es Divertissement, Amüsement — heißt von den deportirten politischen Verbrechern Abschied nehmen. Diese ‚Mode' ist vor Kurzem von den Wühlern aufgebracht worden. Obwohl man den für die Abreise bestimmten Tag stets geheim hält, erfährt ihn doch ganz Warschau die Nacht vorher, und von vier Uhr des Morgens an ist die Nachbarschaft der Station von einer dichten Menschenmasse gefüllt. Es werden jedesmal nur ein paar Dutzend deportirt, und Tausende kommen, um ihnen Lebewohl zu sagen! — Ein anderes Mal gibt es dann geistreiche Spöttereien über jene patriotischen Mädchen in Warschau, die jetzt wohl russische Freiwerber sich müssen gefallen lassen, weil alle ihre polnischen Verlobten todt sind."

„Nur ein Blatt ist im Stande gewesen, Herrn Katkof noch zu überbieten; es ist das officielle Warschauer Journal, wo es sich anstrengt, auf die Töchter der Flüchtlinge Schmutz zu werfen, die in Frankreich das Brod des Exils verdienen. Es ist derselbe ‚Dziennik', worin der abscheuliche Artikel vom 19. Januar 1863 erschien, dessen berechnete Herausforderung so viele Unglückliche in den Aufstand und in den Tod trieb. Und in einem andern Genre, was soll man vom Standpunkt der Moralität zu folgender Annonce sagen, die der ‚Czas' von Krakau am 17. Juni 1865 mittheilte: — ‚Der oberste Polizeibeamte von Warschau gibt bekannt, daß am 26. Juni in der Canzlei der Untersuchungscommission auf dem Rathhaus, und im Beiseyn des Präsidenten dieser Commission, des Majors Mrowinski, eine öffentliche Auction von Werthgegenständen statthaben wird. Diese Auction begreift Herren- und Damenuhren, Ohr- und Fingerringe, Brochen, Trauringe u. s. w., welche politischen Gefangenen angehört haben und ihnen bei der Verhaftung sind abgenommen worden. Manche verheirathete Frau wird hier den Trauring ihres Mannes finden; manche Mutter dürfte einen Besitz ihres Sohnes als Andenken an diesen beweinten Sohn kaufen wollen und ihn über'm Werth bezahlen.' Ueber solch eine Speculation ist jeder Commentar unnütz; die Sache schien uns selbst unglaublich, aber niemand, daß man wüßte, hat diese vom Czas wiederabgedruckte Annonce abgeleugnet."

In den weitern Erörterungen des vorliegenden Werkes gibt sich viel gesundes Urtheil und ein großartiger Ueberblick der Verhältnisse zu erkennen. Vor allem faßt Martin das Verhältniß des Romanismus zum Germanismus des westlichen und mittlern Europa, speciell Frankreichs zu Preußen auf, um zu zeigen, was hauptsächlich einer Einigung Europas gegen Rußland im Wege liegt. Obgleich er als Franzose das Object gradezu verkehrt ansieht, so bleibt es doch das nämliche Object, wenn man es von der rechten Seite ansieht. Er sagt nämlich S. 311: „Bleibt der Deutsche endgültig der Alliirte Attila's, so muß der Welsche, wie er uns nennt, der Welsche Galliens und Italiens, sich vertheidigen so gut er kann, und muß dann diese feindliche Masse zurückschieben, so weit es nur möglich ist." Das heißt, Frankreich muß nach dem Besitz des linken Rheinufers und nach überwiegendem Einfluß in Holland, Belgien, der Schweiz, den deutschen Mittelstaaten und Italien streben, um wenigstens sich selbst vertheidigen zu können, und stark genug, zu wissen, so

lange noch eine deutsche Großmacht (jetzt also Preußen) mit Rußland verbündet bleibt. Die Motivirung wäre vollkommen begründet, wenn sich die Sache nicht umgekehrt verhielte. Preußen bedroht Frankreich nicht, Preußen ist kein natürlicher Verbündeter Rußlands; Preußen ist noch viel mehr als Frankreich im Fall, sich vor Rußland hüten zu müssen, und es würde ihm niemals einfallen, zu Rußland zu halten, wenn es sich nicht beständig von Frankreich bedroht sähe. Frankreich allein ist der Störefried Europas, der durch seinen Chauvinismus den so wünschenswerthen Defensivbund Deutschlands mit Frankreich gegen Rußland verhindert.

Wenn also der Verfasser eine Föderation des romanischen und germanischen Europas gegen Rußland bevorwortet, müßte er vor allen Dingen dem Chauvinismus ein Ende zu machen wissen. Aber er macht Vorschläge von Uebereinkünften zwischen Deutschland und Frankreich, welche dem erstern nur Opfer zumuthen, dem andern nur Vortheile sichern. Wir entrüsten uns darüber nicht und loben sogar den französischen Patriotismus des Verfassers, nur soll er von uns Deutschen nicht glauben, daß wir uns immer noch gern und leicht von Franzosen übertölpeln ließen. Er schlägt vor: „Die europäische Föderation würde nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker die Grenzfragen reguliren. In Posen wie in Schleswig und in dem Küstengebiet des adriatischen Meeres würden die Völker über ihr Loos selber verfügen und wohl ohne Zweifel nach der Sprachgrenze sich scheiden. Ein Bundesschiedsgericht würde über die zweifelhaften Punkte urtheilen, die aber nur hinsichtlich einiger Plätze wichtig wären, welche die Ausfuhrstätten ganzer Völker sind, denen sie gleichwohl durch ihre Nationalität nicht angehören.“ Wir müßten also Posen und Schleswig hergeben, aber daß uns nach demselben Nationalitätenprincipe Elsaß und Lothringen zurückgegeben werden müßten, das fällt dem Verfasser nicht ein.

Alle solche Vorschläge sind unpraktisch und können nur dazu dienen, das Mißtrauen der Deutschen gegen Frankreich zu vermehren. Rußland darf sich freuen, denn es wird noch gar lange dauern, ehe unsere bösen Nachbarn das Unrecht erkennen und sühnen werden, das sie uns Deutschen seit Jahrhunderten angethan haben. So lange wir uns wie im 30jährigen Kriege, wie in den Kriegen mit Ludwig XIV., wie im siebenjährigen Kriege und wie in den Kriegen mit Napoleon nur immer gegen Frankreich, Schweden und Dänemark wehren müssen, weil sie uns immer und immer wieder Provinzen wegreißen wollen, so lange ist nicht daran zu denken, daß die vom Verfasser gewünschte europäische Conföderation gegen Rußland zu Stande komme.

---

## Dichtkunst.

Ueber Göthe's Tasso von A. F. C. Vilmar. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1869.

Ein Nachlaß des berühmten Literarhistorikers Vilmar. Wenn ein so ausgezeichneter Kenner deutscher Dichtkunst denjenigen Dichter lobpreist, welchen die Deutschen nun fast schon seit hundert Jahren für den größten halten, so ist damit genug zur Empfehlung des kleinen Buches gesagt und wird dasselbe wohl beim deutschen Publikum den entsprechenden Beifall finden.

Was unser Urtheil betrifft, so ist es unsern Lesern bekannt, daß wir für Göthe nicht schwärmen. Wenn schon die alten Griechen sagten, die Wahrheit sey mehr werth als Homer, so haben auch wir niemals Anstand genommen, das Christenthum und den deutschen Patriotismus für mehr werth zu halten, als alle schönen Verse Göthe's. Wir haben es ihm nie verziehen, daß ihm das Christenthum zuwider war, „wie Tabak und Kegelschieben,“ daß er im Jahr 1811, anstatt den Deutschen Vaterlandsliebe und Muth zu predigen, den Unterdrücker Deutschlands in einem schwülstigen Loblied besang und noch im Frühjahr 1813 Arndt und Körner verhöhnte, „ihr deutschen Patrioten werdet ihn (Napoleon) doch nicht bezwingen, der Mann ist euch zu groß.“

Bekanntlich gehört der Tasso zu dem Schönsten, was Göthe gedichtet hat, die Zartheit der Empfindung wetteifert darin mit dem Wohllaut der Sprache. Wir sind weit entfernt, dies nicht anerkennen zu wollen. Indessen sagt Pecht in seinen „Südfrüchten“ sehr wahr: „Göthe war es, der die weibischen Männer wie Werther, Tasso ꝛc. zum erstenmal mit der Glorie der Poesie umkleidete und jene ganze lange Reihe von Schriftstellern hervorrief, deren Ideale sich unaufhörlich selbst bespiegeln und immer auf der Lauer ihrer schönen Empfindungen sind. Gott, gibt's was Faderes, als diese Poeten, die nur Schriftstellerleben zu beschreiben, diese Maler, die nur Ateliers zu schildern wissen!“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 70. 1. September 1869.

## Kirchengeschichte.

Eine Papstwahl vor hundert Jahren. Von Th. Förster, Prediger und Inspector am K. Domcandidatenstift. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1869.

Eine kleine Schrift, welche vortrefflich gedacht und geschrieben ist und ganz in unsere Zeit paßt. Sie erinnert nämlich an die berühmte Wahl des Cardinals Ganganelli zum Papst. Diese Wahl fand grade vor hundert Jahren statt und der Gewählte bestieg als Clemens XIV. den päpstlichen Stuhl. Die Wahl dauerte lange und war von der größten Wichtigkeit, weil die großen und sogar ein Theil der kleinen katholischen Mächte ihren ganzen Einfluß geltend machten, daß ein Papst gewählt würde, welcher geneigt und bereit wäre, den Jesuitenorden aufzuheben; wogegen die Jesuiten sich alle erdenkliche Mühe gaben, die Wahl eines solchen Papstes zu verhindern. In dem Jahr, in welchem wir nun leben, ist ein großes ökumenisches Concil nach Rom ausgeschrieben, wobei es sich freilich um keine neue Papstwahl, aber um ein neues Dogma handelt, was noch viel wichtiger wäre, als ein Papst, wenn es durchginge und den entsprechenden Glauben fände. Es handelt sich nämlich um das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit. Das Conclave, was vor hundert Jahren in Rom stattfand, kann nun einigermaßen zum Vorbild dessen, was wir heute erleben, dienen. Die katholischen Mächte bestehen heute noch und sind heute noch weniger als vor hundert Jahren geneigt, von Rom Befehle anzunehmen.

Der Conflict vor hundert Jahren endete bekanntlich mit der Niederlage der Jesuiten. Der neugewählte Papst sah sich genöthigt, ihren Orden förmlich aufzuheben und die reiche Beute desselben den Fürsten preiszugeben. Die Jesuiten waren selber Schuld an ihrem Unglück, denn sie hatten das Institut der Kirche und den guten Glauben der katholischen Völker nur mißbraucht und entweiht, indem sie beides nach der Reformation den weltlichen Regierungen, d. h. dem allerunchristlichsten, völlig heidnischen und unzüchtigen Despotismus der Höfe zur Verfügung stellten, die heilige Religion zum Werkzeug der unwürdigsten Politik erniedrigten. Sowohl die spanische Inquisition als die französischen Dragonaden, diese fluchwürdigen Mißgeburten einer der weltlichen Tyrannei zuhaltenden Kirche, waren von Anfang an blos darauf berechnet, dem Despotismus geistliche Waffen zu leihen. Die Kirche gewann nichts dabei als den Fluch, dem unheiligsten Trachten, weltlichem Interesse und weltlichem Laster den Heiligenschein geliehen zu haben. Sie kamen um alle Achtung und Autorität. Die Fürsten und Höflinge, vor denen die Jesuiten krochen, die königlichen Maitressen, denen sie hofirten, verachteten sie dafür. Molière durfte sie am französischen Hofe und unter den Augen des Königs selbst im Tartuffe verspotten. Jeder Franzose, der aus der tiefen Corruption des Hofes noch ein Ehrgefühl und noch einigen Sinn für die wahre Würde der Religion gerettet hatte, theilte Pascals Meinung, als derselbe den Jesuiten die Maske abzog. Wer weniger ernsthaft nachdachte, eckelte sich doch an der jesuitischen Scheinheiligkeit und ergab sich der Freigeisterei. Bald genoß Voltaire in Frankreich mehr Autorität als Jesus, dessen Namen der nach ihm benannte Orden so unverantwortlich entweiht hatte.

Wozu sollte der allgemein verachtete Orden den katholischen Höfen noch etwas nützen? Sie konnten nur noch durch ihn compromittirt werden. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, also jetzt fort mit ihm! Auch war der Orden reich und die bourbonischen Höfe ver-

schwendeten und brauchten Geld. Man schätzte das Eigenthum der Jesuiten, welches der König von Frankreich als gute Beute in seine Tasche schob, zu 58 Millionen. Spanien, Portugal, Neapel bereicherten sich nach demselben Maßstab durch das, was sie den Jesuiten wegnahmen.

Es ist nun allerdings möglich, daß wenigstens einige maßgebende Mitglieder des Jesuitenordens daran gedacht haben, diesen Orden allmälig dem schmachvollen Knechtsdienste zu entziehen, den er seit dem Tridentinum lediglich der weltlichen Fürstenpolitik zum ungeheuern moralischen Nachtheil der Kirche geleistet hatte. Es gab nämlich im Orden immer wenigstens eine Minderheit von frommen Vätern, namentlich deutschen, die den Praktiken der Jesuitengenerale fern standen, sich in keine Politik mischten und hauptsächlich für die Mission verwendet wurden. Solche nun hatten in Paraguay einen ganz unabhängigen und der übrigen Welt verborgenen Jesuitenstaat gegründet, in welchem Frömmigkeit, Frieden und Wohlstand in einem patriarchalischen Unschuldsstande erhalten wurde. Es war in jeder Beziehung ein Musterstaat, wie auch die weiter nördlich gelegenen Missionen in Brasilien, Guyana und Columbia. Selbst das protestantische Vorurtheil und die moderne Freigeisterei haben den guten Ruf jener Missionen nicht zerstören können. Selbst Alexander von Humboldt hat sie gepriesen. Wie klein nun aber auch die unabhängige Besitzung der Jesuiten in Paraguay war, so erregte sie doch, als man sie in den Urwäldern entdeckte, sogleich die Eifersucht der katholischen Mächte und das war mit ein Hauptgrund, warum dieselben in ihren Territorien den Jesuitenorden aufhoben und auch den Papst drangsalirten, den Orden überall und für immer aufzuheben. Die Selbständigkeit hatte der Orden auch durch Erwerbung großer Geldmittel angestrebt, indem er sich in Handelsunternehmungen und Bankgeschäfte eingelassen hatte. Man kann sich kaum der Vermuthung erwehren, die schlauen Ordensgenerale hätten sich die Politik zum Muster genommen, welche das Haus Medici schon im 15. Jahrhundert mit so günstigem Erfolge trieb. Diese Politik hatte drei Hebel, erstens Machiavellismus, dem jedes Mittel recht ist, wenn man nur damit den Zweck erreicht, zweitens Geldmachen und drittens die Renaissance d. h. systematische Beseitigung der christlich-germanischen Grundstimmung und deren Ersetzung durch den heidnisch-romanischen Geist und Geschmack, wobei auch der christliche Aushängeschild das wahre Christenthum bis zur Unkenntlichkeit verzerren mußte.

Wir kommen nun auf das Conclave von 1769 zurück. Nachdem bereits 1759 in Portugal, 1764 in Frankreich, 1767 in Spanien und im folgenden Jahr auch in Neapel und Parma die Jesuiten bereits vertrieben waren und in Oesterreich bei der bekannten Gesinnung des Ministers Kaunitz und des Thronfolgers, des nachherigen Kaisers Joseph II. für die Jesuiten keine Hoffnung auch nur einer theilweisen Erhaltung ihres Ordens mehr übrig war, gab sich doch ihr Ordensgeneral Ricci noch die unnütze Mühe, eine Anzahl italienischer Cardinäle, welche früher unter jesuitischem Einfluß gewählt worden waren, für die Wahl eines Papstes zu stimmen, der den Jesuitenorden retten würde. Auch gab es wohl, trotz der langen und schon herkömmlichen Corruption der kirchlichen Würdenträger, noch einige Cardinäle, welche die Schmach empfanden, welche darin lag, daß das Oberhaupt der Kirche immer nur ausführen sollte, was ihm die weltlichen Mächte vorschrieben, und so wäre im Anfang des Conclave, so lange nur die italienischen Cardinäle darin saßen, noch eine Mehrheit für einen jesuitisch gesinnten Papst zu erzielen gewesen. Aber die Vertreter der weltlichen Mächte setzten durch, was auch ihr Recht war, daß nicht einseitig die Italiener den Papst wählen durften, sondern daß man warten mußte, bis auch die französischen und spanischen Cardinäle eingetroffen waren.

Das Conclave wird in der vorliegenden kleinen Schrift kurz, aber meisterhaft geschildert. Bekanntlich wird bei jeder Papstwahl vorausgesetzt, der heilige Geist treffe die Wahl. Wenn man damit den wirklichen Verlauf vergleicht, kann man sich nur über die Lüge entrüstet fühlen. Derjenige nämlich, welcher im Namen Frankreichs und im Auftrag des Ministers von Choiseul das Cardinalcollegium lenkte und die Wahl Ganganellis durchsetzte, war der französische Cardinal Bernis, einer jener galanten Priester, die unter der Maitressenherrschaft in Paris am beliebtesten waren. Nicht sowohl gute Hirten, als verliebte Schäfer, wie man sprichwörtlich sagte. Bernis hatte sich durch nichts ausgezeichnet, als durch galante Gedichte. Als nun das Collegium doch nicht gleich gehorchen wollte und immer noch auf den h. Geist zu warten schien, der ihm die Wahl eingeben sollte, sagte Bernis ungenirt: „Wenn Ew. Eminzen sich nicht nach dem König von Frankreich bequemen wollen, so werden wir hier noch viele Jahre eingeschlossen bleiben.“ Denn bekanntlich darf bei einem Conclave, bis der Papst gewählt ist, kein Cardinal das enge Local verlassen.

Ein interessanter Zwischenfall war der Besuch des nachmaligen Kaisers Joseph im Conclave. Die Cardinäle empfingen ihn mit Enthusiasmus und schieden

von ihm mit einem Lebehoch. Aber er dachte nicht anders wie Choiseul und schrieb einem Franzosen unmittelbar nachher: „Diese Menschen haben mich durch ihre Auszeichnung überrumpeln wollen, aber ich habe mich nicht dupiren lassen; sie wollten mich neugierig ausforschen, gleich als hätten sie ein Rhinoceros untersuchen sollen!'" Eine solche Sprache war des künftigen deutschen Kaisers, der künftigen apostolischen Majestät, eben so wenig würdig, als die der allerchristlichsten Majestät in Paris.

Schließlich wurde Ganganelli zum Papst gewählt. „Von ältern Schriftstellern behauptet Wolf, Gesch. d. Jes. III. S. 427 ohne genügenden Beweis, daß Ganganelli bestimmte Versprechungen vor der Wahl gegeben habe; und unter den Neueren ist es namentlich Crétineau-Joli, welcher (S. 267) versichert, Ganganelli habe in einem Billet an den König von Spanien die Aeußerung gethan, der Papst habe das Recht, gegen die Jesuiten vorzugehen, und es sey zu wünschen, daß der zukünftige Papst sich versöhnlich zu den Höfen stelle. Das wäre zwar immer nur eine hypothetische Verpflichtung, aber unter den damaligen Verhältnissen eine unzweideutige. — St. Priest (S. 59 f.) läßt es dahingestellt, scheint aber doch eine Beeinflussung Ganganelli's anzunehmen; und auch im ‚Leben Clemens XIV.' bleibt es unentschieden, während Reumont (S. 3) davon redet, daß sich G. die Hände gebunden habe, ohne doch damit seine Befugnisse um ein Haar breit zu überschreiten; also eine Verpflichtungsübernahme ohne Schuld. — Dagegen behauptet Caraccioli (S. 67), und neuerdings mit größerem Aufwand und Scharfsinn und Quellenbelegen Theiner (Clem. XIV.), daß, da keinerlei Bedingungen von Ganganelli angenommen worden, seine Wahl mit keinerlei Makel von Simonie behaftet sey. — Ausreichende Beweise haben die Jesuitenfreunde gegen Ganganelli nicht beigebracht, und wenn man die Parteileidenschaft und das Parteiinteresse von beiden Seiten in Abzug bringt, so wird dem unbefangenen Beobachter das Urtheil am meisten Wahrscheinlichkeit haben, nach welchem G. so viel zu verstehen gegeben hat, daß er die Wünsche der Bourbonen für berechtigt ansehe. (So Ranke, Röm. Päpste III. S. 106). Zu vgl. der Brief an Graf ** (II, 121), wo er sagt: ‚Nur derjenige, welcher einen geistlichen Orden errichtet hat, kann denselben wieder aufheben; aber hat dieses Recht auch in so hohem Grade, daß man unsinnig seyn müßte, wenn man ihm dasselbe streitig machen wollte.'"

Die Vergleichung des Jahres 1869 mit dem Jahr 1769 liegt nahe. Damals galt es den Jesuitenorden, jetzt das Papstthum selbst. Der Hauptunterschied aber liegt darin, daß vor hundert Jahren die Initiative von den katholischen Höfen ausging, da sie im Gegentheil jetzt vom Papste ausgeht, und daß es sich damals um eine Unterdrückung handelte, jetzt um eine Wiederherstellung. Wägt man jedoch die Mittel der widerstreitenden Theile ab, so ist das Verhältniß heute noch, wie es vor hundert Jahren war. Die Macht sitzt nicht in Rom, sondern in Paris, Florenz, Madrid und Lissabon. Auch Wien läßt sich von Rom aus nicht beherrschen. Zudem ist der Zeitgeist, ist die Stimmung der Völker, ist die Presse in der ungeheuern Mehrheit ihrer Organe den kirchlichen Ansprüchen jetzt noch weit abgeneigter, als vor hundert Jahren. Unter diesen Umständen wird das ökumenische Concil wenig ausrichten.

Es ist kein ökumenisches Concil, denn außer der katholischen ist keine Kirchenpartei in Rom vertreten. Wie soll von dort ein allgemeines Gesetz für die Christenheit ausgehen, wenn sämmtliche protestantische und griechische Kirchen nicht dabei sind? Was soll ein kirchliches Rumpfparlament ausrichten, wenn die Großmächte es nicht unterstützen? Wie soll etwas Neues erzielt werden, was in keiner Weise an den competenten Stellen vorbereitet ist?

Mit Recht hat der griechische Patriarch in Constantinopel dem päpstlichen Legaten Dom Testa, der an ihn geschickt wurde, geantwortet, der Papst hätte die Einladung nicht schon zuvor drucken lassen sollen, es wäre schicklicher gewesen, sie zuerst den höchsten Kirchenfürsten, an die sie gerichtet war, mit einem eigenen Sendschreiben zukommen zu lassen. Jetzt aber, da er sie in den Zeitungen gelesen und daraus die Ansprüche des Bischofs von Rom erkannt habe, die durch das Evangelium nicht gerechtfertigt seyen, jetzt müsse er eine Antwort verweigern. Herr der Kirche sey nicht der Bischof in Rom, noch irgend ein anderer, als Christus allein, und die höchste Autorität für die Kirche ruhe nicht im römischen Bischof, sondern in einem wahren freien Concilium.

Ein wahres ökumenisches Concil, durch welches die Christenheit wieder vereinigt werden sollte, könnte nicht das Tridentinum, so wenig wie die Augsburgische Confession oder die Dordrechter Beschlüsse, oder die Satzungen der anglikanischen, methodistischen, baptistischen, oder die der russisch-griechischen, orientalisch-griechischen, armenischen, koptischen 2c. Kirchen zur Basis nehmen, sondern müßte versuchen, wenn überhaupt noch Christenthum genug in der Welt vorhanden ist, alle auf Grund der h. Schrift und desjenigen Theils der Tradition zu vereinigen, der nicht angezweifelt werden kann.

Da ein solches Concil vielleicht noch Jahrhunderte wird auf sich warten lassen, könnte sich die jetzt so schwer bedrängte römische Kirche wenigstens mit den reformirten Kirchen des Abendlands friedlich auseinandersetzen. In Deutschland wie in England haben sich unter vielen Protestanten warme Sympathien für die katholische Kirche geregt, wie unter den Katholiken des Südens warme Sympathien für kirchliche Reformen, tiefe Antipathien gegen hierarchische Anmaßung, jesuitische Arglist und Scheinheiligkeit, Bigotterie und Superstition. Eine absolute Unmöglichkeit der Annäherung liegt also nicht vor. Man dürfte nur wollen. Aber der kirchliche Particularismus will nicht und sträubt sich gegen kirchliche Einheit, wie der politische gegen die nationale.

Am besten würden wir Deutschen fahren, wenn unsere Protestanten von der lutherischen und calvinischen, unsere Katholiken von der romanisch-jesuitischen Einseitigkeit zurückkämen, dann könnten wir uns alle auf den Grund einer sowohl wiederhergestellten als reformirten christlich-germanischen Kirche, mit Ausschluß aller romanisch-heidnischen Elemente der Renaissance, des Tridentinums und des Jesuitismus wieder sowohl national als kirchlich einigen.

---

## Satire.

Von Hindostan nach Preußen. Photographische Reisebilder in Versen mit Anmerkungen. Von Isidor Barndt. Neisse, Hinze, 1868.

In diesem kleinen Buche reist der Dichter durch die Welt und sucht überall vergebens nach Toleranz, bis er sie endlich in Preußen gefunden hat. Er sagt: „Bis die schlesischen ‚Ultramontanen' sich danach sehnen werden, österreichisch zu werden, wird noch manches Quart Oderwasser ins Meer fließen müssen, ja auf das Herausfinden eines schlesischen Katholiken, der nach österreichischer Staats- und Kirchenverfassung Sehnsucht trüge, könnte man getrost einen Preis aussetzen.

In dem Königreich Sachsen war vor dem Kriege, wie männiglich bekannt, die Intoleranz zu Hause; selbst in den Schwestern der christlichen Barmherzigkeit witterten die sächsischen Hellseher und Feinriecher Jesuiten, und hätten sie das Unglück gehabt, gar einen leibhaftigen Jesuiten zu sehen, so wären sie vor Schreck und Angst mindestens aus der Haut gefahren. Da kamen die Preußen und mit ihnen katholische Priester und Beichtväter, welche wegen Mangels an Raum in der Kirche, ihrem Amte sogar auf den Straßen Dresdens oblagen, es kamen sogar Jesuiten: Graue Schwestern und andere Ordenspersonen wetteiferten im Liebesdienste, welchen sie den Verwundeten und Kranken erwiesen, und die ‚aufgeklärten Sachsen' mußten sich überzeugen, daß man von dem Anblicke katholischer Schwarzröcke nicht stirbt.

In der reichen Patrizierstadt Frankfurt war vordem so ziemlich alles, was sich römisch-katholisch nennt, in die Acht erklärt und katholisches Leben wurde dort principiell unter der Bank und dem Polizeistock gehalten, während das Judenthum florirte und das Rongewesen sich breit machen durfte. Nun aber Frankfurt eine preußische Provinzialstadt geworden, gestalten sich für die dortigen Bekenner des Katholicismus die Verhältnisse weit freundlicher.

Im Reiche Nassau entsprach die gegen die Katholiken geübte Gerechtigkeit ganz den Raumverhältnissen seiner geographischen Ausdehnung; je kleiner das Ländchen, desto geringer die Toleranz. Seit aber Nassau zu den Anhängseln der preußischen Monarchie sich zählen zu dürfen gewürdiget worden, werden ihm die antikatholischen Grillen hoffentlich für immer ausgetrieben seyn, um eine neue Aera eintreten zu lassen.

Schleswig-Holstein meerumschlungen kommt jetzt an die Reihe. Daselbst litt man an einer so krankhaften Zartheit des Gehörorgans, daß man katholisches Geläut nicht hören konnte oder mochte d. h. den Katholiken verbot, Glocken zu haben, überhaupt sie in jeder Weise maßregelte und ihnen höchstens zu athmen gestattete. Dort wird es in Zukunft gleichfalls anders und besser werden.

Ich könnte noch den Musterstaat Baden, die beiden Mecklenburge (wahre Burgen der Intoleranz) und andere nennen, wo überall der Haß gegen die katholische Kirche nach russischer Manier an der Tagesordnung ist, Länder, deren katholische Bewohner sich wohl glücklich schätzen würden, wenn sie dem Staate Preußen einverleibt worden wären, denn sie dürften dann hoffen, daß sie in dem freien Bekenntnisse ihres Glaubens nicht ferner bedrängt und beschränkt würden."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 71. 4. September 1869.

## Baukunst.

Ueber Baustyle. Ein Vortrag von Gottfried Semper. Zürich, Schultheß, 1869.

In diesem genialen Vortrage wird die Impotenz der modernen Baukunst und ihr Herumfaseln in allen möglichen Geschmäcken gründlich verspottet. „In Deutschland wurde in neuerer Zeit eifriger und mehr in Styl gemacht als irgendwo anders, und zwar theilweise auf allerhöchste Ordre, theilweise auf eigene Faust durch geniale Architekten. So entstand in München auf allerhöchsten königlichen Wunsch und Anweis der berühmte Maximiliansstyl, dem folgende tiefsinnige Idee zur Grundlage dient: Unsere Cultur ist eine gemischte, aus Elementen aller frühern Culturen zusammengesetzte, also muß unser moderner Baustyl consequenterweise auch eine Mischung aller möglichen Baustyle aller Zeiten und Völker seyn. Die gesammte Culturgeschichte soll sich in ihr abspiegeln! Wohin ein solcher Ausgang führen mußte und geführt hat, davon zeugen die neuesten Anlagen jener Musenstadt an der Isar. Dazu nun, wie gesagt, der Chor von Privatstylerfindern, die in allen Groß- und Kleinresidenzen, an Eisenbahnstationen und überall ihren billigen Erfindungsgeist leuchten lassen. Sie gehen zumeist von der irrthümlichen Voraussetzung aus: die Stylfrage sey eine vornehmlich constructive Frage, und erkennen die ererbten Ueberlieferungen der Kunstsymbolik nicht an. Was sie dabei erreichten, ist nichts als das zweifelhafte Verdienst, zu der herrschenden babylonischen Verwirrung ihr Scherflein beigetragen zu haben. Eine andere Sorte von Stylisten sind die sogenannten reisigen Architekten, die jeden Herbst von ihren Ausflügen in entlegene Länder einen neuen Styl nach Hause tragen und an den Mann zu bringen verstehen. Noch sind schließlich diejenigen zu erwähnen, welche in einer Rückkehr zu dem mittelalterlichen sogenannten gothischen Baustyle die Zukunft der nationalen Architektur und ihre eigene suchen — auch in Beziehung auf letztere sich nur selten verrechnen. Diesen praktischen Lösungen der Stylfrage gegenüber macht sich eine entgegengesetzte Ansicht Bahn, wonach die Baustyle gar nicht erfunden werden, sondern nach den Gesetzen der natürlichen Züchtung, der Vererbung und der Anpassung sich aus wenigen Urtypen nach verschiedenen Richtungen hin fortentwickeln, ungefähr ähnlich, wie es bei der Entstehung der Arten in den Reichen der organischen Schöpfung vorausgesetzt wird."

„Die Menschengeschichte würde nur von chaotischen Zuständen der Gesellschaft zu berichten haben, ohne das jeweilige Eingreifen bewegender und ordnender Kräfte, mächtiger Einzelerscheinungen oder Körperschaften, die mit dem gewaltigen Uebergewichte ihres Geistes die dumpfen gährenden Massen lenken, sie zwingen sich um weltgeschichtliche Ideenkerne zu verdichten und bestimmte geregelte Bahnen anzutreten. Die Geschichte ist das successive Werk Einzelner, die ihre Zeit begriffen und den gestaltenden Ausdruck für die Forderungen der letztern fanden. Wo aber immer ein neuer Culturgedanke Boden faßte und als solcher in das allgemeine Bewußtseyn aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunst in seinem Dienste, um den monumentalen Ausdruck dafür zu bestimmen. Ihr mächtiger civilisatorischer Einfluß wurde stets erkannt und ihren Werken mit bewußtem Wollen derjenige Stempel aufgedrückt, der sie zu Symbolen der herrschenden religiösen, socialen und politischen Systeme erhob. Aber nicht von den Architekten, sondern von den großen Regeneratoren der Gesellschaft ging dieser neue Impuls aus, wo die rechte Stunde dazu geschlagen hatte."

Dies sind durchaus vernünftige Gründe. Ein Bau-

styl kann nicht von einem einzelnen Künstler erfunden werden, er ist das nothwendige Ergebniß geographischer, klimatischer und ethnographischer Verhältnisse. Jedes große Culturvolk bildet einen eigenthümlichen seinem Charakter, seiner geschichtlichen Entwicklung und dem Lande, worin es fortlebt, angemessenen Styl aus.

Der Verfasser spottet über den Kaiser der Franzosen: „Waren wir nicht alle Zeugen, wie Louis Napoleon mit Beihülfe seines getreuen Seinepräfecten Hausmann die alte erinnerungsvolle Hauptstadt Frankreichs von Grund aus umstürzte, um sie nach neuem Plane wieder aufzubauen, und solcherweise, mit der Vergangenheit Frankreichs abschließend, dessen Zukunft an seinen Namen und an seine Dynastie zu fesseln? Auch hierin würdiger Nachfolger und Adept jener großen und mächtigen Völkerbeherrscher der Vergangenheit, der Ninus, Nebochodonosor, Tschin-Tschi-Huan-Ti und Nero! Ob er seinen dynastischen Absichten wirklich damit diente, darüber kann die Zukunft allein Aufschluß gewähren, aber es ist schon heute erlaubt, daran zu zweifeln, ob seine Milliarden verschlingenden Bauunternehmungen die Architektur als solche auch nur um einen einzigen Schritt gefördert haben, — da von einer neuen und eigenen Richtung dieser Kunst während jener Umsturzzeit und in Folge derselben nichts wahrzunehmen ist und bei aller Neuerungssucht, die sie verrathen, gänzlicher Mangel an Originalität, an befruchtenden neuen Motiven sie kennzeichnet. Die keineswegs erlahmte künstlerische Kraft und Thätigkeit der Franzosen zieht sich gleichzeitig auf Gebiete zurück, die der monumentalen Kunst so fern wie möglich liegen, welche Wahrnehmung immer auf krankhafte Zustände und das bevorstehende oder bereits eingetretene Verkommen der Baukunst hindeutet."

Der hier erwähnte Chinese ist wohl nicht allen unsern Lesern bekannt, weshalb wir hier sein merkwürdiges Portrait wiedergeben. „Um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christus wurde das in viele Vasallenkönigthümer zerfallene Reich durch einen jungen Helden aus dem Hause der Tschin, den Napoleon der Chinesen, Tschin-Tschi-Huan-Ti, wiederhergestellt und um das ganze südliche China bis an die Grenzen Tybets und Cochinchina's durch Annexion erweitert. Nach der Vernichtung der Feudalreiche beginnt er das ungeheure Werk der gänzlichen Umgestaltung der Gesetze, der Verwaltung und selbst der Sitten der Chinesen. Er vernichtet mit unerhörter Grausamkeit die Sekte der Gelehrten und mit ihnen alle alten Gesetzbücher und Annalen des Reichs. Gigantische Bauunternehmungen sollen seine durch so viele Neuerungen erbitterten Unterthanen beschäftigen. Unfern seiner Residenzstadt befand sich am Ufer eines Flusses ein wüster Hügel, der seinen Zwecken entsprach. Er ließ alle Paläste der vernichteten Vasallenkönige genau ausmessen und zeichnen, dann alles Kostbare, welches sie enthielten, mit Einschluß der Wittwen und Sclavinnen der gestürzten und hingerichteten Nebenbuhler nach seiner Hauptstadt schaffen, und auf jener Hügelreihe nach den gemachten Plänen einen ungeheuren Palast aufführen, dessen Elemente die treuen Nachbildungen aller zerstörten Königsschlösser waren. Ihre ehemaligen schönen Besitzerinnen und alle Kostbarkeiten fanden dort wieder ihren Platz. Diese Bauwerke, deren Mannigfaltigkeit durch Kunst in einen schönen Einklang gebracht war, nahmen einen unermeßlichen Platz ein. Ein Säulenportikus, ein den Chinesen vorher ganz unbekanntes Motiv, umfaßte sie alle, verband sie mit einander und bildete in zwei Etagen eine prachtvolle Galerie, wo man in allen Jahreszeiten geschützt war. Diesen an sich schon ungeheuren Bauunternehmungen fügte er in der Folge noch andere hinzu, die für Ergüsse des höchsten Despotenwahnsinns gelten müßten, wäre man nicht gezwungen, in allem, was dieser Kaiser und sein Minister Li-tbse sagten und unternahmen, die kälteste Berechnung und einen hohen politischen Verstand zu bewundern. Er machte, wie später Nero, seine Hauptstadt dem Erdboden gleich. Der Plan der neuen Stadt war eine Nachahmung des Sternenhimmels. Jeder Fixstern wurde durch einen Palast bezeichnet. Jeder Große und Würdenträger des Reichs mußte an vorgeschriebener Stelle bauen und dabei die größte Pracht entwickeln. 900 Paläste und dazwischen vertheilt Wohnungen für 70,000 Familien, die aus dem Lande ausgehoben und nach der Residenz versetzt wurden. Sein eigener Palast verdunkelte natürlich alles Uebrige und stand durch bedeckte Hallen mit jenem vorhin beschriebenen großen Harem in Verbindung. Das größte und vielleicht wahnsinnigste seiner Werke ist die chinesische Mauer, die sich durch eine Strecke von 500 bis 600 Lieues fortzieht. Selbst dieser Titane rüttelte vergeblich an dem Zauberkreise, in welchen seit fünf Jahrtausenden China gebaut ist; mit ihm ging sein kühner Geist zu den Schatten — die alten Gebrauchsvorschriften und Urkunden der Antiquare wurden aus ihren Verstecken wieder hervorgeholt, — sie behaupten noch heute ihr fast ungeschmälertes Ansehen."

Herr Semper spottet auch über den Plan eines großen gothischen Doms, den man in Berlin bauen wollte. „Eine Predigtkirche, deren innerer Maßstab der enge Bereich der Stimme eines einzigen Menschen seyn muß, aufgebläht zu einer Kuppel von 120 Fuß

Durchmesser und 250 Fuß Höhe. Die asiatisch-römische dreifachgekrönte Mitra umgesetzt in eine colossale mittelalterliche Pickelhaube. Jene letzte Incarnation des in dem chaldäischen Trotzbau enthaltenen Gedankens, der selbständige, in sich abgeschlossene Rundbau, dieses echte Symbolum des Absoluten, dieses Weltei im Abbilde — aufgelöst in seine structiven Bestandtheile, in Gurtbögen und Gewölbschilde, gestützt und gehalten durch Strebepfeiler und Strebebögen, mit zackigen Spitzthürmchen umringt und begipfelt! — solcherweise durch gothische Scholastik in das Gegentheil dessen umgewandelt, was ihre uralt traditionelle Bedeutung ist, nämlich umgewandelt in ein colossales Sinnbild der krückenbedürftigen Selbständigkeit, also der Unselbständigkeit!" Der Plan ist bekanntlich gescheitert.

In Bezug auf diesen Plan müssen wir dem Verfasser etwas entgegnen. Nimmt er an, für die protestantischen Christen tauge nur ein Predigthaus oder Betsaal, so setzt er entweder die protestantische Auffassung des Christenthums herab und stellt ihr ein Armuthszeugniß aus, oder, wenn er selber ein Protestant ist und den Protestantismus nicht unterschätzt, spricht er aus, daß derselbe doch große Bauten nicht zu religiösen Zwecken brauchen könne, sondern daß dergleichen nur noch zu weltlichen Zwecken vorgenommen werden könnten. Er vergißt dabei die nationale Bedeutung des gothischen Baustyls, eines Styles, welcher ebenso ausschließlich dem Germanismus angehört und demselben zur größten Ehre gereicht, wie der altgriechische Baustyl den Griechen. Er steht noch über dem griechischen Style, weil es keine Tempelform gibt, die einen heiligern Eindruck machte als die gothische. Es ist unstatthaft und geistlos, die gothischen Strebebögen mit „Krücken der Unselbständigkeit" zu vergleichen. Sie entsprechen nur dem Zug zur Höhe, welcher der Grundgedanke der Gothik ist. Der vollendete gothische Bau ist das Selbständigste, in sich Organisirteste, was die Kunst je hervorgebracht hat. Die Gothik enthält an sich nichts, wogegen ein Protestant protestiren müßte, denn wenn in gothischen Kirchen auch an Ornamenten und Altarschmuck specifisch katholische Symbole vorkommen, so sind das doch im Verhältniß zur Architektur nur leicht zu erübrigende Nebensachen und das Bauwerk selbst enthält nichts, woran der Protestant Anstoß zu nehmen hätte. Auch ist es nicht wahr, daß protestantische Kirchen nur Predigthäuser seyn müßten und weitere Räume, in denen die Predigt verhallen müßte, nicht brauchten. Auch das protestantische Volk feiert Feste oder findet in Glück und Unglück Anlässe, in großen Versammlungen und großen Räumen, sich zu Gott zu wenden, und es fällt ihm gewiß nicht ein, neben großen Palästen, Theatern, Kasernen und Fabriken nur kleine Kirchen haben zu wollen.

An sich scheint uns also der Bau eines großen gothischen Doms in Berlin durchaus zulässig, und der großen Stadt wie des großen Reiches würdig. Nur eins würde uns bedenklich scheinen, da die alte Steinmetzenzunft nicht mehr existirt, ob sich auch Meister eines correcten Baues finden würden, da die neugothischen Baukünstler bekanntlich viel uncorrect geschnörkelt haben und bei den Baubehörden und Akademien auch keine Vorliebe, weil kein rechtes Verständniß für die Gothik vorherrscht.

---

## Zur Danteliteratur.

Witte, Karl, Dante-Forschungen. Altes und Neues. Mit Dante's Bildniß nach Giotto. Halle, 1869. E. Barthel. 8°.

Karl Witte, der auf ein fünfzigjähriges Dante-Studium zurückblicken kann, der nach allen Richtungen Leben und Werke des großen Dichters durchforscht hat, bereitet allen Freunden Dante's eine große Freude, indem er seine kleinern, meist in Zeitschriften zerstreuten Arbeiten über Dante vereinigt herausgibt. Es ist das Buch ein Stück deutschen Geisteslebens, angelehnt an den großen Florentiner, dem der universelle Geist deutscher Forschung sich mit nicht minderer, zum Theil sogar mit größerer Hingebung gewidmet hat, als sein Vaterland selbst. Der Herr Verfasser hat nicht die chronologische Reihenfolge seiner Arbeiten über Dante beibehalten, was nicht uninteressant gewesen wäre, weil es zugleich ein Ueberblick über die Geschichte der Danteforschungen in unserem Jahrhundert überhaupt seyn würde, sondern er hat dieselben in sachliche Ordnung gebracht. Die ersten Aufsätze beziehen sich auf Dante im Allgemeinen, auf sein Leben und seine Werke, die folgenden auf Idee und Zusammenhang seiner göttlichen Comödie, die nächsten behandeln Ausgaben, Handschriften, Uebersetzungen und die alten Commentatoren, die letzten endlich die lyrischen Gedichte, um deren Kritik bekanntlich Witte durch Scheidung von Echtem und Unechtem sich so große Verdienste erworben, und die Briefe. Der größere Theil der Aufsätze ist in Form von Recensionen gekleidet, die durchweg den jedesmal neuesten Standpunkt der Danteforschung bezeichnen. Ihr Werth und ihre Bedeutung ist längst zu

bekannt, als daß es nöthig erschiene, näher darauf einzugehen. Wir beschränken uns daher, dasjenige hervorzuheben, was der verehrte Herr Verfasser Neues hinzugethan, und wodurch er den Werth seines Buches in den Augen des Kenners zu erhöhen gewußt hat. Zu Rossetti's wunderlicher Danteerklärung folgt S. 106—133 ein umfänglicher Nachtrag, der die spätern Arbeiten desselben Gelehrten sowie seiner beiden Söhne und des Franzosen Aroux, der in denselben Bahnen wandelte, erörtert und widerlegt. Einer dieser Zusätze behandelt auch Dante's häretische Gesinnungen, die derselbe nach der gewöhnlichen Auffassung aus den von ihm eifrig studirten und ihm vielfach sympathischen provenzalischen Troubadours geschöpft haben soll. Diese Behauptung widerlegt Witte mit Recht durch die Bemerkung, daß die Dichtungen der Troubadours eigentlich häretische Meinungen nachweislich nicht enthalten.

Neu ist ferner der Aufsatz „Dante's Trilogie" (S. 141—182), der an die älteste Dantearbeit Witte's (von 1824) über das Mißverständniß Dante's (S. 21—65) anknüpft und die darin dargelegte Anschauung von Dante's dreifacher Liebe zu Beatrice, zur Philosophie, zur Religion oder Theologie, wie sie sich dreifach abgestuft in seinen drei Werken, vita nuova, convito und divina comedia kundgibt, gegen die Einwände eines französischen Kritikers, Julian Klaczko, in Schutz nimmt und aufrecht erhält, indem alle einschlagenden Belegstellen aus sämmtlichen Werken des Dichters in überzeugender Weise vereinigt werden.

Ein kleiner Zusatz zu dem achten Aufsatze behandelt die famose Lesart sugger dette für succedette, welche letztere Witte und wohl mit Recht vertritt und aufgenommen hat. Der sechszehnte Aufsatz, der den Titel führt: Probecollationen und Familien der Handschriften der Div. Comed. (S. 278—292), gibt einen Einblick in die umfassenden Vorarbeiten, welche Witte machte, ehe er an seine Ausgabe der göttlichen Comödie ging, die erste, welche seit langer Zeit wieder unmittelbar auf Handschriften, nach sorgfältiger Prüfung des Werthes derselben zurückging. Daß das handschriftliche und kritische Material mit ihr nicht erschöpft sey, gibt der Verfasser selbst wiederholt zu, und wie wäre das auch möglich, da es ja, wie bekannt, mehrere hundert Handschriften des Gedichtes gibt. Eine Sonderung der Handschriften in Familien ist in der That ein Fundament der Kritik, und daß Witte dieser Aufgabe sich unterzogen, ist nicht eines seiner kleinsten Verdienste um den Dichter.

Das Nachwort zu der Recension von Streckfuß' Uebersetzung der göttlichen Comödie (S. 317—319) ist schon deshalb von allgemeinstem Interesse, weil es Göthe's Urtheil über Streckfuß' Arbeit und seine Anforderungen an eine Danteübersetzung enthält. Der Abhandlung über die beiden ältesten Commentatoren der Divina Comedia schließt sich ebenfalls ein Zusatz (S. 393—398) an.

Die meisten Aufsätze sind deutsch, zwei (Nr. 24 und 27) lateinisch, und drei (Nr. 6, 21 und 22) in italienischer Sprache geschrieben, welche der Verfasser mit einer bei Deutschen seltenen Gewandtheit und Leichtigkeit handhabt.

Eine äußere Zierde des Buches, aber seinen Werth erhöhend, ist der Stich nach dem schönen Dantebildniß Giotto's im Palazzo del Bargetto in Florenz, ehe dasselbe in so übler Weise übermalt und verdorben wurde: ein Bild, welches uns die Anmuth und den Geist des jugendlichen Dichterkopfes so treu und ergreifend wiederspiegelt. K. B.

---

Zusatz der Redaction. Es ist schade, daß die Italiener ihre große Dantefeier zu einer politischen Demonstration gegen Deutschland mißbraucht haben. Wir Deutschen, die wir den unsterblichen Dante immer hoch verehrt haben, und denen Dante selbst seine Liebe bekundete, auf deren Kaiser er seine schönsten Hoffnungen setzte, durften aus Anlaß des Dantefestes von den Italienern nicht beleidigt, nicht mit morte ai Tedeschi begrüßt werden. Dante flüchtete einst aus dem ränke- und lastervollen Italien nach Deutschland und fand hier Schutz und Treue. Nächst Gott vertraute er auf den pio Arrigo, Kaiser Heinrich VII., den edeln Luxemburger. Die neuen Italiener berufen sich aber auf Dante auch als auf einen Todfeind der Kirche und wollen mit seinem großen Namen ihren Unglauben, ihren Voltairianismus entschuldigen. Dante war, wenn auch ein Feind ruchloser Päpste, doch der frömmste Katholik. Dante vertritt den echtesten und andächtigsten Katholicismus, die modernen Italiener aber haben aus Dante's heiligem paradiso einen guerre des dieux von Parny gemacht.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 72. 8. September 1869.

## Naturkunde.

**Darstellungen aus der Natur, insbesondere aus dem Pflanzenreiche. Mit einer Einleitung über die christliche Naturauffassung. Von C. Berthold. Mit 30 Abbildungen in Holzschnitt. Köln, Bachem, 1869.**

Der Verfasser betont das germanische Naturgefühl, welches den classischen Völkern des Alterthums fehlte, nicht aber dem Judenthum und Christenthum. Wir finden die Spuren dieses Naturgefühls in der Genesis, in den Psalmen, ja überall im alten wie im neuen Testament, auch bei den Kirchenvätern, die der Verfasser anführt, bei den Mystikern und christlichen Dichtern des Mittelalters, vor allem im Sonnenlied des heil. Franciscus. Herr Berthold hätte auch wohl der Volkssage und des heidnischen Volksaberglaubens, der bei allen germanischen Völkern von einem zarten Sinn für die Natur und tiefen Verständniß derselben Zeugniß ablegt, gedenken sollen.

Die heutige Naturwissenschaft wurzelt in der classischen Bildung und Schule, jenes germanische Naturgefühl geht ihr daher ab und sie reproducirt mehr oder weniger noch die Auffassungsweise des Aristoteles, Plinius rc. Sie hält sich an das Einzelne und hat keinen Sinn für den Eindruck des Ganzen. Die Botanik z. B. zerblättert sich in eine unendliche Nomenclatur, und ihr tabellenmäßiges Aufzählen wird entsetzlich langweilig. Die Naturwissenschaft hält sich an den Stoff und die körperlichen Eigenschaften und bleibt unempfänglich für alles Geistige, was aus der Natur zu uns spricht. Sie annalysirt die chemischen Eigenschaften aller Stoffe, sie secirt alle Körper, sie beschreibt alle Formen, sie registrirt die Eigenschaften jedes Minerals und jeder Pflanze und jedes Thieres fleißig, aber sie kümmert sich nicht um den Zusammenhang aller dieser Geschöpfe im bestimmten Raum und Klima und um den Zweck, dem sie gemeinschaftlich dienen. Sie hegt einen charakteristischen Widerwillen dagegen, das Zweckmäßigste in der Natur anzuerkennen. Sie nimmt an, jedes Ding sey nur um seiner selbst willen da. Von einem weisen Zweck des Schöpfers will sie nichts wissen. Sie rühmt in überschwänglicher Weise die Männer, die etwas Neues in der Natur entdeckt haben, niemals aber den Schöpfer der Natur. Insofern hat sich die moderne Naturwissenschaft aus den Banden der Renaissance noch nicht befreit und steht dem christlichen, wie dem germanischen Gefühl immer noch fremd gegenüber. Jedoch fangen diese letztern an, mächtig zu reagiren.

Das vorliegende Buch besteht aus einer lose verbundenen Sammlung verschiedener Aufsätze, von denen die meisten schon in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" erschienen sind. Die ersten schildern uns nur die westphälische Heimath des Verfassers. Auch noch in der trostlosesten Haide findet der Verfasser Seele und Poesie. „Die Haiden, nicht selten von ‚gelben Haarrauchs zähem Nebeltuch' umhüllt oder von bleigrauem, schwerem Gewölk vermummt, haben allerdings ihre ermüdende Einförmigkeit, ihre tiefe Melancholie; aber nicht immer erscheinen sie in solch' düsterer Oede. Der Hauptreiz einer Landschaft, welchen der Maler ihre Stimmung nennt, ward mit allen Wechseln besonders der Haide in vollstem Maße zu Theil. Die Stimmung hängt eben von der Beleuchtung ab. Noch in viel höherem Grade als das Wasser, verdient das Licht die Seele der Landschaft genannt zu werden. Das Licht haucht der Landschaft gleichsam Leben und Gemüth ein, indem es bald hell, bald verschleiert, bald ersterbend und bald in den reichsten Farbenwundern erblühend die

Gegenstände, die es beleuchtet, in sein ätherisches Wechselspiel hineinzieht und sie stets anders als vorher erscheinen läßt. Auf der Haide nun, wie auf dem Meere, wirkt das Licht ungehindert und in großartiger Weise; ja in glücklichen Augenblicken verklärt sich die Haide durch den Zauber der Beleuchtung und der Farben zu unvergleichlicher Schönheit. Unvergeßlich ist mir noch ein Bild aus einer nördlich von Münster gelegenen Haide, wie ich es am Abende eines Spätherbsttages sah. Die weite, in der Ferne fahl verdämmernde, bräunlichdunkle Krautdecke wurde von breiten, vollrothgoldenen Strömen des Abendsonnenlichtes getroffen, welche radspeichenförmig von der schon halb am Haiderande gesunkenen Sonne, vom westlichen zum östlichen Horizonte flogen. Die Sonne sank tiefer, die Lichtströme wurden feuriger, und feenhaft schwebten die silbernen Stämme goldgrünlaubiger Birken aus ihnen empor, als gewännen sie Leben; aber die unbeleuchteten Haidestriche zwischen den fächerförmig auseinandergespreizten Strahlenstreifen wurden immer fahler und finsterer. Das ferne Moorgewässer begann wie brennende Lava in düsterrothem Glanze aufzulodern; die Kiefernwälder an seinem Strande aber glichen schwarzen, zackigen Felsenriffen. Graue und kupferfarbige Ballenwolken zogen in phantastischen Schaaren über die Haide, doch immer mehr wuchs nach dem Sinken der Sonne der Abenddämmer, bis die ganze tragische Pracht des Bildes erstarb."

Die Bilder vom Nordseestrande erinnern uns lebhaft an das schöne Werk des Freiherrn von Droste-Hülshoff, welches wir kürzlich anzeigten. Tiefes Gefühl für landschaftliche Schönheit verrathen sodann im vorliegenden Werk die Darstellungen des deutschen Eichen-, Buchen- und Fichtenwaldes. Auf S. 110 vermissen wir nur ein deutlicheres Bild von der Weißtanne, der schönsten und größten aller europäischer Coniferen, die freilich im nördlichen Deutschland viel seltener ist als im südlichen.

Der Verfasser verläßt sodann Deutschland, um uns in die Ferne zu führen. Da schildert er uns wieder das Meer, aber nicht mehr vom Strand aus, sondern in seinen Tiefen und hauptsächlich die submarine Flora. Wie er schon in den deutschen Landschaftsbildern überall die Harmonie zwischen der Thierwelt und der Vegetation, auf die sie angewiesen ist, erkennen läßt, so zeigt er wieder hier, wie sich die Pflanzen- und Thierwelt im Meere dem Meercharakter anschmiegt. „Zunächst ist es eine Unzahl grüner See-Fadenalgen und ihrer Verwandten, die als einfache oder verzweigte Fadengebilde meist in büschelförmigen Ueberzügen auf Muscheln und Steinen des Meeresgrundes haften und bei ihrer gleichsam stofflosen Leichtigkeit in das durchsichtige Element hineingehaucht erscheinen. In noch reicherer und fleißigerer Ausführung sehen wir dieses Formungsgesetz bei den Rothtangen oder Blüthentangen ꝛc. Im Allgemeinen bleiben diese schönen Tange in der Tiefe, und es ist auch ersichtlich, daß sie bei ihrer äußerst zarten Beschaffenheit in dem heftigen bewegten Oberwasser nicht bestehen könnten. Nur leise und wie von Träumen gewiegt vermögen diese in der Meerestiefe prangenden Gärten und Wiesen im sanften Zuge des Wassers zu schwanken, von dem sie ausgebreitet und aufrecht getragen werden, gleichsam frei von jeglicher irdischen Schwere. Doch blicken wir tiefer in die krystallene Wunderwelt des Meeres. Mit jenen Gewächsen sind die kleinern Meerthiere durch das geheimnißvolle Band einer durchaus ähnlichen Schönheitsform verbunden, durch welches Zusammenstimmen der Zauber des Schönen vermehrt wird. Holothurien schwimmen und brechen von der Sonne durchschienen das Licht, gleich dem Prisma des Physikers, was man auch bei der Cydippe unserer Meere bemerkt. In blitzenden Schlangenlinien schlüpfen Anneliden von jeder Art in brennender, klarer Farbenverschmelzung durch das Tanggezweig; wie Schmetterlinge über die Wiesen des Festlandes gaukeln hier die fremdartig gestaltete Nereis, die Alciopa und Aphrodite. In den korallenarmen nordischen Meeren sind es die See-Anemonen, lebendige, an den Klippen wachsende Blumengestalten, die unten im Wasser dennoch an allen Wandlungen des Lichtes in unvergleichlicher Zartheit Theil nehmen. Das heitere Morgensonnenlicht entzündet in diesen Thieren die lieblichsten Farben; fällt aber der Schatten herannahender Wolken auf das Wasser, so zieht sich das Thier zu einem grauen Klumpen zusammen. Die farbigen Krystallkugeln der Quallen und schillernde Medusen rollen sich in der Welle, und manche dieser Thiere haben eine solche Zartheit, daß sie nur bestehen können, wenn sie vom Wasser getragen und erleichtert werden. Werden sie auf dem Strande zurückgelassen, so vermögen die Häute nicht dem Drucke der Körpermasse zu widerstehen; sie rinnen zusammen, ohne mehr auf dem Sande zurückzulassen, als einen matten, glasurartigen Flecken. Noch durchsichtiger und zarter aber sind die kettenförmig zusammengereihten Salpen und die Stephanomien, gleichsam Kronen aus Krystall und durchsichtigem Edelgestein. Sie lösen sich in süßem Wasser auf, ohne es nur zu trüben. Dazu kommen die beweglichen Fische mit Gold- und Silberschuppen, glänzend in allen Regenbogenfarben, die Muscheln in Perlmutterschimmer und die bunten Korallen."

Dasselbe schöne Naturgesetz kehrt wieder in Südamerika, wo die Thierwelt sich dem Waldcharakter der ungeheuern Urwälder anschließt. „Spinnenformen, wie das einer Kneifzange ähnliche Acrosoma arcuatum und die beinahe krebsgroße, haarige Vogelspinne (Mygale avicularia) finden wir, gleichwie die 1½ Zoll lange Ameise (Dinoponera grandis) für eine Waldnatur passend, in der die Gegensätze von Tod und Leben, von Wachsen und Zerstörung, von Schönem und Häßlichem, von Frieden und Kampf sich so schroff hervorkehren. Da in dem Urwalde die Pflanzen- und Thierreste am Boden keineswegs in der Weise vermodern und in Humus übergehen, als es in unserem gemäßigten Klima der Fall ist, erklärt sich leicht die Vielzahl und die erstaunlich massenhafte Verbreitung der Ameisenarten, welche gleichsam die Reinlichkeitspolizei des Waldes bilden. Allenthalben wimmelt es von Geschwadern der Sauba-Ameise, der sicheltragenden Ameise (Eciton drepanophorus), der Raub-Ameise (Eciton rapax), der Feuer-Ameise, deren Biß mit dem Stiche einer rothglühenden Nadel verglichen wird, und Heere von Termiten bevölkern namentlich die Campos. Der Reichthum der Insektenwelt und die Feuchtigkeit des Waldes begünstigt das Vorkommen vieler Reptilien. Auch von ihnen bequemten sich manche dem Baumleben an, so die mehrere Fuß großen, auf den Bäumen umherkletternden, grün und schwarz gestreiften Iguanen, dann die dem Stengel einer Schlingpflanze täuschend ähnliche, grüne Baumschlange (Dryophis fulgida). Von den Vögeln haben die dem Hühner- und Fasanengeschlecht angehörenden, z. B. der in dem ganzen Waldgebiete häufige Zigeuner (Opisthocomus cristatus), eine Einrichtung des Fußes, die sie zum Aufsitzen auf Bäumen geschickt macht. Von den Säugethieren erhielten die dem Bärengeschlecht angehörigen Cercolepten einen Wickelschwanz, der noch mehr bei dem Affengeschlecht der Gebidä ausgebildet ist und beim Klettern gleichsam als fünfte Hand dient. Allenthalben erkennen wir hier eine Anschmiegung der Thierformen an die Waldnatur. Auch darin läßt sich die Unterordnung des Thierlebens unter das Pflanzenleben erkennen, daß die höhern Thiere nur spärlich in den unermeßlichen Waldungen zerstreut sind."

Am Schluß charakterisirt Herr Berthold noch insbesondere die Blätter- und Blüthenformen. Die erstern erinnern uns an ein älteres schönes Werk des Engländer Gilpin. Der Verfasser spricht aber nicht blos von den Formen, sondern auch von den chemischen Eigenschaften des Blattes, und von diesen muß auch gehandelt werden, wenn überhaupt von der schönen Harmonie in der Natur die Rede ist. „Durch ihre Oeffnungen ziehen die Blätter am Tage, besonders im Sonnenschein, Kohlensäure aus der Luft ein, und indem sie den Kohlenstoff binden, lassen sie den Sauerstoff nebst Wasserdunst wieder frei. Durch jene Verdunstung verdickt sich der Inhalt der unter der Oberhaut liegenden Zellen und das Streben nach Wiederherstellung des Gleichgewichts reizt diese und die benachbarten Zellen zu einem gegenseitigen Durchdringen und Austausch der Säfte. Nach diesen Stellen, wo die größte Verdunstung und Umwandlung der Stoffe stattfindet, also nach den Blättern, wendet sich deshalb auch vorzugsweise der Saftstrom des Gewächses. Während der Nacht und im Dunkeln nehmen die Blätter Wasserdunst und etwas Sauerstoff auf und scheiden Kohlensäure aus, wie wir schon im vorigen Aufsatze sahen. Durch die Athmung der Thiere, durch den Verbrennungsprozeß und die Vermoderung wird beständig Sauerstoff der Luft verbraucht und Kohlensäure ausgeschieden. Es hätte also der Sauerstoffgehalt des Luftkreises längst abgenommen und es wäre ein Ueberfluß von Kohlensäure entstanden, der die Luft unathembar machen würde, wozu schon acht Procent dieses Gases genügen; alles thierische Leben auf der Erde müßte erlöschen und der Mensch würde nicht leben können: wenn nicht das Gewächsreich durch Bindung des Kohlenstoffes mit Ausathmung des Sauerstoffes das richtige Verhältniß der Luftmischung aus 80 Theilen Stickstoff und 20 Theilen Sauerstoff aufrecht hielte. Dies wird namentlich durch die Blätter bewirkt, in denen wir also die größte Wohlthat des Schöpfers erkennen müssen."

Aus diesen Proben werden unsere Leser erkennen, daß das Buch des Herrn Berthold sehr geistreich und empfehlenswerth ist.

---

## Kunstgeschichte.

Rede am Jubiläum der k. Kunstakademie zu Düsseldorf, gehalten von Ernst Curtius. Berlin, Wilhelm Hertz, 1869.

Die Feier fand statt am 23. Juni dieses Jahres. Was die Rede betrifft, so enthält sie gleich im Eingang einen ganz vortrefflichen Gedanken. „Wie merkwürdig ist es doch, daß von den Prachtwerken Athens, deren Trümmer den Gegenstand einer reichen Literatur bilden, bei den zahlreichen Historikern, Rednern und

Dichtern, vor deren Augen sie entstanden sind, fast mit keiner Sylbe Erwähnung geschieht! Das kommt daher, daß die bildende Kunst so zum Leben gehörte und etwas so Selbstverständliches war, wie die Natur, in deren Umgebung die Menschen aufwuchsen. Darum hat sie sich so unbewußt, so reich und organisch entwickelt. — Die Kunst ist durch die Griechen als das erkannt und zu dem gemacht, was sie seyn soll, kein Gegenstand des Luxus, der dem Wohlhabenden zu Gute kommt, sondern ein Volksgut, die Blüthe des Volkslebens, der vollste Ausdruck der nationalen Gemüthsart, die Offenbarung des Göttlichen in dem von der Uebermacht desselben ergriffenen Menschen."

Das ist sehr wahr. Wenn wir gegenwärtig viel mehr über die Kunst philosophiren, Lehrbücher der Kunst, Geschichten der Kunst, Kritiken der Kunst schreiben, als künstlerisch gestalten, und wenn unsere ausübende Kunst in den verschiedensten Geschmäcken und Manieren herumfaselt, so liegt darin eben der Beweis, daß wir unserer Nationalität untreu geworden sind, daß sich der Geist bei uns vom nationalen Boden losgerissen hat. Das war nicht immer so. Auch wir Deutsche hatten einst in der s. g. Gothik eine durchaus originelle und durchaus nationale Kunst, woran der Redner wohl hätte erinnern dürfen.

Warum er nicht daran erinnert hat, erklärt sich aus seiner enormen Vorliebe für die antike Kunst. Er weiß das Nationalelement in der deutschen Kunst nicht genug zu würdigen. Seine Vorstellung von der Renaissance ist unvollständig und daher ungenügend. Er tadelt dieselbe zwar, daß sie anfangs in Italien und Frankreich den antiken Geist falsch aufgefaßt habe, aber er findet in der Wiederfindung des echt antiken Geschmacks seit Carstens (und Winkelmann) das Höchste, was habe erreicht werden können, und ist völlig der Meinung, der deutsche Geist habe sich erst an dem griechischen hinaufranken müssen, um sich von seiner Hinfälligkeit zu erholen. Der Redner sagt S. 16: „Die deutsche Kunst war durch Berührung mit dem classischen Boden in neuer Jugendkraft erstanden und nicht auf dem Wege gelehrter Reflexion, sondern durch unmittelbares Verständniß des ewig Gültigen war man zu den hellenischen Traditionen zurückgekehrt." Das ist doch zu gering gedacht von der deutschen Kunst. Der deutsche Geist ist dem altgriechischen völlig ebenbürtig und originell, er bedarf in der Kunst keiner fremden Nachahmung, und wenn er in der heutigen Kunst das Bewußtseyn seiner Originalität noch nicht wiedergefunden hat, so beweist das nur, daß die heutige deutsche Kunst sich von der Fremdherrschaft noch nicht frei zu machen gewußt hat. Die beste Nachahmung antiker Kunst auf deutschem Boden ist doch nur eine Nachahmung und steht als solche tief unter dem nationalgriechischen Original. Der deutsche Künstler soll nirgends nachahmen, sondern überall originell seyn. Er soll die Tiefe der deutschen Nationalität zu erschöpfen wissen. Wenn das jetzt noch nicht wieder geschieht, so wird es in einer künftigen Zeit geschehen, die mit ziemlicher Geringschätzung auf unsere modernen Akademien, besonders die Bauakademien herunter sehen wird.

Der Redner hat nicht beachtet, oder gar nicht gewußt, daß die Renaissance in Italien, Spanien und Frankreich unter dem Einfluß der italienischen Fürsten, der römischen Curie und der mächtigen Häuser Habsburg und Bourbon nicht etwa um der classischen Schönheit willen oder aus Respect vor der philologischen Gelehrsamkeit aufgebracht und begünstigt worden ist, sondern daß sie allen jenen weltlichen und geistlichen Gebietern der romanischen Welt als politische Angriffswaffe gegen den Germanismus dienen sollte und gedient hat. Der Kampf des Romanismus gegen den Germanismus führte durch den unverschämten Uebermuth Roms zur deutschen Reformation. Der deutsche Kaiser, dessen Pflicht es gewesen wäre, den Germanismus zu schützen, trat auf die romanische Seite über, weil dem Hause Habsburg Italien und Spanien mehr am Herzen lagen als Deutschland. Aber auch die deutschen Fürsten, selbst die protestantisch gewordenen, adoptirten die Renaissance aus politischen Gründen, um vermittelst des römischen Rechts das deutsche Volksrecht zu beseitigen und vermittelst der classischen Bildung und des classischen Geschmacks das deutsche Nationalbewußtseyn künstlich zu unterdrücken. Denn wenn die Deutschen servile Unterthanen kleiner Fürsten werden sollten, mußten sie vor allen Dingen vergessen, daß sie einmal alle zusammen eine einige und große Nation gewesen seyen.

Was der Redner S. 21 von der Absichtslosigkeit der Kunst sagt, paßt also ganz und gar nicht auf die Wiederbelebung der antiken Kunst durch die romanische Fürstenpolitik.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{3}/_{8}$ Thaler.

Sonnabend, N° 73. 11. September 1869.

## Naturkunde.

Die Vogelwelt der Nordseeinsel Borkum. Nebst einer vergleichenden Uebersicht der in den südlichen Nordseeländern vorkommenden Vögel. Von Ferd. Baron Droste-Hülshoff. Mit einer Tafel und Karte. Münster, Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei W. Niemann, 1869.

Vor Kurzem machten wir unsere Leser auf das treffliche Werk über die Vögel von Altum aufmerksam. Wir empfehlen ihnen auch das vorliegende Werk als würdiges Seitenstück zum obigen. Der Verfasser hat die Vogelwelt des Nordseestrandes mit ausdauernder Liebe beobachtet und öffnet uns die Einsicht in diese wunderbare Welt mit erstaunlicher Umsicht und Klarheit.

Die Insel Borkum liegt am Meere am Ausfluß der Ems, westlich von Norderney, dem bekannten Seebade. Die sandigen Dünen aller dieser Inseln, welche von der Fluth bespült und in der Ebbe wieder verlassen werden, und von denen der Sand sich weit ins Meer hinein erstreckt, der dann von der Ebbe entblößt wird, werden von unzähligen Würmern, Krabben, Molusken, kleinen Seethieren und Fischen aller Art bewohnt, auf welche dann große Schaaren von See- und Strandvögeln Jagd machen, um wieder ihrerseits von Raubvögeln oder Menschen gejagt zu werden. Die Ufer sind daher außerordentlich belebt. Ueberdies gewähren grade diese Nordseeufer ein besonderes Interesse dadurch, daß sich hier die verschiedenartigsten Vögel des Nordens und Südens begegnen, denn die vom Norden aus der Eisregion kommen im Winter an diese wärmeren Ufer, und viele Vögel des südlichen Europas und Afrikas ziehen im Sommer nordwärts bis zu denselben Ufern. Die Vögelwanderung folgt vorzugsweise dem Meridian, gewisse Gattungen folgen aber auch dem Breitengrade. Die Steppenhühner z. B. kommen aus Asien, wo man sie in der Wüste Gobi gefunden hat, fliegen im Frühjahr nach Deutschland und England und kehren im Herbst wieder zurück.

Unter der ungeheuern Masse von Wasservögeln, die sich am Ufer der Nordseeinseln oft in kleinem Raum zusammendrängen, unterscheiden sich zunächst die, welche nur im Wasser, und zwar solche, die nur im salzigen Wasser des Meeres, andere, die nur im Süßwasser, und wieder andere, die in beiden sich aufhalten; sodann die Strandläufer, die das Ufer nicht verlassen. Die Möven z. B. schweifen immer über dem Wasser, während die Fettgänse zwar auch immer beim Wasser bleiben, aber am Ufer. „Keine andere Vogelart bewohnt die sogenannten Alkenberge in so unglaublichen Horden als die Lumme. In ihren Colonien ist der Fels buchstäblich von ihnen bedeckt, und die umgebende Luft wimmelt von der Menge, welche unausgesetzt in steilem Fluge vom Meer hinauf zur Klippe eilt und sich von dort auf das Wasser herabstürzt. Reihenweise, Brust an Brust, sitzen Tausende aufrecht nebeneinander, überall wo die Wand ein enges Plätzchen zum Niedersitzen bietet. Alle strecken die weiße Brust gegen die See, sodaß sie vor dem grauen Gestein weithin leuchten. Die Zahl der Lummen, welche die Eismeerklippen bevölkert, grenzt ans Märchenhafte. Als man einst unweit des Nordcaps zur Mitternachtszeit die Schiffskanonen unter einem Vogelberge löste, sprangen plötzlich viele Tausend erschreckte Vögel in die See, sodaß es nach Aussage der Augenzeugen den Anschein hatte, es bräche der ganze Fels zusammen. Das Getöse, welches sie an den Colonien veranstalten, soll wahrhaft betäubend seyn. Die zufliegenden und die abstreichenden, die sitzenden sowohl als die schwimmenden Vögel, Junge und Alte, alle schreien unausgesetzt, um sich gegenseitig verneigend zu begrüßen oder um

anzuzeigen, daß sie etwas Anderes vornehmen werden. Ihre Stimme ist ein plärrendes Schnarren, welches von jedem Individuum in verschiedener Tonhöhe und in anderer Modulation gerufen wird. Außer der Brutzeit scheinen sie stumm. — Die Lummen sind gleich den andern Arten dieser Familie ausschließliche Meeresvögel, nur wo sie den Blick auf die unbeschränkte See hinaussenden können, fühlen sie sich zu Hause. Unglücklich aber und verwirrt werden sie, sobald sie derselben entrückt sind. Diejenigen, welche der Zufall in das Innere des Landes, oft nur ein paar Minuten weit verschlug, hatten alle Besinnung verloren, so daß sie sich mit Händen greifen ließen. Selbst große Landseen, wie überhaupt alle süßen Wasser sind ihnen fremd. Sie kennen nur das Meer, wo sie ihren Unterhalt finden, und Steilküsten, wo sie brüten."

Am weitesten vom Ufer weg, ins Meer hinaus, wagen sich bekanntlich die Sturmvögel. Von den kleinen schwarzen Sturmvögeln erzählt der Verfasser, wie weit sie den Schiffen ins hohe Meer folgen. „Je ungestümer sich die Wogen bäumen, welche der Wind mit furchtbarer Gewalt auf das Schiff schleudert, um so dichter umkreisen jene es. In hüpfendem Fluge eilen sie unmittelbar über die Wasserfläche hin und folgen jeder Buchtung der schwellenden Wogen. Unbegreiflich scheint es, daß die zusammenstürzenden Wasserberge sie nicht im schaumigen Grunde begraben. Doch sogar im Sturme unterlassen sie es nicht, schwankenden Fluges durch die hohlen Wellen zu eilen, nur suchen sie unter dem Schiffe ein windgeschützteres Plätzchen. Wenn endlich im heftigsten Orkane das Fahrzeug auf Tod und Leben kämpft, vielleicht mit schon gekapptem Mast und Takel fortgeschleudert wird, erlahmt auch die Kraft des Sturmvogels und er sucht auf dem Verdecke einen Ruheplatz. Der Schiffer aber gibt seine Hoffnung verloren, sobald er sieht, wie der kleine schwarze Vogel, dem er ja die Schuld des Sturmes ausbürdet, von seinem Fahrzeuge Besitz ergreift."

Indem die zahllosen Strandvögel die kleinen Seethiere vertilgen, werden sie selbst von Falken und Seeadlern, ja selbst von Möven verfolgt. Der Seeadler pflegt, über das Wasser hinflatternd, eine bestimmte Ente zu verfolgen, weil dieselbe, wenn sie auch noch so oft vor ihm untertaucht, doch zuletzt müde wird und in seine Krallen fällt. Würde er mehrere verfolgen, so würden sie ihm entwischen. Hübsch ist folgende Anekdote von einem Adler. „‚Der hungrige tollkühne Vogel stürzte mitten im Dorfe auf ein großes, umhergehendes Schwein, dessen lautes Schreien die Dorfbewohner in Bewegung setzte. Ein herbeieilender Bauer verjagte den Adler, welcher seine schwere Beute nur ungern fahren ließ und von dem fetten Schweinerücken sogleich auf einen Kater stieß und sich mit demselben beladen auf einen Zaun setzte. Der Bauer wollte nun auch die Katze retten, getraute sich aber nicht, dem grimmigen Vogel unbewaffnet nahe zu treten, und eilte in seine Wohnung nach einem geladenen Gewehre. Als aber der Adler seinen Mahlzeitstörer zum drittenmale wieder erblickte, ließ er die Katze fallen, packte und klammerte sich mit seinen Fängen an den Bauer; und nun schrieen alle drei: das fette Schwein, der überrumpelte Jäger und der alte Kater um Hülfe. Andere Bauern eilten herbei, griffen den Adler mit den Händen und brachten denselben gebunden zu Herrn v. Norderskiöld.'"

Interessant ist das ökonomische Verfahren der Jäger, zu dem Zweck, den Raubvögeln die Beute zu entziehen. „Der Vogt von Rottum zerstörte alle Austernfischernester, welche nicht in der Seeschwalben-Colonie angelegt werden. Durch diese weise Maßregel erreichte er, daß sie fast sämmtlich zwischen den Flußseeschwalben nisten und diese schwachen Vögel vor den räuberischen Ueberfällen der Silbermöven schützen."

Am anziehendsten sind die psychologischen Schilderungen, denn die verschiedenen Vögelarten benehmen sich lebhaft und phlegmatisch, tapfer und feig, wild und zahm, gesellig und ungesellig rc. auf die verschiedenste Weise. Diese Schilderungen geben dem an sich trockenen Verzeichnisse so vieler Vogelarten eine frische Färbung und lebendiges Interesse. Hier nur einige Proben. Von den Brandenten heißt es, sie graben sich mehrere fußlange Minen in die Uferhügel und bereiten sich am Ende der Höhlung das Nest. Während das Weibchen brütet, steht das treue Männchen draußen Schildwache. Dagegen heißt es von der Stockente, sowie das Weibchen zu brüten anfange, werde sie vom Männchen verlassen. Von den Steppenhühnern wird berichtet, sie kommen in Schaaren, bleiben immer beisammen und seyen sehr gesellig, ganz wie Tauben. Vom Kiebitzregenpfeifer lesen wir: „Seine Schenheit und Vorsicht ist wirklich bewunderungswürdig. Jede verdächtige Erhöhung vermeidet er aufs sorgfältigste, und selbst fliegend zieht er selten in angenehmer Schußnähe an einem Schießloche vorüber. Darum wird er ein Wächter der vertrauteren Strandvögel, die er durch frühzeitige Flucht und lauten Schrei warnt; und seine Verträglichkeit gegen sie macht ihn gradezu zum Anführer ihrer Flüge. Es ist höchst amüsant, zu sehen, wie er an der Spitze eines Haufens von Tringa cinclus und canutus, Strepsilas, Pluvialis hiaticula und

cantianus auf dem Strande einherzieht, wie er seine Aufmerksamkeit verdoppelt, während seine winzigen Genossen dieselbe total außer Acht lassen. Sobald er aber das Zeichen zum Aufbruche gibt, sind sie sofort bei der Hand, ihm überall hin zu folgen. Man kann deutlich wahrnehmen, wie er seinen bedeutend schnellern Flug mäßigt, wogegen die kleinen Strandläufer sich aufs Aeußerste anstrengen müssen. In den großen Schwärmen von Tringa cinclus spielen wohl mehrere Kiebitzregenpfeifer in Verbindung mit isländischen Strandläufern gemeinsame Anführer, indem sie gleichwie Offiziere eines Regimentes in der Front vertheilt sind. Befindet sich ein großer Brachvogel in einer solchen bunten Gesellschaft, so tritt derselbe stets an die erste Stelle und der Kiebitzregenpfeifer steht gegen ihn zurück."

Sehr eigenthümlich erscheint die Sympathie zwischen sonst ganz verschiedenen Vogelarten. Von den Schnepfen auf der Insel Borkum heißt es: „Ihr Kommen und Gehen ist eng mit der Durchwanderung der Schwarzdrossel verbunden. An Tagen, an welchen man keine Schwarzdrosseln sieht, wird man vergeblich auf Schnepfen suchen, doch wenn man in den Dünen alle Augenblicke jene aufstöbert, wird man von diesen auch manche finden. Daß sie aber ausschließlich bei gewissen Windrichtungen anlangen, ist nicht der Fall. Im Herbst fallen aber die meisten Schnepfen auf den Inseln ein, wenn in der Nacht der Wind von Süd oder West nach Nord oder Ost umsetzt, oder wenn er sich in einen Sturm verstärkt. Wenn sodann Süd- oder Ostwind eintritt mit begleitendem Regen oder Nebel, verschwinden sie plötzlich ganz. Bei wirklichem Nebel, oder Nebelregen und Schneegestöber langen sie manchmal untertags an."

Viele Wasservögel sind phlegmatisch, z. B. die Limosen, andere dagegen sehr lebhaft, am meisten der gemeine Wasserläufer. Seltsam sind die Bewegungen der Geiskopfschnepfe. Das Männchen fliegt hastig und unstät umher und stößt eigenthümliche Laute aus. „Plötzlich wirft es sich auf die eine Seite, streckt den einen Flügel steif in die Luft, und fuchtelt mit dem abwärtsgekehrten einseitig herum, dreht sich dann schnell ganz herum, daß der entgegengesetzte Flügel in die Luft ragt, und wirft sich dann abermals herum, streckt den vorigen Flügel in die Luft, und dreht sich so auf und ab von einer Seite auf die andere. Dazu ruft es zwischen den jedesmaligen Drehungen ‚tudewitt, tudewitt' (das u ist lang und betont). Sodann verändert es ebenso plötzlich diesen Flug in ein zitterndes Fortschießen, wozu es laut in unglaublicher Geschwindigkeit ‚grüttogrüttogrütto etc.' schreit. Das ganze Spiel ist höchst originell und komisch, und wenn gar 4—5 ♂ in dieser wunderbaren Weise in der Luft herumzappeln, kann man sich manchmal des Lachens nicht enthalten."

Aeußerst furchtsam ist die Becassine, dagegen höchst kampflustig und verwegen der Kampfhahn, der immer Streit anfängt und sich dabei mit seinem großen Kragen lächerlich aufbläht.

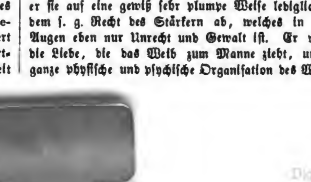
---

## Zur Sittengeschichte.

Die Hörigkeit der Frau, von John Stuart Mill. Aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin, Berggold, 1869.

Das Buch schwärmt für die volle Emancipation des weiblichen Geschlechts. Das Weib soll in aller und jeder Beziehung dem Manne gleichgestellt werden und zwar aus dem einfachsten Grunde von der Welt, weil nämlich wie Mr. Mill glaubt, alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, gleichberechtigt und gleichbefähigt seyen. Den Beweis bleibt er freilich schuldig, denn die Beispiele von einzelnen theils heroischen, theils klugen und talentvollen Frauen beweisen eben nur die Ausnahmen, nicht die Regel. Auch die gleiche Befähigung aller Männer ist eine Chimäre. Selbst in den freiesten Republiken lassen sich die Massen der Männer von Dämagogen, Emporkömmlingen oder von Reichen, kurz immer von Leithämmeln führen und lenken, und wer diesen Parteityrannen nicht folgt, ist schlimmer daran, als der Majestätsverbrecher in der Monarchie.

Daß die h. Schrift den Frauen ausdrücklich befiehlt: „Er soll dein Herr seyn," ficht unsern Engländer nicht an, denn weil die Bibel auch die Sclaverei für etwas Natürliches und Erlaubtes ansieht, hält er sie von vorn herein für ein verwerfliches Buch. Er verwirft die Autorität der Bibel, wie überhaupt jede Autorität. Indem er die Unterordnung der Frau unter den Mann nicht für etwas Natürliches und der Bestimmung beider Geschlechter Angemessenes hält, leitet er sie auf eine gewiß sehr plumpe Weise lediglich aus dem s. g. Recht des Stärkern ab, welches in seinen Augen eben nur Unrecht und Gewalt ist. Er vergißt die Liebe, die das Weib zum Manne zieht, und die ganze physische und psychische Organisation des Weibes,



vermöge deren sie auf Häuslichkeit und Kinderpflege angewiesen ist. Er vergißt, daß hierin das Weib ihr höchstes Glück findet, und daß auch der Gehorsam des Weibes für sie keine Erniedrigung und kein Aergerniß ist, sondern ihr sogar zur Wollust werden kann.

Mill verlangt nun erstens, die Frauen sollen zu allen Berufsarten, Aemtern und Würden zugelassen werden, wie die Männer, zweitens, sie sollen von keinem Manne mehr abhängen und unter keinem Mundium mehr stehen dürfen. Wie sie frei ihren Beruf, so sollen sie auch frei ihren Mann wählen, und wenn er ihnen nicht zusagt, sich ohne alle Schwierigkeit von ihm trennen dürfen. Erst wenn das der Fall sey, werde die Menschheit auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung stehen und werde das Ideal vollkommener Rechtsgleichheit und Freiheit erreicht seyen. Der ganze frühere Verlauf der Weltgeschichte sey nur Barbarei gewesen, erst mit der Emancipation der Frauen beginne die wahre Civilisation.

Er bedauert unendlich, was die Menschheit in so langer Zeit entbehrt und verloren habe, so lange es den Weibern noch nicht vergönnt gewesen sey, mit den Männern im öffentlichen Wirken zu wetteifern. „Geistige Bedeutendheit ist gegenwärtig in allen Zweigen so sehr unter dem Bedarf vorhanden, daß der Verlust, welcher der Welt zugefügt wird, indem man sich weigert, die eine Hälfte der Talente, die sie besitzt, nutzbar machen zu lassen, sehr schwer ins Gewicht fällt. Geben wir zu, daß diese Summe geistiger Kraft nicht ganz und gar verloren geht. Ein großer Theil davon findet in der häuslichen Thätigkeit und in den wenigen andern den Frauen offenstehenden Beschäftigungen Anwendung und wird darin stets Anwendung finden, und ein anderer stiftet indirect Gutes durch den persönlichen Einfluß, den in vielen einzelnen Fällen bestimmte Frauen auf bestimmte Männer ausüben. Diese letztern Vortheile sind jedoch immer nur sehr theilweise, ihre Ausdehnung ist äußerst begrenzt, und wenn man sich auch von der einen Seite von der Summe der frischen Kraft, welche der Gesellschaft durch das Freigeben der einen Hälfte menschlicher Intelligenz zuströmen würde, in Abzug zu bringen hat, so muß man doch auf der andern Seite hinzurechnen, welcher große Vortheil aus dem Sporn erwüchse, den die Männer durch die Mitbewerbung der Frauen erhielten, oder bezeichnender ausgedrückt: durch die Nothwendigkeit, den Vorrang vor diesen zu verdienen."

Die Vorschläge Mr. Mills wurzeln in demselben Irrsinn, dem sich die pädagogischen Schwärmer und socialen Demokraten hingegeben haben, in dem verkehrten Glauben, alle Menschen seyen gleich befähigt, also auch gleichberechtigt. Sie sind es nicht. Die Menschen waren von jeher verschieden befähigt, also auch verschieden berechtigt. Diese Verschiedenheit ist bedingt durch die Zwecke der Menschheit, und ohne sie könnte die Menschheit gar nicht existiren und fortdauern. Die Inferiorität des weiblichen Geschlechts folgt ganz von selbst aus ihrer Bestimmung für die Familie und Kinderpflege. Die Inferiorität der s. g. niedern Classen folgt ebenfalls aus ihrer Bestimmung für Ackerbau, Viehzucht und allerlei Handthierung, wie sie zur Ernährung und Erhaltung des Menschengeschlechts unumgänglich nothwendig ist. Deshalb hat es auch der weise Gott so eingerichtet, daß die größte Mehrheit der Menschen mit ihrem, wenn auch gemeinen Geschäft, mit der gesunden Arbeit in freier Luft, mit einem eigenen, wenn auch nur kleinen Besitzthum und einem behaglichen Familienleben zufrieden sind, ihr Lebenlang viel lieber aufs Feld und in die Werkstatt, als in die Schule oder an den Schreibtisch gehen, viel lieber mit den Händen als mit dem Kopf arbeiten. Werden sie in ein politisches Treiben hineingerissen, so schmeichelt man ihnen zwar, sie seyen mündig, verstünden alles, seyen das souveräne Volk ꝛc., aber sie folgen doch immer nur politischen Leithämmeln oder machen aus bloßer Furcht den Wahnsinn mit. Die wahre Freiheit und Gleichheit finden sie nie und brauchen sie auch nicht. Schwindelnde Theorien haben zuweilen zu Revolutionen geführt, die aber immer nur von kurzer Dauer waren. Das Volk, wenn auch einmal in wilden Wogen aufgeregt, kehrte immer zum alten Niveau zurück. Das Volk der Frauen aber wird ihr natürliches Niveau, dessen sind wir gewiß, überhaupt niemals verlassen.

Die Frauen, welche nach Mills Theorie emancipirt seyn wollen, bilden gewiß nur eine geringe Minderzahl der weiblichen Welt. Oder wenn alle Frauen emancipirt wären, würden die meisten herzlich gern die alten Sorgen wider die neuen, die ihnen bald unerträglich wären, austauschen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, №. 74. 15. September 1869.

## Geschichte.

Haus-, Hof- und Staatsgeschichten. Aus vergangenen Tagen. Von Julius Ebersberg. 3 Bände. Prag, Carl Bellmann, 1869.

Eine Sammlung interessanter Hofgeschichten aus den letzten Jahrhunderten, hauptsächlich darauf berechnet, den Leser angenehm zu unterhalten. Das Scandalöse nämlich herrscht darin vor, und obgleich der Verfasser sich rühmlich dadurch auszeichnet, daß er mit keinem Wort einen principiellen Widerwillen gegen Thron und Altar verräth, so erscheinen doch fast in allen der hier mitgetheilten Hofgeschichten die Herrscherfamilien in einem sehr ungünstigen Lichte. Auffallend häufig werden darin Verhältnisse enthüllt, die sich auf Mesalliancen und Kindertausch beziehen und Zweifel gegen die Echtheit des Bluts in noch mancher regierenden Familie erregen. Es ist grade kein Antiplutarch, den wir hier vor uns haben, denn es ist mehr von Fürstinnen als von Fürsten die Rede, aber die Lectüre hinterläßt uns doch eine dem monarchischen Princip sehr ungünstige Stimmung, so daß wir die Thorheiten und Verbrechen der Demokratie uns ins Gedächtniß rufen müssen, um das Gleichgewicht in unsern Antipathien herzustellen.

Der erste Band fängt äußerst unbefangen mit einer Schilderung der Frauen Kaiser Josephs II. an. Derselbe hatte das Unglück, sich zuerst in die liebenswürdige Isabella von Parma zu verlieben, die ihn aber nicht wieder liebte, in tiefer Melancholie immer nur ihren eigenen Tod und den ihrer zwei Kinder voraussah und wirklich bald mit ihnen starb. Dann vermählte er sich wieder mit einer bayrischen Prinzessin, die ihn zärtlich liebte, deren Liebe aber er nicht erwiderte und die der Tod ebenfalls bald aus dieser unglücklichen Verbindung erlöste. Die zweite Erzählung handelt vom sardinischen Hof und erörtert, daß jetzt regierende Haus ermangle der Legitimität. Nachdem schon die echte ältere Linie durch eine Maitresse (die Gräfin Verua) und deren Sohn in eine jüngere illegitime übergegangen, sey diese letztere abermals durch eine Polin und ihren Sohn degenerirt worden. „Der dritte Sohn des Kurfürsten August III. von Sachsen, Karl, der vom Jahre 1758 bis 1763 Herzog von Kurland war, dann aber durch Biron vertrieben wurde, vermählte sich 1760 ganz heimlich und ohne Vorwissen seines Vaters mit einer schönen, 18jährigen Polin, der Gräfin Franziska Krasinsky. Die erst 1779 geborene Tochter aus dieser vom Hofe niemals anerkannten Ehe, Maria Christine Albertine Caroline, heirathete 1797 den Prinzen Karl von Carignan, der 1800 starb. Der Sohn dieser unebenbürtigen Ehe succedirte aber 1831 doch als König von Sardinien, es war Karl Albert, Vater des jetzt regierenden Königs von Italien."

Nun folgt wieder eine harmlose Erzählung „die letzten Hessen-Homburg," worin uns ein Heldengeschlecht vieler ausgezeichneter Brüder und Schwestern erfreut. Dagegen werden uns in der vierten Erzählung wieder häßliche Dinge am vormals kurpfälzischen Hofe erzählt, nämlich die eifersüchtige Qual der Kurfürstin Charlotte, die ihr Gemahl verließ, um die schöne Degenfeld an linker Hand zu heirathen. Darauf folgt die eben so scandalöse Geschichte „des letzten Este," dessen Enkelin in früher Jugend den alten bayrischen Kurfürsten Karl Theodor heirathen mußte, mit ihrem Liebhaber, einem Grafen Arco, einen Sohn erzielte, es aber verschmähte, ihren Fehltritt kund werden zu lassen und durch die Geburt eines vorgeblichen Sohnes des Kurfürsten die Zweibrückerlinie von der Thronfolge auszuschließen.

An diese Erzählung schließt sich eine Schilderung

des Herzog Ferdinand von Parma an, welcher 1802 gestorben ist. Man muß diese Schilderung lesen, wenn man einen klaren Begriff erhalten will, auf welche ungeheuerlichen Abwege der jesuitische Neukatholicismus in Verbindung mit der Renaissance die weltlichen Höfe geführt hat, und was die Fürsten und ihre Höflinge sich mitten in Italien und unter den Augen des Papstes erlauben durften, ohne daß die römische Curie das geringste dagegen eingewendet hätte. Gorani erzählt, wie jener Herzog Ferdinand im Kloster mitten unter den Mönchen gesungen und sich durch seine kreischende Stimme ausgezeichnet, wie er dann auch an jedem Festtage eigenhändig die Glocken geläutet und sogar in seinem Lustschloß in einer wirklich staunenswürdigen Weise fromme Andacht mit greulicher Unzucht verbunden habe. „Das einzige, was mir (Gorani) in diesem Landsitz auffiel, war ein sogenannter Kalvarienberg, den der Herzog in seinem Parke hatte anlegen lassen. Diese via crucis, wie die Italiener eine solche Anlage nennen, ist mit vierzehn Kapellen besetzt, und in jeder hängt ein Gemälde, das eine Scene aus der Leidensgeschichte darstellt. Man sagte mir, der Herzog bete gerne in diesen Kapellen; aber er weiß mit seiner Andacht auch eine Libertinage zu verbinden, die sehr neu und sonderbar ist. In jeder dieser Kapellen oder Grotten liegt eine hübsche Bäuerin in einer üppigen Stellung — — hier unterbrach ich meinen Führer: Sie geben mir da einen großen Begriff von den Leistungen des Herzogs! So viel hätte ja wohl kaum ein gewisser Held, den Ariost besungen hat — — ‚Wo denken Sie hin? Unser Herzog ist weder ein Herkules noch ein Guido der Wilde.' Nun, was wollten Sie mir dann also zu verstehen geben? — ‚Er hält sich in jeder Kapelle ein Weilchen auf, schäkert mit der einen von diesen Göttinnen, erhält von der andern einen Kuß, überzeugt sich nicht blos durch die Augen von den Reizen einer dritten und gelangt so von Station zu Station bis zur vierzehnten, der er allenfalls das Schnupftuch wirklich zuwirft. Da, nur da — verstehen Sie mich wohl, Herr Ungläubiger, thut er, was in seinen Kräften ist, um ein Wesen in die Welt zu setzen, das einst zu seiner Zeit den Schöpfer auf eben diese eigenthümliche Art verehren kann.' Ich hatte alle Merkwürdigkeiten dieses Lustschlosses gesehen und wollte eben wieder nach der Stadt zurückfahren, als ein Geräusch von Pferden meine Neugierde erregte. Bald sah ich einen ungeheuern Wagen, fast von der Art, wie unsere Proviantwagen, und mit acht raschen Pferden bespannt, vor mir. Er war bedeckt und hatte nur einige kleine Oeffnungen, um frische Luft einzulassen. Sowie er anhielt, stiegen sieben artig gekleidete, schlanke, hübsche, muthwillige Bauernmädchen aus; ihnen folgten mehrere Herren des Hofes und endlich auch der Herzog selbst, der mich mit einem sehr verbindlichen Gruße beehrte."

Die siebente Erzählung handelt von dem abenteuerlichen Frauenzimmer, welche sich für die Königin Anna von England ausgab, aber bald entlarvt wurde. Die achte von Louise Elisabeth, der Tochter des französischen Regenten, die dem Prinzen von Asturien, Sohn König Philipp V., verkuppelt wurde. Ihre Ehe war sehr unglücklich, ihr Liebhaber wurde heimlich umgebracht, ihr Gatte starb und sie kam nach Frankreich zurück, wo sie zuletzt eine Betschwester wurde, nachdem sie lange das Gegentheil davon gewesen war, wovon hier ein langer Klatsch zu lesen ist. Die letzte Erzählung des ersten Bandes betrifft Maria Antonia, eine bayrische Prinzessin, die mit dem Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen 1763 vermählt, ihren Sohn, den Kurfürsten Friedrich August III. selber für illegitim erklärte, weil nicht der Kurfürst, sondern ein anderer sein Vater sey.

Der zweite Band beginnt mit einem Nachweis, daß die bekannte österreichische Volkshymne, über deren Ursprung viel gestritten worden ist, im Jahr 1797 zum erstenmal gesungen, von Haschka gedichtet und von Haydn in Musik gesetzt worden ist. Darauf folgt „der Sturz Gustav IV.," die bekannte schwedische Katastrophe. Die dritte Erzählung dieses Bandes hat den Joseph von Frohn zum Helden, der kürzlich in dem Schauspiel „gute Nacht Hänschen!" auch zum Bühnenhelden gemacht worden ist. Von der Liebesgeschichte des Schauspiels ist hier freilich nicht die Rede. Frohn erscheint nur als ein kecker Jüngling, der seinem am Rhein lebenden strengen Vater entfloh, in Oesterreich Soldat wurde, im siebenjährigen Kriege mehrere tausend Gefangene befreite, nachher aber als Gefangener vermißt und auf die Todtenliste gesetzt wurde. Er kehrte zwar zurück, wurde aber nicht mehr angestellt, weil er einmal als todt in den Acten lief. Er wurde nun Reitknecht, und als er einmal ein wildes Pferd bändigte, das bisher alle Reiter abgeworfen hatte, kam er in die Gunst eines vornehmen Herrn und in die Leibgarde der Kaiserin Maria Theresia. Diese ließ ihren Sohn Joseph des Nachts streng bewachen, damit er nicht ausgehe; Frohn ließ ihn aber durch, gewann dadurch seine Gunst, wurde Offizier und von Joseph zur Armee geschickt, um ihm geheime Berichte über die Verkehrtheiten des Hofkriegsraths zu erstatten. Ein General kam jedoch dahinter, ließ ihn unter einem

Vorwand verhaften und angeblich am Schlage sterben. Nun heißt es, der von Josephs Rache verfolgte General habe sich selbst entleibt. Allein die Prozeßacten des Reichskriegsministeriums lassen den Schluß der Erzählung als Fabel erscheinen, denn hier heißt es, Frohn sey wegen eines Kassendefects verhaftet, später aber wieder begnadigt worden. Vom Selbstmord des Generals keine Spur.

Die folgende sehr heikle Erzählung gibt die tragische Geschichte der Herzogin von Berry zum besten und recapitulirt unter anderem alle seiner Zeit vorgebrachten Zweifel an der Echtheit der Geburt des fünften Heinrich. In der nächsten Erzählung dieses Bandes wird von den Freiern Maria Theresias gehandelt und bezeugt, daß Friedrich der Große nicht darunter gehört hat. Schließlich folgen noch Erinnerungen an den wahnsinnigen Kaiser Rudolf II.

Im dritten Bande werden allerlei kuriose Damenorden aufgezählt, welche von fürstlichen Damen nur zum Theil aus Frömmigkeit und zu Ehren der Tugend, großentheils auch aus Eitelkeit und Ueppigkeit gestiftet worden sind. In der Zeit, in welcher die Fürsten, selbst die kleinsten, sich einbildeten, das Volk sey nur um ihretwillen da, wußten sie manchmal vor Uebermuth nicht, in welche Thorheiten sie fielen. Die Herzogin Louise Dorothea von Gotha gründete 1729 auf deutschem Grund und Boden den französischen Orden des hermites de bonne humeur. „In dem Garten von Friedrichswerth hatte jeder Herr und jede Dame des Ordens eine besondere Klause, sie erschienen dort stets in Eremitentracht und redeten sich mit besondern Ordensnamen an, als Content, Gentil, Desirant, oder Brillante, Florissante, Modeste u. s. w. Man grüßte sich mit ‚vive la joie!‘ und nach §. 13 der Statuten sang man beim Nachtisch französische Chansons ‚ganz wie man das in Frankreich zu thun pflegt.‘ Die Ordenstracht bestand in einem braunseidenen Domino mit einem um den Nacken gebundenen gleichfarbigen Mäntelchen, einem rosafarbigen Gürtel, feinem mit Rosaseide gefütterten und mit Rosaband geschmückten Strohhut, grauen Maroquinschuhen und einem Pilgerstab, den eine Myrtenkrone schmückte und ein Rosaband umschlang.“

Nun folgt noch die Geschichte eines wahnsinnigen Sohns Kaiser Rudolf II., die schon aus Gindely's Werk bekannt ist, ferner eine Aufzählung aller überaus zahlreichen Mißheirathen im fürstlichen Hause Anhalt, wobei denn auch der von Sugenheim aufgestellten Vermuthung gedacht wird. „Im Jahr 1856 brachte S. Sugenheim bezüglich ihrer ein Kuriosum auf, dessen Feststellung, wenn sie überhaupt möglich wäre, die europäische Scandalchronik um einen pikantesten Fall bereichern würde. Der genannte Gelehrte, seiner herben und mitunter baroken Form wegen mit allzugroßer Mißgunst beurtheilt, ist sonst ein keineswegs leichtgläubiger Mann, und es muß, wenn man billig seyn will, zugestanden werden, daß seine Hypothese, die Prinzessin Sophie Auguste Friederike, nachmals Katharina II., sey eine natürliche Tochter Friedrichs des Großen gewesen, eines Scheines von Möglichkeit nicht entbehrt. Daß zwischen dem jungen Friedrich, welcher bekanntlich nichts weniger als ein Platoniker war, und der noch jüngern Frau des in preußischen Diensten stehenden Fürsten von Zerbst (Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp) eine vertraute Freundschaft bestand, ist Thatsache. Nicht weniger Thatsache ist, daß vertraute Freundschaft eines siebenzehnjährigen Wüstlings und einer noch um neun Monate jüngern, an einen Mann, der ihr Vater hätte seyn können, verheiratheten Frau, ein häkliges Ding ist. Ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß gibt auch an, daß grade neun Monate vor Katharinas Geburt Friedrich seiner schönen Freundin einen mehrtägigen Besuch in Zerbst oder Dornburg abgestattet habe. Ferner ist bekannt, daß die Prinzessin ihre Kindheit am preußischen Hofe verbrachte und endlich muß die angelegentliche Bemühung auffallen, welche Friedrich es sich kosten ließ, alle Hindernisse, die sich der Heirath mit dem Großfürsten entgegenstellten, zu beseitigen. Gewißheit ist freilich mit alledem nicht zu erlangen und für die ernste Geschichte dürfte am Ende die ganze Hypothese auch gleichgültig seyn.“

Weiter lesen wir noch die Geschichte des Jünglings, der im Jahr 1820 als angeblicher Sohn König Friedrich VI. auftrat, und eine Sammlung über die Haus-, Hof- und Staatsämter Oesterreichs vor 200 Jahren, worunter viele Wunderlichkeiten vorkommen. Darauf eine kurze Geschichte des kleinen Fürstenthums Monaco, besonders des Fürsten Honorius V., dessen Manie die Erfindung aller nur denkbaren Steuern war, womit er sein Lilliput drückte, bis die Revolution von 1848 dem Unfug ein Ende machte. „Als der alte Herr am 20. Juni 1856 zu Paris starb, folgte ihm sein Sohn, Karl Honorius, als Karl III. Er stiftete für die seinem Scepter noch unterworfenen 3127 Seelen ein hochfürstlich monaconischen Hausorden vom heiligen Karl am 15. März 1858 und trat, als nach Constituirung des Königreichs Italien, Savoyen und die Provinz Nizza 1860 Frankreich einverleibt wurden, sein Fürstenthum (mit Ausnahme des Stadtgebietes

von Monaco und Monte Carlo) — durch Vertrag vom 2. Februar 1861 gegen eine Entschädigung von 4 Millionen Franken an diese Macht ab. Es gehört jetzt zu dem neugebildeten Departement Seealpen, sehnt sich aber nach der Herrschaft des Fürsten aus dem Hause Grimaldi zurück, seit Karl III. — einem Honorius V. durchaus nicht nacheifernd — als ein Landesvater, wie er seyn soll, durch Decret vom 10. Februar 1869 alle directen und indirecten Steuern aufgehoben hat. Nunmehr gibt es für die Bewohner Monaco's keine Grundsteuer, keine Einkommensteuer, keine Miethsteuer, keine Erbschaftssteuer mehr. Da nun das kleine Ländchen auch keine Conscription, dabei aber das angenehmste Klima von der Welt hat, so darf man kühn, ohne zu übertreiben, sagen, daß die Bewohner dieses Miniaturgebiets die glücklichsten Sterblichen der Welt sind."

Den Schluß machen einige Mittheilungen aus Ungarn und Böhmen, eine Erinnerung an die „Lais ihres Jahrhunderts," die Markgräfin Sophie von Bayreuth, woran sich weiter noch eine Schilderung des Serails anschließt, welches Graf Hodiz zu Roßwalde errichtet hatte, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wetteifernd mit dem Serail, welches der badische Markgraf in dem von ihm erst erbauten Karlsruhe errichtet hatte. Schließlich noch die Geschichte eines ungarischen Rebellen.

## Indische Philosophie.

Maha-bak, das große Wort der Geheim-Lehre der Brahmanen oder die Unification des Welt-Ganzen. München, G. Franz, 1869.

Auszüge aus dem Oupnek-Hat. Der ungenannte Verfasser schwärmt für diese indische Alleinslehre. In der Vorrede sagt er: „Oh! wie wird hier der Geist reingewaschen von allem ihm früher eingeimpften jüdischen Aberglauben." Wenn wir ihn nicht mißverstehen, so meint er eigentlich nicht den jüdischen Aberglauben, sondern den christlichen Glauben. Wir begreifen aber nicht, wie man jene schaale und schläfrige Philosophie dem Christenthum vorziehen mag. Der Inder geht von dem Grundsatz aus, stehen sey besser als laufen, sitzen besser als stehen, liegen besser als sitzen, schlafen besser als wachen und todt seyn besser als schlafen. Es ist eine melancholische Sehnsucht nach Vernichtung, gänzlich energielos, ohne die mindeste Rücksicht auf die Thatkraft und den sittlichen Beruf des Menschen.

Nachdem der Verfasser die Lehre auseinandergesetzt hat, schließt er: „Damit ist nun die absolute Aufhebung aller und jeder Persönlichkeit nach dem Tode ausgesprochen, wie dies auch schlechterdings aus der logischen Consequenz des dem ganzen System zu Grunde liegenden Satzes hervorgehen muß, daß es nur ein Seyn, den Weltengeist, gibt und alles andere Geschaffene nur Erscheinung dieses Einen ist. Die nach dem Tode ‚eintretende Wiedervereinigung' mit dem Weltgeiste, der Zustand der höchsten Seligkeit, die sich der Indier als die vollkommenste, jeder Aufregung und Leidenschaft unzugängliche Ruhe denkt, knüpft der Oupnek'hat an die entschieden ausgesprochene Bedingung, daß diese Seligkeit immer erst mit der Vernichtung und Aufhebung des individuellen von Gott getrennt gewesenen Bewußtseyns anfangen müsse. Als nähere Motivirung dieser Ansicht heißt es weiter: ‚Gleichwie niemand in dem von der Biene, aus verschiedenen Pflanzensäften bereitenden Honig, das ehemals einer jeden der verschiedenen Pflanzen ihr eigenthümlich Angehörige mehr unterscheiden kann, so hört in gleicher Weise das besondere Bewußtseyn alles Lebendigen nothwendig auf, wenn dasselbe wie im Stande des vollkommenen bewußtlosen Schlafes, im Tode und in dem Zustande der nach dem Tode folgenden Seligkeit nur noch in Brahm lebt, mit welchem das Individuum wieder eins geworden ist, und ebendarum von sich, als einem Besondern nichts mehr weiß, auch sich als ein Besonderes nimmer erkennt.'"

Man muß sich wundern, daß der Verfasser das für die höchste Weisheit hält, da nichts daraus folgt, als daß der Mensch, kaum ans Licht geboren, sich nach dem dunkeln Mutterschooß zurücksehnen und daß er sich keine andere Aufgabe stellen soll, als möglichst bald und fest einzuschlafen, um nie wieder zu erwachen. Es ist durchaus nicht zu vermuthen, daß eine solche Lehre in Deutschland viele Anhänger finden sollte, die kleine Schrift ist aber insofern nicht ganz uninteressant, als sie darthut, auf wie verschiedenen Wegen die modernen Geister aus dem Christenthum ins Heidenthum zurückflüchten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 75. 18. September 1869.

## Reisen.

Professor Eduard Hildebrandt's Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von Ernst Kossak. Zweite, mit dem Portrait des Verfassers und einer Reisekarte vermehrte Auflage. Drei Bände. Berlin, Otto Janke, 1870.

Hildebrandt trug als Landschafts- und Genremaler den unbezwinglichen Trieb in sich, womöglich alle Gegenden der Erde und alle Nationen kennen zu lernen. Er reiste daher schon 1844 nach Amerika, 1847 nach dem westlichen Europa, 1851 nach dem Orient, 1856 nach dem Nordcap und 1862 nach Ostindien und China. Die letztere Reise ist es, die er hier beschreibt.

Er nahm den Weg über Triest, das Mittelmeer und Aegypten. Seine Schilderungen sind überall sehr lebendig. Manche Beobachtung seines künstlerischen Auges sind von Werth. So bemerkt er, man liebe in Aegypten die hellen Farben, unter den Pferden besonders die Schimmel, weil der einförmige Boden und die leuchtende Atmosphäre die Menschen auffordern, Farben zu suchen und anzubringen, wie das schon die älteste Polychromie der Aegypter beweist. Damals regierte noch Said Pascha, von dessen Regierung der Verfasser eine kleine Anekdote erzählt. „Seine königl. Hoheit hatte für mehrere hunderttausend Thaler Säbel und Gewehre in Europa angekauft und importirt, diese aber sogleich zu dreifach höhern Preisen in den Städten des Landes verkauft. Die Besitzer sollten sich der Waffen nicht lange freuen. Bald darauf wurden Säbel und Gewehre, unter der Erneuerung einer polizeilichen Verfügung, daß niemand Mordinstrumente bei sich tragen dürfe, ohne Entschädigung der Käufer wieder eingezogen, und der Vicekönig hatte eins der einträglichsten Geschäfte gemacht."

Wir begleiten den Reisenden nach Suez und durch das rothe Meer nach Ostindien und landen zunächst mit ihm in der großen Stadt Bombay, die er lebhaft schildert. Er schiffte sodann nach der Insel Ceylon, die ihn noch mehr interessirte. „Die Vegetation der Insel übertrifft selbst den Pflanzenreichthum und die Ueppigkeit des Baumschlages in Brasilien, die Anmuth der Terrainformation läßt sich mit nichts Anderem vergleichen. Die Gebirge erhalten durch die Farbenpracht der exotischen Gewächse eine ganz eigenthümliche Physiognomie. Einzelne beschränkte Details lassen sich herausgreifen und auf dem Papiere fixiren; die erhabene Totalität der Landschaft, wenn sie in glücklichen Augenblicken im vollen Sonnenlichte strahlt, ist nicht darstellbar." Von hier kam Hildebrandt nach Madras und endlich nach Calcutta. Ueberall gibt er uns anziehende Beschreibungen der Gegenden, der Städte und der Bevölkerung. Mit den Engländern ist er nicht recht zufrieden. Da sie in diesen Gewässern die Mehrzahl der Reisenden bilden, ärgerten sie ihn schon unterwegs auf den Schiffen mit ihrer rücksichtslosen Anmaßung. In Ostindien selbst sah er sie wohl noch immer als mächtige Gebieter, aber der Herrschaft nicht würdig und dem einheimischen Volk verhaßt. Höhere und edlere Bildung geht den Engländern hier gänzlich ab. Die Männer suchen sich nur zu bereichern und die Frauen schwelgen in geschmacklosem Luxus. Nach Geld allein wird taxirt. „Ein Commis, der ein Monatsgehalt von 500 Rupien (333 Thlr.) bezieht, rechnet sich zu den Braminen des Comptoirs und würdigt einen Collegen, der nur 400 oder gar 300 Rupien erhält, keines Blickes, keines Wortes. Ebenso verfahren diese und lassen die im Gehaltsavancement ihnen nachstehenden Jüngern ihre äußerste Geringschätzung fühlen. Mr. Quindrop, mein Nachbar zur Linken, könnte sich gleich in der nächsten Pagode auf dem Altar als Wischnu niederlassen, so götzenhaft ist sein Anstand."

Am besten gefiel unserem deutschen Maler die heilige

Stadt Benares am Ganges. „Mir fehlen die Worte, den ersten Eindruck zu schildern, den dieses märchenhafte, ungeheuer weit ausgedehnte Gemisch von Plätzen und Gärten, Tempeln und Palästen, Moscheen und Minarets, Marmortreppen und Pavillons, die mit Dorfschaften besäete fruchtbare Umgegend, der mächtige Strom auf mich hervorbrachte. In Form einer Mondsichel liegt die heilige Stadt am Ufer des Ganges, und so weit das Auge reicht, wird sie von Villen und Gärten umgeben. — Da nach dem Glauben der Inder eine Ansiedelung in Benares und an den Ufern des Ganges ein Gott wohlgefälliges Werk ist, und ein Sterbender von hier aus direct in den Schooß Brahma's gelangt, pflegen die Reichen aus allen Gebieten Indiens in ihren spätern Lebensjahren nach Benares zu ziehen und einen Palast zu bauen. Man wird daher auf die Menge der hier vorhandenen Prachtbauten schließen können. Aber auch minder Begüterte suchen ihre Häuser und Wohnungen dem landesüblichen Geschmack gemäß zu verzieren. Die Fronten sind gemeinhin dunkelroth gefärbt und mit Elephanten, Kameelen, Tigern, Pfauen, Affen, Pelikanen und andern Vögeln, nicht selten auch mit obscönen Bildern bemalt. Jedes ansehnlichere Haus hat seinen Privattempel, der, ein Mittelding zwischen Pyramide und Obelisk, dicht daneben steht, und nicht nur grün, roth, gelb, schwarz und weiß auf das Bunteste bemalt, sondern auch über und über mit goldenen Verzierungen bedeckt ist. Eben so wenig sind die gediegenen Goldplatten an den Kuppeln der öffentlichen Tempel und Moscheen gespart. Nun denke man sich alle Dächer und Vorsprünge von kreischenden Papageien besetzt, die häufigen Gold- und Silberbazars, die mit schmutzigen Büßern, blinden Bettlern und Kranken bedeckten Straßen, mitten darunter eine hoch auf einem Elephanten sitzende englische Familie, und man wird sich annähernd ein Bild des Innern der Stadt entwerfen können. Einen unvergleichlichen Anblick gewährt Benares vom Ganges aus. Dieses Ensemble von Minarets, Pagoden, grandiosen Marmortreppen und goldstrahlenden Palästen, belebt durch ein unaufhörliches Getümmel dunkelfarbiger Gestalten, habe ich nie ohne Herzklopfen zu betrachten vermocht." Nächst Benares erfreute sich der Verfasser am meisten an der alterthümlichen Schönheit der Stadt Lucknow.

Vom indobritischen Reich fuhr unser Reisender wieder ab, um über Siam nach China zu segeln. Unterwegs imponirte ihn besonders die Wirkung der tropischen Sonne. „In der Nähe des Aequators darf der Reisende um die Stunde des Sonnenuntergangs stets auf ein neues malerisches Schauspiel am Horizonte rechnen. Nach dem stürmischen Tage hatten sich Luft und Meer beruhigt, doch lagerten noch ringsum an der Grenze beider förmliche Gebirge von Dünsten. Zu unserer Linken versank die Sonne in einen vielfarbig glühenden Abgrund, zu unserer Rechten hingegen schienen diese Wolkenpyramiden und Obelisken immer höher emporzuwachsen. Als das Alpenglühen auf ihren Gipfeln verblich und dem letzten Tagesschimmer die tiefe Dunkelheit des Tropenabends folgte, entwickelte sich in ihrem Bereich ein neues Licht. Die ganze Nacht hindurch hielt ein Wetterleuchten an, in dem fortwährend Tageshelle mit undurchdringlicher Finsterniß wechselte; damit war eine wahrhaft niederdrückende Temperatur verbunden."

In Siam machte die große Stadt Bangkok einen fremdartig schönen Eindruck. Hier fand Hildebrandt nicht nur bei Robert Schomburgk, der zugleich preußischer und englischer Consul ist, sondern auch beim König selbst eine äußerst freundliche Aufnahme. Die Natur bietet hier die üppigste und bunteste Fülle dar. „In meinem Zimmer hatten inzwischen zwei farbenprächtige Chamäleons ein Unterkommen im Schatten gesucht, doch gelang es mir nicht, eins der flinken Geschöpfe zu erhaschen. Abends durchschritten wir das Wäldchen von Mangos, Bambusrohr, Areka- und Cocospalmen, Ananas und Bananen, das unser Haus vom Strome trennt, und hofften etwas frische Luft zu schöpfen; es war ein vergeblicher Versuch. In der stillen, schwülen Atmosphäre glaubte man die Bananen wachsen zu sehen. Wir saßen an der pfeilschnell vorbeischießenden Strömung, und transspirirten wie in einem russischen Dampfbade."

Wir gelangen endlich nach China und Japan, welche Länder der Verfasser im zweiten Bande sehr ausführlich und malerisch beschreibt. Freilich sind uns diese Länder auch schon von andern Reisenden oft und genau beschrieben worden. Wir heben hier den Inhalt eines chinesischen Schauspiels hervor, dem der Verfasser anwohnte und das in das chinesische Theaterwesen deutlich hineinblicken läßt. „Die Hauptperson war ein Mandarin, der vielfach seine Amtsbefugnisse überschritten hatte und nach dem dumpfen Beifallsmurmeln der Menge im Parterre ein stehender Typus des nationalen Theaters zu seyn schien. Er häufte das Maaß seiner Schandthaten durch körperliche Mißhandlung aller Hausgenossen und selbst eines Ankömmlings, den er durch die anzüglichsten Redensarten beleidigte. Jetzt zeigten sich unter unsern denkenden Logennachbarn Spuren sittlicher Entrüstung, aber gleichzeitig Zeichen froher Erwartung einer strengen Abstrafung des Verbrechers. Das Stück war bekannt und beliebt. Sehr bald gab sich der beschimpfte Ankömmling als Kaiser von China zu erkennen, der nach der Sitte des Khalifen Harun Alraschid umherstrich und

Zustände und Persönlichkeiten seines Reiches kennen zu lernen suchte. Was blieb dem gütigen Monarchen übrig, als den Verbrecher mitten durchsägen zu lassen? Die Bitten des Schuldigen sind vergebens, schon werden die Vorkehrungen zur Execution mitten auf dem Theater getroffen, da humpelt die junge Gattin des Mandarins auf ihren verkrüppelten Füßchen links aus der Coulisse auf die Bühne. Der junge Schauspieler bediente sich der üblichen Krückstöcke und verstand den unbehülflichen Gang der feinen Chinesinnen geschickt nachzuahmen. Natürlich hat die Mandarine gehorcht; sie weiß alles, wendet sich mit einer kläglich beweglichen Rede an das Herz des Kaisers und macht wirklich Eindruck auf sein Gemüth. Der Verbrecher wird begnadigt; der Kaiser aber begibt sich mit der schönen Bittstellerin in das Seitengemach, vermuthlich nur, um ihre Danksagungen für die Rettung des Gemahls entgegen zu nehmen. Der zurückgebliebene Ehemann hält diesen Moment für geeignet, in mehreren Couplets seinen angenehmen Gattenempfindungen Ausdruck zu verleihen, und mit ihnen unter einem barbarischen Lospauken auf die Instrumente schließt das Stück. Die Theatersprache der Chinesen besteht in einem fortwährenden widerwärtigen Fistuliren, das sich mit einem eben so unnatürlichen Pathos vereint."

Aus Peking folgendes Genrebild: „Mitten in der Stadt befindet sich ein Teich und daneben eine Pagode, in welcher durch Gruppen von Thonfiguren den Gläubigen die Strafen nach dem Tode vergegenwärtigt und sie dadurch zu einem tugendhaften Wandel ermuntert werden. Schon früher habe ich dieser moralischen Anregungsmittel gedacht, aber alles Bisherige reichte nicht an die Schrecken des Jenseits der Sündenböcke von Tientsin. Gleich das erste Exemplar war bis an das Kinn in die Erde vergraben, und der Zopf wurde ihm eben abgeschnitten. Dann brach ihm der strafende Dämon die Backzähne aus und schlug sie ihm mit einem Feldsteine in den Schädel! Ein Missethäter saß auf der Schneide eines Schlachtschwertes, und unter die Nägel seiner Finger und Zehen waren brennende Kiensplitter gesteckt. Den zahlreich versammelten Neugierigen schien dieses scheußliche Museum weniger Schrecken einzuflößen, als Vergnügen zu bereiten; die Pagode sah wie ein beliebter Rendezvousplatz alles Gesindels der Stadt aus. In den Winkeln wurden Liebeshändel angeknüpft, Schachergeschäfte getrieben und Diebspläne verabredet, die Gesellschaft war alles Andere, nur nicht eine Versammlung der Bußfertigen."

Sehr charakteristisch ist auch folgendes: „Schon oft hatte ich mich über eine Menge brüchiger und verrosteter Cash-Stücke gewundert, die in vielen Straßen auf dem Pflaster lagen, ohne von der Bevölkerung, selbst nicht von den Bettlern und Aussätzigen, eines Blickes gewürdigt zu werden. Zuweilen, wenn ich eines dieser Geldstücke aufhob und näher betrachtete, stimmten die vorübergehenden Chinesen ein Hohngelächter an, ja ein kleiner Junge riß mir einst die Scheidemünze aus der Hand und warf sie verächtlich zu Boden. Im Gesandtschaftshotel erfuhr ich, daß der hochselige Kaiser, welcher fabelhafte Summen in Bauten verschwendet, endlich gezwungen worden sey, um nur Geld zu schaffen, aus Sumpfeisen diese elende Sorte von Cashs zu prägen. Der witzige Autokrat hatte sich verrechnet, das Volk selber setzte die nichtsnutzige Münze außer Cours und streute sie auf dem Pflaster aus! Im letzten Jahre soll man in den Küstenstädten angefangen haben, die Cashs zu sammeln und nach Japan zu verschiffen, wo man sie in den Eisengießereien verwendet."

Höchst auffallend ist die Höflichkeit in China, die selbst den Religionshaß überwindet. Wenn zwei Chinesen verschiedenen Glaubens ein Geschäft miteinander abzumachen haben, becomplimentiren sie sich zuerst wegen ihrer Religion. „‚Was hast Du für eine herrliche Religion, mein alter Vater!' rief der Jünger des Confucius. ‚Du irrst, mein Großvater, die Deinige ist viel schöner als die meinige,' antwortete der Buddhaist. So ging es mehrere Minuten lang fort, ehe die Herren auf den Geschäftsgegenstand kamen und wir uns empfahlen."

Aus Japan erzählt uns Hildebrandt gleichfalls eine Menge charakteristischer Züge. Am auffallendsten erscheint das dortige Finanzsystem in seinen Beziehungen zur öffentlichen Sittlichkeit. „Ein armer Hausvater — und die Mehrzahl der Japanesen ist aus Gründen, über die ich mich später verbreiten werde, blutarm — kann gegen eine gewisse Summe seine Töchter dem Staate verkaufen. Dieser übernimmt sie schon in den zartesten Kinderjahren, und damit zugleich die Verpflichtung ihrer Erziehung. Sie lernen lesen, schreiben, nützliche Handarbeiten und etwas Klimperei auf den landesüblichen Saiteninstrumenten. Herangewachsen, siedeln sie in die Blumen- oder Theehäuser über. Je nach ihren körperlichen und geistigen Vorzügen werden sie in Häuser verschiedener Kategorien gethan. Das Viertel, in dem diese Staatsinstitute liegen, heißt das Herrenviertel, das ansehnlichste derselben, zu dem das Eintrittsgeld ungefähr zwei Dollars beträgt, wurde, ich weiß nicht ob nur von den Ansiedlern, ‚das Herrenhaus' genannt. Dem geringen Mann ist der Zutritt erleichtert. Durchschnittlich beträgt sein täglicher Verdienst drei Tempos, eine große, ovale, in der Mitte viereckig durchlöcherte Münze von feiner Bronce. Mit einem dieser Geldstücke hat er sogleich seine Einkommen-

steuer zu entrichten, das zweite reicht zur Deckung seiner Lebensbedürfnisse hin, mit dem dritten Tempo kann er den Eintritt in eins der Theehäuser untersten Ranges erlangen. Die japanesische Regierung in ihrer gemüthlichen Weltansicht betrachtet den Staatsfonds als die Sparkasse der Unterthanen und sucht ihnen das erworbene baare Geld, wie Unmündigen, so rasch als möglich abzunehmen. Die Theehäuser sind daher die Mittelpunkte des geselligen Verkehrs im Lande. Der Europäer darf damit durchaus keine entwürdigenden Nebenvorstellungen verbinden, die Mehrzahl der armen Japanesen wählt ihre Ehefrauen aus diesen Theehäusern, und die Vergangenheit derselben verkümmert keineswegs das häusliche Glück, das, wie man mir oft wiederholt hat, in diesen nach europäischen Begriffen auf so unangemessene Weise geschlossenen Ehen herrschen soll. Zudem steht das Betragen der Bewohnerinnen dieser Theehäuser weit über dem der weiblichen Gäste jener europäischen Vergnügungslocale, deren Wirthe, ein Seitenstück der japanesischen Financiers, unter dem Schutze der Polizei große Reichthümer erwerben. Nirgends habe ich etwas Ungeziemendes bemerkt, wie in den Salons von Paris."

„Gar eigenthümlich, aber durchaus dem merkwürdigen Finanzsystem consequent, ist die Stellung der Behörde zu den vorkommenden Fällen ehelicher Untreue. Die Schuldige, und wenn sie selbst im Einvernehmen mit ihrem Ehegatten gehandelt hat, erhält eine bestimmte Anzahl Stockprügel. Der Staat betrachtet ihr Vergehen in seiner Naivetät keineswegs als eine Verletzung höherer, zum Schutze der menschlichen Familie gegebenen Gesetze, sondern einfach als Zolldefraudation, als Beeinträchtigung der ihm durch den Besuch der Theehäuser zustehenden Einnahmen. Verlust der bürgerlichen Ehre ist, ganz wie bei heimlichen Verletzungen der Steuergesetze, weder mit dem angeführten Vergehen, noch mit der Strafe verbunden. Je mehr ich mich über die Eigenthümlichkeiten des Landes unterrichte, desto unbegreiflicher erscheint mir das Verfahren der Regierung. Zuweilen glaube ich auf einen andern Planeten versetzt zu seyn. Die Bevormundung übersteigt alle Grenzen."

Im dritten Bande folgen wir dem reisenden Maler nach den philippinischen Inseln. Interessant ist Folgendes für Cigarrenraucher: „Die Cigarrenfabrikation gehört zu den größten Merkwürdigkeiten der Stadt Manila. Indien, China und Japan werden mit dem Tabak der Insel Luzon versehen, denn die in jenen Ländern gebaute Pflanze ist von geringem Arom, und die Einwohner verstehen sich nicht darauf, sie durch sorgfältige Cultur zu veredeln. Manila ist das Emporium des Tabakhandels dieser Zone und die Cigarrenfabrikation das Monopol der spanischen Regierung. — Man ist auf unserem Continente gegen das eigenthümliche Aroma der echten Manila-Cigarre eingenommen und behauptet sogar, Einlage und Deckblätter würden mit einer Opiumsauce angemacht. Dawider wäre zu bemerken, daß die niedrigen Preise, welche zu Manila selbst für die feinen Sorten gezahlt werden, die Anwendung des kostspieligen Opiums verbieten. Der Tabak der Philippinen hat an sich gewisse narkotische Bestandtheile, welche ihn vornehmlich den Orientalen empfehlen. Ein beträchtlicher Theil der in Manila angefertigten Cigarren wird im Orte selbst verbraucht, denn beide Geschlechter und alle Lebensalter trennen sich nicht von der Cigarre. In den beiden ungemein großen Regierungsfabriken, die ich besuchte, werden Cigarren und Cigarretten verfertigt. Es herrscht hierin eine eigenthümliche Theilung der Arbeit, die Fabrikation der Cigarren fällt Frauen und Mädchen, die der Cigarretten dem männlichen Geschlechte anheim. Die Zahl der Arbeiterinnen beläuft sich auf 8000. Sie sitzen in geräumigen, gut gelüfteten Sälen, an langen Tischen und machen bei der Arbeit durch Gelächter einen betäubenden Lärm. Jede Cigarre wird am dicken und dünnen Ende abgestumpft, und die Arbeiterin mit ihren keck aufgeworfenen Lippen prüft rasch, ob sie Luft hat. Die Vorliebe der Europäer für die Havannahs, welche man auf Manila von den in indischen und chinesischen Handelsstädten importirten Cigarren kennen gelernt hat, ist nicht ohne Einfluß auf die Fabrikation geblieben. Die beste Blättersorte wird seit einigen Jahren in Londres-Format verarbeitet. Das Tausend derselben kostet nur 10 Dollars (15 Thlr.), ein überaus geringer Preis, wenn man die Trefflichkeit der Cigarren erwägt. Die vorzügliche Qualität beider Fabrikate ist, wie schon bemerkt, in Europa so gut wie unbekannt. Die Mehrzahl der unter dem Namen ‚Manila-Cigarren' verkauften Waare kommt von Malta und wird dort aus nichtsnutzigem Tabak zusammengekleistert."

Die Rückreise ging über den stillen Ocean nach San Francisco in Californien. Die chinesischen Passagiere gaben dem Reisenden Gelegenheit zu merkwürdigen Wahrnehmungen. Beim Sturm z. B. opferten die Chinesinnen ganze Büschel ihres schönen Haares dem erzürnten Meergott. Von San Francisco fuhr Hildebrandt der Küste entlang zur Landenge von Panama, überschritt dieselbe und fuhr durchs atlantische Meer und über London in die deutsche Heimath zurück.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 76. 22. September 1869.

## Schriften über das Concil.

Der Papst und das Concil, von Janus. Leipzig, Steinacker, 1869.

Im Vorwort wird erklärt, diese Schrift habe mehrere Verfasser und diese seyen Katholiken, unterscheiden aber sehr scharf den Katholicismus vom Papismus. Dem erstern versichern sie mit Treue anzuhängen, aus dem andern aber, sagen sie, sey ein gefährlicher Feind des erstern geworden. Sie erheben ihre Stimme gegen den Versuch der Jesuiten, mittelst des bevorstehenden Concils den absoluten Despotismus des Papsts, seine Oberherrlichkeit über alle Kaiser und Könige, sein oberstes Richteramt auf Erden, die Inquisition ꝛc. herzustellen. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Kirche heute noch wie vor dreihundert Jahren einer Reform bedürfe, die der Papismus damals verhindert habe, erblicken sie in dem heutigen Treiben in Rom das größte Hinderniß sowohl einer Reform, als der so wünschenswerthen Aussöhnung mit den Protestanten. „Es soll eine neue Scheidewand und zwar die stärkste und undurchdringlichste aufgerichtet werden.“ Dies geht aus der Civiltà hervor. „Diese, geschrieben von den römischen Jesuiten, vom Papste selbst vor einigen Jahren durch ein eigenes Breve hoch belobt und von ihm als das reinste journalistische Organ echter Kirchenlehre bezeichnet, kann nämlich gewissermaßen als der ‚Moniteur‘ der römischen Curie angesehen werden. Man sagt darum keinenfalls zu viel, wenn man behauptet, daß die Gedanken der Civiltà sich in wichtigen weltgreifenden Fragen mit den Gedanken des Oberhauptes sowohl als vieler sonstigen ‚Häupter‘ in Rom begegnen. Dieser officiellen Stellung entspricht auch der hohe Ton, welchen die Civiltà führt, die wegwerfende Behandlung, die sie jedem Gegner angedeihen läßt. Ihre Mittheilungen nehmen sich oft wie päpstliche zu Artikeln ausgesponnene Bullen aus. Man kann sich kaum eine bessere und zuverlässigere Quelle für das, was mit dem Concilium in Rom beabsichtigt wird, wünschen.“

In einer ausführlichen Uebersicht werden nun zunächst die ältern Zustände der Kirche dargelegt, wie sie waren, ehe es noch ein Papstthum gab. „Es dürfte nöthig seyn, einen Aufschluß darüber zu geben, wie denn überhaupt das seltsame Phänomen sich gebildet habe, daß eine Meinung, wonach Christus den jedesmaligen Papst als einziges Gefäß seiner Inspiration, als den Träger und das ausschließliche Organ der göttlichen Lehre, eingesetzt hat, ohne den die Kirche wie ein Leib ohne Seele wäre und, gleichsam ihrer natürlichen Sehkraft beraubt, nicht wagen dürfte, eine Glaubensfrage zu entscheiden — daß eine solche Meinung, welche künftig, ein dogmatischer Atlas, das ganze Gebäude der Glaubens- und Sittenlehre auf ihren Schultern tragen soll und muß, erst 1869 Jahre nach Christus zur Gewißheit erhoben, von nun an aber in jedem Katechismus als Hauptartikel an die Spitze gestellt werden wird. Dreizehn Jahrhunderte lang herrschte in der ganzen Kirche und ihrer Literatur über einen so fundamentalen Satz ein unbegreifliches Schweigen. Keines der alten Glaubensbekenntnisse, keine Katechese, keine der zur Anleitung für den religiösen Volksunterricht verfaßten Schriften der Kirchenväter enthält ein Wort vom Papst, am wenigsten eine Andeutung, daß alle Gewißheit des Glaubens und der Lehre nur bei ihm zu suchen sey. Nicht eine einzige Frage der Doctrin ist im ersten Jahrtausend der Kirche endgültig durch einen päpstlichen Ausspruch entschieden worden.“

„Als die zweite ökumenische Synode im J. 381 das wichtigste Glaubensdecret seit der Nicänischen abfaßte und zum erstenmal das Dogma vom h. Geist formulirte, war die römische Kirche nicht vertreten; man

theilte ihr nur, wie andern Kirchen, die Beschlüsse mit."

„Die Päpste hatten keinen Antheil an der Berufung der Synoden. Alle großen Synoden, zu denen die Bischöfe aus verschiedenen Ländern sich vereinigten, sind durch die Kaiser angeordnet worden; nicht einmal eine Anfrage wurde vorher an die Päpste gerichtet."

„Weder die dogmatischen noch die das kirchliche Leben und die Verfassung angehenden Beschlüsse dieser Synoden bedurften einer Bestätigung durch den Papst; denn die Kraft und Autorität ihrer Decrete lag in dem Consensus der Kirche, wie er sich auf der Synode und nach derselben in der allgemeinen Zustimmung kund gab. In Rom hat man später, weil diese Thatsache zu der mittlerweile aufgekommenen Theorie nicht mehr passen wollte, eine Bestätigung der Nicänischen Synode durch Papst Sylvester erdichtet.

In dem ersten Jahrtausend der Kirche ist es nicht vorgekommen, daß ein Papst eine für die ganze Kirche bestimmte und an die ganze Kirche gerichtete Glaubensentscheidung erlassen hätte. Ihre dogmatischen Erklärungen wurden, wenn es neue Irrlehren zu verurtheilen galt, stets auf Synoden erlassen, oder waren Antworten auf Anfragen einzelner oder mehrerer Bischöfe. Erst wenn sie auf einer ökumenischen Synode gelesen, geprüft und genehmigt waren, wurden sie als allgemeine Lehrnorm angesehen.

Die Päpste besaßen keine von den drei Gewalten, welche die eigentlichen Attribute der Herrschaft bilden, weder die gesetzgebende, noch die regierende, noch die oberrichterliche Gewalt."

„Niemand dachte daran, sich Dispensen von Kirchengesetzen bei römischen Bischöfen zu holen; nie ist in jenen Perioden irgend eine Taxe oder Abgabe an den römischen Stuhl (eine Curie gab es ja nicht) entrichtet worden. Gesetze zu machen, von denen dann jeder, der die Taxe bezahlte, entbunden würde, wäre damals als ein Greuel und zugleich als eine Thorheit erschienen."

„Das System, welches man später das Papalsystem genannt hat, ist, als es zuerst, obwohl nur in Titeln, sich ankündigte, von dem besten und größten Papste, Gregor dem Großen mit Abscheu zurückgewiesen worden."

„Es finden sich mehrere Landeskirchen, welche nie in einer Unterordnung unter Rom, nie auch nur in einem Verkehr oder Briefwechsel mit Rom gestanden sind, ohne daß dies damals als ein Defect angesehen worden, oder bezüglich der Kirchengemeinschaft eine Schwierigkeit daraus erwachsen wäre. Eine solche autokephale, von Rom stets unabhängige Kirche war einmal die älteste jenseits der römischen Reichsgrenzen entstandene, die Armenische, in welcher die Primaswürde längere Zeit in der Familie des nationalen Apostels, Gregors des Erleuchters, sich vererbte. Gleich frei von jedem römischen Einflusse war von Anbeginn und blieb die große, durch Tausende von Martyrern verherrlichte Syrisch-Persische Kirche in Mesopotamien und den westlichen Ländern des Sassanidenreiches. In ihren Denkmalen und ihrer reichen Literatur begegnen wir keiner Spur, daß der päpstliche Arm sich je bis dorthin ausgestreckt habe. Dasselbe gilt von der Aethiopischen oder Abyssinischen Kirche, die wohl an den Stuhl von Alexandrien geknüpft war, in der man aber von den Ansprüchen Roms nie auch nur einen fernen Nachklang vernommen hatte. Im Westen blieb die Irische Kirche und mit ihr die Altbritische Jahrhunderte lang in autonomer, von Rom in keiner Weise beeinflußter Stellung."

Weiter wird gezeigt, wie allmälig das Papalsystem entstanden sey und welcher Fälschungen es bedurft habe, es zu antedatiren, als ob es schon in den frühern Jahrhunderten bestanden habe und eine geheiligte Autorität gewesen sey. Da werden uns die falschen Decretalen des Pseudo-Isidor, die erlogene constantinische Schenkung, das Constitutum Sylvestri, die Gesta Liberii, die Gesta des Papstes Xistus III., das s. g. Papstbuch, die Epistel des h. Petrus an die Könige der Franken, die Gesetzsammlung des Gratianus ꝛc. vorgeführt, womit man die absolute Monarchie der Gregore und Innocenze stützte. Sodann wird aus einer Menge von Beispielen nachgewiesen, wie oft die Päpste einander widersprochen, ganz entgegengesetzte Dinge behauptet und empfohlen, einander vertrieben, verflucht, in den Bann gethan ꝛc., woraus folge, daß man unmöglich jedem, blos weil er einmal zum Papst gekrönt worden sey, Infallibilität zuschreiben könne.

Als eine Hauptsache wird hervorgehoben, daß das Papstthum von den italienischen Päpsten und ihrem zahlreichen Anhang zu einer gemeinen Geldspeculation gemacht und als Pumpe benutzt worden ist, um unter heiligen Vorwänden alle übrigen europäischen Nationen auszusaugen. Schon lange vorher, ehe der unverschämte römische Ablaßkram den frommen Deutschen endlich die Geduld reißen machte, schon im 12. Jahrhundert spielte die hohe Finanz in Rom eine Hauptrolle. Unter dem Titel der Appellationen, Reservationen, Commenden ꝛc. machten die Päpste sich Geld. Die gesammte Geistlichkeit mußte ihr Amt, ihren Titel von Rom kaufen, ihr Recht in Rom suchen und bezahlen, immer an Rom appelliren, während der Papst sich die Besetzung und Vergebung vieler Bisthümer, Abteien und anderer einträglicher Kirchenstellen vorbehielt. Die den Laien ver-

botene Simonie wurde nirgends ärger getrieben als in Rom selbst.

Das wurde später immer ärger. „In keiner Zeit, an keinem Orte waren die Widersprüche zwischen der Theorie und der Praxis, den Principien und den Handlungen stärker als in jenen Jahrhunderten in Rom und in Avignon. Die Päpste verdammten alles Zinsnehmen, aber unter ihren Augen und in engster Verbindung mit der Curie bestand das ausgebildetste Bankiergeschäft, und dieser wäre die Lebensluft ausgegangen, wenn nicht die florentinischen und sienesischen Capitalisten und Geldmäkler an ihrem Sitze den Prälaten, den Stellenbewerbern, den zahllosen proceßführenden Parteien die nöthigen Summen zu wucherischen Zinsen vorgeschossen hätten. Die Bankiere des Papstes waren, während der Bann überall anderwärts ihre Standesgenossen traf, eine geschützte und privilegirte Classe, und trieben, mit päpstlichen Censuren bewaffnet, unnachsichtlich ihre Schulden und Zinsen ein. — Es war das Bewußtseyn der Machtfülle in der Theorie, in der Wirklichkeit aber einer kläglichen Knechtschaft und Unabhängigkeit von einer nur auf ihren Vortheil sinnenden Curie, verknüpft mit der Ahnung des Unsegens, der auf einer solchen, aus geistlichen Parasiten und Vampyren zusammengesetzten Verwaltungsmaschine liegen müsse, was auch einem Manne, wie Nikolaus V. die Klage auspreßte, die er gegen zwei Karthäuser-Mönche äußerte: Es gebe auf der Welt keinen elenderen und unglücklicheren Menschen als er sey; kein Mensch, der zu ihm komme, sage ihm die Wahrheit und seine Italiener seyen unersättlich u. s. w.“ Die furchtbarste Anklage erheben die Verfasser S. 269 gegen das System, mittelst der Inquisition die Curie zu bereichern und Unschuldige als Ketzer anzuklagen, um sie ihrer Güter zu berauben. Dieser Vorwurf trifft besonders Nikolaus III., von dem Zeitgenossen aussagen, er habe auf solche Art sich und seine Nepoten bereichert.

Es wundert uns, daß die Verfasser, indem sie von diesen Geldgeschäften der Curie reden, nicht ausführlicher von der Wahlverwandtschaft der Curie mit dem berühmten Hause Medicis gehandelt haben. Ein Mediceer in Florenz war der erste große Banquier im modernen Sinn und indem sein Haus am rechten Ort Geld auslieh, um es zu verdoppeln und zu verzehnfachen, und sich alle weltlichen Herrn auf Kosten der Völker befreundete, gelang es ihm bald auch das einträgliche Geschäft des Papstseyns an sich zu bringen, und Papst Leo X., ein Sohn dieses Hauses, war weniger ein Kleriker, als ein Laie, und weniger ein Christ, als ein Heide. In seinem Hause, dem Mediceischen, war neben dem Geldgeschäft vorzugsweise die Vorliebe für das classische Heidenthum gepflegt worden. Aus diesem Hause stammt die Renaissance, aus der die ganze moderne Bildung und Aufklärung hervorging und durch welche der christlich-germanische Charakter des Mittelalters verändert wurde.

Natürlicherweise erhoben sich von Zeit zu Zeit bittere Klagen über den Unfug der römischen Curie. „Selbst ein Mann, wie der h. Bonaventura, den die Päpste mit Ehren überhäuft hatten, der als Cardinal und General seines Ordens durch die stärksten Bande an Rom geknüpft war, hatte kein Bedenken getragen, in seinem Commentar über die Offenbarung Johannis über Rom für die Buhlerin zu erklären, welche mit dem Wein ihrer Hurerei Fürsten und Völker trunken mache; denn in Rom, sagte er, werden die Kirchenstellen gekauft und verkauft; dort kommen die Fürsten und Beherrscher der Kirche zusammen, Gott verachtend, der Unzucht dienend, dem Satan anhängend und den Schatz Christi plündernd. Er führt weiter aus, wie die durch Rom verdorbenen Prälaten den Klerus mit ihren Lastern anstecken und wie der Klerus durch sein böses Beispiel seinen Geiz und seine Nachlässigkeit das ganze christliche Volk vergifte und elend verkommen lasse.“ Die Verfasser führen noch mehrere solche Stimmen an. Auch die Landesbischöfe fühlten sich in ihren alten Rechten oft so gekränkt, daß am Ende das Bedürfniß eines Concils, welches einmal über die sträflichen Päpste richten solle, sich lebhaft fühlbar machte. Doch mußte erst das große Schisma kommen, mußten erst drei Päpste zugleich sich für die allein echten ausgeben, um allein alle Vortheile päpstlicher Allmacht zu genießen, und einander gegenseitig verfluchen und verdammen, ehe es dem deutschen Kaiser Sigmund möglich wurde, das Constanzer Concil zu eröffnen und alle drei Päpste, als höllisches Gegenbild der himmlischen Dreieinigkeit abzusetzen. Das war für einmal geholfen, aber nicht für immer. Das luxemburgische Kaiserhaus, dem Sigmund entstammt war, starb mit ihm aus und in sein Erbe trat das Haus Habsburg ein, dasselbe Haus, das von Anfang an antinational verfahren war und sich mit Romanen und Slaven verbunden hatte, das deutsche Element niederzuhalten. Schon Rudolf von Habsburg war nur ein Werkzeug des Papstes gewesen. Damit nie wieder eine hohenstaufische d. h. eine nationale, wahrhaft deutsche Kaiserpolitik in Deutschland aufkommen solle, hatten die Päpste (die immer nur Italiener oder Franzosen waren), Frankreich auf Kosten Deutschlands begünstigt, Deutschland in das traurige

Interregnum gestürzt, Burgund, Neapel und Sicilien und sogar Ungarn französischen Prinzen gegeben, und nun sollte Rudolf von Habsburg in den Slavenmarken festen Fuß fassen, um als Instrument der päpstlichen und französischen Politik zu dienen. Deutschland sollte zwischen Slaven und Romanen in die Mitte genommen und so zerstückelt werden, daß es weder dem päpstlichen noch dem französischen Interesse jemals wieder bedrohlich werden könnte. Rudolfs Sohn, Kaiser Albrecht I., handelte ganz derselben antideutschen Politik gemäß, indem er es zu seinem Hauptaugenmerk machte, die deutsche Bürger- und Bauernfreiheit zu unterdrücken und nur vom Adel umgeben als absoluter Monarch zu herrschen, wie es im romanischen Süden nach altrömischer und muhamedanischer Sitte unter Beseitigung mittelalterlicher germanischer Rechtsgewährungen immer mehr aufkam. Diesem Habsburger gelang sein schnödes Bemühen wenigstens nicht in der Schweiz, die siegreich sich die Freiheit erkämpfte. Nachher schwächten sich die Habsburger durch Theilung, sobald sie aber unter Albrecht II. die luxemburgischen Länder geerbt hatten, trieben sie alsbald wieder große Politik in der antideutschen Richtung, und Albrechts II. Sohn, Kaiser Friedrich III., war es, welcher die letzten Hoffnungen der Concile und des nach Befreiung vom römischen Joch seufzenden germanischen Norden vereitelte, indem er sich im Wiener Concordat von 1448 aufs engste mit dem Papst verband zur Annullirung der Concilienbeschlüsse und zur vollen Wiederherstellung des päpstlichen Despotismus.

Das Constanzer Concil hat in den berühmten Decreten der vierten und fünften Sitzung erklärt: „‚Jedes rechtmäßig berufene ökumenische, die Kirche repräsentirende Concil hat seine Autorität unmittelbar von Christus und in Sachen des Glaubens, in der Beilegung der Spaltung und der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ist jedermann, auch der Papst ihm unterworfen.‘ — Nicht eine einzige Stimme erhob sich dagegen.“

Auch das Basler Concil hielt diesen Standpunkt noch fest. Die Könige von Frankreich reservirten sich ihre Rechte gegenüber dem Papst in der pragmatischen Sanction von Bourges, und die deutschen Kurfürsten hielten Sitzung über Sitzung, um Deutschland nicht abermals unter das kostspielige römische Joch beugen zu lassen. Aber es half alles nichts, denn sobald das Haus Habsburg dem Papstthum und der welschen Habgier wieder seinen Schutz angedeihen ließ, mußten die armen Deutschen kuschen und sich durch die Mediceer im Namen der Kirche noch maßloser ausplündern lassen, als je zuvor.

Alle Bessern trauerten tief. „So sagt Abt Jakob von Junterburg: ‚Es ist mir kaum glaublich, daß es zu einer Verbesserung der Kirche komme; denn da müßte erst der römische Hof reformirt werden, und wie schwer dies sey, zeigt der gegenwärtige Lauf der Dinge. Ist doch keine Nation, welche der Reform der Kirche so heftig widerstrebt, als die italienische, der sich dann alle, welche sie zu fürchten hätten, anschließen.‘ Der verehrteste Theologe der Niederlande, der ‚ekstatische Doctor‘, wie man ihn nannte, der Karthäuser-Prior Dionysius Ryckel berichtet, wie ihm in einer Vision, die er dann auch dem Papst selbst mittheilte, gezeigt worden sey: der ganze Chor der Seligen im Himmel habe Fürbitte eingelegt für die irdische von den schwersten Strafgerichten bedrohte Kirche. Es sey ihnen aber erwidert worden, selbst wenn der Papst, die Cardinäle und die Prälaten mit den Uebrigen im Namen Gottes schwören, sich bessern zu wollen, so würden sie falsch schwören; an der Kirche sey nun einmal vom Fuß bis zum Haupte nichts Gesundes mehr. — Machiavelli erklärt: ‚Das verdanken die Italiener der römischen Kirche und ihren Priestern, daß wir durch ihr böses Beispiel alle Religion und Andacht verloren haben und ein glaubensloses und böses Volk geworden sind.‘ ‚Je näher‘, sagt er ferner, ‚ein Volk dem römischen Hofe wohnt, desto weniger Religion hat es. Würde dieser Hof unter den noch frömmeren Schweizern sich niederlassen, so würden in kurzer Zeit die Laster der Curie auch diese Provinzen verwüsten.‘ — Machiavelli's Mitbürger Guicciardini, der viele Jahre den mediceischen Päpsten in hohen Aemtern gedient, ihre Provinzen verwaltet und ihr Heer befehligt hatte, urtheilte nicht günstiger: Man könne, meint er in Bezug auf Machiavelli's Worte, von dem römischen Hofe nicht so viel Böses sagen, daß er nicht noch Schlimmeres verdiene.“

Inzwischen wurde das Maaß des Unrechts, welches übermüthigen Welschen mittelst der römischen Curie der deutschen Nation zufügten, so übervoll, daß es sich die Deutschen nicht länger gefallen ließen, und die Reformation, die schon vergebens in Constanz gefordert worden war, auf eigene Faust durchsetzten.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 77. 25. September 1869.

## Schriften über das Concil.

Der Papst und das Concil, von Janus. Leipzig, Steinacker, 1869.

(Schluß.)

Die Reformation hätte die ganze Kirche auch in den südlichen Ländern umfassen sollen, aber sie blieb eine Halbheit und auf den germanischen Norden beschränkt, weil die Welschen, der gesammte romanische Süden und Westen in Italien, Spanien und Frankreich sich den Deutschen widersetzten. Der Papst allein hätte das nicht vermocht, aber das Haus Habsburg und das Haus Valois hielten es ihrer dynastischen Politik für angemessen, den durch die Reformation geschwächten und gedemüthigten Papst zu schützen unter der Bedingung, daß er ihrer despotischen Politik künftig zum Werkzeuge diene und ihnen die Völker in sclavischem Gehorsam erhalten helfe. Das französische Königshaus hatte ein nahe liegendes Interesse, sich an der Spitze der romanischen Völker dem Germanismus bei jeder neuen und großartigen Krise zu widersetzen; aber das deutsche Haus der Habsburger hätte sich eben so gewiß auf den germanischen Standpunkt stellen und sich wenigstens eben so viele Mühe geben sollen, wie es der Luxemburger Sigmund zu Constanz gethan hatte. Der damalige habsburgische Kaiser aber, Karl V., folgte der Politik seines Urgroßvaters Friedrich III. und identificirte sein dynastisches Interesse mit dem Romanismus im Gegensatz gegen den Germanismus. Er hatte nämlich Spanien und Neapel geerbt und zugleich das neu entdeckte Westindien, worin sich die romanische Race alsbald auszubreiten anfing. Um nun diese schönen Länder seinem Hause zu erhalten, trat er ganz auf die romanische Seite, schützte das Papstthum gegen die Reformation und verhinderte, daß das französische Königshaus die Hegemonie in den romanischen und altkatholischen Ländern an sich riß, was vielleicht geschehen wäre, wenn er nicht die Katholiken in Spanien und Italien und hauptsächlich den Papst für sich gewonnen hätte. Um es seinen Nachfolgern leichter zu machen, die Reformation in Deutschland zu unterdrücken, und zugleich seinen französischen Rivalen im Schach zu halten, theilte er sein großes katholisches Reich und gab seinem Sohn Philipp II. Spanien mit Westindien, Neapel und die Lombardei und dazu noch die gesammten deutschen Niederlande, seinem Bruder Ferdinand I. aber Oesterreich, Böhmen und Ungarn. Beide Theile des großen habsburgischen Reiches sollten nun im innigen Bunde mit dem Papst die Protestanten in Deutschland niederhalten und zugleich Frankreich bewachen. Den Spaniern wurde durch die Niederlande stets der Weg offen gehalten, um entweder den Habsburgern in Oesterreich gegen die deutschen Protestanten zu helfen, oder Frankreich zwischen der Maas und den Pyrenäen in die Mitte zu nehmen, wenn es Spanien angreifen wollte. Der Schwerpunkt der habsburgischen Politik lag aber in Madrid, nicht in Wien, und das Wiener Cabinet folgte dem von Madrid nur wie ein Planet der Sonne. Daher das spanische Regiment in Oesterreich, die ausschließliche Herrschaft des Romanismus mittelst der Jesuitenschulen und der lateinischen Sprache, die blutige Verfolgung aller Protestanten in Oesterreich, die schreckliche Ferdinandeische Zeit.

Unter dem Einfluß der Cabinette von Madrid, Wien und Paris wurde auf dem Concil zu Trient der romanische Neukatholicismus in der Art gestaltet, daß er alles Germanische aus der Kirchenpraxis des Mittelalters von sich ausschloß und von den bisherigen Mißbräuchen der römischen Curie alles beibehielt, was zur Unterdrückung aller andern, außer der romanischen Na-

tionalität, zur Unterdrückung aller germanischen Volksrechte, ständischen Vertretungen &c., zur Niederhaltung des gemeinen Volks in Dummheit und Aberglauben und zur Dressur aller höhern Classen in der Schule der Renaissance beitragen konnte, und nur das wurde ausgeschlossen, was sich das Papstthum in seinem Uebermuth früher gegen die weltlichen Monarchen hatte erlauben dürfen. Schon während des Trienter Concils circulirte der Witz, der h. Geist komme alle Tage mit dem Postfelleisen nach Trient, worunter man die Befehle verstand, die von Madrid, Wien und Paris ausgingen. Das ganze Werk des Concils war nur ein Compromiß der Häuser Habsburg und Valois mit der römischen Curie unter Vermittlung des Jesuitenordens. Zum Dank dafür, daß jene mächtigen Monarchien das Papstthum schützten und aufrecht erhielten, mußte der Papst sammt der ganzen Klerisei sich verpflichten, im Namen Gottes und durch geistliche Mittel aller Art den weltlichen Despotismus jener beiden großen Dynastien zu unterstützen.

Die ungenannten Verfasser des vorliegenden Buchs machen darauf aufmerksam, daß sich die Vorliebe für den Despotismus schon früher bei den Päpsten verrathen habe. So tobte schon Innocenz III. gegen die Magna Charta der Engländer. Auch hier handelte es sich nicht blos um einen politischen, sondern auch um einen nationalen Gegensatz. Volksfreiheit, Volksvertretung waren eben germanischen Ursprungs und schon deshalb den Romanen verhaßt. Das vorliegende Buch erinnert auch an die Vorwürfe, welche Papst Leo XII. nach Wiederherstellung der Bourbons dem König Ludwig XVIII. machte, weil derselbe Frankreich eine Verfassung gegeben hatte, und an die Allocution vom 22. Juni 1868, in welcher der gegenwärtige Papst die neue österreichische Verfassung verdammte.

Folgerichtig müßte die römische Curie demnächst auch die Inquisition wieder herstellen und alle Ketzer foltern und verbrennen lassen, wenn sie doch zur frühern päpstlichen Allmacht zurückgreifen will. Der Jesuit Schrader in Wien hat, wie wir hier S. 14 lesen, das Recht des Papstes vertheidigt, wonach er auch jetzt noch Könige absetzen und Reiche verschenken könne. Der Jesuit Schneemann reclamirt für die Kirche das Recht, unabhängig von weltlichen Gerichten, körperliche Strafen, Schläge, Kerker, Geldstrafen und Verbannung zu verfügen.

Sofern das vorliegende Buch zur Abwehr unvernünftiger Ansprüche geschrieben ist, kommt es zur rechten Zeit, doch hätte es neben dem Bösen, was durch die welsche Praxis in die alte Kirche hineingekommen ist, auch des Guten gedenken sollen, was der alten Kirche geblieben ist, damit nicht nach der beliebten Manier der Tagespresse das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werde.

Auch gehen die Befürchtungen zu weit. Das Concil wäre gar nicht im Stande, das jesuitische Programm, welches man ihm unterlegt, gegen den Willen der Großmächte und der ungeheuern Mehrheit der Liberalen in Europa durchzuführen, und überdies ist es ja noch gar nicht beisammen und bis es zusammenkommt, kann noch gar vielerlei anders werden.

Wir bedauern bei dieser ganzen Frage nur, daß durch die romanische Einseitigkeit, die dem Concil im Voraus von dessen Freunden und Feinden zugleich übereinstimmend zugeschrieben wird, jede Aussicht auf eine Versöhnung mit dem germanischen Norden im Voraus abgeschnitten ist, und daß bei dieser neuen Zerklüftung zwischen gläubigen Katholiken und Protestanten niemand mehr sich freuen kann und schließlich triumphiren wird, als wer ihrer beider Feind ist, der Unglauben, die Verachtung der christlichen Religion, das moderne Heidenthum und Judenthum.

Die unlängst in Fulda versammelt gewesenen deutschen Bischöfe geben in ihrem Hirtenbriefe die trostreiche Versicherung, daß überhaupt auf dem Concil gar keine neuen Glaubenslehren werden beschlossen werden. „Nie und nimmer wird und kann ein allgemeines Concil Lehren verkündigen, welche mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit, mit dem Rechte des Staates und seiner Obrigkeiten, mit der Gesittung und mit den wahren Interessen der Wissenschaft, oder mit der rechtmäßigen Freiheit und mit dem Wohle der Völker im Widerspruche stehen. Auch braucht niemand zu besorgen, das Concil werde in Unbedachtsamkeit und Uebereilung Beschlüsse fassen, welche ohne Noth mit den bestehenden Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart sich in Widerspruch setzen, oder es werde nach Weise schwärmerischer Menschen Anschauungen, Sitten und Einrichtungen vergangener Zeiten in die Gegenwart verpflanzen wollen.“ Damit wäre nun die im vorliegenden Buch ausgesprochene Besorgniß gründlich widerlegt, wenn man zu Rom denken würde, wie man zu Fulda gedacht hat. Allein in Rom hat immer romanischer Einfluß die Oberhand über den germanischen erhalten, und das kleine Italien ist dort durch viel mehr Bischöfe vertreten, als das große Deutschland. Und wie hat sich die Civiltà ausgesprochen?

Ohne Zweifel ist die Erklärung der deutschen Bischöfe zu Fulda ein höchst erfreuliches Zeichen der Zeit, denn unumwunden sprechen sie sich gegen die Dogma-

tisirung der päpstlichen Infallibilität aus und bezeichnen die Männer der Civiltà als „schwärmerische Menschen." Wie sich aber die ultramontane Presse, hauptsächlich im südlichen Deutschland, noch in den letzten Monaten ausgesprochen hat, war sie nicht vom Geist der Fuldaer inspirirt, und wurde der von den Jesuiten in der Civiltà vertretene Romanismus des künftigen Concils noch in die engste Verbindung gebracht mit einer französisch-österreichischen Allianz gegen den norddeutschen Bund und gegen die Protestanten. Die katholische Lesewelt in Deutschland ist durch dieses unvernünftige Gehetze beirrt worden, und es gehört Zeit dazu, ihr den Standpunkt klar zu machen, den sie zum Wohl des katholischen Glaubens und des deutschen Friedens einnehmen sollte. Schließlich handelt es sich nicht nur um Abwehr uralter welscher Arglist, welche Deutschland abermals übertölpeln und zum Bruderkriege reizen will. Die Zeit ist nicht fern, in welcher dem deutschen Episcopat noch etwas mehr, nämlich eine energische Offensive zugemuthet werden wird, um von der heiligen Kirche zu retten, was der jetzt unter den Welschen herrschende Voltairianismus und der Czaar mit seinen schrecklichen Ukasen übrig lassen wird.

---

## Dichtkunst.

Der neue Tanhäuser. Berlin, Reichardt und Zander, (1869).

Eine in sich zusammenhängende Reihe von Gedichten, deren ungenannter Verfasser ein großes poetisches Talent besitzt und nicht nur Meister des reinen Verses und des Wohllauts ist, sondern auch durch die Tiefe der Empfindung und Gluth des Ausdrucks den Leser ergreift.

Der Titel deutet den Inhalt an. Der Dichter erlebte an sich selbst etwas Aehnliches, wie der sagenhafte Sänger vom Venusberge, und wendet es in geistreicher und tiefsinniger Weise auf den allgemeinen Zwiespalt in der Menschheit an, die sich unwiderstehlich hingezogen fühlt zur schönen Sinnlichkeit des Heidenthums und doch wieder davor zurückschaudert, weil jener süße Reiz des warmen Lebens keine Dauer hat, weil das lieblichste Fleisch in Verwesung übergeht, das Grab alles Irdische verschlingt und ein ernster Mahner im Gewissen an das Jenseits zu denken befiehlt.

Der Dichter leitet den Liedercyklus folgendermaßen ein:

Ich fuhr vorbei am Hörselberg
Und hörte die Flöten tönen.
Durch den Bergspalt schaut' ich Frau Venus auch
Und die lachenden, tanzenden Schönen.

Doch von der Wartburg Wällen sah
Ein bleicher Mönch hernieder,
Er murmelte Bibelsprüche,
Uralte Sterbelieder.

Ich aber starrt' in den weißen Dampf
Mit träumerischem Sinne:
O heiliger Büßer folg' ich Dir?
Folge ich Dir, Frau Minne?

Er folgt der Minne. Man macht ihm Vorwürfe, aber er weist sie zurück:

Ihr sagt: Es ist nur eine Dirne,
Schön, doch gemein trotz alledem —
Ich aber seh' auf ihrer Stirne
Der Venus heil'ges Diadem.

Ja, sie ward Fleisch in diesem Weibe,
Frau Venus lacht aus diesem Mund,
Umschmeichelt mich mit diesem Leibe,
Mit dieser Brüste sel'gem Rund.

Was will die Tugend ernst und düster?
Wir sind ja Sünder — sünd'gen wir!
Ich bin der Venus heitrer Priester
Und heute opfer' ich bei Dir!

So gibt der Dichter sich dem Zauber der Schönheit hin, die wie eine Gottheit in der Natur waltet. Mit feinem Geschmack aber sucht er den höchsten Reiz in der schönen Sinnlichkeit in Naturumgebungen, die dazu passen, im schönen Süden, in den Hochalpen, am Genfersee, dann wieder im hohen Norden, und führt uns eine Reihe anmuthiger Portraits derjenigen Mädchen vor, in deren Armen er die Lust des Lebens kostete. Mit diesen Erinnerungen aus der Fremde, verbindet er auch solche aus der Jugend. Der Kirchthurm eines Dorfes erinnert ihn an seine erste Jugendliebe:

Jeden Sonntag bin ich dort
Meinem Jugendlieb begegnet,
Und der gute Priester hat
Uns zusammen eingesegnet.

Ach, wie lange schon! Seitdem
Hab' ich Weisheit viel erworben,
Längst in meinem klugen Kopf
Ist der liebe Gott gestorben.

Wir sind selbst uns Gott genug,
Lassen keinen andern gelten,
Denn wir sind der Geist des Alls,
Denn wir sind das Herz der Welten.

Ja, ich ward ein Philosoph
Und den Kirchen bleib' ich ferne,
Aber Deiner, frommes Lied,
Denk' ich doch zuweilen gerne.

Ach, und Wehmuth faßt mich an
Seh' ich, wie in Jugendtagen,
Friedlich aus dem Lindengrün
Unsre alte Kirche ragen.

Der Ruf der Kirchenglocke bewegt sein Herz noch nicht zur Reue, aber die Vergänglichkeit alles Schönen weckt ihm zuweilen Schauer.

Feil hat sie Rettig und Rapunzeln
Das alte Weib, ich seh' ihr zu,
Ich sehe unter ihren Runzeln
Die Schönheit — Sie war schön wie Du.

Die Alte bläst in's Kohlenbecken
Es sprüh'n die Funken und sie lacht:
Die kleinen Flammengeister wecken
Erinnrung mancher Liebesnacht.

Sie seufzt, ihr rothes Aug' wird trüber,
Es zittern ihre alten Knie —
Geliebte, gehn wir rasch vorüber,
Sonst denk' ich: Du wirst einst wie Sie.

Einige Portraits sind besonders meisterhaft ausgeführt, z. B.:

Daß Andre Dich vor mir besessen,
Hab' ich an Deiner Brust vergessen,
Du sahst mich an so kindlich rein —
Der Erste glaubt' ich stets zu seyn.

Und immer wenn ich wieder kam
Umhüllte Dich so süße Scham,
Daß ich nicht wußte, keusches Weib,
War wirklich mein schon dieser Leib?

So wie der Mai stets wieder mailich,
Warst Du von Neuem stets jungfräulich,
Und eine bange Brautnachtfreude
Entzückte täglich so uns beide.

Die Seereise nach Dänemark und Schweden gibt dem Dichter Anlaß, als Episode ein feuriges Lob der jungen deutschen Marine einzuflechten:

Weiße, riesenhafte Schwäne
Ziehn die Schiffe hier vorüber
Majestätisch und vor allen
Unsre Flagge, schwarz-weiß-roth.

Was bedeutet jenes Roth?
Ach, es ist das theure Blut,
Das die Heimathserde färbte
In dem Ruhmjahr Sechs und sechszig.

Nun, es strömte nicht vergebens!
Schwemmte fort die dreißig Kön'ge,
Die Tyrannen, Zwietrachtswächter,
Und es ward Cement der Einheit.

Dir verdanken wir's, Gewaltger,
Kritiker mit Blut und Eisen,
Doctor der Philosophie,
Philosoph von Königgrätz!

In dem längsten Gedicht der ganzen Sammlung contrastirt der Dichter den ewigen Juden mit dem Doctor Faust, das tiefe Grauen und die Flucht vor dem Leben mit der heißen und sündhaften Gier nach dem Leben. Die treffliche alte Volkssage vom Doctor Faust berechtigte den Dichter, den Trieb zum Sinnlichen, den Don Juans-Uebermuth, der die ganze Natur seiner Lust unterwerfen will mittelst der Magie und Hingabe an den Teufel, in Verbindung zu bringen mit dem modernen Abfall von Gott im Materialismus und in der Selbstvergötterungslehre, desgleichen mit dem neuen Heldenthum der Renaissance, welches schon in der alten Faustsage allegorisch aufgefaßt ist als die Wiedererweckung Helenas, des schönsten Weibes der alten Welt aus ihrem Grabe. Gegen alles Gift dieser modernen Verführung ist nun die Verzweiflung des ewigen Juden, der die Sinnenwelt gern verlassen möchte und nicht kann, das Gegengift.

Der Liedercyklus schließt, dem Eingang entsprechend, frageweise.

Kannst Du mich sprechen wieder rein
Wie in der Kindheit Tagen?
Kann dieser welke Dornenkranz
Noch einmal Rosen tragen?

Nicht üpp'ge Rosen wünsch' ich mir,
Purpurne, liebesheiße —
Ach, nein! die stechen viel zu tief,
Nur sanfte, lilienweiße;

Wie sie die Gruft des h. Franz
Umschatten dornenlose —
Wird mir Vergebung noch zu Theil,
Zu Theil die weiße Rose?

Ach, oder willst Du, daß auch ich
Zum Venusberge kehre,
Wie einst zum Venusberg gekehrt
Der edle Tanhusaere?

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 78. 29. September 1869.


## Reisen.

Die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland, in den Jahren 1861, 1864 und 1868. Unter Leitung von O. Torell und A. E. Nordenskiöld. Aus dem Schwedischen von Passarge. Mit vielen Illustrationen und einer Karte. Jena, H. Costenoble, 1869.

Die Nordpolexpeditionen haben in neuester Zeit mit Recht großes Interesse erregt. Unter den Nationen, die sich dabei betheiligten, nehmen die Schweden eine vorzügliche Stelle ein. Hier nun liegen uns die sehr ausführlichen Berichte der zwei ausgezeichnetsten Nordpolfahrer aus Schweden vor. Ihre drei Expeditionen waren gleichmäßig beauftragt, nach Spitzbergen zu segeln und von dort aus weiter gegen Norden vorzudringen, soweit sie eben im Eismeer würden fortkommen können. Außerdem sollten sie die Küsten Spitzbergens untersuchen und insbesondere geologische Entdeckungen am Lande machen. Die erste Expedition ging auf zwei Schiffen im Frühjahr 1861 ab.

Man landete zuerst auf der Bäreninsel, welche ringsum von steilen, allmälig verwitternden Felsenpfeilern umgeben ist. Als der berühmte Holländer Barents diese Insel im Jahr 1596 zum erstenmal entdeckte, fand er auf derselben eine solche Menge Vögel, „daß sie den Erdboden dicht bedeckten. Wenn sie aber aufflogen, verdunkelten sie die Sonne. Man stieß auf Tausende von Walrossen. Auch in den folgenden Jahren blieben die Verhältnisse unverändert, und das Thier wurde ein Ziel regelmäßiger Jagdzüge. Immer vortheilhafter ward diese Jagd, seitdem man in der Art und Weise das Walroß zu tödten erfahrener geworden, und nicht blos auf die Zähne, sondern auch auf den Speck und das Fell des Thieres ausging. Als Beispiel, wie unermeßlich gewinnbringend diese Jagden waren, wollen wir anführen, daß man einmal im Jahre 1608 in weniger als sieben Stunden 900 bis 1000 Walrosse erlegte.“ Auch fand man auf dieser Insel Bleierz und Steinkohlen. Der Ertrag der Jagd aber nahm bald ab, weil von allen Seiten Schiffe herbeikamen, um der ergiebigen Walroßjagd zu fröhnen. So wurden diese zahlreichen Thiere hier allmälig vertilgt, und die Jagdschiffe mußten weiter nördlich ein neues noch ergiebigeres Jagdrevier an den Ufern von Spitzbergen suchen, bis auch hier die Concurrenz der Jäger das unschuldige Wild außerordentlich verminderte.

Indem unsere schwedischen Seefahrer weiter nach Spitzbergen segelten und ins erste Meereis geriethen, entwerfen sie uns von demselben, seinen phantastischen Formen und seinem Farbenspiel eine malerische Schilderung. Dann folgen wir ihnen nach der großen Insel Spitzbergen, deren Inneres ein ungeheurer Gletscher ist, die aber nach allen Seiten zwischen tiefeindringenden Meerbusen lange Halbinseln ausstreckt und zugleich von vielen kleinern Inseln umgeben ist. Unsere Schweden landeten in der Treurenberg-Bai, wo sie einfroren. Sie machten aber von hier Ausflüge auf die benachbarten Berge, bewunderten die winterliche Aussicht, untersuchten das Gestein, sammelten Versteinerungen und jagten Eisbären, Walrosse, Seehunde und eine Menge Vögel.

Hier feierten sie auch das Johannisfest, welches bei uns in den heißesten Sommer fällt. „Es war der Mitsommerabend gekommen, zufällig ein Sonntag, den wir alle heilig hielten, und wir waren einig, das nordische Fest, das Fest der Sonne, in heimischer Weise zu feiern. An ihrer Wärme und ihrem Lichte hatten wir uns so manchen Tag erfreut, auch jetzt schien sie klar von dem heitersten blauen Himmel herab. Aber aus dem stiefmütterlichen Boden hatte sie nicht vermocht Blätter und

Blüthen hervorzurufen, davon wir einen Kranz winden, geschweige denn eine Johannisstange hätten schmücken können. Und das war das Fest ohne sie! Die Verlegenheit währte indessen nicht lange. Da das Land uns keine Gewächse zum Schmucke darbot, mußte das Meer sie uns liefern. Dort wuchsen üppige Wälder von Algen, braunen Laminarien mit vier Fuß langen Blättern und fast eben so langen Stielen. Mit ihnen bekleideten wir eine hohe Stange auf dem Aeolushügel und schmückten sie mit allen uns zu Gebote stehenden Flaggen und Standarten. Da wehten die scandinavischen Farben in freundlichem Wechsel von gelb und blau, roth und weiß; die alte Flagge Schwedens, die Unionsflagge und der Danebrog, so daß der dunkle Grundton der Mitsommerstange schnell in ein Zukunftsbild stattlichster Art verwandelt erschien. Daneben zündete man ein Freudenfeuer von Treibholz an, einen gewaltigen ‚Baldersbal', und an dieser Feuerpyramide, die ihren Rauch hoch zum Himmel schickte, bei dem Donner der Kanonen und dem Lärm der Signaltrompeten, versammelte sich von den drei Schiffen alles, was nur Leben und Odem hatte. Auf einem festen, von der Natur selbst zum Tische bestimmten Felsblock, belegt mit einem Teppich von Flechten, wurden Erfrischungen aufgetragen, auf einem andern trat aber ein Redner auf, uns zu unserer freudigen Ueberraschung zu verkündigen, daß Spitzbergens vier größte Dichter um Gehör bäten, zur Ehre des Tages. Man lagerte sich so bequem als möglich zwischen Steinen, Grus und Schnee, und lauschte den Schöpfungen der Phantasie, Dichtkunst und Musik. Einem ernsten Recitativ folgte ein heiteres Allegro, diesem eine Erinnerung an die verflossenen Ereignisse, zuletzt Anspielungen auf die Gegenwart. Wir genossen dazu Erfrischungen, wurden später am Abend mit Rennthierbraten und andern arktischen Leckerbissen regalirt, während die Mannschaft eine Extraverpflegung erhielt, und suchten erst spät nach Mitternacht unsere Kojen auf. Es war ein echt scandinavisches Fest vom Anfang bis zu Ende, unvergeßlich für einen jeden, der daran Theil nahm. Die vier nordischen Völker: Schweden, Norweger, Dänen und Finnen waren hier vertreten, und selbst Lappländer fehlten nicht. Der Scheiterhaufen, die Johannisstange, das Aeoluskreuz und die seltsame von dem Feuer beleuchtete Gesellschaft, der Hügel mit den Gräbern, das unübersehbare Packeis, über welchem die Mitternachtssonne recht im Norden an dem wolkenfreien Himmel strahlte, mild und verheißend: — dieses alles bildete ein wunderbares Gemälde, das mit seinen Contrasten einen unauslöschlichen Eindruck auf uns machte. Das heitere Spiel und der trübe Ernst kämpften mit einander, und jenes siegte. ‚Denn selten haben wohl Gläser heller und lauter geklungen, als an den Gräbern der Sorge-Bai.'" So nennen nämlich die Norweger die Treurenberg-Bai.

Hier eine Schilderung des Eisbären. „Auch der Eisbär haust hier, macht weite Ausflüge, und kommt mit dem Eise im Winter nach Bären-Eiland, so daß er oft 20 bis 30 Meilen weit vom nächsten Lande angetroffen wird. Parry fand ihn auf dem Eise noch unter 82½° nördl. Br. Er besucht daher nicht selten die Küsten Islands. Ja er ist in älterer und neuerer Zeit sogar an der Nordküste Norwegens wahrgenommen worden, bei welcher Reise er wahrscheinlich länger als 24 Stunden im offenen Wasser zugebracht hat. Zuletzt soll ein solcher Emigrant am Kjöllefjord in Ostfinmarken geschossen seyn. Ungefähr acht bis zehn Fuß lang und vier bis fünf Fuß hoch, von plumper Erscheinung, aber leicht und geschmeidig im Gange, macht er besonders dann einen stattlichen Eindruck, wenn er mit langsamen Schritten sich zwischen und auf den ‚Hummocks' bewegt, oder von den Spitzen der Eisberge lange Zeit hindurch in die Weite nach Beute schaut. Erregt etwas Außergewöhnliches seine Aufmerksamkeit, so richtet er sich senkrecht auf, erhebt seine Schnauze und wittert in der Luft umher."

Die Schilderung der Reise wird durch eine Abhandlung unterbrochen, betreffend die Frage, ob das Meer um den Nordpol her offen sey oder nicht. Bekanntlich ist darüber in neuerer Zeit und zwar von den achtbarsten Autoritäten immer noch gestritten worden. Hier werden alle Ansichten verglichen und das Ergebniß ist, daß das Meer um den Nordpol her keineswegs offen, sondern voller Eis ist, was jedoch nicht hindert, daß es stellenweise frei werden kann.

Dann werden wiederholte Excursionen auf Booten der Küste von Spitzbergen entlang und ein längerer Aufenthalt in der Widje-Bai geschildert. Wir heben hier nur ein schönes Landschaftsbild hervor. „Es war beinahe Mitternacht. Die Sonne, welche von einer hohen, senkrecht zum Meere abfallenden Felswand im Nordwesten verdeckt wurde, goß durch ein mit einem Gletscher erfülltes Thal ihr mildes Licht über die innere Bucht und die Berge rings herum, nur hier und da von den tiefen Schlagschatten der Berge unterbrochen. Gleich hochrothen, planlos hingeworfenen Seidenbändern, um so bestimmter moirirt, je mehr der Bodenschlamm aufgerührt wurde, glänzten die Wasserstreifen in dem hellen Sonnenscheine. Die beleuchteten rothen Abhänge der Berge bildeten einen lebhaften

Gegensatz zu den dunkeln braunrothen Schatten, da wo ein Vorsprung des Berges sich mit erstaunlicher Schärfe abzeichnete, während nach Norden hin der weite Wasserspiegel sammetbraun oder hell ziegelroth, je nach der verschiedenen Beleuchtung der Berge, erschien. In Wahrheit, ich hätte mir niemals vorgestellt, daß die Wirklichkeit ein Seitenstück zu jenem wunderbaren Anblicke liefern könne, der sich uns darbietet, sobald wir eine sonnenbeglänzte Landschaft durch ein rothes Glas betrachten. Außer dem reinen Blau des Himmels, welcher sich über die Landschaft wölbte, gab es, mit Ausnahme von ein paar grünen Streifen auf den sonnenbeschienenen Abhängen der Berge, nur Nuancen in Roth. Der Grund für diese Erscheinung ist in dem rothen Sandsteine zu finden, aus welchem die gewaltigen Bergmassen ringsum bestehen, sowie in dem feinen thonhaltigen Schlamme, welcher, infolge der Zersprengung der Felsen durch den Frost und das Abschleifen der Gletscher, von den Wassern in das Meer geführt wird."

Die Zahl der Vögel ist an diesen Küsten ungeheuer groß, und überall kommen s. g. Vogelberge vor, wo die Vögel nisten und von wo aus sie in ungeheuern Schaaren ins Meer hinausfliegen, um zu fischen. „Hier hatten wir zum erstenmale Gelegenheit, einen wirklichen Alkenberg mit seinen Myriaden von Vogelcolonien kennen zu lernen. Zuerst hört man von den steilen, hohen Absätzen des Berges ein anhaltendes Brausen, das dem Donnern eines entfernten Wasserfalles gleicht. Die sämmtlichen Stimmen der verschiedenen Arten vereinigen sich hier zu einem einzigen Tonmeere, das jeden einzelnen Laut verschlingt. Noch kann das Auge kaum mehr als ein paar Möven unterscheiden, die neben der Felskante schweben, jetzt aber im Schatten des Berges verschwinden. Man kommt näher, und der Lärm wird immer betäubender; die Disharmonien lösen sich in einzelne Stimmen auf. Man vernimmt das Knurren der Alken, das widerliche Girren der Rotjes; aber unzählige andere, nicht zu unterscheidende, wunderliche Laute mischen sich in dieses Chaos, gebildet durch diese Millionen leidenschaftlich bewegter Thiere, deren stärkster Naturtrieb hier bis aufs Aeußerste gesteigert ist. Tiefe, fast menschliche Stimmen, heisere Rufe, wehklagende Laute hallen von diesen Felswänden wieder. Plötzlich erklingt ein neuer und so seltsamer Ton, daß der Hörer unwillkürlich zusammenfährt, so gellend trifft er sein Ohr. Das ist der Gebirgsfuchs, wenn er mit seinem Schrei die Vogelcolonie begrüßt, ein Ton, der bald ein Hohnlachen, bald ein Angstruf scheint. Wie man ihn auch auffassen mag, die alten holländischen Walfischjäger hielten diesen Ruf für den des Teufels, der ihres Vorhabens spotte, und betrachteten ihn als ein schlimmes Omen."

Sehr interessant ist die Geschichte von Spitzbergen, von der wir hier eine Uebersicht erhalten. Die große Insel wurde zuerst im Jahr 1596 vom Holländer Barents entdeckt und zum zweitenmal im Jahr 1607 von dem gleichberühmten Engländer Hudson besucht, der einen Weg im Norden Europas und Asiens zu finden hoffte, der schneller nach China führe, als der ungeheure Umweg um Afrika herum. Das Interesse, diesen Weg zu finden, noch mehr aber die staunenswerthe Ergiebigkeit des Fischfangs lockte die Seefahrer nun bald in Menge nach Spitzbergen. Die Engländer waren bereits damals so unverschämt und gewaltthätig, daß sie, obgleich sie keineswegs Island zuerst entdeckt hatten, doch im Jahr 1613 das ganze Fischrecht daselbst für sich allein in Anspruch nahmen. Das ließen sich aber die Holländer nicht gefallen und schickten ganze Flotten nach Spitzbergen, um die Engländer zu vertreiben. Auch die Engländer schickten Flotten und es kam im nordischen Eise zu blutigen Kämpfen. Aber auch Hanseaten, Franzosen, Spanier und Russen fuhren nach der Insel des Fischfangs wegen, und im Jahr 1619 wurde Friede gemacht, und die Häfen von Spitzbergen wurden an die verschiedenen Nationen vertheilt, doch so, daß die Engländer noch einige mehr behielten. Damals gab es noch eine fabelhafte Menge Walfische bei Spitzbergen, die jetzt alle verschwunden sind, denn nach und nach hat der Mensch dort diese Riesenthiere aus Habgier ausgerottet. In dem einzigen Jahre 1697 kamen 121 holländische Schiffe nach Spitzbergen, welche 1252 Wale erlegten. Die Hamburger erhielten mit 54 Schiffen 515 Wale, die Bremer mit 15 Schiffen 119, die Emddener mit 2 Schiffen 2 Wale; zusammen 192 Schiffe mit 1888 Walfischen. Von 1669 bis 1778 gingen 14,167 Schiffe auf den Fang aus, vorzugsweise in den Gewässern westlich und nordwestlich von Spitzbergen, und erlegten 57,590 Wale, davon der reine Gewinn 44,292,800 Gulden oder 3,691,066 Pfund Sterling betrug. Merkwürdig ist die Art, wie ehemals die Walfische harpunirt wurden; wenn das Thier noch weit entfernt war, lud man die Harpune in einen Mörser und schoß sie auf das Thier ab.

Unsere schwedischen Reisenden forschten auch in der Tiefe des Meeres und fanden sie voll von thierischem Leben. „In dieser erheblichen Tiefe, wo die Temperatur fast unverändert dem Gefrierpunkte nahe bleibt; wo keine andere Bewegung des Meeres sich geltend macht, als die Strömung von den Polen zum Aequator;

wo das Wasser mit dem zweihundertfachen Druck der Atmosphäre auf jeden Punkt wirkt; wo das Licht verschwunden, der Luft- und Salzgehalt des Wassers aber wahrscheinlich derselbe ist wie an der Oberfläche des Meeres: hier fand man in den paar Quadratzollen des Bodens, welchen die Schöpfer berührten, eine so große und formenreiche Zahl von Thieren, wie man sie sonst nur in geringern Tiefen anzutreffen wähnen möchte. Es zeigte sich, daß der Boden des nördlichen Eismeeres, so tief unter der Oberfläche des Meeres als die höchsten Bergspitzen Norwegens sich darüber erheben, mit einem feinen, fettig anzufühlenden, gelblichbraunen oder grauen Sediment bedeckt ist, welches außer einigen kleinen Steinfragmenten und Sandkörnern aus den sehr fein vertheilten Ueberresten mikroskopischer Schalenthierchen — Polythalamien — besteht, oder aus Kieseltheilen von Radiolarien, Diatomeen und Spongien. Ein Durchschnitt der heraufgeholten, 64 Kubikzoll enthaltenden Masse zeigte fünf Schichten von verschiedener Dicke, von 2 bis herunter zu ½ Zoll, deutlich durch ungleiche Farben von einander unterschieden; vielleicht ein Zeichen, daß hier ein Wechsel in den Bewegungen und andern Verhältnissen stattgefunden hat, welche die Gesetze der Ablagerungen und vielleicht auch die Lebensbedingungen bestimmt haben. In dieser Masse lebten Radiolarien und zahlreiche Polythalamien ꝛc. Erinnert man sich hierbei, daß in dem südlichen Eismeere Formen von Mollusken und Crustaceen auftreten, welche theils eine generelle Uebereinstimmung, theils eine beinahe specifische Gleichheit mit den nordischen und hochnordischen Formen verrathen, so gelangt man wohl zu der Vorstellung, daß in einer Tiefe von 60 und 80 Faden und weiter bis zu den größten, in welchen wir bis jetzt das organische Leben kennen gelernt haben, mindestens überall, wo der Boden mit dem feinen Schlamm bedeckt ist, den man unter der allgemeinen Bezeichnung Thon begreift, — daß überall, von Pol zu Pol, unter allen Breitengraden, eine Fauna von demselben gemeinsamen Charakter vorherrscht, und daß in ihr einige Arten eine besonders große Verbreitung haben. Vielleicht wird man erkennen, daß diese Fauna, je näher den Polen, desto mehr sich der Oberfläche des Meeres nähert, während sie sich in wärmern Regionen tiefer hält, immer aber an den Küsten eine reiche, wenn auch ihrem Gebiete nach mehr beschränkte Fauna über sich hat."

Die erste Expedition ist am ausführlichsten beschrieben, die zweite und dritte viel kürzer. Keiner ist es gelungen, von Spitzbergen aus den Nordpol zu erreichen, weil Eismassen sie hinderten. Doch machten sie sich um die Gradmessungen verdient. Die dritte Expedition kam bis 81° 42′ nördl. Br. Nordenskiöld bestreitet S. 505 die Angabe Bäckströms, derselbe habe 82° erreicht.

Am Schluß des Werks lesen wir: „Die Vorstellung eines offenen Polarmeeres ist offenbar eine nicht haltbare Hypothese, welcher eine durch bedeutende Opfer gewonnene Erfahrung entgegensteht, und der einzige Weg, den man mit der Aussicht, den Pol zu erreichen, betreten mag, ist der von den berühmtesten arktischen Autoritäten Englands vorgeschlagene: nach einer Ueberwinterung bei den Sieben Inseln oder im Smittsunde, im Frühlinge auf Schlitten nordwärts vorzudringen."

---

## Eine berühmte Volkssage.

Die weiße Frau und der orlamündische Kindermord. Eine Revision der einschlagenden Documente. Von Consistorialrath Dr. Kraußold. Erlangen, Deichert, 1869.

Man kennt die Sage von der weißen Frau, die in den Schlössern der Hohenzollern umgehe und Unglück verkündet und eine Gräfin von Orlamünde gewesen seyn soll, die angeblich ihre zwei Kinder umgebracht hat, um Albrecht den Schönen, Burggrafen von Nürnberg, heirathen zu können. Der Kindermord ist von vielen Forschern in Zweifel gezogen worden. Hier wird die Wahrheit desselben wieder vertheidigt und eine ziemlich natürliche Erklärung gegeben, wie der verheimlichte und aus Anstand vor der öffentlichen Meinung vertuschte Mord dennoch könne begangen worden und ins Publikum gedrungen seyn.

Man hat jene Agnes von Orlamünde häufig mit der böhmischen Bertha von Rosenberg verwechselt, die auch als weiße Frau umgehen soll, von der die Sage aber keine Missethat, sondern nur Gutes meldet. Agnes läßt sich auf keine heidnische Erinnerung zurückführen, wohl aber die gute Mutter Bertha, die in vielen deutschen und französischen Sagen wiederkehrt. Der Herr Consistorialrath versteht von diesen Sagengebieten lediglich nichts, sollte sich also auch enthalten, darüber zu spötteln.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 79. 2. October 1869.

## Volkskunde.

Wanderbuch, als zweiter Theil zu „Land und Leute." Von W. H. Riehl. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1869.

Die Leistungen unseres trefflichen Riehl für deutsche Volkskunde sind allgemein bekannt und anerkannt. Im vorliegenden Werke charakterisirt er in einer nur scheinbaren Zusammenhangslosigkeit eine Menge einzelne deutsche Landschaften und Städte, jede nach ihrer volksthümlichen Eigenheit und mit Beziehung auf ihre geschichtlichen Erinnerungen. Seine Wanderungen gehen den Rhein hinab nach den Niederlanden, wenden aber wieder nach dem Oberland zurück nach Hessen, Franken, Bayern, und enden an den Grenzen Ungarns. Wie mannigfaltig und verschiedenartig nun auch diese Localitäten und ihre Einwohner sind, so gravitiren sich doch alle auch in ihrer Sonderthümlichkeit nach dem Centrum des deutschen Nationalcharakters, an dem sie alle Antheil haben. Wenn irgend ein deutscher Schriftsteller die berechtigten Sonderthümlichkeiten zu würdigen weiß, so ist es Riehl, und doch ist er es wieder, der sie mahnt, über dem Theil nie das Ganze zu vergessen.

Indem er uns zuerst in die Niederlande führt, contrastirt er in geistreicher Weise Holland und die Schweiz in ihren Beziehungen zum Gesammtdeutschland. „Holland ist das Land der geschlossenen Städte; militärisch hat es sich in seinen Städten zunächst gegen die Spanier und Franzosen abgeschlossen, culturgeschichtlich gegen die Deutschen. Allein so sehr die holländischen Städte auch nach der Landseite abgeschlossen sind durch Wall und Graben, so offen liegen sie meist auf der Wasserseite, und hier blicken sie — mittelbar oder unmittelbar — hinaus aufs Meer. Die deutschen Grenzstädte hingegen blicken mit wenigen Ausnahmen ins Binnenland. Und hierin ruht ein fundamentaler Unterschied dieser Städtecharaktere. Auch die holländische Sprache führt uns aufs Meer hinaus, sie legitimirt sich einzig und allein angesichts des Meeres. Die Literatur, vorab die poetische, entscheidet nicht zu Gunsten der Holländer. Nur in ihrem engern Heimathlande wurzelt der Ruhm und die Bedeutung der holländischen Dichter, und sie theilen das Loos der Dialekt-Poeten, welche man im Auslande höchstens aus ethnographischem, culturgeschichtlichem und sprachlichem Interesse studirt, nicht aber übersetzt und liest, weil man sie als Dichter lesen müsse. Weder in der Poesie noch in der Kunst der Prosa gewann Holland einen Platz in der Weltliteratur, und erst im Reigen der Weltliteratur wird eine Nationalliteratur vollbürtig beglaubigt nach ihrer innern Nothwendigkeit. Aber jenseits des Oceans beglaubigte sich die holländische Sprache durch Handel und Schifffahrt und Colonialwesen, und indem sie auf den ostindischen Inseln und in Südafrika gesprochen wird, ja auch neuerdings noch neues Gebiet sich erobert hat, wie in der Transvaal'schen Republik." — Merkwürdig contrastirt damit die Schweiz. „In den schweizerischen Unabhängigkeitskämpfen spielen die Städte weitaus nicht die große Rolle wie in den niederländischen. Die Hirten und Bauern der Urkantone gingen voran, die Städte folgten um Jahrzehnte später. Bezeichnend war die von Deutschland abgelöste Schweiz auf den Namen eines Kantons getauft, der gar keine Stadt besitzt, und führt auch dessen Wappenzeichen als eidgenössisches Kreuz, während Holland von der städtereichsten und städtisch bedeutsamsten unter den vereinigten Provinzen den Namen trägt. Die kriegerischen Würfel fielen für die Schweiz in offener Feldschlacht, nicht in Städtebelagerungen wie so häufig bei den Holländern. Die Schweiz ist der festungsärmste europäische Staat, Holland der festungsreichste, und während so

viele holländische Städte heute noch von Kopf bis zu Fuß im Harnisch ihrer Wälle und Mauern stecken, hat die deutsche Schweiz gar keine feste Stadt mehr, sondern nur kleine Werke zur Vertheidigung von Fluß- und Gebirgspässen. In den Schweizerstädten öffnet sich das Land — culturgeschichtlich — gegen Deutschland, in seinen Hirten- und Bauerndörfern schließt es sich. — Der Deutsche, welcher reinstes Schweizerdeutsch hören will, so kräftig, daß er's kaum mehr verstehen kann, muß den Städten möglichst aus dem Wege gehen, etwa ins Innere von Appenzell oder von Schwyz, Uri und Unterwalden. Denn wenn der Städter auch schweizerdeutsch spricht, so liest und schreibt er doch hochdeutsch; im landsmannschaftlichen und Familienverkehre bedient er sich zwar der Mundart, im feinern Umgange und im Austausch mit Fremden hingegen der hochdeutschen, oder, wie er charakteristisch sagt, der ‚gutdütschen' Form, und schon hierdurch muß in der Stadt auch die Mundart unvermerkt ihre schärfsten Ecken verlieren. Dem Holländer wird es nicht einfallen, das Hoogduitsch ‚gutdeutsch' zu nennen im Gegensatz von seiner niederdeutschen Sprache."

Nicht minder interessant ist die Contrastirung der katholischen Rheinlande mit dem reformirten Holland. Die Beobachtung des Verfassers geht in die feinsten Details ein. So bemerkt er: „Die alten Holländer malten das Vieh meist in der Ruhe oder doch nur in lässiger Bewegung; die neuern schweizerischen oder oberdeutschen Thiermaler hingegen stellen es mit Vorliebe in der Leidenschaft, oder auch im grotesken Spiel, in seiner humoristischen Tölpelei dar, sie charakterisiren und dramatisiren, während Jene mehr ruhige Stimmung gaben." So vergleicht der Verfasser auch den schweigsamen Katholicismus in den Niederlanden mit dem sehr lauten im deutschen Oberlande. „Es ruhet ein puritanischer Geist auf der Wallfahrt von Kevelaer, und der lautlose Ernst der gläubigen Menge erinnert uns, daß wir hier schon auf dem Boden der ehemaligen spanischen Niederlande stehen, während uns das tirolische und südbayrische Wallfahrtsgetümmel gar leicht über die Berge in das benachbarte Italien entrückt."

Gelegentlich erinnert Riehl die Holländer an ihr berühmtestes Volkslied:

> Wilhelmus von Nassaue
> Bin ich von deutschem Blut ꝛc.

Da sich die Herrn Holländer bekanntlich jetzt aufs äußerste sträuben, Deutsche zu seyn.

Eine sehr gute Bemerkung macht der Verfasser über die gothischen d. h. originaldeutschen Bauwerke. „An einer alten Kirche würde der Kundige gar oft schon errathen, ob er sich in Franken, Schwaben, Bayern, an der Ostsee, am Niederrhein befände, wenn man ihn aus der Luft so plötzlich dorthin versetzte. Das kann er wohl auch bei romanischen Werken, aber er vermag es nicht bei Bauten der Renaissance oder der Neuzeit. Aus diesen spricht die Individualität des Künstlers und die nicht an Stamm und Gau gebundene Schule. Bei mittelaltrigen Bauten fragt man vorab nach Ort und Zeit, bei spätern nach dem Meister. Die Renaissance ist und war von Anbeginn weltbürgerlich, die Gothik volksthümlich individualistisch, und ich glaube fast, weil sie so individualistisch war, haben die allezeit sonderthümlichen Deutschen diese Kunstweise so gern gehabt. Die Renaissance ist ein Produkt gelehrten Studiums; die Gothik erwuchs naiv mit unserer Bildungsgeschichte, sie erwuchs aus dem Volksgeiste. Darum wirkt die Renaissance nur, wo sie groß oder reich, zierlich oder fein ist, wo sie ein durchgebildetes Kunstwerk gibt; die Gothik kann uns auch bei einer rohen Dorfkirche noch liebenswürdig anmuthen." Man wolle das nicht für eine Beschönigung des Particularismus halten, denn grade in der großen Mannigfaltigkeit der gothischen Stylübungen bewährt sich die Einheit des Styls am sichersten.

Wir werden aus den Niederlanden ins Tauberthal versetzt und nach Rothenburg, eine der sehenswürdigsten deutschen Städte. „Im Innern ist Rothenburg von allen alterthümlichen deutschen Städten, welche ich kenne, weitaus die alterthümlichste, die am reinsten mittelalterliche. Nürnberg hat sich verjüngt in und neben seinen alten Quartieren, Rothenburg ist durchaus alt geblieben, und was etwa nicht alt wäre, das erscheint verschwindend bedeutungslos. Die Stadt ist wie erstarrt, versteinert, sie ist äußerlich stehen geblieben, also innerlich heruntergekommen, aber sie ist nicht so weit heruntergekommen, daß sie eine Ruine und folglich dann doch wieder etwas Neues geworden wäre. Sie ist vergessen worden von der zerstörenden sowohl als von der neubildenden Zeit. Wall und Graben, Mauern, Thore und Thürme gürten sich so fest um die Stadt, als sollten sie heute noch, wie in Kaiser Ruprechts Tagen, die Wogen des stärksten ritterlichen Heeres brechen. Noch schauen uns aus der Bastei am Spitalplatz ein paar alte Kanonen entgegen, noch gehen wir über die alten Thorbrücken, aber die alten Thorflügel sind freilich geöffnet, um nicht wieder geschlossen zu werden, und statt des Reichsadlers hängt eben eine königl. bayrische Conscriptionsverfügung am

Einlaß. Gar manche deutsche Stadt hat noch alte Mauern und Thürme, allein ein so geschlossenes System größtentheils echt mittelaltriger Festungswerke, die der ganzen Stadt das Ansehen einer großen Burg geben, wird sich selten wiederfinden." Unter den Bemerkungen Riehls über Franken interessirt noch besonders eine Vergleichung Mergentheims mit Marienburg, d. h. ungefähr des Sarges mit der Wiege des deutschen Ritterordens.

In einer Charakterisirung des Rheingau's findet sich neben sehr interessanten Schilderungen seiner ländlichen Verfassung im Mittelalter eine Notiz, die den Weinliebhaber interessirt. In frühern Zeiten war der Bacharacher Wein ganz besonders beliebt und berühmt, nicht aber, als ob bei Bacharach der beste Wein gewachsen wäre, sondern weil wegen der Enge des Bingerlochs der aus dem Rheingau kommende Wein erst in Bacharach auf Schiffe geladen werden konnte.

Eine der ausführlichsten Schilderungen Riehls mit Rücksicht auf ältere Geschichte, Verfassung und Kunst ist die der Bischofstadt Freising. Heiter ist die Schilderung der Holledauer. Holledau ist die eigentliche Heimath des Hopfens in Bayern, daher auch des Biercultus und seines bekannten Einflusses auf die körperliche Constitution und Gemüthsart. Die harten Köpfe der Holledauer sind berühmt. „Bei festlichen Anlässen soll hier nicht weniger gerauft und geprügelt werden als anderswo in Altbayern, dagegen bleibt weit seltener ein Mann auf dem Platze. ‚Wenn einem Holledauer kein Kirchthurm auf den Kopf fällt, so hat's nicht viel zu sagen.' Vor zehn oder mehr Jahren starb einer der gefürchtetsten Raufbolde, dem oft genug ein blutiges Ende prophezeit worden war, zuletzt dennoch eines medicinischen oder sogenannt natürlichen Todes. Bei der Leichenschau entdeckte man gegen zwanzig alte Narben von zum Theil sehr schweren Wunden, die ihm allesammt nichts gethan hatten. Einmal war ihm der Schädel so jämmerlich zerschlagen worden, daß man ihn schon verloren gab, und ließ darum seine Mutter rufen. Die erschrockene Frau sagte: wo denn die Verletzung sey? Als man ihr antwortete: am Kopfe! sprach sie wieder aufathmend: „Gottlob, daß es keinen edeln Theil getroffen hat!""

Sehr anziehend ist schließlich die Beschreibung des Leithawinkels oder der östlichsten Grenze des Deutschthums gegen Ungarn. „Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche hier zusammenstoßen: die Deutschen, und zwar von dem so besonders sangesreichen bayrisch-österreichischen Stamm, die Magyaren und die Slaven, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Instrumentalisten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren schon durch ihre Geburtsheimath vorbestimmt, die scholastisch versteifte Kunstmusik durch den frischen Volksliederton zu verjüngen. Gar Mancher hat es bereits ausgesprochen, daß man aus gewissen Haydn'schen Rondos die wild feurige Tanzmusik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn anderseits in vielen seiner Menuette gradezu einen niederösterreichischen Ländler aufspielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydn's größte Originalität ruht vielleicht in seiner neuen, immer wieder überraschenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutschem Boden, wo das Ohr des Eingebornen von Kindheit an und ganz von selber derart für rhythmische Contraste sich schärfen könnte, wie in unserem Grenzwinkel zwischen Hainburg und Esterháza." Da dieses Grenzländchen wohl sehr vielen Deutschen unbekannt geblieben seyn dürfte, ist die hier vorliegende sehr genaue Schilderung desselben mit Dank hinzunehmen.

Merkwürdig ist hier das Uebergewicht des deutschen Elementes. „Die deutschen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyarischen lernt man meist erst hier an Ort und Stelle kennen, und Poststempel, Eisenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiser sorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren, Preßburg heiße Posony, Oedenburg Sopron, Raab Györ, Wieselburg Mosony, ja Wien selber bleibe in Ungarn nicht Wien, sondern heiße Becs.*) So heißt Purbach am Neusiedlersee Fekete Város (Schwarzstadt), Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rákos, Holling Boz, daneben aber auch Weyden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautumbildung. In den meisten Fällen kann man nachweisen, daß die deutsche Form der Ortsnamen des ungarischen Leithawinkels älter sey als die magyarische; aber nicht in allen. Denn es haben hier, nach kleinen Strichen wechselnd, verschiedene Einwanderungen und Rückströmungen im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden. So sitzen im Hügellande des Oedenburger

*) Es ist bezeichnend für Oesterreich als die polyglotte Monarchie, daß nicht einmal die Hauptstadt bei allen Völkern des Reiches einen Namen von gleicher Wurzel hat. Zwar sagt der Italiener und Rumäne Vienna, der Böhme Widen, der Pole und Ruthene Wieden; der Slovene dagegen Dunaj, der Kroate und Serbe Bec, der Magyare Becs (sprich Betsch).

Comitats die ‚Hienzen', deutsche Bauern, welche schon vor den Magyaren zur Karolingerzeit hier eingewandert sind, während die deutschen ‚Haidebauern' am Neusiedlersee erst im sechzehnten Jahrhundert, also lange nach den Magyaren kamen. Das treue Festhalten an den grundverschiedenen Doppelnamen aber bezeugt jedenfalls, daß der Einfluß der einen Nationalität niemals völlig und dauernd Herr zu werden vermochte über die andere. Die ‚Hienzen' und die ‚Haidebauern' führen mich noch zu einer Bemerkung in Parenthese. Nach Czoernig sollen die Hienzen bayrischen, alemannischen und fränkischen Stammes seyn, die Haidebauern dagegen Schwaben. Wir erhalten also in der kleinen Grenzecke an der Leitha und dem Neusiedlersee neben den scharf abstechenden landschaftlichen Typen zugleich die bunteste Musterkarte der Volkselemente: Deutsche viererlei Stammes und Kroaten und Magyaren dazu."

---

## Naturkunde.

Das Erdbeben von Peru vom 13. August 1868. Erklärt vom Grafen Marenzi. Zweite Auflage. Triest, Schimpff, 1869.

Der edle Graf geht zwar auch noch von der Hypothese aus, die Erde habe einmal im Innern gebrannt, doch hat er sich von der unsinnigen Meinung losgemacht, nach welcher das ganze Innere der Erde auch jetzt noch brennen soll. Er erklärt die vulcanischen Erscheinungen nur aus gruppenweise unter der Erdoberfläche vertheilte Anhäufungen von brennbarem Material. Die Erdbeben aber erklärt er nach der früher schon bekannten Einsturztheorie. Es soll nämlich im Innern der Erde noch viele hohle Räume geben und zwar in Folge der Auskühlung des ursprünglich einmal brennenden Planeten. „Die Volumenverminderung der Erde konnte weder in allen ihren Schichten eine gleichförmige, noch eine gleichzeitige seyn; sondern erfolgte, ganz abgesehen von der Lagerung ihrer Bestandtheile in größerer oder geringerer Nähe der Oberfläche, an jenen Theilen der einzelnen Schichten stärker, an welchen ausdehnsamere Mineralien sich gelagert hatten, und im mindern Grade dort, wo weniger ausdehnsame solche sich befanden. Dieses verschiedene Verhalten der Erdbestandtheile bei ihrer allmäligen Auskühlung brachte es nothwendig mit sich, daß sowohl zwischen den verschiedenen Schichten der Erde, als auch zwischen den verschiedenen Bestandtheilen dieser Schichten, zahlreiche Trennungen, Klüfte, Sprünge, mit einem Worte die mannigfaltigsten innern Hohlräume entstehen mußten. Der Bestand dieser Hohlräume konnte kein längerer seyn, als bis zu dem Augenblicke, in welchem die Schwere, dieses große und allgemeine Gesetz der Weltordnung, die nicht mehr gestützten Oberlagen der Hohlräume auf die Unterlagen, oder obere Hohlräume auf tieferliegende solche hinabstürzen konnte. Mit diesen Einstürzen im Innern der Erde mußten jedoch nach Maßgabe der Größe der stürzenden Massen, auch weitreichende Erschütterungen der benachbarten Theile der Erde verbunden seyn, ja auch das Nachsinken der Erdoberfläche selbst, als die ganz natürlichen und rein mechanischen Prozesse, der Volumensverminderung der Erde."

Darin scheint die richtige Erklärung der Thatsache zu liegen, daß im August des vorigen Jahres an der Ostküste von Peru das Meer in ungeheure Bewegung gerieth, während die benachbarten Vulcane ganz ruhig blieben. Man hat sich die Sache so zu denken, daß unter dem Meeresboden eine Höhlung lag, in welche das Meer plötzlich hineinstürzte und, nachdem es dieselbe gefüllt hatte, sein Gleichgewicht unter dem Aufwerfen hoher Wellen, welche die nahen Ufer überschwemmten, wieder herstellte. „Nach hydrodynamischen Gesetzen fällt bekanntlich das Wasser in den entstandenen Hohlraum alsogleich und plötzlich hinab; an der Oberfläche des Oceans entsteht eine viel größere Mulde, als der Einsturzraum am Meeresgrunde gewesen ist; bei Wiederschließung dieser Mulde ergibt sich in der Mitte derselben durch den Zusammenstoß der concentrischen Wellen ein gewaltiger und hoher Wasserberg; und dieser erzeugt bei seinem Bestreben, die verlorene Ruhe wieder zu erlangen, eine Wogenbewegung, deren Größe und Verbreitung der Tiefe und der Ausdehnung des erfolgten Einsturzes entsprechen wird. Bei den Dimensionen, welche solche unterseeische Einstürze, analog mit den erwähnten des Festlandes haben können, widerstreitet es den Bewegungsgesetzen des Wassers nicht, wenn die hohen Sturzwellen, welche am 13., 14. und 15. August dieses Jahres die ganze Westküste von Amerika und zugleich (soweit bis jetzt die Nachrichten lauten) auch die Ostküste von Neuseeland, von Australien und von Japan verheerten, als von der heftigen Aufregung der Wasseroberfläche in Mitte des Oceans durch Einstürze des Meeresgrundes an diesem Punkte hingestellt werden."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 80. 6. October 1869.

## Politische Flugschrift.

Die Gespenster Oesterreichs. Von R. Schubert. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Kortkampf, 1869.

Gesammelte Correspondenzen von 1867 an aus England, der Schweiz, dem westlichen Deutschland und Böhmen, ohne einen äußern Zusammenhang, sehr aphoristisch. Dagegen tritt ein innerer Zusammenhang der Beobachtung und des Grundgedankens desto klarer hervor. Der Correspondent drückt seine große Verwunderung aus, daß das deutsche Publikum noch immer nicht recht merke, was eigentlich vor sich gehe, und daß sich so viele Zeitungsleser noch immer überreden lassen, Preußen und sonderlich Bismarck seyen an allem Uebel der Zeit Schuld. „Ich selbst hörte, schreibt er aus Bern, kürzlich von einem einflußreichen Manne, mit dem ich über die Verhältnisse unserer politischen Situation sprach, wie auch einzelne sonst vorurtheilsfreie Schweizer sich beeinflussen ließen. Mit Eifer donnerte er mir in die Ohren, obwohl ich sah, daß sein Herz dabei kalt blieb: ‚Bismarck ist ein Despot, er hat das Blutbad heraufbeschworen!‘ Hier in der Schweiz gibt es, wie in Deutschland, eine große Anzahl, welche die Verhältnisse Oesterreichs, die trügerische Pfaffenpolitik dieses Landes, nicht kennen. Heute heißt es, wie in manchen Schweizer Journalen, z. B. im ‚Bieler Handels-Courier‘, ‚blickt hin, was Oesterreich unter Beust geschaffen, dort grünt und blüht alles gleich einem Paradiese, dort erglüht die Sonne der Freiheit die Herzen der Oesterreicher, dort wird jetzt für Geist und Herz gesorgt!‘ — ‚In Preußen aber, dort herrscht ein Junkerthum, ein Bismarck, das nagt an dem Marke des Volkes, er ist ein Despot und jetzt verlangt er wieder neue Steuern; er zieht das Volk aus und will den Militärdespotismus befestigen!‘“ Der Verfasser weist nun nach, daß Bismarcks ganzes Streben dahin ging, nicht Deutschland zu zerstückeln, sondern zu vereinigen, und daß es nur die deutsche und die Sache der Freiheit war, die er vertheidigt hat, während Oesterreich im Gegentheil durch den Bruch des Gasteiner Vertrags den Krieg von 1866 hervorrief, der angreifende Theil war und im Einverständniß mit Frankreich nur wieder wie auf dem Wiener Congreß jede Hoffnung der Deutschen auf eine nationale Einheit habe vereiteln wollen.

Die Flugschrift enthüllt nun den nach ihrer Voraussetzung zwischen Frankreich und Oesterreich längst verabredeten Plan, nach welchem nicht nur die von Preußen ausgegangenen Einheitsbestrebungen der deutschen Nation, sondern auch der Liberalismus und die Volksvertretungen durch einen Sieg über Preußen vernichtet werden sollen.

Was Frankreich betrifft, so hält der Verfasser den Kaiser der Franzosen für einen Despoten von Haus aus, weil er ein Napoleonide sey und seinem Oheim nachahme, weil er die Franzosen ihrer freien republikanischen Verfassung beraubt und sich durch einen blutigen Staatsstreich zum unumschränkten Herrscher aufgeworfen habe. Wenn derselbe liberale Redensarten brauche und den Verfassungsfreunden nur Scheinconcessionen mache, so sey das eben alles nur Vorspiegelung. Er sey zum Kaiser gewählt worden, hauptsächlich durch die zahlreichen Stimmen des bigotten Landvolks unter dem Einfluß des Klerus. Deshalb sey auch alles, was man von seinem Zerwürfniß mit dem Papst sage, nur eine schlaue Vorspiegelung, um die Liberalen zu bethören und sicher zu machen. Im Ernst sey er ganz für den Papst, wie auch dieser für ihn, und es sey ein großartiger Plan zwischen ihnen verabredet worden, wenn erst Preußen mit Hülfe Oester-

reichs besiegt wäre, mit den deutschen Einheitsbestrebungen zugleich auch den Protestantismus, den Liberalismus und das Verfassungswesen zu unterdrücken, dagegen mit dem weltlichen Absolutismus zugleich die Macht des Papstes und der katholischen Hierarchie in ihrem alten Glanze wieder herzustellen. Oesterreich sey für diesen Plan längst gewonnen, wenn es auch noch zum Schein mit dem Liberalismus kokettire, um die Liberalen einzuschläfern und nicht merken zu lassen, was vorgehe. Mit Hülfe des österreichischen Erzherzogs Maximilian habe der Kaiser der Franzosen dasselbe reactionäre und klerikale System in Mexiko durchzusetzen gehofft. Zu demselben reactionären Zwecke habe der Papst im vorigen Jahr einen Napoleoniden zum Cardinal ernannt und das Concil angekündigt, auch der Königin Isabella von Spanien die goldene Rose verehrt. Mit dieser Königin Isabella habe Napoleon III. bereits die Uebereinkunft getroffen, sie solle, damit er seine Truppen aus Italien zurückziehen und ungenirter den Krieg in Deutschland beginnen könne, Rom mit einer großen spanischen Armee besetzen und den Papst schützen. Als dies nicht möglich war, weil Isabella grade zur rechten Zeit durch die spanischen Generale, denen der reactionäre Plan nicht unbekannt geblieben war, aus Spanien vertrieben wurde, sey doch der Plan keineswegs aufgegeben worden, sondern habe sich Frankreich bemüht, den schwachen Victor Emanuel in das französisch-österreichische Bündniß mit herein zu ziehen.

„Wie ich, sagt der Verfasser S. 78, aus guter Quelle weiß, betont Beust in Florenz, wie nur mit der Hülfe Frankreichs und Oesterreichs die revolutionären Elemente zum Stillschweigen gebracht werden könnten, daher Victor Emanuel nichts anderes zu thun habe, als aufrichtig mit Oesterreich zu stehen, das heutige Oesterreich nicht mehr zu beunruhigen und vereint mit Frankreich das römische Territorium dem Papste zu schützen, zur Unterdrückung jeder Revolution stelle sich Oesterreich an die Seite Frankreichs. So will man vor der Hand Italien sich sichern, d. h. den König, dem heute sein Kopf schon so voll von Oesterreich und Frankreich geblasen ist, daß dieser arme Victor nicht weiß, was er anfangen solle; in diesem Rausche hat er auch seinen Neapolitanern gesagt: ‚Die Zeit war noch nie so ernst und so gefahrvoll als die jetzige!' Hier liegen klar die Züge des österreichischen Kanzlers, während er scheinbar das Concordat auflösen will, — arbeitet er mit an der Befestigung des römischen Stuhles. Er wäre nicht der einzige protestantische Minister, welcher der päpstlichen Hausmacht und dem Ultramontanismus das Wort redet, denken wir nur an Guizot und den schweizerischen Sonderbundskrieg, an Dalwigk und die Mainzer Convention."

Was Oesterreich betrifft, so sey hier die Regierung mit dem französischen Plane völlig einverstanden. Der Liberalismus sey hier nur eine Maske. Oesterreich habe diese Maske zum erstenmal im Jahr 1848 vornehmen müssen, um sich vor der Revolution zu retten. Kaum aber sey diese Revolution durch Kanonen bezwungen gewesen, so habe der junge Kaiser sogleich die Verfassung über den Haufen geworfen und so absolutistisch und reactionär fortregiert, wie vorher unter Metternich regiert worden sey. Daraus möge man abnehmen, ob es mit der Wiedervornahme der Maske im Jahre 1860 anders gemeint gewesen seyn könne, als: man werde die Maske wieder abwerfen, sobald man stark genug sey. Auch gereiche das der österreichischen Regierung nicht einmal zum Vorwurf, da es sich von selbst verstehe, daß sie über so viele widerspenstige Nationalitäten nicht herrschen kann außer mit Gewalt, mit einer starken alles zittern machenden Armee und mit einer Kirche, die ihr alle geistliche Mittel, um das Volk in Gehorsam zu erhalten, zur Verfügung stellt. Despotismus und Ultramontanismus seyen unzertrennlich von der habsburgischen Politik, und wenn Oesterreich je von dieser traditionellen Politik abweiche, könne es ihr niemals damit Ernst seyn, oder sie gebe sich selber auf. Das alles sey selbstverständlich und es frage sich nur, ob die österreichische Regierung eine gute Gelegenheit finden werde, um die liberale Maske ohne Gefahr wegwerfen zu können. Ob diese Gelegenheit durch ein Bündniß Oesterreichs mit Frankreich gegen Preußen geschaffen werden könne, stehe dahin.

Der Prozeß Greuter in Innsbruck gibt dazu einen interessanten Commentar. Greuter nämlich versicherte die Tiroler Bauern, der Kaiser habe am Concordat festhalten wollen und sey nur durch die Minister gezwungen worden, es fallen zu lassen. Die Wahrheit seiner Aussage ist vom Gericht selbst durch seine Freisprechung erhärtet worden. Die vorliegende Schrift war übrigens schon gedruckt, ehe jener Prozeß in Innsbruck verhandelt wurde.

Der Verfasser sagt S. 16: „Der Wohlstand Preußens ist stets gewachsen, da die Regierung ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den national-ökonomischen Zuständen zuwendete, während Oesterreich, das unter seinen Provinzen sieben sogenannte Kornkammern besitzt, successive verarmte. Woran knüpft nun jetzt Oesterreich seine Hoffnung? Oesterreich hofft, früher oder später, durch Preußens Niederlage seine alte Größe wieder zu gewinnen und mit dieser schwindelnden Idee

nährt und stützt Napoleon die österreichische Krone. Sollte Oesterreich dieser vagen Idee Napoleons folgen, so kann es an der Grenze seines Seyns angekommen seyn und böse Früchte für dasselbe herauskommen. So wenig Napoleon in Mexiko etwas zu suchen hatte, so wenig hat er auch in Deutschland etwas zu suchen. Er und Franz Joseph wollen wahrscheinlich Deutschland und Preußen demüthigen, auch um Italiens Hand wird dazu geworben, und dann soll das Gewitter losbrechen. Napoleon möchte gar zu gerne noch einmal mit klingendem Spiel von einem deutschen Feldzug in Paris einrücken, das ist ein leicht erklärlicher Herzenswunsch, dieses sollte seinen Thron und seine Dynastie nochmals verlängern. An diesem Werke wird jetzt eifrig gearbeitet, während der Moniteur — vor Freundschaft und Liebe überströmt. Das morsche Oesterreich und der morsche Thron Napoleons, beide wollen ihre Existenzen durch Preußens Niederlage verlängern. Mögen die deutschen Herzen den jetzigen Moment begreifen und sich bald als Brüder kennen lernen, denn ein kräftig vereintes Deutschland kann eine solche schnöde Eifersuchtscoalition leicht zertrümmern. Ich muß nur jene Männer bedauern, die Preußen fürchten und hassen und ihm zum Aufbau besserer Zustände nicht die Hand reichen wollen. Ein einiges Deutschland hat weder nach Außen noch nach Innen etwas zu fürchten."

Im Gegentheil, meint der Verfasser, habe Oesterreich alles zu fürchten. Der erste Metternich, sagt er S. 17, habe das Kaiserreich zur Revolution geführt, der zweite Metternich, der in Paris so eifrig das Bündniß mit Frankreich schuf, werde es zu Grabe führen.

In der neuesten Zeit, wovon der Verfasser noch nichts wissen konnte, kündigen die Organe des Grafen Beust eine Wendung der österreichischen Politik an, wie nämlich die Plane Napoleons III. durch die spanische Revolution und die Vertreibung der Königin Isabella vereitelt wurden, so auch wieder die Plane Beusts, die in vorliegender Schrift vorausgesetzt werden, durch das plötzlich eingetretene Siechthum Napoleons III. Die Allianz Oesterreichs mit Frankreich kann keine offensive werden, wenn der Kaiser krank ist, und sollte er gar sterben, so würde jedenfalls erst im Innern Frankreichs ein großer Sturm überstanden werden müssen, bevor an eine Wiederaufnahme jener Deutschland bedrohenden Offensivallianz gedacht werden könnte. Unter diesen Umständen erklärt sich die sanfte Stimmung, in welche die Beust'schen Organe gefallen sind.

Bemerkenswerth ist in der kleinen Schrift noch, was über Böhmen gesagt wird. Die Czechen können, glaubt der Verfasser, niemals erringen, was die Ungarn erreicht haben, weil sie die Deutschböhmen so roh und unklug von sich stoßen. „In Ungarn werden die Serben als Ungarn behandelt; sie fühlen, sie können fühlen, wenn sie wollen, daß sie Landeskinder sind, daß sie zum Volke gehören. Dürfte das in Böhmen auch der Fall seyn? Würde der Deutsche fühlen, daß er ein Böhme, würde seine Stimme gehört werden, fühlte der Deutsche in Böhmen, daß das Herz der Ultra-Czechen ein loyales, ein aufrichtiges, und hätten die Czechen nicht bei so vielen Gelegenheiten den Deutschen es fort und auf ordinäre Weise fühlen lassen, längst wären die Deutschen ins Lager der Böhmen übergangen und das was Ungarn hat, könnte auch Böhmen haben, nämlich seine Autonomie. Jedoch bei der Schroffheit gegenüber der deutschen Bevölkerung, in der Ultra-Czechen selbst den großen Schiller als ‚Bänkelsänger' hinstellten, wo ein Palacki aus der alten böhmischen Rumpelkammer sich bemüht zu beweisen, daß jeder Stein, der in Prag ist, von Böhmen herstammt, wo die Führer der Ultra-Czechen auf eine völlige Unterdrückung des deutschen Elementes hinwirken, wahrlich da heißt es Vorsicht zu gebrauchen, Böhmen seine volle Autonomie zu geben."

Zweitens wird bemerkt, die österreichische Regierung sey selber Schuld an der Verwilderung der Czechen, indem sie nie etwas gethan habe, um die grenzenlose Armuth und das Elend der niedern Classen derselben zu lindern und sie durch humane Fürsorge und Unterricht aus ihrer Stupidität herauszureißen.

---

## Dorfgeschichten.

Eine Dorfchronik. Dem deutschen Christenvolk erzählt von Ernst Haltaus. Stuttgart, Belser, 1869.

Wir empfehlen dieses Büchlein, weil es sich innerhalb der zahlreichen Dorfgeschichten, die uns die Mode mitgebracht hat, durch anspruchslose Einfachheit und echte Dörflichkeit, von so vielen koketten und geschminkten Fabrikaten zu seinem größten Vortheil unterscheidet.

Den äußern Anhaltspunkt bilden die Notizen eines alten Kirchenbuchs, die hier zu einer Doppelnovelle verwebt sind. Die Glocke der Dorfkirche tönt aus fernliegenden Jahrhunderten in die neueste Zeit hinüber.

Das gute und böse Princip sehen wir schon in jener Vorzeit an demselben Orte in zwei Familien einander gegenüber stehen und wiederum in der neuern Zeit in den späten Enkeln derselben zwei Familien. Die Vorzeit ist kürzer behandelt. Das Hauptinteresse knüpft sich an einen jungen Schuldiener, welcher im vorigen Jahrhundert lebte und in dem Dorfe, dessen kleine Chronik hier vorliegt, sein kleines Amt und eine gute Frau fand. Seiner redlichen Familie steht die eines verdorbenen Wirths gegenüber und beide stammen von jenen frühern an demselben Ort verhängnißvoll mit einander verbundenen Familien ab. Das Leben des Schuldieners ist reizend geschildert, so ganz voll Naturwahrheit, wie die ländlichen Schilderungen aus der Schweiz, durch welche Bitzius so großen und verdienten Ruhm erlangte.

Der junge Schuldiener, ein hübscher, ehrlicher und bescheidener Jüngling, kehrt, als er sich zum Schuldienst melden will, im Wirthshaus des Dorfes ein, wo die hübsche Tochter Rosa unter Zustimmung ihrer Eltern alsbald ein wenig Jagd auf ihn macht, denn er wäre, meint die ganze Familie, eine gute Parthie für die Tochter, wenn er den Dienst bekäme. Aber der junge Törßner, so heißt unser Held, findet doch etwas in dieser Familie unheimlich und wendet, nachdem er den Dienst erhalten hat, sein Herz einem andern Mädchen, der guten Cordula zu, der Tochter eines ehrlichen Bauern. Wie die Bauern berathen, ob sie ihm den Schuldienst geben sollen, wie er ihn unter allerlei kleinen Intriguen bekommt, dann nach damaliger Sitte abwechselnd bei den Bauern nicht nur essen, sondern auch mit der Schule herumziehen muß, ist gar naturtreu geschildert. Endlich bekam er ein Schulhaus und Cordula zur Frau. Das ist alles eine liebliche Idylle und auch nicht ohne Humor, so daß wir an die zufriedene Armuth des Quintus Fixlein bei Jean Paul erinnert werden.

Aber es kommt noch tragisch. Während die Familie in der Schule ihr bescheidenes Glück ungetrübt genießt, ist die Familie des Wirths in Lüderlichkeit verkommen und auseinandergerissen. Nur die Wirthin lebt noch im Dorfe als hexenartige Alte. Da kommt Rosa aus der Fremde zurück, im tiefsten Elend, einer Niederkunft nahe. Der erste Mensch, der ihr begegnet, ist ihre eigene Mutter, die sie aber nicht kennt. Eine erschütternde Scene, in der uns ein Abgrund von Bösartigkeit enthüllt wird. „Rosa wankte weiter. Da begegnete ihr ein altes schmutziges Weib, das mit einem Haken die Knochen aus den Pfützen in einen Sack sammelte. Bettelleute sind nicht blöde zu einander. Rosa fragte das Weib, was aus dem Wirth geworden wäre. Die gebückte Knochensammlerin richtete sich auf. Ein boshafter Blick wie ein schwefelichtes Feuer zuckte in den rothunterlaufenen Augen. Rosa schauderte und wandte sich ab. Auf den Blick folgten hohnlachende Worte: ‚Was fragst nach dem, schlechtes Mensch! Der hat längst am Galgen gezappelt und ist zum Teufel gefahren, wo Du auch hingehörst. Suchst Du aber seinen Jungen, den Lotterbuben, so mach Dich fort zum französischen Soldatenvolk, wo er hingelaufen ist; vielleicht findest Du dort Deinen saubern Schatz, wenn sie ihn noch nicht aufs Rad geschleppt haben.‘ — ‚Lebt denn die Wirthsfrau noch?‘ wagte Rosa weiter zu fragen; ihre fahlen Lippen bebten. Das Knochenweib stutzte, wie wenn es etwas ahne. Einen langen giftigen Blick bohrte sie der Fragenden in die Seele; dann spie sie vor ihr aus und schlappte geifernd ihres Weges. Auch Rosa hatte etwas geahnt, wer die Frau sey. Auf einem nahen Baumstamm brach sie zusammen. Der Gemeindediener fand sie und brachte sie zum Schultheißen. Nachdem sie sich diesem entdeckt und er sie weidlich ausgescholten hatte, ihr auch erklärt, daß ihr ganzes Vermögen draufgegangen, ihr Bruder für immer verschollen sey, und ihre Mutter, das Knochenweib, auch blos noch von der Mildthätigkeit der Leute lebe, flehte Rosa nur um ein Obdach und um ein Paar Schuhe. — Dort oben stehe das Pesthäuschen, wo auch ihre Mutter herberge, erwiderte der Schultheiß; sonst wisse er sie nicht unterzubringen, da niemand im Ort so einen Abschaum der Schlechtigkeit werde aufnehmen wollen, und die Schuhe solle sie sich beim Pastor auf die Armenkasse anweisen lassen.“ Die Unglückliche wankt weiter und findet Cordula, die sich ihrer erbarmt und sie zu sich nimmt, aber schon in der folgenden Nacht stirbt sie an der Geburt eines todten Kindes.

Schließlich noch ein zweites Nachtstück. Ein Enkel der Wirthsfamilie bricht als Räuber in ein Haus ein. Wir finden es durchaus angemessen, daß die Bosheit und Rohheit der Menschen, wie ihre Ehrlichkeit und Seelengüte ganz treu geschildert werden. Es liegt genug Poesie darin, und braucht es keiner Verzierungen dabei.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 81.** 9. October 1869.


## Schriften über Livland und Polen.

1. Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin von C. Schirren. Dritte Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Eine der besten Schriften, die von dem traurigen Schicksal handeln, welchem die Deutschen in den Ostseeprovinzen unterliegen. Ein gewisser Samarin hat von seinem russischen Standpunkt aus eine Schrift voll Ungerechtigkeit, Spott und Hohn gegen jene Deutschen geschrieben und Professor Schirren antwortet ihm vom deutschen Standpunkt aus mit edler Entrüstung und gerechter Berücksichtigung der Verhältnisse. Die deutschen Ostseeprovinzen sind durch Vertrag an Rußland gekommen, ihre deutsche Sprache, ihr lutherischer Glaube, ihre ständischen Rechte, ihre Provinzialverfassungen sind ihnen aufs bündigste verbrieft und gesichert worden. Sie haben sich immer friedlich und ruhig verhalten, sind dem russischen Kaiser stets treu gewesen und haben ihm die wesentlichsten Dienste geleistet. Ja man kann sagen, die aus den Ostseeprovinzen stammenden deutschen Minister und Feldherrn haben das Meiste zu Rußlands Vergrößerung im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert beigetragen und nur zu oft das russische Interesse auf Kosten des deutschen befördert. Auf einmal aber setzt sich die russische Politik, ausschließlich vom russischen Racenstolze beherrscht, über alle Verpflichtungen hinweg, die sie den Deutschen in den Ostseeprovinzen schuldig ist, spricht ihnen ihre Sprache, ihren Glauben und ihre Verfassung ab, und behandelt diese getreuen Unterthanen nicht anders wie die rebellischen Polen.

Schirren antwortet dem in seiner Machtbesoffenheit taumelnden Russen: „Einem Volke von 50 Millionen rufen Sie verwandte Stämme zu Hülfe, um ein Häuflein Deutscher zu erdrücken, die der Vorwurf trifft, bleiben zu wollen, was ihre Vorfahren durch sieben Jahrhunderte gewesen sind: Eine arbeitsame Gemeinde, welche heute an den Grenzen eines riesigen Reiches erprobte Grundlagen der Cultur zu behaupten fortfährt. Im Namen einer Nationalversammlung aller Reussen, in deren rückwärtsfallenden Schatten Sie sich stellen, ergeht Ihre Forderung an die baltischen Provinzen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da nicht mehr ‚die eine oder andere Persönlichkeit, und wäre es der Selbstherrscher in eigener Person,' sondern das Gebot eines großen Volkes zu ihnen rede." Das Gebot aber ist: Ihr Deutsche in den Ostseeprovinzen sollt hinfort nur noch russisch sprechen, nur noch russisch glauben und beten, alles Deutsche ablegen und vollkommene Russen werden, oder es bleibe nichts übrig, als sie wie Polen zu behandeln. Schirren erwidert: „Mit dem Widder des Sprachenzwanges lege die abendländische Cultur in Trümmer! zerstöre die Gerichtsverfassung des Landes, zertritt die Entwicklung der Agrarverhältnisse. Brich alles Recht und alle Traktate, ruinire die Provinz ein für alle Mal, und dann die Beweise historischer Größe in Händen, tritt in unsere Mitte, die neue Aera zu begrüßen und zu verkünden: von nun an ist niemand Herr, als der Instinkt der herrschenden Race!"

Die Klage ist sehr gerecht und ihre Bitterkeit natürlich. Wer möchte sich die deutsche Haut so über den Kopf wegziehen lassen, wie es jetzt in den Ostseeprovinzen verlangt wird? Aber die Klage hilft nichts. Das Vorhalten verbriefter Rechte, heiliger vom Czaaren selbst unterzeichneter Urkunden, die klarste Beweisführung aus den Acten, die Darlegung der vollen Unschuld, Loyalität und Dienstwilligkeit &c., das alles nutzt den Livländern so wenig, als einem armen Reh, welches vom Spieß des Jägers durchbohrt ist, die Wehklage nützen würde. Das Russenthum macht Jagd auf alle andern Völker, und in seinen Augen sind alle rechtlos.

Es kennt kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern. Aber wie der Jäger thut, verbindet es mit der Gewalt auch List. Während daher Samarin scheinbar eine grenzenlose Verachtung der gesammten deutschen Race zur Schau trägt, verschmäht er es doch auch wieder nicht, die Liberalen im großen Deutschland dadurch zu kirren und auf seine Seite zu ziehen, daß er ihnen die Deutschen in den Ostseeprovinzen als hochmüthigen Adel, pedantische Stadtmagistrate und geldgierige Pastoren denuncirt, welche zu bekämpfen und zu unterdrücken der deutsche Liberalismus eben so geneigt seyn müsse wie der russische. Wenn aber erst die deutschen Liberalen ruhig zugesehen hätten, wie die Deutschen in Livland in den russischen Sack gesteckt würden, käme die Reihe auch bald an sie selbst und ein Murawiev würde sie bald bei den Ohren fassen und schütteln: „habe ich euch, ihr Dummköpfe?"

Man soll sich nicht über die Russen beklagen, ohne den Deutschen vorzuwerfen, daß nur ihre Dummheit, d. h. ihre Uneinigkeit, Rußland hat so groß und übermächtig werden lassen. Würden die deutschen Ostseeprovinzen vom deutschen Reich unterstützt worden seyn, so wäre es weder den polnischen, noch schwedischen, noch russischen Intriguen gelungen, sie von uns loszureißen. Inzwischen sind auch die Deutschen in den Ostseeprovinzen selbst nicht ganz ohne Schuld. Mit Recht sagt der Russe hier auf S. 85: „Ihr Deutschen habt die lettischen Bauern nicht germanisirt, ihr habt sie nur gebildet." Damit trifft er den Nagel auf den Kopf. Der Russe weiß in seinem barbarischen Instinkte viel besser, wie man die Herrschaft, nachdem man sie errungen hat, auch bewahrt, als der Deutsche mit all seiner Gelehrsamkeit und Humanität. Hättet ihr germanisirt, ruft er den Deutschen höhnisch zu, so wäret ihr uns zuvorgekommen. Ihr habt sie Letten bleiben lassen, nun russificiren wir sie euch vor der Nase, und wenn wir damit fertig sind, euch dazu.

Der Russe macht noch eine andere treffende Bemerkung (S. 175): „Wenn ich das 16., 17. und 18. Jahrhundert befrage, so finde ich, daß die baltischen Lande sich nie verschworen, noch aufgelehnt haben. Weder von Polen noch von Schweden haben sie sich gewaltsam losgerissen, sie sind nur ganz sachte abgefallen und immer im rechten Momente, wo es sich ohne großes Wagniß thun ließ." Das war freilich keine heroische Politik; aber sie war einem kleinen, von seinen mächtigen Stammgenossen geographisch getrennten und schmählich im Stich gelassenen Bruchtheil der von ihren vielen Fürsten verrathenen deutschen Nation sehr natürlich und entschuldbar. Nur das war tadelnswerth, daß die Deutschrussen in den Ostseeprovinzen ganz ebenso, wie die Deutschfranzosen im Westen das Nationalbewußtseyn und die Nationalehre in die Schanze schlugen und nicht nur dem fremden Herrn pflichtschuldig dienten, sondern sich auch für eine fremde Sache begeisterten und Rußland zum Verderben Deutschlands groß machen halfen, wie auf der andern Seite die Deutschfranzosen Frankreich groß machen halfen. Der Russe hat ganz Recht, uns wegen dieses Mangels an Nationalsinn zu verhöhnen und auch noch fernerhin darauf zu speculiren, denn wir Deutschen sind leider noch immer nicht einig, und immer noch gibt es nur zu viele unter uns, die gern unter fremden Fahnen ihre deutschen Brüder wieder würden unterdrücken helfen.

2. Das Interregnum und die Königswahl in Polen vom Jahre 1587, quellenmäßig dargestellt von Dr. E. Sieniawski. Breslau, L. Freund, 1869.

Eine recht gute Monographie, die ein helles Licht auf das berüchtigte polnische Reichstagswesen wirft und es erklären hilft, warum der ritterliche Adel Polens zuletzt dem Czaaren hat unterliegen müssen. Auch die Deutschen können daraus eine gute Lehre ziehen. Eine Nation, welche nicht einig zu seyn versteht, muß zu Grunde gehen, möchte sie sonst auch noch so edel seyn.

Die Polen hatten im 16. Jahrhundert das Glück, in Stephan Bathori einen weisen und genialen König zu bekommen, der die Russen in drei Feldzügen schlug, jedoch im Frieden von 1582 denselben das schon Eroberte wieder herausgab, um sich den Schweden entgegenstellen zu können, die sich damals der deutschen Ostseeprovinzen bemächtigen wollten, sich nun aber mit Esthland begnügen mußten. Die Schweden spielten eine schlimme Rolle und sind dafür bitter bestraft worden. Niemals durften sie besorgen, von den Deutschen, ihren Stammgenossen unterdrückt, oder auch nur angefeindet zu werden. Nur sie und die Dänen waren stets die muthwilligen Angreifer Deutschlands. Beide schon zur Normannenzeit, die Dänen in der Zeit des bösen Waldemar, die Schweden im 30- und noch im 7jährigen Kriege. Auch die von Deutschen colonisirten Ostseeprovinzen Livland, Kurland und Esthland hatten keine Ruhe vor den Schweden. Freilich war das deutsche Reich nicht einig, sonst hätte es die Ostseeprovinzen leicht schützen können. Gleichwohl war es unvernünftig von den Schweden, daß sie die Uneinigkeit im deutschen Reiche nur benutzten, um es zu schädigen. Der

germanischen Race angehörig, hätten sie mit den Deutschen zusammenhalten müssen gegen die slavische Race, was damals um so leichter war, als die letztere nicht einig, sondern zwischen Polen und Russen getheilt, mit sich selbst im Kampfe lag. Schweden hätte sich mit dem Besitz Finnlands genügen lassen können und nicht noch auch nach den deutschen Ostseeprovinzen verlangen sollen. Es kam dadurch ganz unnöthig in Streit mit Polen, mit dem es sich vielmehr gegen Rußland hätte verbinden sollen, weil Schweden nur an seinen finnischen Grenzen von Rußland her Gefahr drohte. Die unsinnigen Kriege zwischen Schweden und Polen haben beide so geschwächt, daß dadurch das anfangs unbedeutende Rußland mächtig und immer mächtiger werden konnte.

Die vorliegende Schrift nimmt etwas zu wenig Rücksicht auf Rußland. Nicht nur am Tode des großen Stephan Bathori, den Gift hinraffte, sondern auch am Trotze der Familie Zborowski und der ihr anhängenden polnischen Adelspartei, hatte die russische Intrigue wesentlichen Antheil. Der große König war den Russen zu gefährlich und, da er keinen Sohn hatte, ein neuer Wahlstreit in Polen das beste Mittel, das unter Stephan mächtig gewordene Polen wieder zu schwächen. An dem Tage, an welchem die von Rußland bestochenen Polen dem heldenmüthigen Stephan Bathori den Giftbecher reichten, schrieb der Todesengel den Untergang Polens in das große Schuldbuch der Nationen ein.

Die vorliegende Schrift handelt nun ausschließlich von diesem Wahlstreite. Der niedere Adel Polens, die eigentliche Nationalpartei war doch nicht als solche constituirt, sondern befand sich mehr oder weniger in der Clientel des hohen Adels. Obgleich nun dieser niedere Adel, einem richtigen Gefühle folgend, einen Piasten d. h. einen Fürsten polnischer Abstammung, und keinen Ausländer mehr, zum König wünschte, so lag doch alle Macht in den Händen des hohen Adels, dessen Familien aus alter und neuer Eifersucht einander tödtlich haßten und sich dem Ausland verkauften, um ihr Familieninteresse durch eine auswärtige Macht fördern zu können. Am besten meinte es damals mit Polen Johann Zamojski, der Freund und Vertraute des Königs Stephan, Großkanzler und Großfeldherr der Krone. An ihm hätte Polen den rechten Piasten gefunden, aber er war nicht ehrgeizig und hätte auch beim Widerstand der Zborowski die Krone nur nach einem blutigen Bürgerkriege erlangen können. Er entschied sich also mit der Mehrheit des Adels und Klerus für den schwedischen Kroncandidaten, den katholischen Prinzen Sigismund, durch dessen Wahl Polen in gute Beziehungen zu Schweden treten sollte, um einen Bundesgenossen gegen Rußland zu haben, und der zugleich von den Jagellonen, den frühern Königen Polens, abstammte. Die Familie der Zborowski war protestantisch, entschied sich aber für die Wahl eines katholischen Habsburgers, eines Erzherzogs Max, den jüngsten Bruder des damaligen Kaiser Rudolfs II., dessen Wahl auch Rußland begünstigte. Rußland wollte nämlich um jeden Preis eine engere Verbindung Polens mit Schweden verhindern und hatte keinerlei Furcht, daß das Haus Habsburg zu mächtig werden würde, weil die Glieder desselben damals in Zwietracht lebten und Max seine eigenen Brüder zu Rivalen hatte.

Auf dem vorbereitenden Reichstage gab es schon heftigen Streit und noch mehr, als die eigentliche Wahlversammlung einberufen war. Auf dem großen Wahlfelde bei Wola im Angesicht der Mauern von Warschau versammelte sich der polnische Adel zur wirklichen Wahl, alle bewaffnet. Zamojski mit seiner Partei hatte sich trefflich verschanzt, die Zborowski brachten 10,000 Söldner mit. Die Litthauer nahmen eine centrale Stellung an und mißbilligten mit Recht das kriegerische Auftreten der Parteien. Nach der polnischen Krone strebten die Bathori, die Jagellonen, die Habsburger und der Czaar Feodor in Moskau. Dem letztern sollen die Litthauer zugeneigt gewesen seyn aus Haß gegen die Schweden. Dem Czaar war es aber mit seiner Bewerbung gar nicht Ernst, und er empfahl den Habsburger Max aus demselben Grunde, wie die Zborowski, gegen den schwedischen Candidaten, um die engere Verbindung zwischen Polen und Schweden zu verhindern. Die Habsburger hielten aber nicht zusammen; ihrer viere bewarben sich, jeder besonders, um die polnische Krone und schadeten dadurch einander sehr. Auch der polnische Klerus unterstützte sie nicht, weil die Zborowski Protestanten waren. Somit behauptete die Partei Zamojski die Oberhand und die Wahl fiel auf den schwedischen Prinzen Sigismund. Die Zborowskis aber trotzten und wählten mit ihrer Minderheit den Erzherzog Max. Es kam dabei zu blutigen Raufereien, doch zu keiner mörderischen Schlacht.

Maximilian rüstete 11,000 Mann aus und drang in Krakau ein, wurde aber vom deutschen Reich nicht unterstützt, mußte also bald wieder abziehen. Das deutsche Reich handelte damals sehr vernünftig, daß es den russischen Candidaten — denn das war Maximilian — nicht unterstützte, sondern lieber Polen und Schweden einig sah. Allein diese Einigkeit dauerte nicht lange. Der junge schwedische Prinz war unfähig,

harmonirte nicht mit dem weisen Zamojski und Schweden ging seine eigenen Wege, indem Sigmunds Oheim, der protestantische Karl, sich dort die Krone aufsetzte. Von da an lagen Schweden und Polen in langem Streite zu ihrem beiderseitigen Verderben, weil Rußland sich auf ihre Kosten groß machte, und zum Verderben der deutschen Ostseeprovinzen, welche, zwischen Schweden hin- und hergerissen, endlich in die Gewalt Rußlands fielen.

---

## Zur Arbeiterfrage.

Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zu Religion und Sittlichkeit. Von Wilhelm Emmanuel, Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Kirchheim, 1869.

Der hochwürdige Redner hielt diese Ansprache am 25. Juli dieses Jahres vor tausenden von Arbeitern auf offener Haide bei Seligenstadt. Es war nicht das erste Mal, daß er über die Arbeiterfrage seine maßgebende Meinung äußerte. Hier aber that er es unmittelbar vor den Arbeitern selbst. Unsere Blätter haben seine Ansicht in dieser Frage stets hoch gehalten und vertheidigt, denn mit strenger Wahrhaftigkeit und Energie schlägt das Schwert seines Wortes alle Paraden derer nieder, welche die Frage gern zu Gunsten des Capitals entscheiden möchten und kein Herz für die Arbeiter haben. Andrerseits aber ermahnt er die Arbeiter, sich nicht durch falsche demokratische Rathgeber Religion und Sittlichkeit wegschwindeln zu lassen.

Hier einige seiner Kernworte: „Die Gottlosigkeit des Capitals, das den Arbeiter als Arbeitskraft und Maschine bis zur Zerstörung ausnützt, muß gebrochen werden. Sie ist ein Verbrechen am Arbeiterstande und eine Entwürdigung desselben. Sie paßt nur zur Theorie jener Menschen, die unsere Abstammung vom Affen ableiten. Aber auch die Gottlosigkeit der Arbeiter muß vermieden werden. Wenn diese Bewegung nach Erhöhung des Arbeitslohnes ihr rechtmäßiges Maaß überschreitet, so müssen zuletzt Katastrophen eintreten, deren nachtheilige Wirkungen auch auf den Arbeiterstand mit ihrem ganzen Gewichte zurückfallen. Das Capital kann zuletzt immer andere Wege finden, wenn auch das Geschäft ruinirt ist, in dem es bisher gearbeitet hat. Dafür hat ja schon das grauenvolle Schuldenwesen unserer modernen Staaten gesorgt, daß jeder Geldspeculant auf der Börse und in den Staatspapieren zuletzt noch ein unermeßliches Gebiet für seine Operationen behält. Der Arbeiter kann dagegen nicht so leicht bei Geschäftsstockung einen andern lohnenden Erwerb finden. Außerdem sind es nicht nur die großen Capitalisten, die bei unbilligen Forderungen um Lohnerhöhung leiden, sondern auch die vielen kleinern Geschäfte, die in den Händen unseres mittlern Bürgerstandes sind, bis zu den Meistern und Handwerkern herab. Soll aber der Arbeiterstand bei seinen Bestrebungen das rechte Maaß halten, soll er der Gefahr entgehen, blos ein Mittel für die Zwecke ehrgeiziger Menschen zu werden, soll er selbst die Klippen einer untergeordneten Selbstsucht vermeiden, welche er bei dem Capitalisten bekämpft, so muß er von einer hohen sittlichen Gesinnung erfüllt seyn, so muß er ein braver, christlicher, religiöser Arbeiterstand seyn.“

„Hütet euch also erstens, liebe Arbeiter, vor allen Religionsspöttern, vor Allen, die euch in eurer Religion irre machen und von Erfüllung eurer Religionspflichten abhalten wollen. Das sind eure größten Feinde, weil, wie wir sahen, das das Eigenthümliche an der Arbeiterfrage ist, daß jede Besserung der Verhältnisse von Sittlichkeit und Religion mitbedingt ist. Wer daher euch helfen will und dabei eure Religion antastet, von dem könnt ihr ohne Weiteres annehmen, daß er von der Arbeiterfrage nichts versteht oder ein Betrüger ist. — Hütet euch zweitens selbst vor schlechten unzüchtigen Gedanken und duldet sie nie freiwillig in euch. Der freiwillige unreine Gedanke ist eine beginnende Fäulniß in uns. Ihr habt dazu mehr Veranlassung, da ihr grade in den gefährlichsten Jahren, wo alle Leidenschaften erwachen, den ganzen Tag in der nächsten Berührung mit einander stehet. Ihr Kinder, heute noch in der Schule und in einer Familie, wo ihr vielleicht nie ein unehrbares Wort gehört und nie freiwillig einen unehrbaren Gedanken gehegt habet — und morgen mitten unter allen diesen Gefahren. Ihr habet da zahllose Veranlassungen zu schmutzigen Gedanken. Wenn ihr ihnen freiwillig nachhängt, so ist bald eure Seelenreinheit dahin. Die innere Seelenfäulniß nimmt immer zu, die Leidenschaften werden immer stärker und ihr verfallet zuletzt den geheimen und nicht geheimen Sünden, die eure Gesundheit und eure Sittlichkeit zerstören und euch von einem Abgrund in den andern bis zu dem letzten tiefen Abgrund werfen. Daß der Tod so fürchterlich in vielen Arbeiterclassen wüthet, hat viele Ursachen. Eine der stärksten aber ist die Unsittlichkeit.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 82. 13. October 1869.


## Kriegsgeschichte.

Amerikanische Kriegsbilder. Aufzeichnungen aus den Jahren 1861—1865 von Otto Heusinger. Leipzig, F. G. Grunow, 1869.

Ein recht guter Nachtrag der Geschichte des nordamerikanischen Bürgerkriegs. Der Verfasser beschränkt sich darauf, das zu erzählen, was er in diesem Kriege selber gesehen und erlebt hat, und grade dadurch erhalten wir detaillirte Bilder, wie sie in allgemeinen und übersichtlichen Geschichten des ganzen Kriegs nicht vorzukommen pflegen.

Der Verfasser befand sich bei der 22,000 Mann starken deutschen Division der Unionsarmee. Diese Division wurde zuerst von Blenker und nachher von Sigel commandirt und zeichnete sich durch ihren militärischen Geist vor den übrigen angloamerikanischen Truppen aus, errang mehrmals Siege, schützte mehrmals wenigstens den Rückzug der Hauptarmee, hatte aber das Unglück, von den Yankees mit Mißgunst angesehen, zuweilen absichtlich schlecht placirt und Niederlagen ausgesetzt zu werden. Zum Theil waren die Deutschen selber Schuld, denn was mußten wohl die Yankees denken, wenn im deutschen Lager von vielen Deutschen selbst über ihre Generale geschimpft und dieselben für unfähig erklärt wurden, und wenn in deutschen Zeitungen, die aus Europa herüberkamen, eine Zeitung fast täglich Schmähartikel auf Blenker und Sigel zu lesen waren? hatten die Deutschen selber so wenig Achtung vor ihren Generalen, was brauchten sich da die Yankees zu geniren! Blenker und Sigel hatten freilich im badischen Kriege von 1849 ihrem Namen keine besondere Ehre gemacht. Von Blenker sagte man, er habe im großherzoglich badischen Schlosse Neueberstein und im fürstlich Fürstenbergischen Schlosse Donaueschingen geplündert. Sigel hatte sich als Chef des Kriegswesens in Baden ganz unfähig erwiesen. Diese Erinnerungen gingen ihnen nun nach Amerika nach und schadeten ihnen sehr, wie viele Mühe sie sich auch gaben, in der neuen Welt einen neuen bessern Ruhm zu erwerben.

Unmittelbar vorher, ehe Blenker das Commando über die Division erhielt, hatte er als Oberst unter General Summers Commando folgendes Abenteuer zu bestehen, was uns die ganze Confusion erkennen läßt, in welcher sich die Unionsarmee im Anfang des Bürgerkrieges befand. „Summers Taktik zeigte sich jetzt offen, denn die 8 Meilen wurden erst nach zehnstündigem Marsche und nach mehrmaligem Durchwaten eines und desselben Flusses zurückgelegt. Als wir nun am Abend einen andern tiefen Arm des Broad Run durchschreiten sollten, dessen Wasser bis an die Schultern stieg, empörte sich der gerechte Zorn des General Blenker und seiner Umgebung. Oberst von Gilsa stieg vom Pferde, und uns vorangehend bedeutete er sämmtlichen berittenen Offizieren seines Regiments, ebenfalls abzusteigen, mit den Worten: ‚Herunter von den Gäulen, meine Herren, und gehen Sie Ihren Leuten voran!' Die Patrontaschen wurden über die Bajonette gehängt, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Doch als Blenker den kleinern Leuten das Wasser bis an den Hals steigen sah, ja manche ganz verschwanden, um als Leichen später aufgefunden zu werden, ritt er wüthend zum General Summer und warf demselben seinen Säbel vor die Füße, ihm den Gehorsam kündigend, und hiermit war das Schicksal der deutschen Division besiegelt. Als Mc'Clellan hiervon Kunde erhielt, ordnete er sofort die Trennung der deutschen Division vom Summer'schen Corps an und Blenker erhielt den Oberbefehl über dieselbe."

Blenker soll sehr gern geprunkt haben, ebenso General

Fremont, der amerikanische General, den die Deutschen gern hatten, und der das Schicksal Blenkers und Sigels, abgesetzt zu werden, ebenfalls erfuhr. „Fremont war und ist noch eine berühmte Persönlichkeit in den Vereinigten Staaten und einer der gebildetsten Offiziere der Armee. Seine Dienste, welche er der Regierung durch das Bauen von Wegen über die Felsengebirge und durch Messungen in denselben geleistet hat, waren durch seine hohe Stellung in der Armee belohnt, und sein Name wurde vom Volke durch den Beisatz ‚der Pfadfinder' unsterblich gemacht. Fremont ist ein schöner, stattlicher Mann. Seine hohe, breite Stirn gab Zeugniß von dem denkenden Geiste; Adel und Stolz leuchteten aus seinem Gesicht, jedoch war ein gutmüthiger Zug in demselben nicht zu verkennen, und sein größter Fehler war eine Prunkliebe, der er in hohem Grade ergeben war."

Die deutsche Legion war, als sie in Virginien einrückte, genöthigt, sich selbst zu proviantiren, um nicht Hunger zu leiden. Die Amerikaner des Südens waren aber von ihrer stolzen Aristokratie noch weit mehr an Verachtung der Deutschen gewöhnt worden, als die Yankees in den nördlichen Staaten, und als diese verfemten Dutchmen nun gar plünderten, brach ein entsetzliches Geschrei über ihre Barbarei aus, in welches boshafter Weise auch die Nordstaaten einstimmten. Blenker wurde abgesetzt. „Seit dem Abgange Blenkers von der Armee war die deutsche Division das Gespräch sämmtlicher Zeitungen. Besonders der New-Yorker Herald war bemüht, seinen Lesern die verübten Grausamkeiten und Erpressungen der deutschen Soldaten im Shenandoah-Thale mit schändlicher Uebertreibung wieder zu erzählen, und ein allgemeines Urtheil, die barbarischen Deutschen betreffend, war die Folge jener erlogenen Gerüchte. Als im October 1864 General Sheridan auf Befehl des Kriegsministers einen Theil der Farmen und Ortschaften im Shenandoah-Thale durch Brand und Plünderung zerstörte und die herrliche Gegend in ein ödes Wüstelaud verwandelte, belobte man das energische und gerechte Verfahren des Generals und fand diese Zerstörung dem Rechte gemäß, weil General Sheridan kein Deutscher war. Und 1862, wo die Einwohner des Thales schon ein ähnliches Schicksal verdient hätten, verdammte man die deutschen Truppen wegen ihres Raubens an Vieh und Eigenthum, weil die Soldaten Deutsche waren. Und nur, weil die deutschen Offiziere militärisch gebildeter und talentvoller, als die amerikanischen waren, mußte das Deutschthum unterdrückt werden, mußten die deutschen Soldaten den übrigen zurückstehen, weil wir eben ‚Dutchmen' waren."

Weniger als die Deutschen wurden die Irländer geschmäht, obgleich ihre Disciplin viel schlechter war, als die der Deutschen. Am wenigsten hielt der Verfasser von den Negerregimentern. „Die schwarzen Soldaten sahen sehr komisch aus, und waren, wie sich später erwies, eine unbrauchbare Truppe, welche nur durch hinterstehende Geschütze ins Feuer getrieben werden konnte. Die Offiziere waren natürlich Weiße, doch trotzdem die Neger im Allgemeinen durch Strenge sehr folgsam werden, so fiel es auf, daß die Disciplin nicht besonders in den Negerregimentern war. Excesse aller Art fielen vor, besonders thätliche Widersetzlichkeiten gegen Vorgesetzte, welche stets mit dem Tode bestraft wurden. Die Negerregimenter hatte ein enthusiastischer Gedanke gebildet; es schien jenen Männern, wie Horace Greeley u. A., das höchste Ideal erreicht, daß die Neger sich ihrer Freiheit dadurch am besten würdig machten, indem sie für ihre Freiheit selbst kämpften. Aber diese ideale Schwärmerei zerfiel in Nichts, sobald die Schwarzen im Felde waren, denn sie waren mit einem Worte unbrauchbare Soldaten. Und besonders die amerikanischen Regimenter protestirten energisch dagegen, an der Seite der Schwarzen zu kämpfen, der Neger stand zu tief, als daß eine Gleichstellung mit den Weißen hätte stattfinden können, konnte sich doch der Fall ereignen, daß ein schwarzer Sergeant einen Trupp weißer Soldaten commandirte, und dies war zu unerhört, als daß man sich mit diesem Gedanken hätte vertraut machen können. Die Negerregimenter waren auch eigentlich nur als ‚Kanonenfutter' vorhanden, und ihre Existenz eine Frage der Zeit, sie verschwanden allmälig."

Die Neger, die man befreite, hatten eigentlich keinen Begriff von der Wohlthat, die man ihnen zudachte. „Statt bei den Farmern zu bleiben, um für Geld zu arbeiten, lungerten sie herum, stahlen, wollten nicht arbeiten, und lebten von der Gutmüthigkeit der Regierung. — Mit Weib, Kind und Greis, mit Betten, altem Gerumpel rc. kamen täglich große Züge der Neger von den umliegenden Ortschaften, Plantagen und Farmen nach Richmond und Petersburg, und die Regierung sah sich genöthigt, den Armen Lebensmittel und Kleider zu schenken. Allein bald mehrten sich diese Caravanen in solcher Menge, daß man andere Maßregeln ergreifen mußte, um diesen Negerwanderungen Einhalt zu thun. Sämmtliche Zugänge zu den Städten wurden militärisch besetzt, und die Posten und Wachen hatten die bestimmte Weisung, keinen Neger mehr in die Stadt hinein, aber jeden hinaus zu lassen. Die Folge war, daß ein gewisser Nothzustand unter der schwarzen Bevölkerung eintrat, denn die Neger wollten

nicht arbeiten, und konnten auch theilweise keine Arbeit erhalten. Denn während des Krieges waren sämmtliche Farmer und Plantagenbesitzer von der conföderirten Regierung angewiesen, nur solche Producte zu bauen, welche der Armee nützen konnten, und hierdurch trat bald eine große Armuth ein. Die Regierung hatte nur mit conföderirtem Papiergeld bezahlt, dieses war jetzt vollkommen werthlos, und die Farmer sahen mit einem Male, daß ihre mühsame jahrelange Arbeit sich nicht belohnte. — Die Farmen und Plantagen sind durch Krieg zerstört, die Felder liegen unbebaut, eine große Armuth schleicht sich ein, die Neger laufen fort und überschwemmen das Land, die weiße Bevölkerung will ihre Felder bestellen, aber die Arbeitskräfte fehlten, sie müssen den Negern schweres Geld, welches sie nur mit Mühe aufbringen, für ihre Arbeit geben; man hoffte schon auf eine gute Ernte, berechnete schon echt amerikanisch den Gewinn, und die Neger laufen während der Arbeit fort, da sie unverschämte Forderungen stellen. Die Farmer eilen nach Richmond und Petersburg, sie sind gewohnt, bei den Civilbehörden Virginiens Recht zu finden, doch diese sind abgesetzt, und die Militärbehörden, denen der ganze Süden unterworfen ist, denken etwas anders. Macht Contracte mit den Negern, wird ihnen gesagt. Sie thun es, doch die Neger und oft auch die Weißen halten sie nicht, es wiederholen sich dieselben Scenen, die Armuth wird immer größer."

Sigel hatte kein besseres Schicksal als Blenker. Er erlitt eine Niederlage und wurde vom Commando entfernt. Der Verfasser bedauert, daß die Verdienste der Deutschen in jenem Kriege nicht besser anerkannt, von ihren guten Diensten und von ihrer Opferfreudigkeit nicht ein besserer Gebrauch gemacht, und daß ihnen für die großen Opfer, die sie wirklich gebracht haben, kein besserer Dank zu Theil geworden ist. Die Details der Kämpfe möge man im Buche selber nachlesen.

---

## Politische Schriften.

**Competenz-Competenz? Erörterungen zu Artikel 78 der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Leipzig, Veit und Comp., 1869.**

Der ungenannte Verfasser geht hier tiefer auf den Conflict im norddeutschen Reichstage ein und faßt denselben unter allgemeinem Gesichtspunkte. Es handelt sich, wenn man will, um die Quadratur des Cirkels, denn es stehen sich hier zwei ewig unvereinbare Principe gegenüber, von denen jedes gleichberechtigt ist, die aber, indem sie beständig gegeneinander graviriren und bald das eine, bald das andere das Uebergewicht erhält, nie zum Stillstand kommen.

Was der Verfasser vorschlägt, ist durchaus wohlmeinend und dem augenblicklichen Stande der Dinge angemessen. „Das thatsächliche Uebergewicht Preußens wurde im deutschen Bunde ignorirt. Man majorisirte einen Staat, auf dessen Wehrhaftigkeit Deutschlands, des ganzen Deutschlands Sicherheit und Ansehen dem Auslande gegenüber, insofern Deutschlands Existenz beruhte. Man that dies auf Grund eines ‚im Namen der allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit' geschlossenen Vertrages. Preußen hat das aus diesem Vertrage entsprungene Recht heilig gehalten, ist seinen Weg unbeirrt weitergegangen, und als das Maaß voll war, kam die Zeit, wo es das tiefe Fundament seines Rechts dem vertragsmäßigen Rechte gegenüber ohne Bruch des menschlichen Rechts zur Geltung bringen konnte. Die Fesseln des Bundes fielen, zersprengt nicht von ihm, sondern von seinen Gegnern; die reale Macht war der realen Ohnmacht gegenübergestellt; diese, die in Kraft des vertragsmäßigen Rechts mit der Souveränetät sich gebrüstet hatte, mußte nun erfahren, was es heiße, als Souverän behandelt, debellirt, depossedirt zu werden.

Wer nicht ein Völkerrecht träumt, in welchem der Titel ‚Eroberung' und der Proceß ‚Krieg' fehlen, kann u. E. über das Jahr 1866 nicht anders urtheilen, als daß Preußen ohne Bruch des menschlichen Rechts seinem weltgeschichtlichen, seinem göttlichen Berufe die ihm gebührende Anerkennung verschafft hat.

Und nun zu unserer Frage!

Mag seyn, daß Preußen den Beruf hat, nicht blos an die Spitze, sondern an die Stelle Deutschlands zu treten. Mag seyn; aber entschieden ist das noch keineswegs. Vielmehr weist der ganze Verlauf der deutschen Geschichte ziemlich nachdrücklich darauf hin, daß bei allem in der Liebe zur Wehrhaftigkeit wurzelnden Einheitsdrange dem deutschen Volke ein tiefer Hang zur Particularität eingepflanzt ist, welcher in der Liebe zur Freiheit —, dies Wort natürlich nicht im 1848er Sinne genommen, — begründet ist. Zweimal sind deutsche Stämme zu einem Einheitsstaate zusammengeschlossen gewesen: im karolingisch-fränkischen und im deutschen Kaiserreiche des Mittelalters. Der karolingische Riesenbau ist zerfallen und die deutsche Kaiser-

herrlichkeit ist ins Grab gesunken. Sollte es die Aufgabe unserer Tage seyn, den Versuch zum drittenmal zu wagen auf die Gefahr hin, daß derselbe kläglicher und nachhaltiger scheitert, denn je zuvor? Oder sollte nicht richtiger als die Mission Preußens die zu bezeichnen seyn, die Versöhnung der entgegengesetzten Strömungen in dem Charakter des deutschen Volks, des ‚herrlichsten von allen', zu suchen? Und wenn das richtiger ist, meint man diese Versöhnung etwa auch im Einheitsstaate durch das Zauberwort provinzieller Selbstregierung finden zu können? O! daß man sich nicht täusche: die provinzielle Autonomie erzieht bei dem deutschen Charakter selbständige Staaten. Der Einheitsstaat, der Deutschland zusammenhalten sollte, müßte ein sehr straff centralisirter seyn. Und dazu, zu Präfectenwirthschaft, ist unser Volk, Gott sey Dank! noch nicht reif!

Also einstweilen dürfte Preußen den Einheitsstaat auf keinen Fall als bestimmtes Ziel ins Auge fassen. Vielmehr hätte es den norddeutschen Bundesstaat, allerdings als Anfang zu Mehrerem und Größerem, aber als Bundesstaat zu pflegen. Und wenn auf diesem Wege in dem Widerstreben der Bundesgenossen Schwierigkeiten sich finden? Nun unüberwindlich werden die nicht seyn. Aber sollte selbst das verfassungsmäßige und Vertragsrecht der Bundesgenossen wieder in ähnlicher Weise gemißbraucht werden, als es im deutschen Bunde z. B. von manchen Seiten gemißbraucht worden ist, — der Tag wird dann auch wieder und zwar zu seiner rechten Zeit kommen, wo Preußen seinen historischen Beruf ohne Rechtsbruch zur Geltung bringen kann und bringen wird.

Nur auf diesem Wege kann die Versöhnung zwischen deutscher Einheit und nicht minder deutscher Besonderheit gefunden werden, die die Bürgschaft des Friedens und der Dauer in sich trägt."

Die Particularisten werden auf alle solche Mahnungen nur mit halbem Ohre hören und niemals freiwillig ein Opfer bringen, sondern immer nur der zwingenden Nothwendigkeit sich fügen. Erst wenn sie eine Zeitlang alle Vortheile vollständiger Vereinigung der Nation kennen gelernt und genossen haben würden, wäre Hoffnung vorhanden, daß ihnen die kleinstaatlichen Schuppen von den Augen fallen würden, was nicht einmal von der ältern Generation, sondern erst von der jüngern erwartet werden kann. Während uns nach jahrhundertjähriger Spaltung, Uneinigkeit, Schwächung, Beraubung durch Nachbarn, Bevormundung durch Fremde, Schimpf und Schande das einheitliche Zusammenfassen unserer großen Nation dringend Noth thut, ist die ängstliche Besorgniß um die Erhaltung der berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten etwas Lächerliches oder eigentlich, wenn man schärfer zusieht, boshafte Verlogenheit. Die so sehr um die Erhaltung der Sonderthümlichkeiten besorgt sind, meinen damit nicht den Stammescharakter, die Mundart, örtliche Volksrechte, die auch innerhalb einer nationalen Reichseinheit bestehen können, sondern sie meinen damit grade die Uebel, die schon längst hätten beseitigt werden sollen. Die Günstlinge der depossedirten Fürsten wollen nur deren Winkelsouveränetät wieder haben, die Frankfurter wollen nur alle die Vortheile wieder haben, die ihnen der Bundestag zu um so größerem Nachtheil der ganzen deutschen Nation zufließen ließ. Gar mancher Hamburger möchte lieber unter englischem Protectorat seinen Privatgewinn ziehen, als sich die Concurrenz seiner deutschen Nachbarn und Brüder gefallen lassen. In der demokratischen Partei sind nur zu viele, welche, wie jene Kaufleute die Holländer, so die Schweizer nachahmen möchten, um gänzlich getrennt vom übrigen Deutschland sich ihrer Cantönlisfreiheit zu erfreuen, wie jene ihres Mammon. Das sind die wahren Motive des Particularismus.

Dabei kann aber eine große Nation nicht fortbestehen. Deutschland muß endlich zwischen den einheitlichen Großstaaten, wie Frankreich und Rußland, immer mehr zerrieben und zerstückt werden, wenn es in unabhängige Staaten getheilt bleibt. Wie viele deutschredende Grenzländer hat es nicht schon an Frankreich und Rußland verloren? Wenn es die Elbherzogthümer, die uns Dänemark geraubt, wieder gewonnen hat, so ist ihm dagegen durch die unverantwortliche Mißregierung das deutsche Südtirol schon großentheils wieder verloren gegangen. Unterläge Preußen, welches ritterlich für Deutschland eingetreten ist, in einem neuen Kriege, so wären weder Oesterreich, noch die Mittelstaaten im Stande, zu verhindern, daß das linke Rheinufer an Frankreich, die Elbherzogthümer wieder an Dänemark und Ost- und Westpreußen an Rußland fallen würden. Aus dem Rest von Deutschland, der sich Oesterreich so wenig als Preußen unterwerfen will, würde ein neuer Rheinbund werden. Das ist die Herrlichkeit, um welche alle die Leute sich abmühen, welche lügenhaft vorgeben, die berechtigte Stammeseigenthümlichkeit innerhalb der deutschen Nation wahren zu wollen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 83. 16. October 1869.

## Biographie.

Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf, von Kampschulte in Bonn. Erster Band. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Das Werk eines ausgezeichneten Geschichtsforschers. Der Charakter und das Wirken Calvins ist hier äußerst genau, actenmäßig und unparteiisch geschildert. Was Geschichtschreiber bisher in Bezug auf diesen Gegenstand geleistet haben, konnte deshalb nicht genügen, weil die großen Briefsammlungen Calvins in Genf, Zürich, Bern, Neuchatel, Straßburg, Gotha, Paris, Florenz, Breslau rc. theils unvollkommen, theils überhaupt noch nicht benutzt worden sind. Der Verfasser rühmt die Gefälligkeit, mit welcher man ihm bei Benutzung derselben überall entgegengekommen ist.

Das Werk ist großartig angelegt, die Hälfte des vorliegenden ersten Bandes erläutert die Geschichte der Stadt Genf, noch bevor Calvin dort angekommen war. Eine sehr interessante Stadtgeschichte. Denn in Genf begegneten sich nicht nur drei Nationen, die französische, italienische und deutsche, sondern auch die drei wichtigsten Factoren des mittelalterlichen Lebens, Hierarchie, Feudalismus und Bürgerthum. Genf war keine freie Reichsstadt, sondern eine Bischofsstadt, gehörte aber zum deutschen Reich und prangte mit dem Doppeladler. Kaiserliche Privilegien schützten die durch Gewerbe und Handel reich gewordene Bürgerschaft und gestatteten ihr, in Selbstbewaffnung ihre Rechte theils gegen den Bischof, theils gegen den Herzog von Savoyen, der sich ihnen zum Herrn aufdringen wollte, theils gegen den zahlreichen Adel der Umgegend zu vertheidigen. Es macht zwar einen wehmüthigen Eindruck, wenn man sieht, wie auch in diesem Winkel des Lemansees eine einheitliche Gewalt des deutschen Reiches vermißt wurde und die Bürger der Stadt nur auf ihre eigene Kraft, nur auf Privilegien auf dem Papiere und auf die zufällige Hülfe von Nachbarn angewiesen waren, ohne daß die Reichsregierung und eine Gesammtvertretung des Reichs für sie gesorgt hätte. Andrerseits erfreut es wieder, daß diese Bürgerschaft in den Wirren der Zeit sich doch immer gut zu helfen und in einem blühenden Stande zu erhalten wußte.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts thaten sich die s. g. Kinder von Genf, eine bewaffnete Genossenschaft junger Bürger, durch die Energie, mit der sie die bürgerliche Freiheit gegen den Bischof verfochten, aber auch durch Uebermuth, hervor. Der Herzog von Savoyen ließ ein Paar von ihnen, die sich nach Turin verirrt hatten, ungerechter Weise schmachvoll hinrichten und nahm 1519 mit Heeresmacht Genf ein. Auch bildete sich unter dem savoyischen Adel um Genf her die übelberüchtigte Rittergesellschaft vom Löffel und beraubte die reichen Genfer. Der zurückgekehrte Bischof sah nur im Herzog seine Stütze und diente ihm. Somit würde Genf wohl savoyisch geworden seyn, wenn es die stolzen Schweizer gelitten hätten. Die nächsten Nachbarcantone Freiburg und Bern wollten die savoyische Herrschaft nicht vordringen lassen, in Bern aber hatte sich bereits, wie in Zürich und Basel, das Bürgerthum der großen Revolutionsbewegung angeschlossen. Man fing dort bereits an, Genf als einen Punkt ins Auge zu fassen, von wo aus man die Reformation auch auf das französische Gebiet ausdehnen könnte.

Der Verfasser weist gründlich nach, daß eine Sehnsucht nach Reformation damals in Genf noch keineswegs vorhanden gewesen ist. Der Widerstand der Bürgerschaft gegen den Bischof hatte lediglich einen politischen Charakter, und die Einwohner von Genf waren lebenslustige Leute. Namentlich gegen Merle d'Aubigné behauptet Kampschulte, „durchaus unhistorisch sey die

Ansicht, welche der Unabhängigkeitspartei in Genf von vorn herein kirchenfeindliche Tendenzen zuschreibe und sie mit der Reformation in Verbindung bringe. Erst als im Jahr 1526 unter den Berner Gesandten in Genf auch Thomas von Hofen, ein Schwager und eifriger Anhänger Zwingli's, eintraf und hier zu agitiren begann, gewann der Spott, den sich die Kinder von Genf bisher zuweilen gegen den lüderlichen Klerus erlaubt hatten, einen reformatorischen Anstrich. Der Genfer Bischof, de la Baume, war ein charakter- und würdeloser Mann. Ebenso ein großer Theil des Klerus. Man sah Priester in Verkleidungen, in Wirthshäusern und schlechter Gesellschaft. Darüber wurde wohl mit dem Humor des Boccaccio gespottet, aber an einen sittlichen Zorn nicht gedacht. Erst Herzog Karl III. von Savoyen veranlaßte die Genfer, sich bei der Reformation zu betheiligen, sofern er unklug genug war, die, welche nur politische Unabhängigkeit wollten, auch der Ketzerei zu verdächtigen und als Ketzer zu verfolgen. Das schadete ihm sehr, denn nun konnten die reformatorischen Schweizer nicht ruhig bleiben, und er selbst war es, der durch seine thörichte Maßregel die Reformationspropaganda in Genf consolidirte. Sie begann ihre offene Thätigkeit im Jahr 1532 durch Anschlag eines Placats gegen den römischen Ablaßkram. Noch in demselben Jahre kam der fanatische Farel nach Genf, um offen und systematisch die alte Kirche zu bekämpfen.

Dieser Farel, im Dauphiné geboren, war ein kleines, häßliches, rothhaariges und überaus hitziges Männchen, aber zäh und fanatisch. Seine Persönlichkeit und sein Uebermaaß von Eifer zogen ihm so viele Feinde zu, daß er die Stadt wieder verlassen mußte, nachdem er der reformirten Sache mehr geschadet als genützt hatte. Der Bischof kehrte zurück und der katholische Canton Freiburg nahm sich seiner an. Ein fanatischer Mönch, Namens Furbity, donnerte in Genf gegen die Ketzer und war so unvorsichtig, Ketzer und Deutsche gleichzustellen. Da erhob sich das mächtige Bern mit furchtbarer Drohung und setzte durch, daß Farel im Triumph zurückkehren und sogar über Furbity Gericht halten durfte. Weil der letztere aber im Namen der französischen Nationalität gegen die deutsche angekämpft hatte, verwendete sich für ihn der König von Frankreich, so daß er aus dem Gefängniß entlassen wurde. Ein Versuch des Bischofs, mit geworbenen Freischaaren Genf zu bezwingen, scheiterte kläglich und führte nur den vollkommensten Sieg der bernischen Partei herbei, so daß im Jahr 1535 der katholische Gottesdienst in Genf gänzlich abgeschafft wurde.

Eine sehr interessante Episode in der Geschichte jener Zeit bildet die gewaltsame Aufhebung eines Nonnenklosters in Genf. Es war ein Kloster der Clarissen, in welchem eine reine und wahrhaft heilige Jungfräulichkeit erhalten worden war, gegen welches damals der liberale Pöbel anstürmte, wie er heute noch gegen die armen Klöster anstürmt. Denn der Pöbel bleibt immer derselbe, ob er im Namen der religiösen oder politischen Freiheit mißleitet und gehetzt wird. Wie jenes Kloster in Genf mißhandelt wurde, davon lesen wir hier. „Lose Buben erschienen während des Gottesdienstes in der Kirche, unterbrachen die Betenden durch lautes Geschrei, verunreinigten das Weihwasser und ließen an Bildern und Crucifixen in pöbelhafter Weise ihren Uebermuth aus. Andere bestiegen die Mauern des Klostergartens, stimmten anstößige Lieder an, verhöhnten die Schwestern oder warfen wohl gar mit Steinen nach ihnen, so daß die Geängstigten bald nicht mehr wagten, ihre Zellen zu verlassen. Hülfsgesuche an den Rath blieben fruchtlos. — Farel drang mit einer Begleitung von geistlichen und weltlichen Behörden in das Kloster ein, ließ die Nonnen zusammentreten und hielt einen längern Vortrag gegen das Ordensleben und die Jungfräulichkeit, der, wie unsere Berichterstatterin sagt, ‚den armen Schwestern das Herz durchbohrte.‘ Währenddeß nahmen die übrigen Anwesenden einige der Religiosen, namentlich jüngere, bei Seite, um sie durch Ueberredung und Schmeicheleien zur Ablegung des Schleiers zu bewegen. Die stellvertretende Oberin, welche ihrer Entrüstung darüber in lauten Worten Luft machte, den zudringlichen Bekehrern ihr ungebührliches Benehmen verwies und Farels Rede dadurch unangenehm unterbrach, wurde auf Befehl der Syndike unter dem Weinen und Klagen ihrer Mitschwestern aus dem Saale entfernt. Farel sprach noch eine Zeitlang weiter, aber er überzeugte sich bald, daß er hier seine Beredtsamkeit umsonst verschwende. Die Verstocktheit der Nonnen brachte ihn fast außer Fassung, und machte ihn, wie der Bericht sagt, vor Aerger zittern.“ Nun blieb ihm nur noch Gewalt übrig. „Am Bartholomäustage brachen fanatische Pöbelhaufen in das Kloster ein, zerstörten in den Zellen, was sie an Bildern, Crucifixen, Büchern vorfanden, und richteten hierauf in der Kirche, wo die Schwestern, vor dem Altar hingestreckt, laut um Gnade flehten, die gleiche Verwüstung an. ‚Ich glaube nicht,‘ sagt unsere Berichterstatterin, ‚daß jemals so übermüthige, verabscheuungswürdige und barbarische Handlungen verübt worden sind.‘ Nachdem die Bilderstürmer ihre Arbeit vollbracht, drangen neue Schaaren von Weibern und Männern ein, um den Schwergeprüften noch einen härtern Schmerz zu bereiten. Es war dem evangelischen

Bekehrungseifer wirklich gelungen, eine der Schwestern, Namens Blaissine, wankend zu machen. Im Triumph wurde diese jetzt den Händen ihrer weinenden und klagenden Mitschwestern, welche sie mit Gewalt festzuhalten suchten, entrissen und der Welt zurückgegeben. Der Rath selbst hielt diesen Erfolg für so wichtig, daß er ihn in seinem Sitzungsberichte mitten unter den wichtigen öffentlichen Ereignissen aufführen ließ und der Neubekehrten, als sie bald darauf durch die Heirath mit einem ehemaligen Geistlichen das Bekehrungswerk vollendete, aus dem Klostergut eine ansehnliche Ausstattung gewährte." — Die Bitte der Nonnen um freien Abzug wurde abgeschlagen und noch einmal ein Versuch gemacht, sie zu verführen. Aber alle blieben standhaft und so ließ man sie endlich abziehen. Dieser Vorgang in Genf geht genau parallel einem ähnlichen in Nürnberg, wo der liberale Pöbel damals ebenfalls ein Nonnenkloster bestürmte. Die Priorin desselben war die Schwester des berühmten Willibald Pirkheimer. Hier leisteten alle Nonnen einstimmig dem brutalen Drohen und den schmeichelnden Zureden unbeugsamen Widerstand. Damals schon wie heute hielten die gemeinen Seelen freiwillige Keuschheit für etwas Unmögliches.

Wir haben schon gesehen, wie der König von Frankreich die Wirren in Genf nicht unbeachtet ließ. Die Gelegenheit schien ihm günstig, um vielleicht Genf mit Frankreich vereinigen zu können. Es fiel auf, daß sich viele Franzosen in Genf ansiedelten, unter andern Verey, ein französischer Capitän, welcher den Genfern den Schutz seines Königs versprach, wenn sie ihm vertrauen wollten, und Maigret, der sich beim Bilder- und Kloftersturm hervorthat. Der König — es war Franz I. — wollte damals wieder Krieg anfangen mit dem Kaiser und die Reformirten sollten ihm dazu helfen. Eine gottlose Politik, sich derselben Ketzer im deutschen Reich gegen den Kaiser zu bedienen, die er in Frankreich selbst bis auf den Tod verfolgte. Frankreich wurde aber diesmal auf die Seite geschoben, denn als der Herzog von Savoyen, von spanischen Hülfstruppen unterstützt, im Interesse des Kaisers über Genf herfiel, wartete Bern nicht ab, wozu sich Frankreich entschließen würde, sondern rüstete gewaltig, im Jahr 1536. Franz Nägeli, der Feldhauptmann der Berner, jagte die welschen Truppen davon, zog im Triumph in Genf ein, eroberte alles savoyische Gebiet diesseits des Genfer See's (im Waadtland) und behielt es. Bern würde auch Genf behalten haben, wenn es nicht hätte fürchten müssen, sich dadurch mächtige Feinde von außen zuzuziehen. Es begnügte sich also, Genf als selbständige Republik bestehen zu lassen, nur mit der Verpflichtung, ohne Wissen und Willen Berns kein Bündniß zu schließen. Es kam Bern und der reformirten Schweiz zu Gute, daß der Kaiser und Frankreich nicht einig waren und sich daher auch nicht einmischten.

Nach Genf lief nun allerlei loses Gesindel, welches auf die neue Religionsfreiheit speculirte oder hier ein Asyl suchte. Denn nicht nur, wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler, sondern auch das Neue und Junge lockt an. „Die alten Bande der socialen, sittlichen und kirchlichen Ordnung waren gelockert oder beseitigt, ohne durch neue ersetzt zu werden, und das Evangelium wurde die Losung, unter der, wie selbst sein Lobredner zuweilen klagt, der ärgste Unfug, Ausschweifungen und Gewaltthaten verübt wurden. Die neuen Prediger selbst waren in ihrer Mehrzahl nichts weniger als Muster von Sittenreinheit. In der Regel ausgetretene Mönche, die vor Begierde brannten, die neue Freiheit so rasch als möglich zu genießen, dienten sie dem evangelischen Volke in Stadt und Land eher zum Aergerniß als zur Erbauung. Scenen der ärgerlichsten Art kamen vor: jene ‚Klugheit' der Mönche aus dem Rivekloster, welche, bevor sie ihr Habit ablegten, sich der Klosterschätze bemächtigten, um sofort zu einem ehelichen Leben die Mittel zu haben und Frauenzimmer anzulocken, stand keineswegs vereinzelt da. Nachtheilig wirkte ferner in sittlicher Hinsicht die evangelische Einwanderung, der Andrang von zahlreichen Fremden. Man nahm in der ersten Zeit alles auf, was sich evangelisch nannte, und unter dem Vorwande, ihrer evangelischen Ueberzeugung wegen Schutz zu suchen, ließen sich in Genf Menschen von dem zweideutigsten Rufe nieder: Gauner und Abenteurer, untreue Ehegatten, schlechte Frauenzimmer, namentlich aber zuchtlose Mönche, die das zusammengeraubte Klostergut in Wirthshäusern und schlechter Gesellschaft durchbrachten, bis zuletzt unfreiwillige Armuth an die Stelle der einst gelobten freiwilligen trat."

Da die alte Kirche alle Autorität verloren und die neue sie noch nicht gewonnen hatte, mußte der Staat einschreiten. „Wenn in Bern, dem man ja das Evangelium verdankte, die Staatsgewalt den neuen Klerus in völliger Abhängigkeit hielt und der Rath die anzustellenden Geistlichen durch zwei seiner Mitglieder in der Weibelstube, oder wo es ihm sonst gefällig war, examiniren ließ, warum sollte in Genf nicht wenigstens Aehnliches möglich seyn?"

In Genf indessen gestalteten sich die Dinge doch anders als in Bern. Sollte die Nationalität zu dieser Unterscheidung beigetragen haben? Im deutschen Bern behielt die weltliche Staatsbehörde wie im protestantischen Norden die Oberhand, in Genf aber durfte sich

wenigstens eine Zeitlang die reformirte Geistlichkeit die Herrschaft anmaßen. Was Farel nicht gelungen war, gelang dem besonnenern Calvin, der eine Zeitlang in Genf dasselbe fanatische Regiment handhabte wie Savonarola in Florenz. Calvin war in der Picardie geboren, hatte in Paris studirt und sich in der Zeit, in welcher König Franz I. selber schwankte, zu den Ideen der Reformation bekannt, die er im Jahr 1536 in ein systematisches Lehrbuch zusammenfaßte. Das Buch machte ihn bald berühmt, und als ihn der Zufall nach Genf führte, erkannte Farel in ihm den rechten Mann, der hier der Reformation Festigkeit geben könne, und ließ ihn nicht wieder fort. Bekanntlich unterscheidet sich Calvins Lehre von der lutherischen hauptsächlich durch die Prädestinationslehre, welche der Verfasser des vorliegenden Buchs für eine gefährliche erklärt, die aber grade durch ihre Gewaltsamkeit und absolute Nichtigkeitserklärung der Selbstbestimmung zahllosen Seelen, theils sündigen, theils geängstigten, in einer so aufgeregten Zeit imponiren mußte. Calvin schwang sich bald zur ersten Autorität in Genf auf, reizte aber anfangs durch seine rigoristische Gewaltthätigkeit die lebenslustigen Genfer zum Widerstand auf. Die letztern fanden Unterstützung in Bern, um so mehr, als Calvin und Farel Fremde waren, Franzosen, denen sich eine Menge andere hergelaufene oder geflüchtete Franzosen anschlossen. Das gefiel den Schweizern nicht, Calvin wurde angeklagt und auf einer Synode zu Lausanne sein System verworfen, die Genfer Kirche nach der bernischen gemodelt. Calvin wurde verbannt und ging einstweilen nach Straßburg, im Jahr 1538.

Inzwischen machte sich das Berner Regiment in Genf aufs neue unpopulär, und im Jahr 1541 war die Genfer Unabhängigkeitspartei schon wieder so stark, um Calvin zurückrufen zu können und seine bekannte Energie für die Befestigung der Genfer Republik zu verwerthen. Sobald aber Calvin eine sichere Machtstellung gewonnen hatte, trat auch wieder sein Rigorismus schonungslos hervor. Man hat ihn deshalb getadelt, und wenn er nicht dabei zu Grunde gegangen ist, wie Savonarola und später Robespierre, so war er von einem besondern Glücke begünstigt, die Stenge seines Systems ließ sich nicht auf die Dauer behaupten. Er ging zu weit, sofern er den Menschen keine Fröhlichkeit mehr gestatten wollte und sich mit kirchlichen Polizeimaßregeln in die Geheimnisse der Familien eindrängte. In ähnlicher Weise haben sich auch andere Sittenverbesserer verfehlt, und es ist eigentlich noch keinem gelungen, genau die rechte Linie einzuhalten. Dennoch bleibt es eine der wichtigsten Aufgaben gemeinschaftlich sowohl der Kirche als des Staates, nicht blos Gerechtigkeit zu handhaben, sondern auch gute Sitten zu pflegen, Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, Keuschheit und Treue im Volk zu wahren. Zu diesem Zwecke hatten schon die alten Römer ein besonderes Censoramt eingesetzt, und ein solches „Sittengericht" gründete Calvin nun auch in Genf. Weit entfernt aber, sich auf wirkliche Vergehen zu beschränken, strafte das Gericht mit unbarmherziger Härte auch die unschuldigen Vergnügungen, an welche die Genfer gewöhnt waren, Tanz, weltliche Musik, Spiel, Theater, sogar den Wirthshausbesuch.

Calvin geberdete sich wie ein kleiner Papst. Grade hier, wo man sich mit der größten Erbitterung dem Papstthum widersetzte, ahmte man es doch nur nach. Calvin und seine Mitgeistlichen regierten allein, hatten den Rath ganz unter sich. „So leitet, überwacht, erzieht der Geistliche die ihm untergebene Gemeinde als der Stellvertreter Gottes, welcher einst Rechenschaft von ihm verlangen wird. Die Gläubigen haben ihm Gehorsam zu leisten und seinen Anordnungen sich zu fügen. Zwar ist auch das Volk in der Kirche zu hören; es soll sogar bei allen wichtigen Entscheidungen mitwirken und seine Stimme abgeben, aber nur unter der Aufsicht der Geistlichen, ‚so daß ihre Autorität gleichsam den Zügel bildet, der die Leidenschaften des Volkes bändigt und es vor Ausschreitungen bewahrt.' Von der Geistlichkeit muß der erste Anstoß zu allem ausgehen, was in der Kirche geschieht." Dieses geistliche Regiment war furchtbar und auf die Dauer unerträglich streng. In den wenigen Jahren von 1542—1546 wurden in Genf 58 Todesurtheile gefällt und 76 Verbannungsdecrete erlassen. „Peinliche Verhöre wurden beinahe zur Regel. Man quälte die Angeklagten so lange, bis sie gestanden, schmiedete sie an Ketten, nöthigte Kinder gegen ihre Eltern Zeugniß abzulegen. Bloßer Verdacht genügte zur Verhaftung, ja selbst zur Verurtheilung: unter jenen 76 Verbannten befanden sich nach Ausweis der Protokolle nicht weniger als 27, gegen welche nur der Verdacht, ein Verbrechen begangen oder ‚beabsichtigt' zu haben, vorlag. Und doch ist es geschehen, daß solche Unglückliche, als sie zurückkehrten, wie überwiesene Verbrecher, sofort dem Galgen oder Scheiterhaufen überantwortet wurden."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 84. 20. October 1869.

## Neuestes Werk über Spanien.

Vom spanischen Revolutionsschauplatze. Spanische Zustände, Charakteristiken und Geschichte. Von Gustav Rasch. Wien. Pest. Leipzig. Hartleben, 1869.

Der bekannte Verfasser eilte nach Spanien, um sich so recht im Wonnerausch republikanischer Hochgefühle zu baden. Jede Zeile seines Buchs athmet Republikanismus und die Wonnetrunkenheit verblendet ihn so, daß er nicht nur in Spanien die Republik schon fertig sieht, sondern auch nicht zweifelt, sie werde sich demnächst über Frankreich und Italien ausbreiten.

Er nimmt den Weg über das Escorial, um sich mit Schadenfreude auf die Gräber der Könige zu setzen, die nicht mehr sind, und in der Geschwindigkeit noch einmal alle ihre Laster und Greuel zu recapituliren. Er hat leider Recht, denn es gab nie in der Welt erbärmlichere und zum Theil bösere Regenten, als die Habsburger und Bourbons in Spanien. Aber in zwei Punkten hat der Verfasser wieder Unrecht, sofern er nämlich der Kirche aufbürdet, was doch nur Schuld der Könige war, und sofern er von der demokratischen Republik ein Heil erwartet, was sie den Völkern doch noch nie und nirgends gebracht hat. In Bezug auf den ersten Punkt ist zu bemerken, daß die katholische Kirche in Spanien, seitdem die Habsburger dort regierten, zum Werkzeug dynastischer Politik entweiht und entwürdigt wurde. Nicht die Kirche an sich trifft hier eine Schuld, sondern nur die feilen und weltlich gesinnten Päpste aus italienischen und zum Theil spanischen Fürstengeschlechtern, die Medici, Borgia, Farnese, Barberini ꝛc., welche die römische Curie den katholischen Großmächten verkuppelten und sich von ihnen Schutz aller katholischen Mißbräuche zusichern ließen, wogegen sie ihnen hinwiederum zur Verknechtung und Verdummung der Völker ihre geistlichen Waffen liehen. Es ist mithin ungerecht, die Kirche mit dem königlichen Despotismus zugleich zu verdammen; es kommt vielmehr nur darauf an, die ursprünglich ganz unschuldige, nur verrathene und verkaufte Kirche von den Umschlingungen der weltlichen Politik wieder zu befreien.

Mit unsäglichem Vergnügen erzählt Rasch, das erste, was ihm in den Straßen von Madrid auffiel, waren die zahlreichen Bilder im größten Formate. „Sie werden hier haufenweise feil geboten und finden reißenden Abgang. Sämmtlich verhöhnen sie die Monarchie und das Pfaffenthum.“ Nirgends in der Welt, behauptet Rasch, sey das Pfaffenthum dem Volke so tief verhaßt, als in Spanien. Zwar heißt es in der spanischen Verfassung, die katholische Religion solle die Staatsreligion bleiben. „Aber dieser Verfassungsparagraph ist eine Farce, wie jeder zugeben wird, der Spanien kennt; denn dort gibt es keine katholische Religion mehr. In Spanien gibt es nur Atheismus oder bei einem Bruchtheil des vornehmsten oder des geringsten Pöbels Bigotterie und Fetischdienst. — In keinem europäischen Lande hat der religiöse Unglaube und der Haß gegen die Pfaffen solche Dimensionen angenommen, wie in Spanien, einst der classische Boden des religiösen Fanatismus und des Aberglaubens. Der Haß des Spaniers gegen die Pfaffen übertrifft jetzt den Haß und die Verachtung des Italieners bei weitem. Ich glaubte das Möglichste darin in Italien erlebt zu haben; aber wie erstaunte ich, als ich die Flüche hörte, die der Spanier anwendet, wenn er von einem Pfaffen spricht.“

Der Verfasser muß zugeben, daß der Paragraph, der die Staatsreligion garantirt, immer noch in der

Verfassung stehe, und daß auch der gegenwärtige Regent Serrano und mit ihm die regierende Partei den katholischen Sympathien im Volk noch Rechnung trägt; aber er meint, das könne nicht lange mehr dauern, alle diese Regenten würden bald ihrer Unpopularität erliegen, und mit der demokratischen Republik werde zugleich der Atheismus triumphiren und die Kirche mit Stumpf und Stiel in Spanien ausgerottet werden, wie einst in Frankreich während der Revolution.

Von Serrano wird hier nur mit Verachtung gesprochen. „‚Den Judas von Argonilla' — Serrano ist in Argonilla in Andalusien geboren — nannten ihn die Progressisten, als er für fünf Millionen Realen, die er vom Marschall Narvaez erhielt, an die Moderados verrieth. Serrano machte seine Carrière durch die Intriguen seiner Mutter, durch die Liebe der Königin, durch jedesmaliges Ueberlaufen zu der Partei, deren Sieg er sich berechnen konnte. Seinen Titel ‚Herzog de la Torre' erhielt er für den Windmühlenkampf um den Besitz von San Domingo, der Spanien 20,000 Menschen und 500 Millionen Realen gekostet hat. Sein Vermögen erwarb er binnen wenigen Monaten als Generalcapitän von Cuba, wo er beide Augen beim Sclavenhandel zudrückte. Man rechnet ihm in Madrid nach, daß während seines Vicekönigthums auf Cuba 7000 Neger eingeschmuggelt wurden und er an der Einschmuggelung eines jeden Negers 5 Unzen Gold, also ungefähr 150 Thaler, verdient hat. Wie gesagt, ohne jeden politischen Charakter bekämpfte er die Prim'schen Schilderhebungen im Januar und Juni 1866, worauf er sich im September 1868 mit Prim und Olozaga zum Sturz seiner königlichen Geliebten vereinigte, die ihn Jahre lang mit Ehrenstellen, Würden, Titeln und Reichthümern überhäuft hatte." Prim kommt hier nicht besser weg. „Er reitet einen schwarzen, andalusischen Hengst und sitzt recht gut zu Pferde. In der Generalsuniform, die er heute trägt, sieht er nicht so gut aus, wie in bürgerlicher Kleidung. Prim ist ein kleiner Mann, unter Mittelgröße, mager, in den fünfziger Jahren; seine Gesichtszüge haben nichts Charakteristisches. Bart und Haare sind dunkel und am Hinterkopfe hat sich das Haar schon bedeutend gelichtet. Haltung und ganze Erscheinung haben einen äußerst gewöhnlichen Anstrich. Den Ausdruck des Auges, welchen wir häufig auf seinen Bildern und Photographien finden, habe ich nie in demselben entdecken können, so oft ich ihn auch in erregten Momenten sah. — Er reitet über den Platz, ohne daß ihm irgend jemand eine Ehrenbezeugung erweist, ohne daß ein einziges ‚Viva' ertönt! General Prim hat seit der Septemberrevolution alle Popularität in Madrid verloren. Seine politische Grundsatzlosigkeit, sein durch viele schlechte Streiche und unmoralische Handlungen aller Art beschmutztes Leben sind jedem Spanier bekannt."

Auch Rivero wird als ein Abtrünniger geringschätzig behandelt und nur Orense als allezeit getreuer Republikaner gefeiert. Noch übler als die Regenten kommen die Kronprätendenten und die vertriebenen Bourbons weg. Wer Scandal liebt, dem wartet Herr Rasch in diesem Buche mit der gröbsten Sorte auf. Claret, der Beichtvater der vertriebenen Königin, wird folgendermaßen geschildert. „Er ist von ganz geringer Herkunft, Sohn eines Stellmachers aus Barcelona und trat früh als Mönch in ein Kloster. Ich weiß nicht, ob seine Ignoranz größer ist, als sein carlistischer Fanatismus. Die Personen, welche ihn mir geschildert haben, waren darüber in Zweifel. Er hat ein Buch geschrieben, welches unter dem Namen: ‚Der goldene Schlüssel' in ganz Spanien wohl bekannt ist. Der ‚goldene Schlüssel' enthält unter andern geistlichen Dingen eine Anweisung für den Geistlichen im Beichtstuhl, ein langes Frageregister, dessen er sich im Beichtstuhl Frauen und Mädchen gegenüber bedienen soll, und ist so unsittlichen Inhalts, daß die weltliche Censur sich genöthigt sah, ‚den goldenen Schlüssel' Pater Claret's zu verbieten. Es gab bis zur Septemberrevolution des vorigen Jahres in Spanien sowohl eine geistliche, als eine weltliche Censur. In den langjährigen Carlistenaufständen zu Espartero's Zeit diente Pater Claret als Unteroffizier eine Zeitlang in einem carlistischen Regiment. Eines Tages verschwand er mit der Regimentskasse. Lange nachher, als er schon Beichtvater der Königin und Bischof ‚in partibus' war, begegnete ihm sein ehemaliger Oberst in Madrid in der Straße von Sevilla, als er im bischöflichen Ornate zwischen zwei Priestern langsam und würdevoll durch die Straße schreitet, um in seinen an der Ecke haltenden Wagen zu steigen. Der Oberst ist ganz erstaunt, seinen ehemaligen Unteroffizier ‚in pontificalibus' vor sich zu sehen. ‚Halunke', schreit er ihn an, ‚wie kommst Du in dies Kleid; oder, will ich lieber fragen, wie kommt dies Kleid zu Dir; wo hast Du meine von Dir gestohlene Regimentskasse gelassen?' Aber Pater Claret ist nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen. Lächelnd bleibt er stehen und schaut seinen Obersten an. ‚Sonderbarer Mann, dieser Oberst,' wendet er sich dann zu den beiden ihn begleitenden Priestern, ‚war immer seine Gewohnheit, so schlechte Späße zu machen! Ich sehe, er hat die Gewohnheit immer noch nicht abge-

legt.' Dann wendet er sich ab, und steigt würdevoll mit den beiden Priestern in seinen bischöflichen Wagen." Auch noch in seinem hohen geistlichen Amte soll Claret gestohlen und betrogen und sich namentlich der Kleinodien des Escurial bemächtigt haben. „Die aus Serrano, Topete und Prim durch einen Handstreich der Madrider Junta zusammengesetzte provisorische Regierung meinte bald, es sey doch politischer, mit einem so mächtigen Factor, wie die Geistlichkeit, nicht zu brechen. Das Requisitionsschreiben des Madrider Untersuchungsrichters wurde deshalb zu den Acten gelegt und der Beichtvater der Königin in Paris veranlaßt, die gestohlenen Kleinodien wieder herauszugeben. Dann las man in den Madrider Regierungsblättern die Nachricht, der Diebstahl im Escorial beruhe auf einem Irrthum und die vermißten Schätze hätten sich in einem verborgenen Schranke vorgefunden. Jedermann in Madrid, sowie im Escorial, weiß aber die Geschichte anders. Einer meiner Bekannten in Madrid hat die Empfangsscheine, welche Pater Claret bei Aushändigung der Kleinodien im Escorial ausgestellt hatte, mit eigenen Augen gesehen. Das ist ganz dieselbe Vertuschung, wie bei der nur von den Pfaffen und von dem Erzbischofe von Burgos angestifteten Ermordung des unglücklichen Civilgouverneurs del Castro. Ich war an dem Tage nach dem Attentat in Burgos. Der Erzbischof war in seinem Palaste internirt. Hunderte hatten ihn gesehen, wie er den Mördern zurief: ‚Man will uns unsere heiligen Reliquien rauben!' Eine Woche später las ich in den Madrider Regierungsblättern, der Erzbischof sey gar nicht von der Behörde in seinem Palaste internirt worden; der fromme Mann habe sich wegen Unwohlseyn vierzehn Tage zu Hause gehalten, ‚welches Unwohlseyn er sich nur durch Ueberanstrengung in seinem Berufe beim Austheilen der heiligen Sacramente zugezogen habe.' Bedrohungen und Priesterdiebstähle sind seit der Septemberrevolution in Spanien an der Tagesordnung. Im April wurden für 10 Millionen Kleinodien und Schätze aus der Kathedrale in Toledo entwendet. — Während meiner Anwesenheit in Madrid fielen mehrere derartige Kirchendiebstähle vor. Die gestohlenen Schätze wurden dann im Hause von Priestern wieder gefunden. Selbstverständlich sind auch diese Pfaffendiebstähle von der provisorischen Regierung todtgeschwiegen worden."

Von Montpensier und seiner Gemahlin lesen wir, ein Kaufmann habe gesagt: „Ich sage Ihnen, Montpensier wird in Madrid auf der Gasse todtgeschossen, falls er König von Spanien werden sollte. Montpensiers Königthum hielte nicht ein Jahr aus. Sein Weib, eine Bourbon, Christinens Lieblingstochter! Die ganze Pfaffenwirthschaft in neuer Auflage!' — ‚Und wie ist sie, die Lieblingstochter der entsetzlichen Christine und des schändlichen Ferdinand?' — ‚Dünkelhaft, hochmüthig bis zur Tollheit, bigott bis zur Widerwärtigkeit, kriechend pfäffisch. Tag und Nacht hatten die Pfaffen zu jeder Stunde freien Zutritt im Palaste San Telmo. Ich wüßte keinen sympathischen Zug an diesem Weibe.'"

Auch die Kaiserin Eugenie wird nicht verschont. „Wer ist die Gräfin Montijo? Welche Carrière hat sie selbst gemacht? — — In Malaga wohnte vor vielen Jahren ein armer deutscher Spielwaarenhändler, der eine sehr schöne Tochter hatte. Der dritte Sohn des alten, in Andalusien reich begüterten Grafen Montijo fing mit der schönen Tochter des armen deutschen Spielwaarenhändlers eine Liebschaft an. Aber das Mädchen war klug — wie so und so viele Jahre später ihre Tochter Eugenie, als sie in Paris die Bekanntschaft Louis Bonapartes, des damaligen Präsidenten der Republik, machte; denn sie sagte: ‚Ohne Heirath keine Liebe.' Der Sohn des alten Grafen Montijo war aber liebestoll, er mußte die Tochter des armen deutschen Spielwaarenhändlers besitzen, und heirathete sie wider den Willen seines Vaters und der ganzen Familie. Der alte Graf wurde wüthend und entzog seinem Sohn jedes Einkommen, es ging daher den jungen Eheleuten lange Zeit miserabel. Aber die junge Gräfin hatte Glück; die beiden ältern Brüder ihres Mannes starben, und letzterer wurde der Erbe der Titel und Besitzungen seines reichen Vaters. Die Tochter dieses armen deutschen Mädchens ist ‚die Kaiserin der Franzosen, Louis Bonapartes Frau.' Der Ruf, den sie in Madrid zurückgelassen hat, ist sehr eigenthümlich. Alle Geschichten, welche nach ihrer Heirath mit Louis Bonaparte in Paris cursirten, wurden mir in Madrid bestätigt."

Mit außerordentlicher Uebertreibung werden die Verfolgungen der Republikaner und insbesondere die Unterdrückung ihres Aufstandes als Martyrien ganz Unschuldiger unter grausamen Henkern geschildert. Kurz das ganze Buch ist von blindem und wüthendem Parteihaß eingegeben. Daraus erklärt sich auch der lächerliche Zorn, mit welchem Rasch gegen Preußen und den Grafen Bismarck tobt, welchen letztern er „den gefährlichsten Feind der Freiheit" nennt.

## Biographie.

Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf, von Kampschulte in Bonn. Erster Band. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

(Schluß.)

„Einen wahrhaft furchtbaren Charakter nahm das Verfahren der Gerichte gegen die angeblichen ‚Pestbereiter' an, die unglücklichen Opfer jenes traurigen Wahnes, welcher in der seit dem Jahre 1542 Genf heimsuchenden Seuche das Werk einer geheimen Verschwörung erblickte. Aehnliche Gerüchte waren bei gleichen Heimsuchungen wohl auch in frühern Zeiten aufgetaucht, aber nie hatten sie so schreckliche Folgen wie dieses Mal. ‚Zauberei, Bündniß mit dem Satan, Pestbereitung' bildeten den Inhalt der Anklagen, durch welche zahllose Arme, Männer und Frauen, in langdauernde Haft, auf die Folter, in die Verbannung, auf Schaffot und Scheiterhaufen gebracht wurden. Zu Anfang des Jahres 1545 häuften sich Processe und Verhaftungen in erschreckendem Maaße. Der Kerkermeister erklärte am 6. März dem Rathe, die Gefängnisse seyen mit Angeklagten überfüllt, er könne keine mehr annehmen. Das sey, meinte der Mann, eine ganz außergewöhnliche Erscheinung. Die Behandlung der Gefangenen war eine entsetzliche. Um Geständnisse zu erpressen, wurden die scheußlichsten Mißhandlungen angewandt. Die alten Marterwerkzeuge in ihrer Einfachheit genügten nicht mehr: man erfand neue Qualen. Es ist vorgekommen, daß Angeklagte neunmal die Marter der Estrapade bestanden haben, man zwickte sie mit glühenden Zangen, man ließ sie einmauern. ‚Aber welche Pein man ihnen auch anthat,' klagt das Rathsprotokoll einmal, ‚sie wollten die Wahrheit doch nicht bekennen.' Mehrere der Unglücklichen endeten während oder bald nach der Tortur unter Betheuerungen ihrer Unschuld. Andere gaben sich, um den furchtbaren Qualen zu entgehen, in der Verzweiflung selbst den Tod ‚auf Eingebung des Satans,' wie der amtliche Bericht fromm hinzufügt. Der Arm des Henkers ermattete unter der Last seiner Arbeiten, die Eines Mannes Kraft überstiegen. Wurden doch in den wenigen Monaten vom 17. Februar bis 15. Mai 1545 vierunddreißig jener Unglücklichen — und unter ihnen des Scharfrichters eigene Mutter — durch Schwert, Scheiterhaufen, Galgen und Viertheilung vom Leben zum Tode gebracht. Und selten war es, daß der letzten Execution nicht noch grausame körperliche Verstümmelungen vorhergingen."

Dazu denke man sich noch die gräßliche Langweiligkeit der calvinischen Predigten. „Wohl nur selten ist eine Kirchenordnung erlassen worden, die eine solche Fülle von ‚Predigten' vorschreibt, wie die von Genf. Während des Sonntags wird die Kanzel von dem Diener des göttlichen Wortes fast nicht verlassen. Mit Tagesanbruch beginnt in St. Peter und St. Gervais eine Frühpredigt, der um 9 Uhr in allen drei Kirchen die Hauptpredigt folgt. Um 12 Uhr wird in sämmtlichen Pfarrkirchen eine Unterrichts- und Erbauungsstunde für die Jugend, die Katechese, gehalten. Ein vierter Gottesdienst, abermals Predigt mit Liturgie, findet Nachmittags 3 Uhr, wiederum in allen Kirchen, statt, so daß den ganzen Tag über die Gotteshäuser von dem Worte Gottes wiederhallen. Und nicht blos am Sonntag, auch an den Wochentagen hat die Gemeinde sich in dem Tempel des Herrn einzufinden. Abgesehen von den Vorbereitungen für die allgemeine Abendmahlsfeier, die gewöhnlich am Dienstag stattfanden, und dem regelmäßigen Bittgottesdienst, der auf die Mittwoch angesetzt war, schreibt die Kirche noch eine Menge von Predigten für die verschiedenen Wochentage vor, so daß kein Tag ohne öffentlichen Gottesdienst blieb." Die Predigt und sogar die Kinderlehre waren dialectisch, blos für den Verstand berechnet. „Es fehlt Calvin das kindlich Naive und Gemüthvolle, welches wir in den verwandten Leistungen des Reformationszeitalters finden. Die Behandlung des Stoffes ist zu theologisch, zu gelehrt, zu abstract. Die Antworten, welche das ‚Kind' gibt, verrathen eine über das Kindliche hinausgehende Verstandesreife und theologische Bildung; sie erinnern zu sehr an den zergliedernden Verstand, die Strenge und Zucht des Meisters. Es ist bezeichnend, wenn in der letzten Antwort dem ‚Kinde' eine gründliche Apologie des Consistorialgerichts in den Mund gelegt wird!"

Charakteristisch ist, daß Calvin die Demokratie durchaus nicht begünstigte, sondern das Volk gänzlich unter seine geistliche Aristokratie beugte. Er sagte sogar einmal, man müsse das Volk stets in Armuth erhalten, damit es gehorsam bleibe.

Bis so weit reicht der erste Band, und es wird nur noch angedeutet, daß die Gewaltherrschaft des Reformators eine starke Opposition hervorrief.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/2 Thaler.

Sonnabend, № 85. 23. October 1869.

## Kirchengeschichte.

Spencer Northcote, berühmte Gnadenorte Unserer Lieben Frau. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen, von Studemund. Köln, Bachem, 1869.

Es gibt schon viele Bücher ähnlicher Art, unter denen wenigstens in Deutschland Gumppenbergs marianischer Atlas am populärsten geworden zu seyn scheint, dazu noch besondere Sammlungen von Mariensagen und Marienliedern in Menge. Das hier vorliegende Buch eines katholischen Engländers erschöpft die Fülle dieser Traditionen bei weitem nicht, will es aber auch nicht, sondern verfolgt hauptsächlich einen polemischen Zweck und verlangt unbedingt den Glauben an alle Wunder, die jemals an Marienbildern vorgekommen sind.

Wer sollte die hohe Bedeutung des Mariencultus in Abrede stellen? sie ist eine historische Thatsache und würde es nicht seyn, wenn nicht zugleich die Personification der ewigen Liebe in einer Mutter psychologisch natürlich wäre und einem tiefen Gefühl und Herzenstriebe der Menschen entspräche. Aus diesem Grunde hatten schon die germanischen Heiden vor der Bekehrung zum Christenthum ihre Gnadenmutter, und die unvertilgbare Erinnerung an sie wurde auf die mütterliche Jungfrau Maria übertragen. Damit soll nicht gemeint seyn, der Mariencultus stamme wesentlich aus dem Heidenthum; wir behaupten nur, er entspreche der natürlichen und unvertilgbaren Seelenstimmung der Menschen zu allen Zeiten.

Es handelt sich hier aber um die zarteste Region in der christlichen Dogmatik und Legende. Das Heilige ist hier am leichtesten verletzbar und duldet das Anfassen mit plumpen Händen hier am wenigsten. Gnade und Barmherzigkeit bestehen zweifelsohne neben der ewigen Gerechtigkeit, aber in Gott, nicht von ihm getrennt, nicht ihm gegenüber. Es ist also unschicklich, eine Verirrung der Phantasie, eine der Gottheit und des christlichen Glaubens unwürdige Vorstellung, sich die Jungfrau Maria mit ihrem himmlischen Sohn in einem förmlichen Streit begriffen zu denken, ob ein gewisser Sünder bestraft oder begnadigt werden solle. In der Legendensammlung des Cäsarius von Heisterbach kommt unter anderem vor, daß ein Bösewicht sich dem Teufel verschreibt und Christo förmlich abschwört. Weil er aber nicht auch der Jungfrau Maria abgeschworen hat, verlangt diese, Christus soll ihn begnadigen. Christus sagt, das sey unmöglich! aber Maria besteht darauf und droht ihm mit dem vierten Gebote: Du sollst Vater und Mutter ehren! Da thut Christus ihren Willen. Eine solche Vorstellungsweise ist nicht nur albern, sondern sogar ruchlos, und wer die christliche Wahrheit so verdrehen kann, ist ihr Feind.

Nichts ist natürlicher, als die Sünderangst, die sich vor Gottes Gerechtigkeit fürchtet, sich zitternd von Gottes Angesicht abwendet und die Gnadenmutter um Rettung anfleht. Die Wunder aber, die so häufig erzählt werden, daß abscheuliche Bösewichter, wenn sie nur die Madonna anriefen, sofort gerettet worden seyen, machen die Bösewichter nur sicher, dienen nur, Verbrechen zu entschuldigen und neue zu provociren. So haben die Neugriechen ein Muttergottesbild, welches sie als Patronin der Seeräuberei in der Höhle verehren, in welcher sie ihre Beute zu verbergen pflegen. Sie nennen sie geradezu die Diebsmutter oder Diebsgöttin und opfern ihr einen Theil ihrer Beute. Also muß die gute Mutter alles entschuldigen, und braucht der scheußlichste Mörder und Räuber, Tyrann, Verführer und Betrüger ꝛc. nur das Zauberwort „Maria“ auszurufen, so ist er plötzlich engelrein und aller Verantwortung enthoben. Der englische Verfasser des vorliegenden Werks glaubt das wirklich und drückt S. 316 sein Bedauern darüber aus,

daß zur Zeit der Reformation aus Cambridge ein wunderthätiges Marienbild entfernt worden sey, welches bisher großen Zulauf hatte. Den letztern aber hatte es nur, weil es seinen Anbetern Straflosigkeit für jede Sünde versprach, denn das Bild hatte einmal einen gänzlich verdorbenen Studenten, der schon vom ewigen Richter verdammt war und den der Teufel schon packte, dennoch gerettet.

Der Verfasser nimmt keinen Anstand, auch an die albernen Augenverdrehungen gemalter Madonnenbilder und Statuen zu glauben, und handelt sehr weitläufig davon. Eben so fest glaubt er nicht nur, daß das bekannte Wohnhaus der h. Jungfrau wirklich aus Palästina durch die Luft zuerst nach Dalmatien geführt und dort abgesetzt, dann nochmals durch die Luft an die apulische Küste versetzt worden sey, sondern er glaubt auch an die Echtheit „eines kleinen Gotteshauses aus geflochtenen Zweigen, das der h. Joseph von Arimathia hergestellt und der Heiland selbst zu Ehren seiner göttlichen Mutter eingeweiht habe," welches nach England versetzt worden und dort die erste christliche Kirche gewesen sey.

Nichts kann alberner seyn, als die vorgeblichen Beweisführungen für die Wahrheit der Legende von Loretto. „Der erste Zeuge schwur, er habe oft seinen Großvater sagen hören, wie dessen Großvater mit eigenen Augen das Haus wie ein Schiff habe über's Meer kommen und mitten in dem die Küste begrenzenden Gehölze landen sehen. Der zweite erklärte eidlich, wie er oft seinen Großvater habe sagen hören, daß dieser häufig das Heiligthum besucht hätte, während es noch in jenem Gehölze stand, und daß ein Engel dasselbe zu seinen Lebzeiten von dort weg nach den beiden Brüdern gehörenden Hügel getragen hätten. Auf den ersten Blick könnte man einen Widerspruch in diesen beiden Aussagen zu finden glauben, insofern als zwischen den Personen, welche die erste Ankunft des Heiligthums und seine Uebertragung vom Gehölz nach dem Hügel sahen, ein Zeitraum von zwei Generation zu liegen scheint, während doch beide Begebenheiten wenige Monate nach einander sich zutrugen. Unser Verfasser erzählt uns jedoch ausdrücklich, der Großvater des zweiten Zeugen habe bis zu dem außerordentlichen Alter von 120 Jahren gelebt, so daß die Augenzeugen, obgleich von sehr ungleichem Alter, dennoch Zeitgenossen waren."

Man muß doch einen Unterschied machen. Durch Superstition hat das wahrhaft Heilige nie gewonnen, sondern verloren. Die Verehrung der h. Jungfrau würde von den Protestanten nicht so abgeschätzt seyn, wenn die Katholiken hier das Heilige nicht so unvernünftig trivialisirt hätten. Maria mahnt uns, nur an das sittlich Zarteste und Schönste zu denken, und was kann ihren wahren Verehrern widriger und unleidlicher seyn, als die Unverschämtheit, mit welcher einst Dominikaner und Franziskaner über ihre Empfängniß stritten, mit der einst die Mönche zu Thorn darüber stritten, ob sie den Heiland im Uterus oder im Herzen getragen? wie der Tetzel einmal versicherte, er habe Ablaß für alle Sünden, sogar si quis Matrem Virginem vitiasset et gravidam fecisset. Zu welcher ungeheuern Geschmacklosigkeit und Unanständigkeit der Mariencultus entartete, sehen wir auf dem Titelbilde zu Steills Ephemeriden des Dominikanerordens. Hier läßt Maria aus den offenen Brüsten ihre Milch in ein großes Bassin spritzen, zu welchem die kaiserlich königliche Familie unter Anführung Leopolds mit der dicken Lippe herankommt, um davon zu trinken, während Heiden und Türken, die sie davon abhalten wollen, zurückschrecken. Von gleicher Frechheit ist das berühmte Bild in Brixen, auf welchem das Blut des Gekreuzigten aus der Seitenwunde und die Milch aus der Brust der Gottesmutter in eine Schale zusammenfließen. Die Schamlosigkeit der Legendenschreiber und Maler ging so weit, daß man sich nicht scheute, zu erzählen und zu malen, wie bärtige Heilige gleich Kindern an der Brust der Madonna saugen. So der h. Dominikus, der h. Bernhard, Alanus a rupe ꝛc. Zu Bogen an der Donau wird eine Statue der Gottesmutter verehrt, in deren hohlem Bauch man durch ein herzförmiges Fensterchen das Christkind sieht. In dem defensorium inviolatae Virginitatis B. Mariae des de Reza wird der delikate Gegenstand mit zahllosen Vergleichungen aus Natur und Geschichte gar andächtig, aber mit Verleugnung aller Scham illustrirt. Und was soll man zu den s. g. Conceptionszetteln sagen, die man noch im vorigen Jahrhundert dem österreichischen Landvolk als angebliche Talismanne in die Hände gab, um sie bei sich zu tragen, oder in Ställe, Gärten und Aecker zu vergraben, weil sie gegen jeden bösen Zauber schützen sollen? In Messina brachten die Jesuiten einmal einen chinesisch geschriebenen Brief zum Vorschein, der von der Madonna geschrieben seyn sollte. Sogar die vielköpfigen Götzen Indiens wurden in den Marienecultus hineingezogen, denn zu Aufkirchen in Tirol wird eine hölzerne Maria mit sieben Köpfen verehrt. Genug, wir müßten ein ganzes Buch voll schreiben, wollten wir alle Schändlichkeiten und Albernheiten aufzeichnen, welche den Mariencultus entweiht haben und noch entweihen.

Der Verfasser verschweigt freilich das Aergste, doch nimmt er keinen Anstand S. 194, „dem Hemdchen Unserer Lieben Frau" seine Verehrung zu zollen. Wo bleibt da das Heilige?

Aber der Verfasser belehrt uns, daß es zwischen Aberglauben und Unglauben kein drittes geben könne, daß man alles, auch was die dümmsten Pfaffen gelogen haben, oder gar nichts glauben müsse. Aus Anlaß des Lorettohauses schreibt er: „Niemand kann den Geist der Pflichttreue und Unterwürfigkeit gegen die Autorität auf Grund seiner eigenen vermeintlichen bessern Einsicht von sich werfen, ohne dadurch an seiner Seele Schaden zu leiden. Wir wiederholen es: derjenige, welcher die Tradition der Kirche verwirft und das heilige Haus für nichts anderes halten will, als jedes gewöhnliche Haus, ist taub gegen Gottes Stimme." Merkwürdig ist die Argumentation auf S. 96. Der Verfasser sucht zu beweisen, je plumper eine Wundergeschichte sey, so daß man die Lüge mit Händen greifen könnte, desto zuverlässiger sey eben deshalb ihre Echtheit. „Der erste Gedanke, der in einem nachdenkenden und aufrichtigen Menschen aufsteigt, muß auch hier wieder seyn: wenn die Geschichte falsch ist, warum macht der Erfinder sie so außerordentlich plump? Er mußte doch wünschen, daß sie geglaubt würde, und hätte gewiß alles gethan, sie möglichst glaubwürdig darzustellen?"

Northcote legt den größten Werth darauf, daß England einst „Mariä Brautschatz" geheißen habe, und citirt eine Menge Erinnerungen an die katholischen Jahrhunderte Englands. Aber er macht dabei Nebendinge zur Hauptsache und schwächliche Legendenerfindungen will er für wichtige historische Thatsachen gelten lassen. So erzählt er uns: „Die Lieblingsandacht des h. Thomas war die Betrachtung ihrer sieben Freuden. Einst erschien ihm Unsere Liebe Frau, und nachdem sie ihm versichert hatte, daß seine Huldigung ihr höchst angenehm sey, fragte sie ihn, warum er stets nur das Andenken ihrer Freuden auf Erden feiere und nie jene, welche ihre Krone im Himmel ausmachten? Er erwiderte ihr, er kenne diese nicht. Darauf machte sie ihn mit ihren sieben himmlischen Freuden bekannt, und seit jener Zeit verehrte der Heilige diese beständig. Auch dichtete er das früher in manchen Kirchen gesungene Lied: ‚Gaude, flore virginali.' Nach dem Martyrtode des Heiligen, als jedes Andenken seines Lebens und Todes in Canterbury werth gehalten ward, zierte man das große Fenster des westlichen Kreuzflügels der Kathedrale mit einer glänzenden Darstellung der sieben Freuden Mariä und mit den Bildern des gemarterten Kirchenfürsten und der übrigen Schutzheiligen Englands. Die Beschreibung dieses Fensters ist noch vorhanden und zwar von derselben Hand geschrieben, die es vernichtete, nämlich von der Richard Calmer's, genannt ‚der blaue Richard', einem von den sechs Predigern der Kathedrale zur Zeit der Republik. In dem Berichte über sein Verfahren sagt er Folgendes: ‚Die Commissare machten sich an die Zerstörung dieses großen abgöttischen Fensters, an welches ausländische Papisten viele Tausende verschwendet hatten. Es befanden sich auf demselben Darstellungen der heiligen Dreieinigkeit und der zwölf Apostel, sowie sieben große Gemälde der Jungfrau Maria in sieben verschiedenen glorreichen Erscheinungen: wie sie von einem Engel zum Himmel emporgetragen wird und wie Sonne, Mond und Sterne unter ihren Füßen sind rc. Jedes Gemälde trug eine Unterschrift, welche begann mit Gaude Maria, z. B. Gaude Maria, Sponsa Dei. Am untern Rande dieses ungeheuern Fensters war eine Unterschrift, welche besagte, dasselbe sey der Jungfrau Maria gewidmet: in laudem et honorem Beatissimae Virginis Mariae Matris Dei.' Man könnte fast meinen, diese ‚sieben glorreichen Erscheinungen hätten das Gemüth dieses verruchten Fanatikers schließlich zu einiger Bewunderung hingerissen. Doch ihn scheint hauptsächlich das befriedigende Gefühl beschäftigt zu haben, daß er selbst, hoch auf einer Leiter stehend, da sonst niemand sich hinaufswagen wollte, mit einer Pike ‚des stolzen Becket's gläserne Knochen hinabrasseln konnte,' wie er sich ausdrückte."

Es ist zu bedauern, daß unser Engländer so tief in das Fahrwasser des Romanismus hineingerathen ist. In England hat sich von der germanischen Auffassung des Christenthums im Mittelalter mehr erhalten, als im ganzen übrigen Europa, so daß sogar die Gothik dort ununterbrochen fortgedauert hat. Wenn sich nun englische Geister aus dem etwas trockenen Calvinismus hinaus zur alten Kirche zurücksehnen, so sollte es auch die wirkliche alte Kirche des Mittelalters, germanischen Charakters, und nicht der durch die Renaissance halb heidnisch gewordene Neukatholicismus, romanischen Charakters, seyn. Es ist nicht wahr, daß sich der Katholicismus immer gleich geblieben ist. Wie er selbst als die römische Auffassung des Christenthums von der griechischen Kirche sich abschied, so trat auch wieder in ihm und zwar schon lange vor der Reformation eine Scheidung ein, und die durch die Gothik charakterisirte germanische Kirche begann einen Gegensatz zu bilden gegen die römische wie gegen die griechische. Soweit die Kirche den germanischen Charakter

beibehielt, bewahrte sie die christlichen Tugenden. In dem Maaß aber, in welchem sie dem Romanismus verfiel, verfiel sie auch der heidnischen Renaissance und wurde Werkzeug weltlicher Politik. Der Zweck der Reformation war, diesen bösen heidnischen und weltlichen Geist aus der Kirche auszutreiben. Die ganze Kirche sollte regenerirt und auf den frühern germanischen Standpunkt zurückgeführt werden. Weil aber die römische Curie und die weltlichen Großmächte jeder Reform, als Einschränkung ihrer Macht und Willkür widerstrebten und ihnen dabei die Antipathie des romanischen Südens gegen den germanischen Norden zur Seite stand, konnte eine allgemeine Reformation nicht zu Stande kommen, und während auf der einen Seite der Neukatholicismus immer tiefer in die heidnische Renaissance versank und unter Vermittlung des Jesuitenordens immer mehr nur Werkzeug des weltlichen Despotismus und der künstlichen Völkerverdummung wurde, gerieth auch seinerseits der reformirte Norden, sofern er nicht ebenfalls zum Werkzeug weltlicher Politik dienen mußte, in eine gewisse Einseitigkeit und zuweilen in extremes Sectenwesen.

Die eigentliche Aufgabe ist nun zunächst für alle germanischen Stämme, den Reformationsproceß neu zu instruiren und die früher versäumte Vereinbarung aller wahrhaft christlichen Elemente wieder zu Einer Kirche zu vollziehen, wobei den Engländern gewiß eine der ersten Rollen gebührte.

## Zum Concil.

Das Concil. Ein Büchlein für das katholische Volk von M. de Segur. Mainz, Kirchheim, 1869.

Es ist kein gutes Zeichen, daß dieses französische Pamphlet den Katholiken in Deutschland empfohlen wird, denn es ist so fanatisch als immer möglich und stellt Behauptungen auf, wie die Civiltà Cattolica in Rom. Im sechsten Capitel S. 20 heißt es: „Unser Herr und Heiland lehrt in der Person des Papstes und der Bischöfe auf den Concilien," schränkt aber auf der folgenden Seite das Recht der Bischöfe wieder gänzlich zu Gunsten des Papstes ein. Wir lesen hier: „Ja wohl, Jesus Christus, alleiniger König und Herr, alleiniger Ausspender der Unfehlbarkeit und Autorität, ist mit dem Papste, seinem Stellvertreter. Er ist es, der mit dem Papste, durch den Papst und in dem Papste alle Concilien beruft, ihnen vorsteht, sie leitet und bestätigt, durch sie entscheidet, was wahr ist und durch sie die Irrthümer verdammt." Damit ist deutlich gesagt, daß die Bischöfe auf dem Concil nicht frei urtheilen, sondern nur dem zustimmen müssen, was der Papst will. Die Autorität des Concils wird ganz und gar verschlungen von der päpstlichen.

Das Tollste wird S. 23 behauptet: „Die Kirche kann in Nichts irren; sie kann sich nicht täuschen, weder im Dogma, noch in der Moral, noch in ihren heilsamen, disciplinären Anordnungen und Reformen. Sie kann sich weder über die Ausdehnung noch über die Anwendung ihrer eigenen Macht täuschen; wenn sie etwas lehrt, so hat sie dadurch, daß sie es lehrt, das Recht es zu lehren; was sie befiehlt, dazu hat sie das Recht, es zu befehlen; was sie verdammt, verdammt sie mit Recht. Ebenso wie sie keine Unklugheiten begehen kann, kann sie auch nicht die gesetzlichen Rechte von irgend jemanden verletzen. Ja sie kann es nicht einmal auch nur wollen; denn dafür ist unser Heiland und der h. Geist, der Geist der Wahrheit und der Gerechtigkeit, da, um sie daran zu hindern. Aber sie hat auch nicht die mindeste Lust, noch das geringste Bedürfniß dazu; wer sie dessen anklagt, sind nur arme, verkehrte Geister, welche lästern, was sie nicht verstehen, und welche im guten oder bösen Glauben die hundertjährigen und ketzerischen Verleumdungen der Gottlosen aller Farben wiederholen." Also hätten sich die Päpste nie geirrt, nie widersprochen? Ebenso die Concilien niemals einem Papst widersprochen? Die bedrängte römische Kirche sollte nicht so in den Tag hinein prahlen und lügen. Das dürfte sich nur der Czaar erlauben, wenn er mit ein paar Millionen Tartaren Europa bis zur Meerenge von Gibraltar erobert und alle Europäer in die allein wahre und allein seligmachende griechische Kirche hätte hineinknuten lassen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 86. 27. October 1869.

## Zum Concile.

Le Correspondant. Tome LXXX. 1. Livraison. 10 Octobre 1869. Paris, Douniol.

In diesem Organ des Grafen v. Montalembert begegnet uns gleich im ersten Aufsatz der neuesten Lieferung ein interessantes Gutachten in Bezug auf das bevorstehende ökumenische Concil, dessen wesentlichen Inhalt wir unsern Lesern mittheilen wollen. Wir fassen denselben nur in wenigen Thesen zusammen:

1. Der h. Geist spricht durch den Papst und durch das Concil, niemals durch eins dieser Organe allein. Er spricht durch beide zugleich oder gar nicht. Comment croire qu'une assemblée véritablement oecuménique sera assez abandonée de l'Esprit-Saint pour se dépouiller elle même sans motif, au profit d'un autre pouvoir, de ce qu'il y aurait d'essentiel, d'exclusif et de divin dans ses prérogatives? La supposition est presque sacrilege.

2. Der Papst soll infallibel seyn, wenn er ex cathedra spricht? Wer ist befugt, zu unterscheiden, wenn er spricht, ob er ex c. spricht oder nicht?

3. Wäre der Papst als solcher infallibel, so müßten alle Päpste ohne Ausnahme infallibel gewesen seyn. Diese Voraussetzung ist weder geschichtlich, noch vernünftig.

4. Der h. Geist wehrt dem Irrthum, dispensirt aber nicht vom Studium und von der Vernunft.

5. Sollte Pius IX. mit Napoleon III. verfahren dürfen, wie Bonifacius VIII. mit Philipp dem Schönen, Gregor VII. mit Heinrich IV., Innocenz III. mit Friedrich II.?

6. Indem Pius IX. die Bischöfe zusammen beruft, erkennt er auch ihre Befugnisse an, also ist von seiner Seite nicht zu befürchten, daß er sie auf dem Concil mißkennen werde.

7. Das Papstthum sollte nicht ausschließlich italienisch seyn. Que la papauté cesse donc d'être exclusivement italienne, pour redevenir, par son union intime avec l'épiscopat, non-seulement européenne, mais universelle et vraiment humaine.

8. Das Papstthum sollte sich immer in Einklang befinden mit der bürgerlichen Gesellschaft. Das weltliche und geistliche Regiment müssen nothwendig in Uebereinstimmung handeln, da sie in dieselben Sphären eingreifen.

9. Das Papstthum soll die Rechte der Nationen achten.

10. Da der Papst nicht überall seyn kann, bilden die Bischöfe die natürliche Vermittlung mit ihm einerseits, den Staaten und Nationen andererseits.

11. Das Papstthum soll sich mit der Freiheit der Staaten und Nationen versöhnen. In freien Staaten, wie in England und Nordamerika, steht die katholische Kirche in ihrer Blüthe, in Rußland wird sie unterdrückt bis zur Vernichtung. Der weltliche Despotismus war der Kirche immer verderblich.

12. Nur wenn die abendländische Kirche sich in Einklang befinden wird mit der Freiheit und dem Recht der Nationen, wird eine Wiedervereinigung der Katholiken hier mit den Protestanten, dort mit den Griechen möglich werden.

13. Die Vernunft ist durch den Atheismus und die Corruption nicht weniger gefährdet, als der Glaube. Darum sollten Glauben und Vernunft sich gegen beide vereinigen.

Indem wir auf unserem deutschen Standpunkt diesen französischen Thesen gerne und freudig zustimmen, müssen wir sie mit einigen Bemerkungen begleiten, namentlich die siebente und die zwölfte.

Der Papst sollte nicht immer ein Italiener seyn, oder wenigstens nicht immer allgemein kirchliches Interesse mit speciell italienischem Interesse vermischen. Wir müssen das weiter ausdehnen auf das romanische Interesse überhaupt, welches schon seit vielen Jahrhunderten durch die Päpste bevorzugt worden ist, auf Kosten des germanischen. Wir denken dabei nicht sowohl an jene Gregore, Innocenze und Bonifaze, welche die Herrschaft über alle Fürsten der Welt ansprachen, als vielmehr an die ungleich zahlreichern Päpste, die als geborene Italiener oder Franzosen sich zu Werkzeugen weltlicher und zwar romanischer Politik hergaben, welche dem Despotismus des Hauses Habsburg in Spanien und Deutschland, wie auch der auseinander folgenden französischen Königshäuser Valois und Bourbon gedient haben.

Schon der traurige Investiturstreit artete bald aus einem Zwiespalt zwischen Staat und Kirche in eine Rivalität der romanischen und germanischen Race aus. Die Päpste begriffen bald, daß ihnen die Usurpation der weltlichen und geistlichen Gewalt zugleich über die ganze Erde mißlingen müsse. Sie konnten die Stütze weltlicher Mächte nicht entbehren und weil Rom in Italien lag, weil fast alle Päpste Italiener oder Franzosen waren, identificirten sie das Interesse des h. Stuhls mit dem der romanischen Nationen und Fürsten, namentlich gegenüber von uns Deutschen. Unsere frommen Väter sahen im Papst fast immer nur den Statthalter Christi, ehrten ihn als solchen und steuerten ihm, ohne in ihrer Arglosigkeit zu merken, daß die Päpste viel weniger Statthalter Christi, als bloße Werkzeuge französischer Politik oder romanischen Racenhasses und Uebermuths waren. Und diese unsere guten frommen Väter waren doch zugleich auf ihre altherkömmlichen Freiheiten eifersüchtig, ließen daher den monarchischen Absolutismus, den die unglücklichen Hohenstaufen versuchten, nicht aufkommen und halfen selber dem Papst mit seiner geistlichen Gewalt die kaiserliche zu unterdrücken. Das kam nun blos unsern romanischen Nachbarn zu Gute.

Die Christenheit hatte es wohl zu bedauern, daß die römischen Päpste dem romanischen Einfluß ausschließlich preisgegeben waren. Die Päpste würden niemals so unwürdige Statthalter Christi geworden seyn, wenn sie nicht Italiener und Franzosen gewesen wären. In der romanischen Race rollt das Blut heißer, tendirt zu Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit und ist noch immer dasselbe Blut, wie es in den Adern der Unterthanen des alten in Corruption verkommenen Römerreiches floß. Daher zwei sehr charakteristische Merkmale des römischen Papismus im Gegensatz gegen den Germanismus und den Einfluß, den dieser auf die abendländische Kirche geübt hat. Die romanischen Denker im Mittelalter waren vorzugsweise Legisten und Scholastiker, die germanischen aber Mystiker. Die christliche Kunst unter den romanischen Völkern war vorzugsweise bildende Kunst, Sculptur und Malerei; bei den germanischen Völkern dagegen Baukunst und Musik. Die Romanen hatten auch ihre christliche Baukunst nur von den alten Römern entlehnt. Erst die Deutschen waren es, die eine durchaus originelle christliche Architektur schufen, die das Heilige unendlich erhabener und reiner ausdrückte, als alle römischen Bauten. Ebenso hatte die Musik im Mittelalter ihre größten Meister in den deutschen Niederlanden, von wo sie erst nach Italien drang. Der große Palestrina lernte von jenen deutschen Meistern. Dadurch charakterisirt sich die verschiedene Seelenstimmung der beiden großen europäischen Racen. Plastik und Malerei sprechen mehr zu den Sinnen und fassen gleichsam nur die menschliche Natur Christi auf; Gothik und Musik aber sprechen zum Geheimsten in der Seele und erheben sich über die menschliche Sphäre unmittelbar zu Gott.

Noch bestimmter tritt der Gegensatz zwischen den beiden Racen in der großen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts hervor. Damals verband sich der romanische Katholicismus aufs innigste mit der Renaissance. Die italienischen Fürsten und bald darauf auch die französischen Könige begünstigten diese neue Schwärmerei für das classische Heidenthum, um dadurch der romanischen Race, die ja von jenen classischen Alten abstammte, einen neuen Glanz und ein Uebergewicht über die germanische Race zu verleihen. Die letztere dagegen nahm einen sittlichen Aufschwung, schämte sich endlich der langen Blindheit, in der sie sich von der welschen Arglist hatte übertölpeln lassen, und begann die große Reformation, um das Christenthum zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Der Gegensatz der Racen erhielt nun seinen bestimmten Ausdruck, hier in der Renaissance, dort in der Reformation.

Die Reformation hätte eigentlich von dem ausgehen sollen, der sich den Statthalter Christi nannte, aber die Päpste waren schon viel zu tief in die italienisch-französische Intrigue verstrickt und die Curie sammt dem Episcopat und selbst dem Mönchthum schon so verdorben, daß sie nur noch die Krankheit selbst war und nichts weniger als der Arzt seyn konnte. Anstatt die Nothwendigkeit der Kirchenreform anzuerkennen, schleuderten die Päpste ihr nur Bannstrahlen entgegen und verschmähten es sogar nicht, die heidnische Renaissance zur Bundesgenossin zu wählen. Als die antike Gruppe des Laokoon im Schutte des alten Rom aufgefunden

wurde, feierte Papst Julius II. ihr zu Ehren ein großes Nationalfest, glänzender und enthusiastischer, als je ein christliches Kirchenfest gefeiert worden war. Papst Leo X. baute von den großen Summen Geldes, die er durch den Ablaßkram den frommen Deutschen hatte abschwindeln lassen, die Peterskirche, und ließ auf deren riesenhaften Kreuzbau ein treues Nachbild des altrömischen Pantheon setzen. Eine tiefe Ironie und Bosheit, weil in jenem Pantheon alle heidnischen Götter zugleich verehrt worden waren, die nun in der Renaissance wieder auflebend das Kreuz unter ihre Füße treten sollten. Die Berechnung war aber klug, denn die Renaissance hat wirklich allmälig ganz Europa erobert und die classische oder heidnische Schule die christliche überwunden. Die folgenden Päpste haben das Beispiel des zweiten Julius immer treulich nachgeahmt und die ungeheuern Räume des Vatican dicht neben der Peterskirche mit tausenden von heidnischen Götzenbildern angefüllt, deren Bewunderung mehr Fremde nach Rom führt, als christliche Andacht.

In jenen bewegten Zeiten der Reformation hätte dennoch der Romanismus nicht triumphiren können, wenn nicht der deutsche Kaiser selbst, Karl V., sich auf seine Seite geschlagen hätte. Die Politik des Hauses Habsburg war eigentlich niemals eine deutsche gewesen. Schon Rudolf von Habsburg hatte die deutsche Kaiserkrone nur als Gnadengeschenk des Papstes unter Zustimmung Frankreichs erlangt, sein Sohn Albrecht I. hatte die deutsche Volksfreiheit fanatisch bekämpft. Friedrich III. hatte einen wahren Verrath an der deutschen Nation geübt, indem er die langen und wiederholten Bemühungen, die tief entartete Kirche zu reformiren, wie sie die Concile von Constanz und Basel ausgezeichnet hatten, durch das Wiener Concordat 1448 vereitelte, d. h. durch eine enge Allianz mit dem Papst, durch Annullirung aller Concilienbeschlüsse und fortdauernde Gewährung aller papistischen Mißbräuche. Es ist nothwendig, an jene Zeiten zurückzudenken, wenn man das Dunkel der Intriguen, wie es heute noch Rom umlagert, einigermaßen aufgehellt sehen will, denn trotz des in Europa vorherrschenden Liberalismus steht immer noch eine Reaction im Hintergrunde, und Friedrich III. hätte wohl Aussicht, einen Nachfolger zu finden. Man war im 15. Jahrhundert so gescheidt wie heute. Als drei Päpste zugleich ausschließlichen Anspruch auf die Tiare machten, alle dreie zugleich unfehlbare Bullen erließen, begriffen die Fürsten und Völker recht wohl, daß der h. Geist hier nicht mehr über den Wassern schwebe, sondern daß man nur drei Wasserhosen vor sich habe, welche von unten sich aufbäumend, um einander hertobten und einander bespritzten. Diesem greulichen Unfug in der Christenheit zu steuern, mußte das Constanzer Concil sich versammeln und über die Päpste zu Gericht sitzen. Man war damals so verständig wie heute, um einzusehen, daß das Vertrauen der Völker durch die Päpste auf das schändlichste betrogen und mißbraucht worden sey, und man wollte, hochachtend die h. Kirche, doch den Schmutz aus ihr hinauswerfen, ein echtes Priesterthum herstellen und den Räubern und Intriganten das heilige Gewand abreißen. Aber es gab weltliche Fürsten, mächtige Herrn, die ihren dynastischen Vortheil dabei fanden, wenn sie die Mißbräuche des Papstthums fortdauern ließen unter der Bedingung, daß die Päpste auch wieder ihrer Politik dienten und die Völker knechten und verdummen hälfen. Ein solcher Fürst war nun damals Kaiser Friedrich III. Auch der französische König ließ den Papst gewähren, nachdem er sich im Vertrag von Bourges von diesem die Rechte der Staatsgewalt in Frankreich hatte anerkennen lassen. Eine Verschwörung der Fürsten mit dem Papst gegen die Völker.

Als nun endlich die Reformation ausbrach, spielte Kaiser Karl V. wieder ganz dieselbe Rolle, wie jener Friedrich, sein Urgroßvater. Die habsburgische Politik hatte sich nicht im mindesten geändert, vielmehr wurde Karl V. noch mehr auf die romanische Seite hingezogen und dem germanischen Interesse, welches er als deutscher Kaiser hätte vertreten sollen, entfremdet dadurch, daß ihm durch Erbschaft die Kronen von Spanien und Neapel zugefallen waren. Als Herr von Italien und Spanien glaubte er sich auf die Romanen gegen die Deutschen stützen zu müssen, weil sonst vielleicht die französischen Könige alle romanischen Sympathien gewonnen hätten. Zugleich konnte er nicht hoffen, Alleinherr in Deutschland zu werden, wegen Widerspenstigkeit der Fürsten, ausgenommen, wenn er sich selbst eifrig der Reformation angenommen und dadurch das Volk für sich gewonnen hätte. Dann aber hätten ihn die Romanen verlassen, und es fiel ihm niemals ein, die Reformation zu wollen, weil sich mit der Tendenz zur Religionsfreiheit auch mehr oder weniger eine Tendenz zur politischen Freiheit verband, die ihm gefährlich schien. Somit wurde er Vorkämpfer des Romanismus gegen den Germanismus, führte spanische und italienische Armeen nach Deutschland, besiegte die Lutheraner im schmalkaldischen Kriege und hemmte den weitern Fortgang der Reformation.

Sobald nun diese letztere auf Norddeutschland, England und Scandinavien und nur einen kleinen Theil Süddeutschlands und der Schweiz beschränkt worden war,

vereinigten sich die beiden mächtigen Dynastien Habsburg und Valois zu einem neuen Compromiß mit dem Papste, in welchem sie trotz ihrer dynastischen Rivalität, doch gegen die deutsche Reformation fest zusammenzuhalten beschlossen und genau wie früher im Wiener Concordat die Fortdauer aller papistischen Mißbräuche zuließen, wogegen der Papst sich verpflichten mußte, ihren weltlichen Despotismus mit seinen geistlichen Waffen zu unterstützen. Der neu gestiftete Jesuitenorden erhielt ausdrücklich die Bestimmung, die Verbindung zwischen Rom und den katholischen Großmächten zu unterhalten. Aus ihm gingen alle Beichtväter an den Höfen zu Wien, Madrid und Paris hervor und ebenso die Lenker aller Lehranstalten in den katholischen Staaten.

Damit hing eine Neugestaltung der katholischen Lehre wie auch der kirchlichen Kunst mit einer Menge Neuerungen in den Andachten und Superstitionen zusammen. Auf dem Concilium zu Trient, wo die neuen Punktationen ausgemacht wurden, entschieden lediglich die Gesandten und Vertrauten der Höfe von Wien, Madrid und Paris, und kam, wie man damals sprichwörtlich sagte, der h. Geist regelmäßig mit dem Postfelleisen in Trient an. Soweit aber der Papst und die ungeheure Mehrheit romanischer Bischöfe allein handeln konnten, beeiferten sich dieselben, alles Germanische, was seit der gothischen und fränkischen Zeit in die abendländische Kirche gekommen war, auszumerzen. Alle ältern Mönchsorden, besonders die im germanischen Gebiet entstanden waren, wurden in den Hintergrund geschoben; der in manchen Landeskirchen vom römischen noch mehr oder weniger abweichende kirchliche Ritus wurde römisch uniformirt, die verhältnißmäßige Selbständigkeit der Bischöfe aufgehoben und alles der päpstlichen Alleinherrschaft preisgegeben. Der ganz papistische und römische Jesuitenorden herrschte über alle andern Orden vor und zog sich zur Bearbeitung des gemeinen Volks eigens noch den Capuzinerorden heran. Die römische Curie aber wurde zu einer bureaukratischen Gewalt organisirt, die, indem sie dem Papst den Schein der Allmächtigkeit ließ, denselben doch einschränkte und dem unveränderlichen romanischen System dienstbar machte. Da dieses System vor allem antigermanisch war, sollte die Kirche auch äußerlich das ältere germanische Gewand abwerfen. Daher die schadenfrohe Zerstörung der gothischen Kirchen überall, wo die Jesuiten hinkamen, und Neubauten im unheiligen Renaissancestyl mit Kuppeln und häßlichen birnförmigen Thürmen.

Im protestantischen Deutschland wurden die ehrwürdigen gothischen Kirchen geschont, doch huldigten die protestantischen Fürstenhöfe und Universitäten ebenfalls der Renaissance, wie sie auch das römische Recht und die classischen Studien adoptirten, weil die Fürsten in ihrem dynastisch particularistischen Interesse das deutsche Nationalbewußtseyn und die Erinnerungen an die ehemalige Einheit des Reichs vergessen machen wollten. Die classischen Studien rächten sich aber überall an den Fürsten und zwar zuerst an den katholischen, von denen die Renaissance ausgegangen war. Die Schwärmerei für die alten Griechen und Römer unterdrückte nämlich nicht blos die germanischen Sympathien, sondern schwächte bei den gebildeten Classen auch den christlichen Sinn ab und der Neukatholicismus mit seinem äußern Prunk und seiner häufigen Scheinheiligkeit, wie auch die grobe Bigotterie, die man im gemeinen Volke pflegte, waren am wenigsten geeignet, das christliche Gefühl wieder aufzufrischen. So ging aus den classischen Studien die moderne unchristliche Philosophie, die s. g. Aufklärung, der Kosmopolitismus und eine neue Schwärmerei für Menschlichkeit und Natürlichkeit hervor, welche Kirche und Christenthum überhaupt als Zwang und Unnatur verwarf. Ebenso rächte sich die Intrigue, durch welche die despotischen Großmächte sich die römische Curie und den Jesuitismus zu ihren weltlichen Zwecken dienstbar gemacht hatten, durch den Erfolg selbst. Denn je glücklicher dieser Erfolg war, je sicherer sich die Despoten auf ihren Thronen fühlten, um so weniger genirten sie sich, glaubten der geistlichen Helfershelfer nicht mehr zu bedürfen und hoben leichtsinnig den Jesuitenorden, der ihnen so große Dienste geleistet hatte, wieder auf. Dieselben Höfe von Paris, Madrid, Wien, welche früher den Compromiß mit der römischen Curie unter Vermittlung der Jesuiten geschlossen hatten, discreditirten die Curie durch Gallicanismus und Josephinismus, raubten den Jesuiten ihre reichen Güter und jagten sie fort.

Die natürliche Folge davon war der Triumph der Aufklärung, des Voltairianismus, der unchristlichen Philosophie und des Atheismus, zunächst in Frankreich und endlich die Revolution, die förmliche Abschaffung der christlichen Religion im Convent, die Eroberung Italiens durch die Atheisten und die Gefangennehmung des Papstes. Das alles vollzog sich vom Tridentinum an bis auf Pius VII. wie ein großes Trauerspiel, das mit einer Intrigue und schweren, das Verhängniß herausfordernden Sünde anfängt und mit Schrecken endigt.

(Fortsetzung folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 87.** 30. October 1869.

## Zum Concile.

Le Correspondant. Tome LXXX. 1. Livraison. 10 Octobre 1869. Paris, Douniol.

(Fortsetzung.)

Die tiefe Erschütterung, welche durch ganz Europa ging, ließ die Gewissen erwachen und führte zur Besinnung zurück, aber die classischen Studien, die Eingewöhnung in die Aufklärung, die Uebermacht weltlicher Interessen schläferten die Gewissen wieder ein und ließen die Besinnung nicht reif werden. Die zwar wieder hergestellte, aber alterschwach gewordene, in Folge alter Sünden abgestumpfte und durch das Unglück consternirte französische Königsfamilie war so einfältig, wieder zu den alten verrosteten Waffen zu greifen und einfach wieder von der wiederhergestellten Curie und von den wiederauflebenden Jesuiten ihr Heil zu hoffen. Eben so einfältig war die wiederhergestellte spanische Königsfamilie. Klüger glaubten die Habsburger in Wien zu seyn, sofern sie den äußern Schein des frühern Compromisses mit Rom der josephinischen Wirklichkeit geschickt anklebten. An eine neue Begeisterung für christliche Wahrheit, an eine Durchbringung ihrer Völker mit neuem christlichen Geiste dachten alle jene Regierungen nicht. Von der österreichischen hätte man am ehesten erwarten sollen, sie würde sich als Erbin des deutschen Kaiserthums darum bemühen, einerseits der nationalen Begeisterung von 1813 durch Herstellung des deutschen Kaiserthums entgegenzukommen, anderntheils durch Regermanisirung der bisher ausschließlich dem Romanismus dienstbar gewesenen Kirche die Hoffnungen zu erfüllen, die damals viele Deutsche hegten. Wunderbarerweise war nämlich eine Art Heimweh der deutschen Nation nach ihrer alten ruhmvollen Kaiserzeit und nach ihrer alten gothischen, durch die heidnische Renaissance noch nicht entweihten Kirche im protestantischen Deutschland erwacht. In der traurigsten Zeit der Fremdherrschaft unter Napoleon hatte man einsehen lernen, durch welche Sünden Deutschland in so tiefe Schmach versunken sey; man hatte erkannt, daß die ausschließliche Herrschaft der classischen Schule und französischen Mode uns wie dem guten alten Glauben so auch der eigenen Nationalität entfremdet habe. Man schnitt sich den classischen Philisterzopf herunter, verspottete die hohle Aufgeblasenheit des Kosmopolitismus, zürnte den Verräthern der Nation, weckte die großen Erinnerungen der Vorzeit, sammelte deren schriftliche Denkmäler, wendete sich auf einmal wieder mit Liebe den schönen altdeutschen Dichtungen zu, erkannte wieder die heilige Schönheit der Gothik und vertiefte sich andächtig in die alte Zeit, wo noch Frömmigkeit und Treue der Deutschen Art war. Das führte nun auch zur Wiederanerkennung der mittelalterlichen Kirche. Protestantische Maler wurden katholisch, um Heiligenbilder für die Kirchen im ältern, von der Renaissance noch nicht entweihten Style zu malen, die von den profanen Malern spöttisch s. g. Nazarener. Man begann schon, den Ausbau der gothischen Dome zu wünschen. Diese ganze Schule, die man fälschlich die romantische nannte, da sie doch nur den deutschen Kern endlich wieder von der romanischen Schale befreien wollte, ging von Protestanten aus. Der einzige namhafte Katholik, der sich ihr anschloß, Joseph Görres, faßte aber die eigentliche Aufgabe des wiederbefreiten Deutschland am großartigsten und klarsten auf und gab dem poetischen Traume erst Leben und Realität durch seine Vorschläge in Bezug auf eine neue Einheit Deutschlands im Reich und in der Kirche.

Aber nichts lag der damaligen österreichischen Politik ferner, als auf solche Ideen einzugehen. Görres wurde aus Preußen nur verbannt, in Oesterreich aber auf

Metternichs Befehl durch die Feder des Herrn v. Gentz auch noch verhöhnt. Anstatt die altdeutschen und altkatholischen Sympathien, den romantischen Puseyismus der Norddeutschen und die Gothik zu pflegen, erzeugte Metternichs Politik nur die Mißgeburt eines schielenden josephinisch-jesuitischen Doppelsystems und rief zum Ueberfluß das Judenthum zu Hülfe. Auch im übrigen Deutschland wurde die nationale und fromme Begeisterung von 1813 unterdrückt, auch hier triumphirte das sterile Legitimationsprincip mit seiner Bureaukratie, und ihm entgegen arbeitete nach französischem Beispiel der moderne eben so antinationale als kirchenfeindliche Liberalismus. In den vormaligen Rheinbundstaaten lebte man noch in der bequemen Gewohnheit des Josephinismus und Napoleonismus; die allmächtige Bureaukratie hielt die Kirche unter dem Daumen und wurde dabei auch von den liberalen Kammeroppositionen unterstützt. Noch in den zwanziger Jahren würde es hier nicht viele Schwierigkeiten gehabt haben, den Cölibat abzuschaffen, wenn die zweideutige Koketterie Oesterreichs mit Rom es nicht verboten hätte. Der fromme Sailer hatte den Katholicismus in einer Zeit, die demselben am ungünstigsten geworden war, unter den josephinischen und napoleonischen Verfolgern, rationalistischen und freimaurerischen Verhöhnungen, in einer edlen Weise vertheidigt, und dabei der christlichen Wahrheit und dem sittlichen Ernst einen reinen Weg gebahnt zwischen den beiden Extremen des äußern romanischen Flitters und der faden und grundgemeinen Religionsspötterei. Auf diesem Wege ging Wessenberg noch einen Schritt weiter und dachte an die Herstellung einer deutschen Kirche, welche wieder zwei Extreme vermeiden sollte, einmal die ausschließlich romanische und jesuitische Einseitigkeit und sodann den modernen Unglauben. Aus der sittlichen Forderung Sailers machte Wessenberg zugleich eine nationale, beide als gute Deutsche. Aber beide Forderungen fanden entschlossene Gegner und zwar nicht blos im romanischen Süden. Der deutsche Bund, wie ihn Metternich auf dem Wiener Congreß herrichtete, wurzelte in einem tief unsittlichen Princip und hatte zugleich einen antinationalen Zweck, nämlich den, die dynastische und confessionelle Uneinigkeit in Deutschland unter dem Einfluß der auswärtigen Mächte zu verewigen.

Auf der protestantischen Seite hielt unmittelbar nach den Befreiungskriegen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einen Augenblick für möglich, auch die Katholiken in die Union hineinzuziehen, in welcher er bald nachher wenigstens Lutheraner und Calvinisten vereinigte. Aber seine wohlgemeinte Union ging nur von seinem Cabinet aus, nicht von den berechtigten Vertretern beider Confessionen, wurde von den Rationalisten als ihr Triumph, von den strenggläubigen Lutheranern als Rechtsverletzung angesehen und weckte daher neue Zwietracht in der Absonderung der Altlutheraner. Trotz aller Anstrengungen wahrer Christen, die zugleich wohlwollend und gemäßigt diese traurigen Streitigkeiten schlichten wollten, dauerten sie doch fort und niemand gewann dabei, als einerseits die Ungläubigen, die neuen Heiden und Juden, und andererseits die Anmaßung des Jesuitismus hier, der griechisch-russischen Kirche dort.

Die große Masse der Gebildeten war nicht grade dem Christenthum feind, aber doch gegen dasselbe gleichgültig. Sie widmete ihr Interesse zunächst ihrer äußerlichen Stellung in der Welt, Nahrungs- und Familiensorgen, Geschäften, geselligen und Privatgenüssen, dem Mitmachen der Mode, dem Theater, der Tagespolitik, ließ die Kinder taufen und confirmiren, ging auch wohl anstandshalber in die Kirche, aber alles nur der Convenienz wegen, ohne Ernst und innere Neigung. Muthete man ihr einen solchen Ernst zu, so fühlte sie sich dadurch geärgert und genirt oder lachte darüber. In den Augen dieser gebildeten Gesellschaft war jeder wahre Christ nur ein verschmitzter Pfaffenknecht, ein widerwärtiger Pietist oder ein bigotter stockdummer Bauer. Man behielt nur der Convenienz wegen ein Namenchristenthum bei, es verstand sich jedoch von selbst und man war es seit dem vorigen Jahrhundert auch nicht anders gewöhnt, als daß jeder gebildete Mensch aufgeklärt seyn müsse, an kein Wunder, an keine Hölle mehr glauben dürfe. Sofern der christliche Fanatismus in frühern Jahrhunderten zu großen Grausamkeiten geführt hatte, wandte man sich mit Schaudern davon ab und rühmte sich, daß man jetzt unendlich humaner geworden sey, wobei man vergaß, daß das atheistische Revolutionsgericht in den Jahren 1793 und 94 nicht weniger grausam verfahren war, als einst das spanische Inquisitionsgericht. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Rationalismus friedlicher Natur war und nur gute Menschen erziehen wollte. Allein er verbitterte sich in Haß, sobald auf protestantischer, wie auf katholischer Seite die Gottheit Christi wieder schärfer betont und die geoffenbarte Religion der philosophischen Aufklärung und Vernunftreligion entgegengesetzt wurde.

Gegen die katholische Kirche schleuderte er unbedenklich den Vorwurf, sie sey nie etwas anderes gewesen, als eine Anstalt, die Völker zu knechten und zu verdummen. Die Pfaffenherrschaft des finstern Mittelalters könne in unserem aufgeklärten Jahrhundert nicht wiederkehren. Sollte Oesterreich mit seinem Concordat etwa die Religionsfreiheit in Deutschland gefährden wollen, so drohte ihm der Gustav Adolfsverein mit dem blutigen

Gespenst des Schwedenkönigs. Als Ronge den Apfel der Zwietracht ins katholische Lager warf, führten ihm dabei die protestantischen Rationalisten die Hand und unterstützten seine bubenhafte Affectation eines zweiten Luther mit ernsthaften und feierlichen Gesichtern. Man affectirte dabei eine große Verehrung vor dem alten Luther, setzte ihm Denkmäler, pries sein großes Reformationswerk, sang sein Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — und wußte doch gar nichts von Luther, hatte keine Ahnung mehr von dem, was Luther geglaubt und gelehrt hatte. Als Heyder in Erlangen die erste vollständige Sammlung der Werke Luthers herausgab, konnte er nur wenige Exemplare davon verkaufen. Die wahren Lutheraner, die seiner Lehre treu geblieben, wurden in Schlesien erst verfolgt, in die Kerker geworfen oder verbannt, und als diese äußere Verfolgung endlich aufhörte, noch viel grimmiger in theologischen Streitschriften mißhandelt. So war also der Name Luthers, den sie den Katholiken entgegen hielten, nur ein Trugbild. Die rationalistische Mehrheit der Gebildeten wußte gar nichts mehr von ihm, oder haßte und verfolgte ihn in seinen wahren Anhängern.

Man hatte sich schon lange in den Wahn hineingelogen, Luthers Reformation habe nicht die christliche Religion läutern und aufs neue fest begründen wollen, sondern sie habe nur überhaupt allgemeine Glaubensfreiheit proclamirt, jedem zu glauben gestattet, was ihm das Vernünftigste scheine, also an die Stelle der göttlichen Offenbarung die menschliche Kritik oder Philosophie gesetzt. Der Rationalismus versicherte daher, er setze nur das große Werk des Doctor Luther fort, indem er blos Vernunft predige und Christum nur als einen weisen Lehrer verehre, der die Menschen nicht erlöst, sondern sie nur zum Bewußtseyn ihrer Freiheit, ihrer Menschenwürde und ihres Selbstbestimmungsrechts gebracht habe. Der Rationalismus bestätigte dadurch nur zu sehr, was die Katholiken dem Protestantismus vorwarfen, derselbe sey ein Abfall nicht nur vom Papst, sondern auch von Christo überhaupt. Die Rationalisten kümmerten sich aber nicht viel um diesen Vorwurf, denn sie konnten darauf pochen, daß sie unter den gebildeten Katholiken genug Gesinnungsgenossen zählten, die auch nicht mehr an die Gottheit Christi glaubten.

Bei dieser Stimmung der gebildeten Mehrheit war es vorstürmenden Geistern, ehrgeizigen und eitlen, oder auch frivolen und boshaften Philosophen und Dichtern leicht, den Unglauben noch weiter zu treiben und die geoffenbarte Religion im Namen der Wissenschaft als irrthümlich, als einen veralteten dummen Wahn, oder im Namen der lieben Natur als zu streng, rigoristisch, ascetisch und grausam zu bezeichnen. Unter den Philosophen ging Hegel am weitesten, sofern er das Christenthum als einen längst überwundenen Standpunkt ansah und statt des Einen geoffenbarten Gottes, der alle Menschen geschaffen habe und einst über sie richten solle, die Selbstvergötterung predigte, die Lehre nämlich, daß Gott nur in den Menschengeistern existire und in denselben allein sich fortzudenken und fortzuentwickeln vermöge. — Im Namen der Wissenschaft und Natur zugleich wurde unter den Auspicien Humboldts das Christenthum erst ignorirt, dann als durchaus unwissenschaftlicher Wahnglaube belächelt und endlich aus dem Gesichtspunkt des krassesten Materialismus verworfen und wüthend angefeindet. Im Namen der ästhetischen Natürlichkeit, des Sinnenreizes, der Fleischeslust wurde das Christenthum von vielen Dichtern verhöhnt, unter denen sich besonders der Jude Heine mit seiner Fleischesemancipation bemerklich machte. Auf den Universitäten und in der Presse reichte daher das neue Heidenthum dem alten Judenthum die Hand in Bekämpfung des Christenthums.

In der protestantischen Theologie gährte es. Hegels Philosophie war in Preußen von der Regierung dermaßen begünstigt, daß sich auch die Theologie, um hoffähiger zu werden, ihre Livrée anzog. So hat Marheineke die Unionstheologie hegelisiren wollen. Kühn gemacht durch die Monopolisirung der Hegelei und geärgert durch die Scheinheiligkeit der ihr huldigenden Theologen trennten sich die Neuhegelianer Feuerbach, Bruno Bauer, Ruge von den mit Christlichkeit kokettirenden Althegelianern und enthüllten das atheistische und social-demokratische Geheimniß der Hegelschen Philosophie, indem sie offen das Antichristenthum verkündeten. In zweiter Linie steigerten sich die bisherigen gemeinen Rationalisten, die nicht viel von Philosophie verstanden und nur immer mit ihrem gesunden Menschenverstande geprahlt hatten, zu s. g. Lichtfreunden, wie Uhlich, Wislicenus &c., und diese fanden einen nicht geringen Anhang. Aus dieser Partei ist endlich in neuester Zeit der s. g. Protestantenverein hervorgegangen, der sich geberdet, als sey er allein der Erbe der deutschen Reformation.

So die Fortschrittsparteien. Ihnen gegenüber setzten sich die Conservativen der Kirche natürlicherweise zur Wehre und zwar wuchs ihnen die Kraft in dem Maaße, in dem sie von ihren Gegnern schwerer bedrängt wurden. Im Anfang des Jahrhunderts herrschte der Rationalismus durchaus vor, übte aber ein verhältnißmäßig mildes oder wenigstens schläfriges Regiment. Erst als der Atheismus der Hegelschen Schule und das Buch, worin

Strauß die Evangelien für bloße Mythen oder Fischeranekdoten erklärte, ungeheuern Anhang erlangten, fand auch das positive Christenthum entrüstete und muthige Vertheidiger. Harms stand noch vereinzelt, ebenso Scheibel und Steffens, als sie die in Schlesien verfolgten Lutheraner vertheidigten. Erst mit Hengstenbergs Auftreten in Berlin gewann die christliche Partei Consistenz und breitete sich zehn Jahre später unter der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. immer weiter aus. Nun aber begann ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern der Union und den rehabilitirten Lutheranern. Die strengsten Lutheraner traten gar nicht in die Union ein, die gemäßigtern wünschten als Genossen der Union, dieselbe wieder mehr zu lutherisiren. Neben der dogmatischen Frage gab auch die der Kirchenverfassung und des Kirchenregiments mannigfaltigen Anlaß zu Zwiespalt. Hier pries man die Union als das einzige Mittel, die deutschen Protestanten in brüderlicher Einheit zusammenzuhalten und stark genug zu werden gegenüber der mächtigen römischen und griechisch-russischen Kirche. Dieser Einigkeit suchten auch Engländer und reformirte Franzosen noch eine weitere Ausdehnung zu geben in der evangelical alliance. Dort klagte man wieder bitterlich, man wolle damit nur die Brücke hinüber zu denen schlagen, die gar nichts mehr glauben, das sey ein Christianismus vagus, ein Nebelstern ohne Kern. Man reclamirte die Rechte der historischen, garantirten zu Recht bestehenden Kirchen. Auch der politische Particularismus mischte sich ein, und nicht selten nahmen die Diener und Anhänger einer kleinstaatlichen Dynastie eine fromme Maske vor.

Der Kampfplatz war übrigens glücklicherweise nur das Papier, denn außer in Parlamenten, Synoden, Conferenzen, auf Kirchentagen und in freien Parteiversammlungen, wo man viel redete, wurde immer nur für und wider geschrieben, und es kam nirgends mehr zu thätlichen Excessen, wie sie in den zwanziger Jahren bei Verfolgung der Lutheraner in Schlesien vorgekommen waren. Die Mehrheit des Volks nahm wenig Theil daran. Erregte einmal ein Kirchenstreit Aufsehen, so war das gebildete Publikum immer auf der Seite nicht der Geistlichkeit, sondern ihrer Gegner. Und so ist es noch jetzt.

Insoweit dieser Indifferentismus im protestantischen Gebiete vorherrscht, glaubten sich schon vor zwanzig Jahren die neuen katholischen Eiferer berechtigt, von einer „Selbstauflösung des Protestantismus" zu sprechen und gründeten darauf die Hoffnung einer endlichen allgemeinen Rückkehr zur römischen Kirche. Jene Eiferer würden aber besser gethan haben, ihren eigenen romanischen Süden gegen den wachsenden Unglauben, Voltairianismus und Renanismus zu schützen und den Ereignissen vorzubeugen, welche Oesterreich, Italien und Spanien dem kirchenfeindlichen Liberalismus preisgaben.

Der neue katholische Eifer wurde anfangs begünstigt durch die Rückkehr des Papstes nach Rom und durch die Wiederherstellung des Jesuitenordens, durch die Restaurationspolitik der Bourbons in Frankreich, Spanien und Neapel. Aber diese äußern Vortheile, wie auch noch später die österreichische Concordatspolitik und die jeweilige Begünstigung der klerikalen Partei durch Napoleon III. würden eine wahre, tief empfundene Begeisterung für die Kirche nicht mehr haben hervorrufen können, wenn nicht edle Geister, tief fühlende Seelen, hochbegabte Denker, Theologen, Prediger, Publicisten, Historiker der Jetztzeit dargelegt hätten, was an christlicher Wahrheit und Heiligkeit in der alten Kirche unter mancherlei Ueberschüttung verborgen liegt, welche welthistorische Mission die alte Kirche erfüllt hat und welch ein Segen sie den Völkern gewesen ist und immer noch ist, wenn man ihr echtes Juwel nicht mit der Fassung verwechselt. Solche edle Geister wurden zuerst in der s. g. romantischen Schule im protestantischen Norddeutschland erweckt, während in Frankreich nur Chateaubriand es wagte, wieder den ersten Lichtstrahl christlicher Begeisterung in die ganz entchristlichte gebildete Welt Frankreich zu werfen. Erst später haben sich an ihn eine bedeutende Anzahl hochbegabter Geister in Frankreich angereiht, wie unter dem Adel Graf Montalembert, unter den Bischöfen Bonald und Dupanloup, unter den Predigern Lacordaire und Hyacinthe, unter den Publicisten Veuillot, wie sich an Görres die Möhler, Windischmann, Döllinger, Ketteler 2c. angereiht haben und in England die Convertiten des Puseyismus Wiseman und Newman. Auch die ungerechte Verfolgung der Katholiken in Irland und Polen trug nicht wenig dazu bei, viele, die sonst nicht daran gedacht hätten, sich für die katholische Sache zu interessiren. Es könnte auffallen, daß unter den edlen Geistern, welche die katholische Sache in neuerer Zeit vertreten haben, sich nur sehr wenige Italiener und Spanier bemerklich machen, aber im Süden ist alles entweder atheistisch oder curialistisch, und zwischen der Minderheit, die ausschließlich an Ignaz von Loyola und Rom hängt, und der Mehrheit, die nur Voltaire und Renan vergöttert, gibt es dort keine Vermittlung. (Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 88. 3. November 1869.


## Ankündigung.

Wegen Alter und Krankheit sieht sich der Herausgeber des Literaturblatts genöthigt, dasselbe nur noch bis zum Jahresschluß fortzuführen und von da an aufzugeben.

### Zum Concile.

Le Correspondant. Tome LXXX. 1. Livraison. 10 Octobre 1869. Paris, Douniol.

(Schluß.)

Wir müssen nun die edlen Eiferer für den Glauben von den unedlen Eiferern für die blos äußere Machtstellung der Kirche unterscheiden. Diese letztern haben wieder wie im 16. Jahrhundert ihre Partei organisirt und ihre Parole ist wieder wie damals: Kampf auf Tod und Leben nicht etwa gegen Heidenthum und Judenthum, sondern gegen Protestantismus und Germanismus! Hier tritt uns der alte unversöhnliche Haß gegenüber, während von unserer Seite immer noch eine Liebe für die katholische Kirche, wenn auch nicht für deren romanistische Auswüchse vorhanden ist. Als schon fast alle Blüthen des romantischen Frühlings vom Frost der Zeit zerstört waren, traten auf protestantischer Seite noch ehrliche und geistvolle Geschichtschreiber auf, wie Karl Adolf Menzel, Leo, Barthold, Gfrörer ꝛc., welche der Parteilichkeit offen entsagten, mit welcher die Geschichte bisher von Protestanten geschrieben zu werden pflegte, und voll Wahrheitsliebe alle Sünden enthüllten, die von protestantischer Seite waren begangen worden, und lobten, was auf katholischer Seite Achtbares zu loben war. Aber diese armen Ritter der Wahrheit wurden grade deshalb, weil sie nicht mehr logen, unpopulär, allen Protestanten und Liberalen verdächtig gemacht oder todt geschwiegen und fanden auch bei den Katholiken nur eine kalte oder halbe Anerkennung, und die gutmüthige Ehrlichkeit, mit der sie der geschichtlichen Wahrheit und nicht irgend einem Parteihasse gedient hatten, wurde von katholischer Seite nicht erwidert. Je mehr protestantische Geschichtschreiber etwas Katholisches gelten ließen, desto weniger Protestantisches ließen die katholischen gelten. Der Krieg zwischen den s. g. klein- und großdeutschen Geschichtsbaumeistern, wie man die protestantisch-preußischen und katholisch-österreichischen nannte, kam erst recht in Gang.

Ich will nicht von der Bosheit und Dummheit reden, mit welcher katholische Geschichtschreiber das Andenken der größten deutschen Männer, Luther, Friedrich des Großen, noch in neuester Zeit besudelt haben. Die Hauptsache ist, daß alle Thatsachen der Geschichte, der ganze große Entwicklungsgang der deutschen Nation in ein falsches Licht gestellt wird. Drei Sätze sind der katholischen Presse als Parole ausgegeben: 1. Die Reformation sey nur eine Revolution gewesen, ein Abfall von der Kirche, wie der Fall Lucifers vom Himmel; Luther habe nichts bessern wollen, denn die Kirche sey zu allen Zeiten, also auch damals, vollkommen und unverbesserlich gewesen; er habe nur stören und zerstören wollen und die Periode der freien Forschung, der ungläubigen Philosophie, der Aufklärung und Revolution begonnen. 2. Eben deshalb sey der ganze Protestantismus nur Negation und das zerstörende Princip in ihm bewirke, daß die Protestanten auch unter einander selbst sich zu bekämpfen und zu vernichten trachten, daher man das große Wort der Selbstauflösung des Protestantismus

erfunden hat. 3. Weil der Protestantismus hauptsächlich in Norddeutschland zu Hause und Preußen der mächtigste Staat in Norddeutschland ist, hat die ultramontane Presse lügen müssen, die Preußen seyen gar keine Deutschen, sondern slavische Wenden.

Dieser dritte Satz der Lüge verräth die romanische Tendenz der Polemik. Die Romanen suchen Deutschland zu verkleinern, wie zu der Zeit, als das Haus Habsburg mit dem Hause Valois, indem der Jesuitismus beide umschlang, den unheilvollen Bund gegen Protestantismus und Germanismus zugleich schlossen. Und in der That ist der schon einmal begrabene Jesuitismus in unserer Zeit wieder lebendig geworden. Wir unterscheiden in der katholischen Bewegung der neuesten Zeit zwei verschiedene Strömungen, die eine ist echt christlich und strebt der Sündfluth des modernen Zeitgeists, der neuen Allianz des Heidenthums und Judenthums entgegen. Die andere verfolgt unter dem Aushängeschild der Religion nur ein romanisches Ziel und ist die alte welsche Politik, wie sie immer gegen alles Deutsche gerichtet war. Man thut Unrecht und handelt auch unklug, wenn man beide verwechselt. Leider kommt diese Verwechslung nur zu oft vor, ja sie kehrt fast durchgängig in der protestantischen und liberalen Presse wieder. Es kann aber der romanischen Ungerechtigkeit und Arglist nur Vorschub thun, wenn man eine rein christliche Gesinnung, wie sie sich z. B. in den meisten Paragraphen der Encyclika ausspricht, mit dem gleichen Maaße messen will, wie die ultrapapistischen Behauptungen der Civiltà Cattolika. Mit jenen echt christlichen Thesen, welche den Unglauben und die heidnische Verwilderung der Zeit bekämpfen, kann jeder gute Deutsche und auch jeder gute Protestant einverstanden seyn. Freilich enthält dieselbe Encyclika eine ungerechte Verdammung der Protestanten, welche bedauert und energisch zurückgewiesen werden muß. Dadurch aber, daß der Papst in diesem Punkt Unrecht hat, wird nicht bewiesen, daß er auch in andern nicht recht haben könne. Also ziemte sich nicht, die ganze Encyclika zu verwerfen.

Sie hat unbedingt recht gegenüber dem Unglauben, der modernen Selbstvergötterung, dem Lügengeist, der groben Fleischeslust, der babylonischen Verführung, mit einem Wort dem neuen Heidenthum, das sich durch diabolische Bosheit der Judenpresse, die wegen langer Unterdrückung am Christenthum Rache nehmen will, noch mehr vergiftet. Dagegen zu kämpfen und fest am Kreuze zu halten, ziemt jedem guten Christen, thun wir Protestanten auch und sollen es auch am Papst ehren. Will er der Stellvertreter Christi heißen, ist es seine Pflicht, so zu sprechen.

Auch was er gegen die Ueberwältigung der Kirche durch den Staat redet, hat guten Grund und würde noch mehr Anerkennung finden, wenn nicht die Civiltà Cattolika ihrerseits im Interesse des Papstes dessen Obergewalt über alle Fürsten der Erde reclamirt hätte. Wenn es wahr ist, daß der Staat die Kirche drangsalirt hat, so weiß man ja, wie umgekehrt einst die Gregore und Innocenze sich weltliche Gewalt angemaßt haben, und man verwirft nicht das eine Extrem, um in das andere zu fallen.

Am ungerechtesten und gewiß auch unzeitgemäßesten war die in der Encyclika wiederholte Verdammung der Protestanten. Der Papst hätte die schönste Gelegenheit gehabt, den gläubigen und begeisterten Christen auf protestantischem Gebiete, welche gegen die Entchristlichung und Entsittlichung der Neuzeit kämpfen, die Hand zu bieten. Es wird dem Papstthum zum unberechenbaren Nachtheil gereichen, daß es diese Gelegenheit versäumt und sich nur auf den alten faulen romanischen Boden gestellt hat, anstatt die von romanischen Auswüchsen gereinigte alte Kirche einen festern und fruchtbareren germanischen Boden gewinnen zu lassen. Nur die Einigung gläubiger Katholiken mit gläubigen Protestanten vermag die abendländische Kirche noch zu retten vor der Ueberfluthung hier des neuen Heidenthums und Judenthums, dort des Russenthums.

Seit einer Reihe von Jahren hat der Papst Schritte gethan, deren innerer Zusammenhang und deren Ziel anfangs nicht bemerkt wurde. Er versammelte wiederholt die Bischöfe der katholischen Welt um sich her, verfügte wiederholt Heiligsprechungen, wie sie lange nicht in diesem Maaße vorgekommen waren. Endlich beschenkte er die katholische Welt sogar mit dem neuen Dogma der unbefleckten Empfängniß, erließ die Encyclika mit dem Syllabus und berief das große ökumenische Concil zusammen. Ohne Zweifel hat ihm dabei von Anfang an der Jesuitenorden Rath ertheilt und seine Dienste gewidmet, wie es wenigstens die Civiltà Cattolika oder der päpstliche Moniteur durch ihre maßlosen Ansprüche verrathen hat. Man hat sogar die Vermuthung für erlaubt gehalten, das Vorgehen des Papsts habe einem politischen Plane dienen sollen, einem Plane, der ganz und gar der ältern längst herkömmlichen Politik des Romanismus gegenüber dem Germanismus entspreche. Man combinirte die wiederholten Versuche Napoleons III., sämmtliche romanische Nationen von den Rumänen an der untern Donau an bis nach Mexiko hin unter einen Hut zu bringen, einerseits mit dem Deutschland beständig bedrohenden Chauvinismus und mit der immer in der Luft schwebenden, französisch-österreichischen Allianz, andererseits mit den Ostentationen des Papstthums. Man

wagte zu vermuthen, die liberalen Phrasen des französischen Kaisers, wie das vom leichtesten Winde wieder wegzublasende liberale Doctorenministerium in Wien, könnten vielleicht nur Masken seyn. Man bemerkte, der Papst habe einen Bonaparte zum Cardinal ernannt, der unter französischem Einfluß wohl sein Nachfolger werden könnte, und derselbe Papst habe der lüderlichen Königin Isabella von Spanien aus Anerkennung und zum Lohn ihrer „Tugend" die goldene Rose verehrt, zu einer Zeit, in welcher Napoleon III. bereits mit gedachter Königin den Plan abgekartet haben sollte, daß ein ansehnliches spanisches Heer Italien überwachen solle, während die französischen Truppen aus Rom abgezogen seyn würden, um das französische Heer zu verstärken, welches mit dem österreichischen vereinigt, den norddeutschen Bund angreifen sollte. Man vermuthet ferner, auch die Einberufung des Concils sey auf die Zeit berechnet gewesen, in welcher voraussichtlich die beiden katholischen Kaiser den norddeutschen Bund zertrümmert und sich zu Herrn des Abendlandes gemacht haben würden. Alsdann hätte das Concil der kaiserlichen Reactionspolitik so ziemlich dieselben guten Dienste leisten können, wie früher das tridentinische. So die Vermuthungen, die wir durchaus nicht für Gewißheiten halten wollen.

Auffallend bleibt es jedoch, daß die spanische Revolution und die gewaltsame Vertreibung der französischen Bundesgenossin Isabella grade in dieselbe Zeit fiel, die am besten geeignet war, jenen europäischen Reactionsplan zu durchkreuzen, und daß sie von denen ausging, die allenfalls darum wissen konnten und in deren nächstem Interesse es lag, seine Durchführung zu verhindern. Spanien hat sich nun ebenso antirömisch constituirt als Italien, und der Kaiser der Franzosen ist erkrankt. Oesterreich nähert sich Preußen. Der ganze Plan, wenn er existirt hat, ist gescheitert. Die Comödie, die man in Suez aufführt, scheint sogar darauf berechnet zu seyn, die Aufmerksamkeit vom Concile abzulenken, weil das letztere in manchen maßgebenden Kreisen jetzt eigentlich gar nicht mehr für nöthig gehalten wird. Auch haben sich deutsche und französische Oppositionsstimmen gegen die Art und Weise, wie die Civilta Catholika bisher das Concil aufgefaßt hat, Stimmen, die bis dahin geschwiegen hatten, jetzt erst erhoben. Die ganze Angelegenheit des Concils klärt sich jetzt besser auf und die Gefährlichkeit, die man ihm früher zuschrieb, hat sich sehr gemindert.

Wir halten hier nur fest, was deutsches Interesse dabei ist, was wir Deutschen dabei zu thun, oder wenigstens zu unterlassen haben. Nur dreierlei steht uns bevor, entweder, was bisher von vielen Seiten gehofft und befürchtet wurde, die Wiederkehr und Verschärfung aller römischen Ansprüche, oder der Sieg der antikirchlichen und social-demokratischen Strömung und in deren Folge der zeitweilige Untergang des Papstthums, oder drittens eine friedliche Lösung, eine Halbheit, ein Abkommen der katholischen Mächte mit dem Zeitgeist. In den ersten beiden Fällen müssen sich alle Deutschen im gemeinsamen Interesse zur Abwehr zusammenraffen, im dritten Fall müssen sie wenigstens dabei seyn und nichts ohne ihre Zustimmung beschließen lassen.

Die zu Fulda versammelten deutschen Bischöfe haben bereits in ihrer Erklärung der deutschen Nation eine Bürgschaft gegeben, und die Zustimmung der deutschen Protestanten sollte ihnen umsoweniger fehlen, als es sich hier um ein nationales Interesse handelt. Nur wenn wir gemeinsam stark genug sind gegenüber von uns feindseligen Ansprüchen der Romanen, werden wir auch stark genug seyn gegenüber den Slaven. Allerdings geht das Concil nur die Katholiken an, und die Protestanten haben trotz der päpstlichen Einladung keine Stimme dabei, denn die Einladung setzt voraus, sie seyen mundtodt. Auch kann die für uns wichtigste Frage die Wiedervereinigung der Confessionen in Deutschland schwerlich im Vatican und unter der polizeilichen Aufsicht des Jesuitismus, unter einer ungeheuern Mehrheit romanischer Bischöfe gedeihlich auch nur berathen, geschweige entschieden werden, sondern nur in Deutschland selbst. Allein beide deutsche Hälften, die protestantische, wie die katholische müssen, wie der Papst selbst gethan hat, bei der Berufung eines ökumenischen Concils wenigstens an die Möglichkeit einer Aussöhnung der getrennten Kirchen denken. Das liegt schon im Begriff eines ökumenischen Concils. Wenn wir Protestanten auf dem nächsten Concil nun auch gar nicht vertreten sind und wir auch gewiß wissen, der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, in welche eine Wiedervereinigung möglich seyn wird, so liegt es doch im Interesse aller Christen, dieselbe als unser gemeinsames Ziel nicht aus den Augen zu verlieren und dieselbe vorzubereiten. Unter allen christlichen Nationen sind aber wir Deutschen, grade weil wir am meisten getheilt sind, auch am meisten verpflichtet und interessirt, uns auf eine Versöhnung vorzubereiten.

Die Hindernisse, welche derselben entgegenstehen, sind für uns Deutsche gewiß leichter zu überwinden, als für die Romanen, wobei wir vorläufig an Griechen und Russen gar nicht denken wollen. Die Deutschen können sich wenigstens unter sich verstehen und halten sich hier an wissenschaftlicher Bildung Katholiken und Protestanten die Wage. Im romanischen Süden ist ein Verständniß des Protestantismus gegenwärtig noch undenkbar und

was man nicht versteht, damit kann man sich auch nicht vereinbaren. Nur ganz wenige Italiener und Spanier, die unter Deutschen und Engländern gelebt haben und sich durch eine besondere wissenschaftliche Bildung vor ihren Landsleuten auszeichnen, machen eine Ausnahme. Alle Anstrengungen englischer Missionäre haben da nichts gefruchtet. Die gebildeten Stände im katholischen Süden sind ungläubig, das gemeine Volk ist abergläubig. Auf der andern Seite ist es ebenso unmöglich, eingefleischten Protestanten im Norden begreiflich zu machen, wie vieles in der alten katholischen Kirche achtungswürdig ist, was man nie hätte aufgeben sollen. Die romantische Schule unter den Protestanten Deutschlands war nur eine Ausnahme von der Regel und der Puseyismus in England ist es ebenso. Doch beweisen diese Erscheinungen wenigstens, daß man die Hoffnung der Versöhnung nicht aufgeben darf. Die Antipathie ist weniger natürlich als die Sympathie. Sie ist künstlich erzeugt. Sie ist den Deutschen eingeschreckt, eingehetzt und dann zu einer Gewohnheitssache gemacht worden. Sie wurzelt wesentlich in der particularistischen Fürstenpolitik, welche das dynastische Sonderinteresse dem allgemeinen Interesse der Nation überordnete und sich des confessionellen Hasses bediente, um die deutschen Stämme feindlich auseinander zu halten. Dieser Particularismus hat schreckliche und verdiente Niederlagen erlitten. Eine lebhafte Sehnsucht nach politischer Einheit ist unter allen Deutschen erwacht, und wenn sie befriedigt wird, muß nothwendig auch die Sehnsucht nach confessioneller Ausgleichung ihr nachfolgen. Es gibt zwei Mächte der gegenwärtigen Zeit, welche die Ausgleichung des Katholicismus und Protestantismus in ihrem beiderseitigen Untergange zu finden glauben. Socialdemokraten verkündigen schon die Abschaffung des Christenthums in allen Confessionen und die Proclamirung des Atheismus. Fanatische Russen hoffen andererseits, die abendländischen Kirchen sämmtlich in ihrem Popenthume zu verschlingen und einst mit ganz Europa verfahren zu können, wie jetzt mit Polen. Man soll diese doppelte Drohung nicht blos für lächerlich halten. Der Unglaube ist mächtig genug geworden und ebenso Rußland, und beide verdanken ihre Erfolge eben nur der bisherigen Trennung der Gläubigen in den abendländischen Kirchen. In der deutschen s. g. Fortschrittspartei hat man sich hin und wieder schon etwas auf Patriotismus zugute gethan, indem man das Ignoriren aller christlichen Confessionen und ihre systematische Verbannung aus den Schulen für das sicherste Mittel erklärte, die Deutschen einig zu machen. Die Russen dagegen glauben, alles im mittlern und westlichen Europa sey schon im Atheismus untergegangen und Christen gäbe es nur noch in Rußland. Vom „heiligen Rußland“ allein aus könne Europa wieder geheiligt werden.

Das wäre eine Einigung aller katholischen und protestantischen Meridiane im negativen Pole. Aufforderung genug für sie, sich im positiven zu vereinigen. Das kann aber geschehen, wenn die getrennten Kirchen bis zu dem Punkt zurückgehen, wo sie sich getrennt haben und die ursprüngliche Einheit des Glaubens wieder suchen und finden. Die Gläubigen beider Confessionen, wie vieles mahnt sie nicht, sich einander wieder zu nähern und zusammenzuhalten gegen ihre gemeinschaftlichen mächtigen Feinde und das Kleinod des christlichen Glaubens wieder zu retten und zu sichern, wie es die Deutschen schon einmal in jener schrecklichen Zeit gethan haben, in welcher sie die christliche Kirche vor dem entsittlichten Cäsaropapismus der Byzantiner, vor den zahllosen Heeren des Islam und vor den Heiden im Norden und Osten Europas ritterlich schützten, und Reich und Kirche des Mittelalters befestigten. Mit gerechtem Stolze hat Döllinger gerühmt, die deutsche Theologie übertreffe jede andere an Tiefe der Gottesfurcht und an Umfang des Wissens, und sie allein habe das Vermögen und den „Beruf, die getrennten Confessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen.“

Gottes Rathschluß hat es vielleicht so gefügt, daß beide abendländische Kirchen grade wegen ihrer langen Trennung und einseitigen Existenz in Noth und Verachtung haben kommen müssen, in denen sie aber die Tugenden wiederfinden, die ihnen im Kampfe und dem jeweiligen Sieger im Uebermuth abhanden gekommen waren. Die Kirche hat ihren Reichthum verloren, zieht nicht mehr in ihren Sinecuren faule Bäuche, lockt nicht mehr durch ihre Schätze die Raubgier der Fürsten und kommt wieder der ursprünglichen apostolischen Armuth immer näher, was ihr sehr zum Heile gereicht. Den Priestern hat die Armuth wieder einen sittlichen Gehalt gegeben, den man früher nur zu sehr vermißte. Die Kirche hat auch ihre weltliche Herrschaft verloren, gebietet nicht mehr über irdische Gewalten, sondern wird von ihnen gedrückt, und das treibt sie zur Nachfolge Christi, welcher sagte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 89. 6. November 1869.

## Länder- und Völkerkunde.

Die Philippinen und ihre Bewohner. Sechs Skizzen. Von Prof. Dr. Semper. Würzburg, Stuber, 1869.

In der Dedication dieser interessanten Schrift bedauert der Verfasser, daß er für sein größeres Reisewerk noch keinen Verleger gefunden habe, weßhalb er nur die vorliegende Probe auf den Büchermarkt bringen könne. Diese gereicht aber so sehr zu seiner Empfehlung, daß wir hoffen, das größere Werk werde nicht ungedruckt im Pulte liegen bleiben.

Die sechs Skizzen handeln von dem berühmten Archipel der Philippinen, der immer noch mehr berühmt als gründlich bekannt ist, und zwar der Reihe nach von den Vulcanen, den Riffen und dem Leben im Meere, dem Clima und organischen Leben, den ältern heidnischen Bewohnern, den eingewanderten Muhamedanern und Christen und von den neuesten Zuständen der Inseln, die bekanntlich eine spanische Colonie und nach König Philipp II. genannt sind. Zwei Karten dienen zur Uebersicht.

Die Inseln, unter denen Luzon und Mindanao die größten sind, liegen in der heißen Zone, zwischen den ostindischen Inseln und China, sind fruchtbar und überaus reich an Naturschönheiten. „Gänzlich innerhalb des Tropengürtels und in einem Grenzgebiete zwischen den Monsun's und dem NO. Passat des stillen Meeres gelegen, mit unendlich reicher Küstenentfaltung, wie sie nur wenigen begünstigten Ländern der Welt eigen ist; mit langgestreckten Bergketten von 3—4000′ mittlerer Kammhöhe und bis zu über 9000′ ansteigenden Berggipfeln und isolirten Feuerbergen; mit einer durchschnittlichen mittlern Jahrestemperatur von 21° R. und mittlern Extremen von 19—23° R. und einem mehr als 70% betragenden mittlern Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre; von zahlreichen Flüssen und Bächen durchfurcht und mit großen Landseen in den ausgedehnten Ebenen oder tief versteckt zwischen den Bergen — so besitzen die Philippinen alle Momente zur üppigsten Entfaltung tropischer Vegetation und Scenerien. Und in der That reihen sich diese Inseln in solcher Beziehung durchaus würdig den gefeiertsten Gegenden tropischer Länder, wie Brasilien, Java und Ceylon an. Vom dunklen Grün der tropischen Laubwälder stechen die Fichtenwaldungen der hohen Berggipfel in ihrem düstern einförmigen Ton ab — hier vermählt sich der Tannenbaum mit der Palme — und in den Thälern den Flüssen entlang zieht sich ein schwarzer Streif, der Wald der Casuarinen hin. Halb unter den Cocospalmenhainen versteckt liegen die Städte und Dörfer zwischen dem heitern lichten Grün der Reisfelder und der Zuckerplantagen und alle die Bäume des Waldes und die Sträucher der Gärten schmücken sich mit blendend gefärbten Blumen und Früchten. Die Schönen des Landes scheinen diesen die Kunst abgelauscht zu haben, sich in den grellsten, blendendsten Farben zu kleiden, ohne unsern Augen wehe zu thun, und es steht der Reichthum der Farben, mit denen sich die Pflanzen und Thiere, wie auch die Menschen schmücken, in vollster Harmonie zu der Fülle des Lichtes, welche eine tropische Sonne selbst durch Wolken hindurch ihrer geliebten Erde zusendet. Aber unter diesen Blumen ruht auch hier die Schlange, bereit zum Sprunge und zum giftigen Bisse, und hier so wenig wie anderswo ist dem Menschen ungestörter friedlicher Genuß gewährt. Schreckliche Krankheiten, Pocken und die asiatische Cholera, diese Geißel der modernen Menschheit, decimiren die bevölkerten Städte und Dörfer; Wanderheuschrecken, welche wolkengleich den Himmel verfinstern, verheeren die Saat und es folgt ihnen Theuerung und Hungers-

noth nach; beim Wechsel der Monsune überschwemmen die angeschwollenen Gießbäche das Land und wenn der Indier sich in seinen Holzhütten oder Steinhäusern von der verheerenden Fluth glücklich gerettet wähnt, so sieht er sich unter den Trümmern seines Hauses durch ein Erdbeben begraben oder in der Gluth der Aschenregen eines neu ausbrechenden Vulcanes erstickt."

Wir übergehen hier die lesenswürdige Abhandlung von den Vulcanen, um aus den Anmerkungen zur zweiten eine Berichtigung der bekannten Darwin'schen Theorie von der Korallenbildung auszuzeichnen. „Eine große Schwierigkeit für alle frühern Theorien über Bildung der Korallen war die Unmöglichkeit zu erklären, wie sie aus den großen Tiefen der tropischen Meere heraufbauen konnten. Diese schien durch Darwin's Ansicht gehoben zu seyn, da die Tiefe, welche die Koralleninseln umgibt, erst ein Product der Senkung seyn sollte. Nach meiner Ansicht würde sie dagegen wieder in ihr Recht eintreten — wenn nicht seitdem andere Beobachtungen über das Leben der Thiere in großen Tiefen hinzugekommen wären. Ich erinnere hier nur an die Entdeckungen der Neuzeit durch das Schleppnetz in den nordischen Meeren, an des jüngern M. Edwards Angaben über Thiere im Mittelmeere, an die Mittheilungen von Carpenter, Pourtales 2c. Hier kommen mir für meine Meinung hauptsächlich des Letztern Beobachtungen erwünscht, weil er nachwies, daß weit ab von den Florida-Riffen eine Zone mit der Tiefe von 90—300 Faden gefunden wird, in welcher zahllose Massen von Korallen und Schalentrümmern zu einem Kalkconglomerat verbunden werden, welches dem der gehobenen Florida-Riffe sehr ähnlich sieht, und bei fortgesetzter Hebung jener Gegenden einen trefflichen Boden für die Ansiedlung der eigentlich riffbildenden Madreporen und Milleporen abgeben kann. Auf das Factum, daß letztere nur in geringen Tiefen leben, ist absolut kein Gewicht zu legen; denn es kommt eben nur darauf an, daß in der Zone, in welcher sie leben, ein hinreichend fester Boden zu ihrer Ansiedlung vorhanden ist. Dies aber kann, wie die Beobachtung von Pourtales lehrt, auf die leichteste Weise durch allmälige Hebung irgend eines Kalkconglomerates — oder eines vorgebildeten festen Gesteines — geschehen. Eine scheinbare Schwierigkeit für meine Ansicht, daß die Korallenriffe sehr wohl während einer Periode der Hebung sich gebildet haben können, liegt in der Behauptung, daß die echten Barrenriffe sich wie die Atolle nur bis an die Oberfläche des Meeres oder nur wenig über dieselbe erheben sollen. Einmal ist dies nicht durchgehends richtig; aber selbst wenn es der Fall wäre, so gäbe ein solches Factum noch durchaus keinen Grund ab gegen die Annahme, daß die abschleifende und auflösende Wirkung des Wogenschlages, der Strömungen und der atmosphärischen Einflüsse stärker sey, als die erhebende Kraft. Daß letztere, die vulcanische Kraft, wenn ich so sagen darf, mitunter stärker ist, als die an der Oberfläche entgegenwirkende, beweisen die gehobenen Korallenriffe auf den Pelew-Inseln, den Philippinen 2c.; ist sie aber schwächer, so ist eben allen jenen Einwirkungen der Elemente freies Spiel gelassen, auf deren Complex ich die Bildung der echten Korallenriffe eher zurückführen möchte, als auf die einzige Ursache der Senkung ganzer Regionen, wie es Darwin thut."

Auch können wir uns nicht enthalten, aus der zweiten Skizze noch die fast fabelhafte Beschreibung einer Thiergattung mitzutheilen. „Die Holothurien oder der im Handel so genannte Trepang, balate, gehören jener bekannten Gruppe von Lebensmitteln an, welche wie die eßbaren Vogelnester und die Haifischflossen ausschließlich von den üppig lebenden Chinesen genossen werden. Für den Zoologen aber vereinigen sie sich durch ihre gesammte Organisation mit den wohlbekannten Seesternen und Seeigeln zu dem Kreise der Echinodermen oder Stachelhäuter. Wie sie im Bau ihrer Organe eine wunderbare Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit zeigen, so sind sie auch in ihren Sitten und Gebräuchen durch zahlreiche auffallende Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Hier zerfließt eine Holothurie in wenig Minuten in formlosen Schleim, wenn man sie der Luft aussetzt; ja nur ein leiser Windhauch, der sie berührte, macht es dem Malaien unmöglich, sie durch Kochen so zu erhärten, daß sie nachher der trocknenden Sonnenwärme ausgesetzt werden kann. Mit dem Seewasser muß sie gleich in der großen Kochschale aus dem Meer gehoben werden, wenn sie nicht ein Lüftchen in Schleim verwandeln soll. Faßt man diese Thiere an, so vergehen sie unter den Händen. Andere Formen zeigen Eigenschaften, um die sie mancher Mensch beneiden möchte. Die Synapta ärgert der hintere Theil ihres Körpers; so wirft sie denselben von sich und lebt auch ohne ihn ruhig weiter, oder bildet ihn in kurzer Zeit neu wieder aus. Eine andere Holothurie vereinigt alle Specialitäten des ärztlichen Standes in sich. Eine selbst gemachte Wunde ihrer Haut heilt sie in wenig Stunden, ohne eine Naht anzulegen; ihre krankhaften Organe stößt sie von sich ab und macht sich in wenig Tagen vollständig neue; wenn sie keine Lungen mehr zum Athmen hat, so athmet sie das Wasser in die Leibeshöhle

ein. Wie oft habe ich nicht auf meinen Reisen diese Thiere beneidet. Wenn ich unter den Wilden nur Wurzeln und Krebse zu essen fand, oder ein schlecht besetzter Mittagstisch eines Wirthshauses mir alle Freude am Genusse verdarb, so mußte ich jedesmal an meine Holothurien denken, die gefangen in kleinen Schalen mit reinem Seewasser, ohne ihre beliebte Speise, den Korallensand, bald ihren Darmkanal mit Lungen und allen andern Organen, die daran hingen, zum After hinausfließen, da sie ja unter den Umständen nicht mehr nöthig waren. Ließ ich dann diese Thiere nur lange genug leben, — etwa mindestens 9 Tage — so hatten sie sich unterdessen ganz neue Gedärme gemacht und Lungen, mit denen sie das reine Seewasser eben so ruhig fraßen und einathmeten, als früher den Sand und das weniger reine Wasser. Wie oft hört man nicht einen Menschen im Zorne ausrufen: Möchte ich doch aus der Haut fahren! Was aber Euch nicht gelingt, das macht Euch eine andere Holothurie in wenig Minuten vor, wenn Ihr sie mit Nadeln und Messern zu quälen anfangt. Sie dreht und windet sich nach allen Richtungen und schleudert ihren Körper hin und her, wie es mitunter die Blutegel thun, hie und da reißt die Haut ein, und bald seht Ihr statt des mit Warzen und Knoten besetzten kantigen Körpers einen rundlichen Sack vor Euch liegen, der die völlig unversehrten Eingeweide enthält. Die daneben liegende geborstene Haut löst sich bald in Schleim auf."

Aus der die Einwohner betreffenden Skizze erwähnen wir nur, daß die Negritos von schwarzer Farbe den Papuas und Negern verwandt, die ältesten Bewohner der Inseln sind, denen Malaien verschiedener Gattungen und Mundarten, sodann muhamedanische Araber, ferner die Spanier als gegenwärtige Herrn und endlich Chinesen als friedliche Handelsleute folgten. Sie alle haben sich mehr oder weniger vermischt. Die Spanier sind nicht so zahlreich, als sie seyn sollten. Sie haben die Verwaltung der Colonie vernachlässigt. Um überhaupt die Bevölkerung im Gehorsam und in der Ordnung zu erhalten, mußten die weltlichen Statthalter sich der Mönche bedienen, die von zahlreichen Klöstern aus den größten Einfluß üben. Die einheimische Bevölkerung blieb aber auch unter den Mönchen durchgängig noch ihren alten Einrichtungen und Gewohnheiten, selbst heidnischen treu, und es fehlte an einer entsprechend großen Zahl weißer Europäer, welche Bürgersinn und Industrie in größerem Maaße hätte pflegen können. An ihrer Statt haben sich nun Chinesen eingedrängt, die hier wie überall außerordentlich fleißig und rührig sind, daher auch ihr Glück machen. So ist das erste Bankierhaus in Manila ein chinesisches, das Haus Tuason.

---

## Botanik.

Das Formenentwicklungsgesetz im Pflanzenreich oder das natürliche Pflanzensystem von Professor Dr. F. Michelis. Bonn, Henri, 1869.

Ein umfassendes Werk von 435 Seiten. Der Grundgedanke desselben ist: „Die im entwickelten Keime aller phanerogamischen Pflanzen ursprünglich vorhandene Form, welche ich deshalb und in diesem Sinne als Urform bezeichnen will, ist die Form einer spindelförmigen Axe mit zwei Vegetationspunkten, welche, wie durch ihre gegensätzliche Lage an dem obern und dem untern Ende der Axe, so durch die Verschiedenheit ihrer Structur und ihres Verhaltens die Axe als eine nach polarem Gegensatze im Wachsthume differenzirte charakterisiren. Der untere Vegetationspunkt ist immer mit einer besondern Zellparthie als Haube bedeckt, welche dem obern immer fehlt. Dahingegen steht der obere Vegetationspunkt als emporwachsende Spitze der Axe immer in einem Verhältnisse zu unter ihm entstehenden Blättern, d. h. seitlichen nicht wieder durch einen solchen Gegensatz des Wachsthums differenzirten also als begrenzt angelegten Organen, welche immer an dem Umfange der Axe entspringen, unter einem Winkel (vertikal) auf der Axe stehen, zur Axenspitze peripherisch sich verhalten und entweder eine Spirale oder einen Wirtel bilden. Hienach können wir als die Urform der (phanerogamischen) Pflanze die spindelförmige in Stamm und Wurzel differenzirte Axe bezeichnen, wo dann der Stamm, indem er die neue Differenzirung in Blätter und Axenspitze in sich aufnimmt, eben dadurch zu der nicht weiter sich differenzirenden Wurzel in Gegensatz tritt. Insofern ferner diese einfachste im entwickelten Keime der Phanerogamen immer vorhandene Urform individuell sich reicher entwickelt, geschieht es in Gemäßheit dieser in die einfache Urform gelegten Differenzirung. Bei der Wurzel geschieht es durch Theilung, indem aus dem Innern der Axe heraus neue Wurzelzweige sich bilden, die sich so verhalten, wie die ursprüngliche Hauptwurzel; bei dem Stamm durch Zusammensetzung, durch seitliche Knospenbildung nämlich, die entweder an die immer gesetzliche Stellung der Blätter gebunden ist oder auch ganz willkürlich auftreten kann."

Diese Theorie vertheidigt nun der Verfasser gegen widerstreitende Ansichten. — „Der Grundfehler der geltenden wissenschaftlichen Auffassung besteht dem gegenüber darin, daß sie diese charakteristischen Besonderheiten der einzelnen Formen als Entwicklungsmomente nur für das Individuum (resp. die Art, Gattung) und seine zeitliche Erscheinung betrachtet. Scheint z. B. ein Staubblätterkreis in einer Blüthe zu fehlen, indem die vorhandenen Staubblätter statt nach dem gewöhnlichen Vorkommen mit den Kronenblättern zu alterniren, diesen opponirt sind, so nimmt man an und drückt sich allgemein so aus, als ob hier durch irgend einen besondern Vorgang ein Kreis nicht zur Entwicklung gekommen wäre, und vollends glaubt man sich zu einer solchen Auffassung berechtigt, wenn, wie es z. B. bei den Primulazeen durchgehends der Fall ist, die anscheinenden Rudimente des fehlenden Kreises vorhanden sind. Man bedenkt nicht, daß man nur berechtigt ist zu sagen, daß statt des gewöhnlichen Alternirens der Kreise auch das andere Verhalten des Opponirtseyns eintreten und daß die anscheinenden Staminodien sehr wohl nichts anderes als ideale Andeutungen seyn können, die normal nie Staubgefäße werden können, oder haben werden sollen."

Ein schlagendes Beispiel bietet die Passionsblume dar. „Der erste Eindruck der nur äußerlich angesehenen Passiflorenblüthe ist unleugbar der Schein einer fünfzähligen vollkommen oberständigen Blüthe, in der die Staminodien einen reichen Staubblätterkranz und die die Staubgefäße tragende Fruchtknotensäule die Stelle des Griffels vertritt, und so vollständig dieser Schein durch die geringste Reflexion vernichtet wird, so müssen wir ihn doch als den Ausgangspunkt des Verständnisses festhalten. Die wesentlichen Blüthentheile erscheinen vermöge einer dem Begriffe der Blüthe widersprechenden Verlängerung der Axe innerhalb der Blüthe, welche bei der hier unterständigen Blüthe der anomalen Entwicklung bei der oberständigen Blüthe der Stylideen analog ist und ebenso wie dort einen engsten Anschluß der Antheren an die Narbe mit sich bringt, als Centraltheil eines Gebildes, welches in allen seinen Theilen den reinsten aber vollständigsten Schein einer prachtvoll entwickelten unterständigen Blüthe darstellt. Denn wenn wir das krugförmige Gebilde als einen Diskus annehmen, so sind auch der Kelch und die Krone so gut wie die Staminodien nur der zerschlitzte Rand des Diskus, nicht wahre Blätter. Was wir also in der Passiflorenblüthe vor uns haben, ist eine wirkliche vollständige unterständige, aber ganz nackte Blüthe, nämlich der nach monokotylem Typus dreizählige Fruchtknoten mit dem fünfzähligen Staubblätterwirtel; umgeben von einer Scheinblüthe, welche die regelmäßige Form behauptend alle innern Gegensätze der Blüthenentwicklung gewissermaßen verwischt und lauter Elemente der anomalen Entwicklung in sich aufnimmt. Wie die innerhalb der Blüthe durchwachsende Axe zunächst an die Stylideen und dadurch weiterhin gleichzeitig an die Orchideen und an den Spadix der Aroideen erinnert, so die krugförmige Gestalt des Diskus an die Spatha der Aroideen und das Perigon der Aristolochien, die Staminodien an die Hydrochariteen (Stratiotes). In der ganzen Ausbildung des Diskus aber ist der Schein einer oberständigen Blüthe mit der unterständigen, der verwachsenblättrigen und der freiblättrigen mit einander verschmolzen und die beiden äußern Kreise schwanken zwischen Kelch- und Kronenbildung. — Die Idee der Ineinanderschiebung zweier Blüthen ist uns ja auch nicht mehr fremd, wenn wir die Blüthe von Sempervivum richtig deuten; wie dort die verdoppelte Sechs, so tritt hier die Verbindung der monokotylen Drei mit der dikotylen Fünf auf; jene in der Narbe und im Fruchtknoten, diese in den Staubgefäßen, während in der äußern Scheinblüthe die regellose Vervielfältigung der Theile, namentlich in den Staminodien eintritt. Also: die äußersten Gegensätze innerer Anomalie und äußerer Regelmäßigkeit werden zusammengefaßt."

Am Schluß eine kurze Uebersicht über sämmtliche niedriger und höher entwickelte Pflanzengattungen nach dem System des Verfassers.

Wir bemerken nur dazu, das Princip des Verfassers kann vollkommen richtig seyn, aber das Formengesetz allein kann nicht über die Bedeutung und den Zweck der Vegetation entscheiden. Auch die organische Chemie muß dabei Berücksichtigung finden, ferner das Verhältniß der Pflanzenwelt einerseits zur anorganischen Natur, zum Boden und Clima, zu Wasser, Luft und Licht, andrerseits zur Thier- und Menschenwelt. Daraus erst lernt man den Zweck aller Pflanzen kennen. Das einfache Formengesetz an sich, welche Wichtigkeit man ihm auch beilegen muß, entscheidet doch nicht allein und muß ihm jedenfalls noch die weitere Ausdehnung gegeben werden, wie sie ihm von Oken gegeben worden ist, der alle einzelnen Organe und Glieder der Pflanzen zur Grundlage der formellen Eintheilung gemacht hat.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 90. 10. November 1869.

## Geschichte.

1. Aus Baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge über die Geschichte der Ostseeprovinzen von Fr. Bienemann. Leipzig, Duncker und Humblot, 1870.

Mit großer Ruhe und Resignation, aber auch nicht ohne alles Vertrauen auf die Gerechtigkeit des russischen Kaisers, schildert der Verfasser die allmäligen Uebergänge der deutschen Ostseeprovinzen von der Zugehörigkeit zum deutschen Reiche zur Selbständigkeit, von dieser zur Abhängigkeit von Polen und Schweden und endlich zur vertragsmäßigen Unterwerfung unter Rußland. Geht es diesen deutschen Provinzen im äußersten Nordosten des deutschen Sprachgebiets jetzt schlecht, so ist daran die große deutsche Nation selber Schuld. Denn wenn sie sich um die Brüder im Nordosten mehr bekümmert hätte, wenn Kaiser und Reich diese schönen Erwerbungen festgehalten hätten, so würde nie ein Pole, noch ein Russe sich jemals haben unterstehen dürfen, dort nur mitzureden, geschweige den Herrn zu spielen. An allem Unglück, was die Deutschen betroffen hat, war von jeher nur ihre eigene heillose Uneinigkeit Schuld.

Jene Ostseeprovinzen waren von finnischen Stämmen bewohnt, aber von Lithauern und Russen bedrängt, als im zwölften Jahrhundert deutsche Kaufleute aus den Hansestädten zum erstenmal dahin kamen, friedlich mit den finnischen Küstenbewohnern Handel trieben und hier Niederlassungen gründeten. Grade damals begannen die Kreuzzüge. Das ganze christliche Europa begeisterte sich für die Bekehrung der Heiden. Europa hatte auch einen guten politischen Grund, eine großartige Offensive gegen das asiatische Element zu ergreifen, welches sich ihm in feindlicher Absicht näherte. Die Muhamedaner im Südwesten hatten das heilige Grab in Jerusalem erobert und schreckliche Verheerungen in der orientalisch-griechischen Kirche angerichtet. Im Nordosten drangen die zwar schon dem Namen nach zur griechischen Kirche gehörigen, dem Wesen nach aber völlig barbarischen Russen aus dem Wolgagebiet gegen die Düna vor. Es lag also nicht blos, wie deutsche Geschichtschreiber oft gefaselt haben, im Interesse des Papstes, das Gebiet seiner hierarchischen Macht im Osten zu erweitern, sondern auch sämmtliche europäische Völker und Staaten, vor allen das zunächst an den Osten grenzende deutsche Reich, mußte das Vordringen des Islam und der Russen zu hemmen suchen. Auch kam es dem deutschen Reichs- und Nationalinteresse sehr wesentlich zu Statten, wenn die noch heidnischen Völker des Nordens für das Christenthum und speciell für die abendländische Kirche gewonnen wurden, damit nicht der Islam sich auch ihrer bemächtige.

Als die Deutschen nach Livland kamen, fanden sie das Land in folgender Lage. „Russen aus Polozk hatten das rechte Dünaufer zinsbar gemacht, auch vorübergehend sich am Embach niedergelassen; Lithauer stürmten oft weithin durch das offene Land, dessen Bewohner nur unzureichenden Widerstand leisteten. Dieselben Völker, die wir heute als die Nationalen bezeichnen, bebauten damals das Land vom Narwastrom bis zur Heiligenaa, vom Peipus bis zum Ostseestrand, nur in mehr Stämme getrennt und in anderer Vertheilung. Die Letten saßen nur im südöstlichen Theile Livlands, die ihnen verwandten Selen und Semgallen am linken Dünaufer bis zum Meer; die Esthen hatten ihr jetziges Gebiet inne, nur an der pernauschen Bucht wohnten die Liven, die sich in breitem Saum fast um den ganzen rigaschen Meerbusen hinzogen und die Südgrenze Livlands einnahmen. Diese, wie die Kuren

inmitten der kurischen Halbinsel, bildeten mit den Esthen einen Zweig des finnischen Stammes."

Wenn nun auch den hanseatischen Kaufleuten christliche Missionäre und diesen die Schwertritter, Kreuzheere und endlich die deutschen Ordensritter folgten, alle jene Ostseeküsten eroberten und theils mit Deutschen colonisirten, theils die Eingebornen mit Gewalt zu Christen machten, so gereichte diese gewaltthätige Eroberung doch den dort einheimischen Heiden keineswegs zum Unheil, denn zu schwach und uneinig, um sich selber helfen zu können, würden sie unfehlbar den rohen Lithauern und Russen haben unterliegen müssen, wenn diesen nicht die Deutschen zuvorgekommen wären. Die Deutschen brachten aber den Unterworfenen nicht nur ein geläuterteres Christenthum, sondern auch eine höhere Civilisation und ein geordneteres Staatswesen. Sowohl die Kreuzfahrer als der deutsche Orden erwarben jene Küsten dem deutschen Reiche, als dessen Marken. Weil aber leider das deutsche Reich durch die Intriguen des Papstes, der Italiener und der französischen Könige nicht ohne Hülfe verrätherischer deutscher Fürsten zerrüttet wurde, verlor es die Ostseeprovinzen aus den Augen und unterstützte sie nicht mehr. Ja die leidige Uneinigkeit der Deutschen wiederholte sich im Kleinen in den Ostseeprovinzen selbst im Kampf zwischen den deutschen Ordensrittern und dem Erzbischof von Riga, während Lithauer, Polen und Russen schon die Provinzen bedrängten. Der Widerstand des Erzbischofs, der sich gern von den Russen hätte helfen lassen, trug nicht wenig dazu bei, daß die Deutschen in den Ostseeprovinzen auffallend schnell die Reformation annahmen und daß unter dem Landmeister Plettenberg sich die stolzen Bürger, die bisher ihre Freiheit behauptet, freiwillig der Herrschaft des Landmeisters unterwarfen, der ihnen dafür die Glaubensfreiheit verbürgte. *)

Die Reformation wurde durchgeführt, der Erzbischof wich, aber unter den Wirren der Zeit kam große Unsittlichkeit auf. Fern von den Autoritäten des Kaiserthums und Papstthums hatten sowohl die reichen und mächtigen Ordensritter, als auch der katholische Klerus die Zucht vernachlässigt, und seit der Reformation wurde die neue Freiheit häufig auch von den Bürgern mißverstanden. Und der russische Czaar Iwan der Grausame glaubte die Gelegenheit günstig, um über das vom Reich nicht geschützte und innerlich verwilderte Livland herzufallen. Seines Namens würdig übte er die abscheulichsten Grausamkeiten. Der Chronist Rüssow erkannte in dieser gräßlichen Verheerung des Landes eine gerechte Strafe für die eingerissene Ueppigkeit und Unzucht. Bienemann glaubt ihn deshalb einigermaßen tadeln zu dürfen, sofern auch im übrigen Deutschland der Sittenzustand kein besserer gewesen sey als in Livland. Das ist jedoch nicht ganz richtig. Die Zustände in Livand waren wirklich verderbter, als in irgend einem andern deutschen Lande, was nicht blos Rüssow bezeugt. Der Dorpater Chronist Kelch gibt darüber die beste Auskunft. Die Russen mußten zwar wieder weichen, aber die Schweden benutzten die Noth und Verwirrung an den Ostseeküsten, um sich einzumischen, denen aber wieder die Polen die Herrschaft streitig machten.

Die letztern schadeten den Deutschen hier viel mehr als die Schweden, woran die Nationalität und größere Barbarei der Polen die Schuld trug. Die Schweden gehörten wenigstens der germanischen Race an und waren ungleich civilisirter als die Polen. Bienemann bemerkt S. 163: „Welche Leiden (heute) Polen auch auferlegt sind, — es ließe sich bezweifeln, ob die Vergeltung schon eingetreten sey für die Unbill, die es unter den Königen Stephan und Sigismund III. Livland angethan. Die Grenzen dieser Darstellung würden überschritten, wollte ich bei den s. g. Gesetzen und Verordnungen verweilen, die mit frivolem Hohn unter den Namen von Constitutionen und Ordinationen Livlands Rechtsboden zertrümmerten, oder bei der cynischen Offenheit, mit der auf den Versammlungen des halbbarbarischen Reichs von der Vertreibung der ‚fremden' Deutschen gesprochen wurde, oder wollte ich von den Pfaffen und Jesuiten reden, die trotz des der augsburgischen Confession zugesicherten Schutzes deren Güter und Gotteshäuser an sich brachten und das Landvolk durch Soldaten in die katholischen Kirchen trieben. Zu Wenden thronte als katholischer Bischof ein livländischer Renegat, und er präsidirte dem Landtage, auf welchem Polen und Lithauer reichlich vertreten waren, wie diese Nationen auch über zwei Drittel der Landesämter inne hatten."

Nie ist Habgier und ungerechte Ueberwältigung von Nachbarn härter bestraft worden, als an den Polen und Schweden. Nachdem sie sich hatten gelüsten lassen, dem zerrütteten deutschen Reiche jene entlegenen

*) Eduard Baron Pl. von Tiesenhausen, hat in einem 1867 zu Riga bei Kymmel erschienenen historischen Trauerspiel „Plettenberg" diese interessanten Kämpfe in Riga sehr anschaulich und mit tiefem patriotischen Gefühle dargestellt. In der That muß es jedem guten Deutschen Wehmuth erwecken, wenn er an das Schicksal jener isolirten, gleichsam verwaisten, von der deutschen Mutter verlassenen Kinder in Riga denkt.

nordöstlichen Provinzen zu entreißen, sich beide darum stritten und in langem Kampfe schwächten, mußten beide Rußland unterliegen, das von ihrer Zwietracht beständig Vortheil gezogen hatte. Jetzt hat Schweden nicht nur die deutschen Ostseeprovinzen, sondern auch noch Finnland an die Russen verloren und ganz Polen ist bis auf den kleinen Rest von Posen und Galizien in der Gewalt der Russen, die dem Volk sogar seinen Glauben und seine Sprache verbieten.

Livland ist bekanntlich durch Vertrag an Rußland übergegangen. „Der große Nordische Krieg wüthete bereits im elften Jahre in Liv- und Esthland. Zur Verwüstung durch das Schwert kam Hungersnoth, Frost und Seuche. König Carl saß in der Türkei. Die Provinzen waren in Feindes Hand, bis auf Riga, Pernau und Reval. Riga hielt sich schon fast acht Monate gegen den russischen Feldmarschall Scheremetjew. Peter der Große hatte alle Einwohner zur Unterwerfung aufgefordert mit dem Versprechen, alle von Schweden verletzten Gerechtsame aufs neue zu bekräftigen. In den letzten Tagen des Juni 1710 entschloß sich endlich die Stadt, die in ihr anwesende Ritterschaft und die Garnison zur Uebergabe durch freie Vereinbarung." „Peter der Große nahm dieselbe an und in seinem Sinne entgegnete Scheremetjew noch während der Belagerung Riga's auf die Mahnung des schwedischen General-Gouverneurs dem Könige Treue zu halten, daß diese ‚bei vernünftigen Leuten keinen Eingang finden kann, sondern billig verlachet und zur Antwort darauf gegeben wird: wo eines großen Herrn Schutz aufhöret, da weichet auch der Gehorsam und die Treue der Unterthanen, weil dieses Band billig gegenseitig seyn muß. Daß deren Einwohnern des Herzogthums Liv- und Esthland von Sr. Großczaarischen Majestät alle Versprechungen allergnädigst werden gehalten und die von der schwedischen Obrigkeit beschworenen, aber nicht gehaltenen Privilegia, Rechte, Gesetze und Gewohnheiten nicht mehr, wie von ihnen zuvor verletzet, sondern wiederhergestellt werden sollen: Solches wird die Folgezeit lehren und das Land Seine Großczaarische Majestät als seinen zeitlichen Erlöser ewig dafür ehren, lieben und danken.'" Bienemann begnügt sich, die Thatsache der freien Vereinbarung unter bündigen Zusicherungen zu constatiren, welche Peter der Große den Deutschen in den Ostseeprovinzen gegeben hat. Die Consequenz kann sich jeder selber ziehen, daß diese Zusicherungen auch heute noch bindend sind. Schließlich bemerkt Bienemann, die treuen Dienste, welche die Deutschen in den Ostseeprovinzen der russischen Monarchie geleistet und die großen Opfer, die sie ihr gebracht haben, hätten wenigstens die Rücksicht verdient, daß man ihnen ihren deutschen Namen und ihre verbrieften Rechte lasse, welche dem russischen Interesse niemals geschadet, sondern immer nur genutzt haben.

2. Livländische Beiträge, herausgegeben von W. v. Bock. Neue Folge. Band I. Heft 1. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Außer ein paar Aufsätzen, welche die Ostseeprovinzen speciell betreffen, und Aphorismen des längst verstorbenen Livländers Jochmann, enthält dieses Heft mehrere Uebersetzungen von Artikeln über Preußen aus russischen Zeitungen, sehr gehässige Artikel.

Man begreift, daß Frankreich und Oesterreich gern alles thun und schreiben lassen, um Preußen und Rußland gegen einander zu hetzen; daß ihnen dies aber so bald gelingen könnte, ist nicht wahrscheinlich. Einen Krieg zwischen Preußen und Rußland könnte es nicht eher geben, als bis Oesterreich zertrümmert wäre, vorher nicht. Denn erst dann könnte die Rücksicht wegfallen, aus welcher Preußen und Rußland bisher befreundet geblieben sind: Preußen, weil es, von Frankreich und Oesterreich angegriffen, wünschen muß, einen Rückhalt an Rußland zu haben — und Rußland, weil es niemals dazu mitwirken kann, Oesterreich zu einem Siege über Preußen zu verhelfen, weil dadurch Oesterreich wieder mächtiger werden und die orientalischen Pläne Rußlands scharf durchkreuzen dürfte.

Wenn das nun ohne Zweifel richtig ist, so begreift man nicht recht, warum sich russische Zeitungen gegen Preußen erhitzen, da sie ganz gewiß nicht im Falle sind, Hietzinger Politik zu treiben. Man kann es natürlich finden, daß die barbarischen Moskowiter, indem sie das Deutschthum in den Ostseeprovinzen ausrotten wollen, den Bärenrachen recht weit aufthun, um die guten deutschen Protestanten zu erschrecken, die ihren bedrängten Brüdern in Livland gern helfen möchten. Der russischen Politik im Allgemeinen aber ist mehr Einsicht zuzutrauen, als daß sie Frankreich und Oesterreich, welche in der orientalischen Frage ihre Hauptfeinde bleiben, das Vergnügen machen sollte, sich mit Preußen zu überwerfen oder auch nur eine solche Ueberwerfung vorzubereiten.

Aus diesem Gesichtspunkt sehen wir einen Artikel der russischen Wjestj vom 3. Juli dieses Jahres an. „‚Die Reise des Reichskanzlers' (Fürsten Gortschakow) ‚ins Ausland und sein längerer Verkehr mit dem Grafen

Bismarck in Berlin lenkt unsere Gedanken auf unsere Handels- und politischen Beziehungen zu Preußen. Diese Beziehungen waren ehemals im Allgemeinen von sehr guter Beschaffenheit. Obgleich es nie eine eigentliche Befreundung der Volksstämme zwischen Russen und Preußen gab, so wurde, da unter ihnen die Handels- und politischen Interessen häufig zusammenfielen, Preußen für einen treuen Bundesgenossen Rußlands angesehen. Indessen diente der Krimkrieg diesem Bündnisse zum Probiersteine. Damals verhielt sich Preußen so, daß es, gemeinschaftlich mit Oesterreich, uns nöthigte, einen Theil unserer Kräfte auf der westlichen Grenze zu concentriren; selbst aber genoß es alle Handelsvortheile, welche sich aus der Blokade unserer Häfen ergaben. Rußland, aus Gewohnheit großmüthig in seiner Politik, bewies sowohl seinen Edelmuth als seine Redlichkeit noch einmal zur Zeit des preußisch-italienischen Krieges gegen Oesterreich. Nach einem solchen Benehmen konnte Preußen nicht umhin, Rußland dankbar zu seyn. Doch dauerte die hergestellte enge Freundschaft nicht lange. Die hervortretende Entgegengesetztheit der Handelsinteressen erschütterte diese Freundschaft, welcher vielleicht völlige Zerstörung droht, wenn nicht in der Politik Preußens eine plötzliche Umkehr stattfinden sollte. Erklären wir uns. Fangen wir an mit den beständigen Klagen über uns, welche in letzter Zeit aus der preußischen Kaufmannschaft ertönen, und nicht wenig die Erkaltung unserer Beziehungen zu Preußen befördern. Den ersten Anlaß zu diesen Klagen lieferte die Verschärfung der Zollaufsicht auf der westlichen Grenze, hervorgerufen durch einen zu unglaublichen Verhältnissen angewachsenen Schmuggel; darauf erregte die Revision und Einführung des Tarifs starke Unzufriedenheit unter den preußischen Großhändlern, welche gehofft hatten, die Zollsätze würden in viel stärkerem Maaße herabgesetzt werden, als dies in der That geschah; was aber endlich unsere Nachbarn so sehr erbitterte, das war der Bau der Libauer Bahn, welche von den preußischen Eisenbahnlinien große Gütermassen ablenken und zugleich Preußen einer ansehnlichen Summe berauben muß, welche es bisher von uns für den Transit der Waaren auf den Eisenbahnen, für Frachten, Commissionen u. s. w. bezog. Zu diesen gewichtigern Gründen des Mißvergnügens kommen noch geringfügigere, wie z. B. die abschlägige Antwort, welche einige preußische Gesellschaften erhielten, die sich um die Concession gewisser die Grenze durchschneidenden Linien beworben haben, wie sie eben eher Preußen als Rußland Vortheil gebracht haben würden; der Scandal auf der Warschau-Wiener Bahn, welcher mit der Niederlage des preußischen Theils endigte; endlich, die beharrliche Agitation eines großen Theils der Organe der russischen Presse gegen Preußen. Das Zusammentreffen all' dieser Umstände, für die Veränderung unserer Handelspolitik zeugend, welche jetzt, so zu sagen, eine nationale Richtung eingeschlagen hat, konnte nicht umhin, in unsere Beziehungen zu Preußen einige Erkaltung zu bringen."

Dazu der Golos vom 1. Juli 1869. „Preußen, nachdem es die Herrschaft über Kiel und den Jahde-Busen erlangt, und den soeben eröffneten Kriegshafen Heppens erbaut, wird plötzlich zur Seemacht, und zu einem für uns gefährlichen Nebenbuhler auf dem baltischen Meere. Mit der Durchgrabung des Kanals vom baltischen Meere bis in die Nordsee, woran man in Berlin ernsthaft zu denken anfängt, wird die Seemächtigkeit Preußens, von welcher unlängst die preußischen Patrioten nur erst träumten, zu einer sich vollziehenden Thatsache." Derselbe Golos hat indeß in jüngster Zeit wieder eingelenkt und ist nicht mehr so preußenfeindlich.

Auch das Warschauer Organ der russischen Regierung äußerte sich noch im Herbst 1869 ungünstig über Preußen und empfahl eine Allianz Rußlands mit Frankreich. Das hatte nun aber keinen andern Zweck, als den Polen weiß zu machen, die Franzosen würden niemals etwas für sie thun, sondern jederzeit bereit seyn, die Polen einer Allianz mit Rußland aufzuopfern. Im Uebrigen war es sehr unlogisch, panslavistisch und panromanisch seyn zu wollen, ohne daß die Deutschen pangermanisch seyn sollten.

Mit diesem Pan treibt man überhaupt sein Spiel. Es fällt uns Deutschen gewiß nicht ein, die staatliche Verschmelzung Englands und Scandinaviens mit Deutschland in einen Pangermanismus anzustreben. Auch Frankreich trachtet zwar nach überwiegendem Einfluß bei den romanischen Stammverwandten in Italien und Spanien, doch nicht nach staatlicher Vereinigung. Nur die Russen glauben über die natürlichen und uralten Gegensätze, welche die Polen und Südslaven zu einer bloßen Neben-, nicht absoluten Unterordnung berechtigen, wegrasiren und alles Slavische russisch uniformiren zu dürfen.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 91. 13. November 1869.

## Ein Buch über Wien.

Die Kaiserstadt an der Donau. Wiener Photographien. Zürich und Stuttgart, Wörl.

Die großen Hauptstädte sehen sich in Bezug auf die darin herrschende Unsittlichkeit einander alle ähnlich und haben sich von jeher seit Babylon und Ninive ähnlich gesehen. Der Zusammenfluß vieler Menschen, die auf die Reichen speculirende Armuth, der die Armen mißbrauchende Reichthum, der Luxus, die Gelegenheit zu verbotenen Genüssen, die Mode und Gewohnheit lassen die Unsittlichkeit sich hier eben so fest einnisten, als in einsamen und armen Gegenden ein sittliches Herkommen sich lange bewahren läßt. Bekanntlich macht Wien keine Ausnahme unter den Hauptstädten Europas. Die Sitten sind dort so verdorben, wie in Berlin und Hamburg, wie in Paris, London und Petersburg. Doch hat jede große Hauptstadt irgend etwas Eigenthümliches, und die Wiener Eigenthümlichkeit ist bekanntlich das leichtfertige, aber gutmüthige Phäakenthum. Gutmüthig sind sie alle, sagt Schiller, und meint damit den Demi-Monde. Die berühmte Eßlust der Wiener ist specifisch süddeutsch, in der Gutmüthigkeit verräth sich dagegen schon die starke Einmischung des slavischen Blutes. Nur die Slaven küssen sich, wenn sie betrunken sind; die Deutschen prügeln sich lieber. Nur die Slaven überfließen von Diminutiven und zärtlichen Worten; der Deutsche ist viel kälter und gröber. Das kann man gleich erleben, wenn man aus Oesterreich nach Bayern und Schwaben kommt. Slavischen Ursprungs ist dann auch bei den Wienern die Oberflächlichkeit, die Scheu vor allem Tiefen und die ihr entsprechende sanguinische Lustigkeit, die Abwesenheit des Ernstes, die Scheu vor allem Ernsten und Tiefergreifenden.

Man darf aber auch nicht vergessen, daß die Wiener schon seit ein paar Jahrhunderten zu dem, was sie jetzt sind, von ihrer Regierung förmlich eingeschult wurden. Nachdem die reformatorische Bewegung in Oesterreich unterdrückt war, man die Protestanten mit Dragonaden bekehrt und mit Hunden in die Messe gehetzt hatte, ließ man die nachwachsende Generation höheren Standes durch Jesuiten, niederen Standes durch Capuziner systematisch zu Servilismus und Bigotterie erziehen und ersetzte ihr, was sie an Ernst verlor, durch Spaß, und die verlorene Wahrheit durch theatralische Täuschung. Alle Bibeln waren officiell verbrannt worden, alle Wissenschaften, die auf protestantischen Universitäten blühten, wurden von Wien fern gehalten. Die Menschen sollten nicht nachdenken dürfen, aber sich sinnlich gütlich thun, Spaß haben und Spaß machen. Kein großer Denker war in Oesterreich geduldet, aber Leute, die Tanzmusik machten und Comödie spielten, wurden gut bezahlt. So war Wien schon vor fast 200 Jahren beschaffen in der Zeit des Pater Abraham, des Stranitzki 2c., so fand schon Lady Montague die Wiener „Gesellschaft“ in der vollen Blüthe gemüthlicher Unzucht. In Glück oder Unglück der Monarchie blieb dieser Wiener Charakter sich immer gleich. Man aß und trank, liebte, tanzte und lachte fort, ließ die größten Weltereignisse vorübergehen, spaßte auch noch im Unglück und machte über alles, was mit einer gewissen Heiligkeit, Ernsthaftigkeit und sogar Schrecklichkeit an Wien herantrat, doch immer nur schlechte Witze.

Das vorliegende Buch ist ein treuer Spiegel des heutigen Wiener Lebens. Frommen Söhnen und keuschen Töchtern möchten wir es nicht zu lesen geben, aber wahr ist es durch und durch. Hier nur einige besonders charakteristische Proben.

Aus dem Wiener Jokeyklub Gespräche: „Tschau! — Tschau! — Gestern beim Wettrennen gewesen? —

Natürlich! — Brauner von Esterhazy — magnifique! — Superb! Aber Apfelschimmel von Kinsky noch superber. — Hm? — Hm! — Tschau! — Tschau!"

„Den Baron gesehen? — Oui! Mit Arabella gefahren. — Arabella? Schönes Pferd, ja? — Pferd? Ha, ha, ha! Pferd! Mon cher, kennen die reizende Arabella nicht? War doch neulich im Volksgarten! Die — na, die Schwarze, die neben dem französischen Botschafter saß! He? — Ah die — pardon! Weiß schon! Feines Kind, auf Taille! — Hä! Hä! Nicht wahr?"

„Morgen Regatta, mon ami! — Hm! Kann nicht dabei seyn! — Hm? — Soiree bei der kleinen Gräfin. — Ah! Das ist freilich etwas Anderes! Aber der Kerl von Banquier? — Hm! Der zahlt. Er schmiert und ich fahre. — Guter Witz! Verteufelter Einfall! Also doch Regatta! — Hm? — Hm!"

Die Spazierfahrt eines Herrn Baron. „Um sechs oder sieben Uhr ist die Arbeit des Speisens vollendet. Der Wagen wartet schon vor dem Portale. Der Baron fährt nun in den Prater! Wie wohl thut diese Fahrt. Wie kühlt sie den erhitzten Kopf! Wie schüttelt sie die Glieder! Und an pikanter Unterhaltung fehlt es auch nicht! Fahren doch die hohen und höchsten Herrschaften der Reihe nach in den Prater!' Und dazwischen kutschirt ein über Nacht reich gewordener Banquier, ein Zeitungsredacteur, eine Schauspielerin, eine vornehme — Buhldirne! Manchesmal führt der Herr Baron auch seine kleine Baronin aus! Früher täglich — jetzt manchesmal. Sie ist ihm schon etwas langweilig. Aber — er kann sich von ihr nicht losmachen. 's ist das eine fatale Geschichte! Erzählen wir sie lieber nicht! — Obwohl der Baron mit ihr nicht verheirathet ist, so ist er ihr doch — — nicht treu! Man erzählt sich, daß er mit einer sehr hübschen Dame, freilich gehört sie zur demi monde, aber wie gesagt! sie ist sehr hübsch — vor einiger Zeit eine Reise nach Oberösterreich machte. In Gmunden und Ischl stellte er sie überall als seine Gemahlin vor — zum größten Vergnügen einiger Herren, die sie ‚vom Graben' her kannten. Brrr! — Uebrigens ist es sehr anmaßend von der kleinen Baronin, über dieses Geschichtchen die Nase zu rümpfen. Was ist sie mehr, als jene Dame der Halbwelt? Sie ist ja auch nicht seine Frau! Und wollte man erst die Geschichte mit dem Husarenrittmeister — na, lassen wir das!"

Aus den Restaurationen, „in denen gesungen wird! Fräulein Mansfeld und die Fiaker-Milli! Patriotischer Stolz schwellt unsere Brust. Wir können sagen: ‚Auch wir haben unsere Theresa! Ja und mehr. So ‚fesch' ist die Pariser Theresa gewiß nicht, wie die Fiaker-Milli, die selbst von einem Gemeinderath, einem ‚Vater der Stadt' besungen worden ist. (Keine Erfindung!!) — So rückhaltlos — (ich wollte schon wieder etwas Anderes sagen!) ist die besagte Pariser Bänkelsängerin sicherlich auch nicht, wie die Mansfeld. Lustige Wiener selbst sagen in Bezug auf sie: ‚Na, da hört sich schon alles auf!' Und das ist wahr! — — — Für den Fremden wird es immerhin eine seltsame Studie seyn, irgend eine Volkssängergesellschaft aufzusuchen. Was mich betrifft, so zieh' ich den ‚Praterwurstl' all diesen bänkelsängerischen Berühmtheiten und Vorstadttheatergrößen vor. Er ist zwar nicht tolerant, denn er schlägt mit Vorliebe die Juden todt — aber denen thut's nicht weh und die Zuseher haben doch eine unschuldige Freude daran."

Vom Maskenball. „Jener gelbseidene Domino ist gewiß die ‚Wolter!' Ach, wie wichtig ist es doch, zu wissen, ob sie es ist oder nicht? Mehrere hohe Herren scheinen ihr Leben daran setzen zu wollen, es in Erfahrung zu bringen. Nun, nun! Ich denke, davon hängt das Heil Oesterreichs denn doch nicht ab! — Mit welchen Größen man hier zusammen ist, — man könnte sich fast Etwas darauf einbilden — wenn man diese Auszeichnung nicht mit jedem theilen müßte, der zwei Gulden auf eine Eintrittskarte wenden mag — und der einen schwarzen Frack besitzt! Welch' ein Glück! Jetzt tritt mir ein Minister — 's ist freilich nur ein Bürgerminister! — auf den Fuß, jetzt versetzt mir ein Gesandtschaftsattachée einen Rippenstoß; hier strauchle ich über die klafterlange Schleppe einer Theaterprinzessin, da komm' ich unwillkürlich mit der Fracktasche eines Finanzbarons in Berührung. — Was will man denn von einem Maskenball? — Sie lachen? — Nun, dann muß ich doch meinen Freund, den Herrn von Rumpelmaier zu Rathe zieh'n! Er ist ja ‚incognito' im Dianen- und Sofienbad, im Theater an der Wien, in den Blumensälen, beim Schwender und Sperl — ja, wenn ich nicht irre, sogar in der Währingergasse in irgend einem verrufenen Locale gewesen, wo selbst der Polizeicommissär manchmal einschreiten muß — im Interesse der öffentlichen Sicherheit — ich habe nicht gesagt: Sittlichkeit! Denn das wäre zu lächerlich! — Tanzt doch die Gallmeyer auf der Bühne Cancan? Und da weiß man doch nicht immer, wer zuschaut. Auf dem Maskenball aber — da weiß man's!' — ‚Ja da weiß man's.' — Herr von Rumpelmaier meint offenbar: ‚Den Besuchern eines Maskenballes schadet es nicht mehr!' Prüderie wäre an solch einem Orte lächerlich. Das ist grade so, wie wenn die Pri-

madonna des Karltheaters singt: ‚Aber ich könnt' verdorben wer'n!' Ha, ha, ha!! — Was ist ein Debardeur? — Ein leichte Dirne, in Faltenhemd und seidenen Höschen, mit Halblarve und keckem Lockenköpfen. Ein Geschöpf, das sich amusirt, indem es andere neckt, das wie ein Böcklein springt und wie ein Lämmlein weidet — auf fremder Wiese. Sprichst du den Debardeur an, so sagt er: ‚Willst du meine Adresse?' — Oder: ‚Zahlst du mir ein Gefrornes?' Oder: ‚Soupiren wir mitsammen?' Manchmal gehen dem noch andere, scherzhafte, boshafte, selbst witzige Bemerkungen voran, aber darauf kommts nicht an! Willst du mit diesen Dingerchen ‚anbandeln', dann ‚thu Geld in deinen Beutel!' Darauf kommt's an. — Im ‚Gemüthlichen' — ja, da ist's wirklich recht gemüthlich! Hier lösen sich alle Bande. Man trinkt Bier und ißt ‚Würstel mit Krenn', man lacht und scherzt und kos't. — ‚Und da hier die Scham nun nicht weiter gebeut...' so — ja so kann man allerlei Gruppen sehen, die an die berüchtigte Photographie erinnern, welche den großen Alexander Dumas darstellt mit seinem — Schooßkinde, der Miß Adah Menken!!"

Aus dem Geplauder eines Wiener Bürgers: „‚In Wien stiehlt Alles! sagt er. Nicht blos die Raizen und Rastelbinder — das sind noch die ehrlichsten von Allen, sagt er. — Nur draußen in der Vorstadt, aber auch da nur in der alleräußersten, gibts noch ein bissel Ehrlichkeit, sagt er! Ganz verlassen können's ‚Ihnen' blos auf die Ungarn. Sonst stiehlt in Wien Alles... Die Raizen stehlen, weil sie's brauchen... Die Italiener stehlen, weil sie die Ehrlichkeit für einen Mangel an Geist halten... Die Böhmen stehlen, weil sie so wißbegierig sind... Die Polen, nehmen Sie mir's nicht übel, die stehlen auch. Aber die schlechteste Nation sind in diesem Punkt die Deutschen! die stehlen aus dem ganz gemeinen Grund, dasjenige, was Andern gehört, lieber selbst haben zu wollen.' Wenn er nun erst die saubere Geschichte vom ‚Rudolfsspitale' gehört hätte! Da haben sie's en gros betrieben. Da haben sie gleich eine halbe Million gestohlen! Die Bauleitung hat's verstanden. Na ja! Und der Minister hat beide Augen zugedrückt. Jam kennimus! ‚Waß ma's eh! Ha, ha, ha! Es war freilich in der Sistirungsperiode! Jetzt kommt so Etwas nicht vor! O nein! — Schmeckt Ihnen das ‚Liesinger' — oder das ‚Hütteldorfer' oder das ‚Jedleseer'? Ja so, Sie trinken Wein. Ein Schöpple, nicht? Oder ein ‚Näpfchen'? Sehen Sie, wir haben sie Alle nach einander umarmt, die Schwaben, die Bayern, die Sachsen! Die Preußen — nein! von denen mag ich nichts reden, wenn auch der Bismarck ein ‚gescheidter Kerl' ist. Ja, das ist er; aber das ist der Napoleon auch. Und der Cavour war es auch! Wir haben wenigstens das Eine, daß wir ehrlich sind. Helf Gott!"

Von den Juden: „‚Wien wimmelt von Juden.' — ‚Wien ist das Eldorado der Juden — das neue Jerusalem.' — ‚Die Juden haben uns Alle im Sack.' Alle großen Geldgeschäfte, die Börse, die Presse, der Handel — ja sogar die Musik — sie sind in den Händen der Juden. Ganze Stadttheile, wie die Judengasse, Seitenstettnergasse, den Salzgries in der innern Stadt, fast die ganze Leopoldstadt haben sie besetzt. Sie vermehren sich, wie die Sterne am Himmel, wie der Sand am Meere. Bald werden die Christen in Wien nur mehr sporadisch vorkommen. Ach, diese Juden! Sie bewohnen die prächtigsten Paläste, sie fahren in den glänzendsten Equipagen! Baden und Vöslau sind ihre Villegiatur und — ja was gehört den Juden nicht? Das Reich Israel hat sich wieder erhoben und wir Christen sind demselben unterthan.' — Darin stimmen die meisten Christen, auch wenn sie dies nur dem Namen nach sind, überein, daß sie ‚die Juden nicht leiden können.' Grade diejenigen, welche den Mund voll nehmen mit ‚Toleranz' und ‚Allgemeine Gleichheit' und ‚confessionsloser Staat' und was dergleichen Schlagwörter mehr sind, sie sind oft im Herzen die erbittertsten Feinde der Juden. Aber sie haben nicht den Muth, es zu sagen. Sie wollen nicht ‚gegen den Strom schwimmen!' Es gehört jetzt zur Bildung, ein Freund der Juden zu seyn. Denn man kann doch nicht wissen — ob man nicht einmal in die Lage kommt, die Hülfe eines Juden in Anspruch nehmen zu müssen. Auch könnte Einem so ein jüdischer Literat leichtlich in einer Zeitung Eines versetzen. Und das wäre schrecklich. Es hieße, man sey nicht liberal."

Portrait eines Wiener Literaturjuden: „Man kann sich keinen zudringlicheren, arroganteren, lästigeren Gesellen denken, als solch einen Judenjüngling, der den Harry Heine gelesen hat und das ganze Menschenpack aus der Vogelperspective seiner Geisteshöhe betrachtet. Der Wiener sagt von solchen aufgeblasenen Leuten: ‚Das möcht' ich seyn, was der zu seyn sich einbildet!' Unser Harry der Zweite ist eigentlich noch viel geistreicher und witziger, als Harry der Erste, der das Judenthum in die Literatur eingeführt hat. Harry der Zweite ist ein Ideal. Ein wahres Ideal! Schon sein Aeußeres ist sehr bedeutend — am bedeutendsten natürlich die kühn gebogene Nase, welche sehr viel Aehnlichkeit mit einem Adlerschnabel hat. Kleine stechende, dunkle Augen unter buschigen Brauen, ein großer

Mund mit etwas schadhaften Zähnen, ein fahler Teint, ein tüchtiger Lockenschopf, wie er bei den Negern in der Mode ist, Säbelbeine und Plattfüße, das sind die einzelnen Factoren der ‚interessanten Erscheinung‘. Natürlich ist Harry der Zweite ein unwiderstehlicher Don Juan.“

Portrait eines jüdischen Geldmanns: „Absalon Schnofeles ist einer ganz kleinen Judengemeinde entsprossen, die in einer unbedeutenden Provinzialstadt sich gebildet. Die Mitglieder dieser Gemeinde sind meist arme Teufel, Hungerleider, die vom Hausirhandel, von Schacherei im kleinsten Maßstabe leben. Sie gehören eben in die Classe der bekannten ‚Winkeljuden‘. Nur Einige unter ihnen haben sich zu Inhabern von Schnapsboutiquen und zu Mauthpächtern emporgeschwungen. Absalon ist der Sohn eines ‚Winkeljuden‘, der in den umliegenden Dörfern sein ‚Nix zu handeln!‘ vernehmen läßt. Der Gewinn, den die gekauften und wieder verkauften Hasenfelle, alten Beinkleider, zerrissenen Stiefel, verbogenen Eisenstangen und anderes ‚Geraffel‘ abwerfen, ist nicht groß genug, um den kleinen Absalon, der einer Kaulquappe viel ähnlicher sieht, als einem Menschenkinde, vor Hunger zu schützen. Trotz alles Elends wächst der Kleine doch heran, und wenn seine körperliche Entwicklung auch eine sehr geringe ist, so entfalten sich seine Geistesgaben hingegen im reichsten Maaße. Mit acht Jahren liest er schon die hebräische Bibel und singt im Bethause zur Freude des ‚Schächters‘, der sein Protector ist. — Er wird von seinem Protector, dem Schächter, an ein jüdisches Handlungshaus empfohlen, und nachdem er, auf diese Empfehlung sich stützend, dem Principal des Hauses sich dreihundertfünfundsechzig Mal vorgestellt hat, wird er diesem so zuwider, daß er ihm eine kleine Anstellung in seinem Bureau gibt. Nun ist das Glück Absalons gemacht. Er ist ein unerträglicher, zudringlicher, schmutziger Geselle, aber fleißig, wie Keiner, ausdauernd, verläßlich, brauchbar. In Folge dieser Eigenschaften steigt er von Stufe zu Stufe und wird seinem Herrn bald unentbehrlich. Er spart, sammelt, speculirt, wird reich. Früher hätte er, wie man sagt, eine Laus um des Balges willen geschunden, nun wird er splendid. Er führt ein großes Haus, hält Pferd und Wagen, hat eine Loge im Theater. Sein Reichthum mehrt sich von selbst. Vierzig Jahre alt, ist Absalon Schnofeles ein reicher Mann. Ja so, Absalon Schnofeles sag' ich. Er hat längst seinen Namen in ‚Güldenthal‘ verwandelt; nun kauft er sich ein ‚von‘ und nennt sich Baron. Es lebe der Baron Güldenthal! Gottes Segen bei Güldenthal!“

---

## Bibelkunde.

**Geschichte der Vulgata von Dr. Kaulen, Mainz, Kirchheim, 1868.**

Unter der Vulgata versteht man die von der römischen Kirche ausschließlich anerkannte lateinische Uebersetzung der Bibel, die vulgäre. Hier erhält man eine ausführliche Geschichte ihrer allmäligen Entstehung. Der hebräische Text des alten, der griechische des neuen Testamentes wurde schon früher in die Hauptsprache des römischen Reichs, die lateinische, übersetzt, noch genauer vom h. Hieronymus. Als Karl der Große Reich und Kirche ordnete, ließ er durch den berühmten Alcuin auch diese verbessern. Da indessen durch die Abschreiber schon der ältern hebräischen und griechischen Testamente, so auch der lateinischen Uebersetzungen viele Fehler verschuldet worden waren, ging zuerst von den Cisterziensern eine Vergleichung aller Varianten und Vereinigung des Textes aus. Doch war der Spanier Martini im 13. Jahrhundert nicht damit zufrieden und setzte seine Uebersetzung jenem Text entgegen. Als im 15. Jahrhundert die Renaissance aufkam, machte Laurentius Valla wieder eine neue, elegante Uebersetzung in classischem Latein, aber der classische Sprachgebrauch entsprach nicht dem Geist der h. Schrift. Eine bessere war die des Erasmus, die weit verbreitet wurde. Auf dem Concilium zu Trient stellte endlich eine Commission eine Vulgata her, deren sich die römische Kirche von nun an ausschließlich bedienen sollte und die ausdrücklich nicht versio, sondern editio genannt wurde, was in sehr charakteristischer Weise mit allen übrigen Anmaßungen des neukatholischen Romanismus zusammenstimmt. Der Herr der Kirche war damals nicht mehr Christus, sondern Philipp II., der auch mit der meisten Energie die ausschließliche Geltung der neuen Vulgata durchführte. Dennoch wurde sie noch zweimal unter Sixtus V. und Clemens VIII. verbessert. Der Herausgeber billigt S. 457 den Satz, daß wenn die richtige Leseart einer Bibelstelle nicht auf wissenschaftlichem Wege gefunden werden könne, die Entscheidung darüber nur dem Kirchenoberhaupt zustehe, er schränkt diesen Satz aber durch die kleine Bemerkung ein, vorher müßten alle wissenschaftlichen Mittel erschöpft seyn.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, | N° 92. | 17. November 1869.

## In Kirchensachen.

1. Zeugniß eines evangelischen Geistlichen über Gottes Werk in unsern Tagen. Von Dr. Ernst Gaáb, Pfarrer. Heilbronn, in Commission von Scheurlen, 1869.

Ein kleines, geistvoll geschriebenes Buch, von sehr ungewöhnlichem, eigenthümlichem Inhalt.

Durch folgenden Ueberblick werden wir einigermaßen orientirt. „Die Kirche hat im 2. und 3. Jahrhundert unter der Leitung der Bischöfe zwar treu die Ueberlieferung der Apostelzeit bewahrt, und gegen grundstürzende Irrthümer wie Gnosticismus und Arianismus tapfer angekämpft, und hat im bischöflichen Amt ihr wesentlich Zugehöriges sich erhalten, aber nicht die Geistesfülle der Urzeit, sie ist seit Constantin Staatskirche geworden, hat dadurch ebensoviel gewonnen, als verloren. Wohin die Kirche als Staatskirche kommt, davon zeugt der Zustand der griechischen Kirche bis auf diesen Tag. Als römisch-katholische Kirche hat die Kirche versucht, das Verlorene, ihr wesentliches Einheitsorgan wieder zu gewinnen, hat wenigstens mit Recht ihre Selbständigkeit gewahrt. Aber sie hat im Papstthum eine Usurpation an die Stelle des nur Aposteln gebührenden universellen Kirchenregiments gesetzt. Kein Bischof, also auch nicht der Bischof von Rom hat apostolischen Beruf. Sie hat die Herrlichkeit des zukünftigen Reichs anticipiren wollen. Sie hat mit dieser Welt gebuhlt, dies ist Babel. (Offenb. 18. 9.) Die Reformationskirche brachte der Christenheit Segen, sie ist ein Fortschritt zum Besseren, was Lehre und inneres Leben betrifft. Aber sie war doch überwiegend ein nach menschlicher Einsicht, nach bestem Wissen und Gewissen unter dem Drang der Nothstände vollbrachtes Werk. Was den Reformatoren fehlt, ist die ausdrückliche und unmittelbare Berufung von Gott, welche sie daher auch ihren Gegnern nicht nachweisen konnten. Bei allen gewiß freudig anerkannten Vorzügen der Reformation fehlte doch viel, daß die Kirche wieder in ihren normalen Stand wäre hergestellt worden. Wir rühmen uns der Reformation. Wohin wir aber trotz aller Segnungen der Reformation in 300 Jahren gekommen sind, zeigt die unbefangene Betrachtung der Gegenwart. Diese Uebel stammen zum Theil aus dem Reformationszeitalter, das sich vielfach in die dem römischen entgegengesetzten Extreme verlief. Verfall der kirchlichen Auctorität, dort die Kirche an Christi Statt, hier Christus allein ohne Kirche, dort starre Einheit, hier Verlust jedes einheitlichen Kirchenregiments, dort wider Röm. 13. Nichtachtung der Obrigkeit als göttliche Ordnung, hier Summ-Episcopat des Fürsten und Staatskirche."

„Die protestantische Kirche hat den Altar, das Priesterthum und das Opfer verloren. Die Gemeinden sind stumm und passiv geworden. Die Stimme des h. Geistes wird nicht mehr gehört in unsern Gottesdiensten. Unser Cultus ist nicht viel mehr, als einst die missa catechumenorum war. Die Abendmahlsfeier, ein wesentliches Element der missa fidelium tritt in Stadt und Land über Gebühr zurück. Es fehlt die rechte Werthschätzung des Sacraments. Die Predigt überwuchert und überwältigt die andern Cultustheile. Die Anbetung Gottes, dieser Haupttheil des neutestamentlichen Cultus, tritt in dem Bewußtseyn der Geistlichen und Laien zurück. Die Feier der Eucharistie ist in die Communion verkürzt, das Lehrhafte, das subjectiv Menschliche überwiegt. Die Kirche wird zur Schule gemacht oder zum Auditorium und die Persönlichkeit des Predigers tritt ungebührlich in

den Vordergrund. Mit Beziehung auf dieses Ueberwiegen des Lehrhaften, der Unterweisung, des Unterrichts in den protestantischen Gottesdiensten konnte Döllinger dieselben Sonntagsschulen nennen. Es ist etwas Wahres an diesem Vorwurf, obschon die religiöse Unwissenheit, wie sie vielfach in römischen Kreisen sich findet, kein Vorzug der römischen Kirche wird genannt werden können."

Am schärfsten erklärt sich der Verfasser gegen die jüngste Anmaßung, die Angelegenheiten des Glaubens und der Kirche von Plebisciten abhängig zu machen. „Die Geschichte hat auch ihre Ironie. Diese Ironie liegt darin, daß grade zu der Zeit auf das allgemeine Priesterthum so sehr Gewicht gelegt wird, wo die Christenheit den Charakter und das Gepräge des allgemeinen Priesterthums so allgemein verloren hat. Daher kommt man auf diesem Wege immer mehr zu Volkskirchen auf demokratischer Grundlage, und wird nicht in Württemberg schon jetzt mehr als gut ist, den Laien eingeräumt? nicht nur in Presbyterien und Synoden und im Kirchenregiment selbst, sondern auch in den Gemeinschaften, in den freien Vereinen u. s. w.? wohin sind wir auf diesem Wege gekommen? An dem kirchenmacherischen Treiben gehen die Worte des 127ten Psalms v. 1, 2: wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen, in Erfüllung. Denn principiell verkehrt ist die Ansicht, daß Menschen im Hause des Herrn schalten und walten dürfen nach Gutdünken. Eben so irrig ist die Ansicht, die Kirchenverfassung, d. h. die Organisation der Kirche sey ein Adiaphoron. Wollte man auch sagen, um individuell selig zu werden, worauf sich unser religiöser Individualismus so gerne beschränkt, sey Einheit des Kirchenregiments und Einheit des Cultus nicht erforderlich, so ist beides doch kein Adiaphoron, d. h. keine gleichgültige unwesentliche Sache für die Kirche als solche."

Diese scharfe Kritik trifft durchgängig zu. Die Krankheit wäre richtig genug erkannt, aber wie will der Verfasser sie heilen? Durch die Gaben des Geistes, antwortet er, welche durch das „Werk Gottes", d. h. den Irvingianismus erneuert worden sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sich der Verfasser noch deutlicher darüber ausgesprochen hätte. Niemand wird zweifeln, daß eine neue Heiligung, eine neue Ausgießung des h. Geistes über die Gemeinde das souveränste Mittel wäre, um alle Mißbräuche, alle Spaltungen in der Kirche und den Abfall von ihr zu verhüten. Aber wo soll diese Heiligung herkommen? Der Verfasser glaubt, die Gaben des Geistes gehörten nicht blos dem Urchristenthum an (S. 70), unter ihnen steht aber die Wundergabe oben an und wo geschehen noch Wunder? Verstehen wir den Verfasser recht, so deutet er auf S. 69 an, die Gabe inhärire dem Amte. Das führt aber zu weitern Fragen über die Competenz dessen oder derer, die zum Amt berufen. Wir gestehen gern unsere Unwissenheit ein in Bezug auf die Bürgschaften, welche der Verfasser in petto haben mag, die aber sein Buch nicht enthält. Sollte die Extase einzelner Individuen als Flammenzunge des h. Geistes angesehen werden, welche dictiren dürfe, wem das apostolische Amt gebühre, so müßten wir bedauern, uns zu noch weitern Fragen in Bezug auf die Identität jener Orakel mit dem wirklichen h. Geist veranlaßt zu sehen.

Wir haben bisher gemeint, man müsse die Christenheit mit dem großen Christoph vergleichen, die christliche Lehre mit dem Stabe, auf den er sich stützt, indem er durch die Fluth der Sünden waten muß, und die himmlische Verheißung mit dem Christkinde, das er auf der Achsel trägt. Aus dieser Vergleichung glaubten wir schließen zu müssen, daß das Christenthum nie aus der Arbeit, aus dem Kampf mit der Sünde herauskommen wird bis ans Ende der irdischen Zeit. Wir legen dabei nicht das größte Gewicht weder auf die Lehre und Predigt, noch auf die sacramentalen Apparate, an die sich so viel Mißbrauch geknüpft hat, sondern auf den Wandel, auf die Nachfolge Christi in Thun und Lassen. Wären die Gaben des Geistes in entsprechender Fülle vorhanden, wie sie es nicht sind, so wäre das Reich Gottes schon in dieser Welt fertig, ist aber bekanntlich nicht von dieser Welt. Wir sind zur Prüfung hier, nicht zum Genuß.

Der Verfasser hat sehr Recht, wenn er bemerkt, er wisse wohl, daß seine Lehre nicht leicht Eingang finden werde, nicht einmal in seinem noch durch alte Frömmigkeit ausgezeichneten Heimathlande. „Ist nun unter diesen Umständen eine Sympathie für den wiederhergestellten Cultus der Kirche in seiner rechtmäßigen Gestalt und ursprünglichen Herrlichkeit zu erwarten? Es kann dies bezweifelt werden. Denn wir verhehlen uns nicht, daß unser württembergischer Cultus zum Theil in seiner concreten Gestalt ein Product des Volksgeistes ist, er entspricht der Innerlichkeit, schlichten Einfalt, der Formlosigkeit und dem Individualismus dieses Volksstamms. Prälat Hauber spricht es offen aus, daß er mit den Principien unseres Cultus einverstanden ist. Es mag auch fernerhin das Recht der Localgemeinden, überhaupt das Recht der Gemeinden ihre Traditionen zu bewahren gelten; wenn wir nur mit andern Landeskirchen eins

im Glauben und der Lehre bleiben, ist das Uebrige nicht so wichtig, ein Adiaphoron, daraus man niemand ein Gewissen machen soll. Es wird auch darauf hingewiesen, daß für Cultusänderungen wenig Sympathie in unserem Volke zu finden sey. Früher hieß es Roma locuta causa finita! jetzt ist die Sache entschieden, wenn sich das Volk in kirchlichen Dingen ausgesprochen hat. Indessen kennen wir nun etwas Vollkommeneres als Recht und Brauch der württembergischen Landeskirche, und wir finden hier auch hinsichtlich des Cultus das Vollkommene, das an die Stelle des Unvollkommenen, wie es unter dem Einfluß der Kirchenspaltung, unter rationalistischen und pietistischen Einwirkungen sich in concreto gestaltet hat, treten soll. Verfasser will hier keine Theorie des Cultus geben. Mit Cultustheorien ist es nicht gethan. Mit Recht sagt Prälat Hauber: ‚Es gibt am Baum keine Blätter als aus neuem Safttrieb. Von fremden Blättern angeklebte können nur welken.‘ Dies trifft die Versuche die Ergebnisse liturgischer Forschungen und wissenschaftlicher Cultustheorien, so richtig sie auch seyn mögen, in das Gemeindeleben einzuführen. Geschieht dies nur auf menschliche Auctorität hin, so ist es ein unbefugtes Handtieren und Experimentiren im Hause des Herrn. Dies trifft aber nicht die apostolischen Gemeinden. Der alte Stamm der Kirche hat frischen Saft und schlägt nochmals aus und treibt auch von innen heraus die schöne Blüthe des in seinen wesentlichen Elementen, ohne confessionelle Einseitigkeit wiederhergestellten Cultus der Kirche. Verfasser kann es bezeugen, wie lieblich und herzerhebend diese Gottesdienste sind.“ Wir würden gern mit ihm durch sein Fenster die liebliche Aussicht sehen, finden aber den Laden noch verschlossen.

Das geistvolle Gleichniß vom Baume mit seinen frischen Blättertrieben läßt sich auch auf unsere neueste nationale Politik anwenden, nämlich auf die fast komische Rivalität der einzelnen Volksstämme mit der ganzen Nation. Der Zweig hat recht, wenn er die Blätter, die auf ihm wachsen, die seinigen nennt, aber auch der Baum hat recht, wenn er sagt, durch euch Zweige alle geht doch mein Saft allein und treibt alle eure Blätter heraus.

---

2. Ueber evangelische Kirchenverfassung, ihr Wesen, ihre Geschichte und ihre nothwendige Fortbildung in der Gegenwart. Von Hermann Krummacher, Pastor. Gotha, Perthes, 1869.

In dieser kleinen, sehr besonnen abgefaßten Schrift wird kurz auseinandergesetzt, aus welchen damals natürlichen Gründen im lutherisch gewordenen Deutschland die bischöfliche Verfassung nicht beibehalten werden konnte wie in England und Scandinavien. „Einmal nämlich zeigte sich in Deutschland die hohe Prälatur durchaus der Reformation entschieden feindlich; sodann standen fast alle deutschen Bisthümer unter der Garantie des Reiches, und daher lag es nicht in der Hand der deutschen Territorialherren, ‚die römischen Bisthümer aufzuheben und protestantische an ihre Stelle zu setzen, wie das in den souveränen Ländern Dänemark und Schweden geschehen war. So scheiterte der von Melanchthon namentlich mit Vorliebe gehegte Plan einer bischöflichen Gestaltung des Kirchenregiments an dem Widerstand der Hierarchie gegen das Evangelium und an politischen Schwierigkeiten. Da der Episcopat den Dienst versagte, so mußte das Kirchenregiment an eine andere Stelle verlegt werden. In Hessen nahm man unter dem Einfluß Lamberts von Avignon einen Anlauf zu jenem synodalen Kirchenregiment, wie es nachher in den calvinistischen Ländern zur Nothwendigkeit wurde. Allein dieser Versuch scheiterte in der Geburt, ohne Zweifel darum, weil er der Natur der derzeitigen deutschen Verhältnisse nicht entsprach. — In Sachsen setzten die Landesfürsten als Nothbischöfe Consistorien ein, aus Juristen und Theologen bestehende kirchliche Behörden; andere Länder folgten nach, und so geschah es, daß in den deutschen Territorien das Kirchenregiment nach und nach in die Hände der Landesherren kam, und in ihrem Namen von Consistorien verwaltet wurde.“

Weiter wird ausgeführt, daß wenn auch die Neuzeit in der evangelischen Kirchenverfassung Aenderungen und Besserungen verlange, dies doch keineswegs zu der völligen Trennung von Kirche und Staat führen dürfe, denn diese „entspricht nicht dem Geiste des evangelischen Protestantismus. Die Kirche hat nach protestantischer Grundanschauung mit dem Staate zur christlichen Versittlichung des Volkslebens zusammenzuwirken. Die Kirche ehrt den Staat und hilft ihm bei Erfüllung seiner sittlichen Aufgaben. Der Staat schützt und pflegt die Kirche als seine Gehülfin und als ein heiliges nationales Gut. Dieses Verhältniß

freier Befreundung, in welchem für den Staat ein Schutz liegt gegen sittliche Verflachung und für die Kirche gegen hierarchische Verhärtung, hat geschichtlich in der Verfassung dadurch einen Ausdruck gefunden, daß den Landesherren, um ihrer Stellung im Staate willen, auch ein Antheil am Kirchenregiment zugefallen und eingeräumt worden ist. Aber allerdings, daß die Kirche nicht jeder Schwankung des politischen Lebens preisgegeben, oder gar zu einem Vehikel politischer Tendenzen gemacht werde, das ist für die Kirche ein unveräußerliches Recht und für den Staat ein Segen. Das landesherrliche Kirchenregiment evangelischer Fürsten ist also zwar zu conserviren, aber es ist verfassungsmäßig zu temperiren und auf das seiner Bestimmung entsprechende Maaß einzuschränken." Das soll nun geschehen durch Synoden und durch Betheiligung der Synoden bei der Wahl consistorialer Verwaltungsorgane. Um aber Ausschreitungen, sey es des Landesfürsten oder der Synoden vorzubeugen, solle das Kirchenregiment nicht im eigenen Namen, auch nicht im Namen der Majorität der jetzt lebenden Kirchengenossen, sondern im Namen und Auftrag der historischen Landeskirche verfahren und die Continuität der evangelischen Kirche mit ihrem Anfang, der Reformation, festhalten.

Der Verfasser glaubt S. 50, in der heutigen Zeit sey die Theilnahme von Kirchenältesten an den Synoden und die Wahl dieser Aeltesten durch die Gemeinde unumgänglich und auch ganz geeignet, die Synoden vor einem einseitig theologischen doctrinellen Charakter zu bewahren. Die Wahl bietet freilich manches Bedenken dar, damit nicht unchristliche Elemente in die Synoden eindringen.

Alles, was Herr Krummacher sagt, ist gut, nur sind damit die einmal vorhandenen, einander mannigfach widerstrebenden Meinungen und Interessen noch nicht ausgeglichen. In Bezug auf das Dogma bestehen noch so viele Unterschiede, daß, wenn man die historische Continuität festhalten soll, eine evangelische Union, die doch aus andern Gründen wünschenswerth ist, unmöglich wird. Diese dogmatischen Differenzen üben aber auch tiefgreifenden Einfluß auf das Kirchenregiment und seine Popularität oder Unpopularität. Das bewährt sich jetzt in der kirchlichen Opposition der von Preußen annectirten Provinzen, wie es sich früher schon im Kampf der lutherischen Kirche mit der Union bewährt hatte. Weder ein Oberconsistorium, noch ein Cultminister kann es denen recht machen, welche sich mit der Stellung einer nur geduldeten Sekte nicht begnügen wollen, sondern das Vorrecht einer herrschenden Landeskirche in Anspruch nehmen, während ihnen innerhalb des Gesammtstaates eine anders denkende Mehrheit gegenübersteht. Es ist kein Zweifel, daß sich hier auch der politische Particularismus einmischt und kleinliche Interessen dynastischer Sonderpolitik, die dem Gesammtinteresse deutscher Nation durchaus nur feindlich sind und mit dem Christenthum nicht das Geringste zu thun haben, sich hinter einer frommen Maske verstecken.

Man muß auch hier wieder daran mahnen, daß die gläubigen Protestanten in Deutschland, anstatt sich in die Scrupel der Continuität zu vertiefen und am Ende die miserablen Zeiten des Flacius und Heßhusius wieder heraufzubeschwören, lieber einig zusammenhalten sollten gegenüber dem mächtig das Haupt erhebenden romanischen Papismus und der slavischen Deutschfresserei. Das wahre Christenthum verbietet ihnen keineswegs, auch gute Deutsche zu seyn.

Die Zänkerei der Lutheraner nach Luther hat nur den Sieg des Tridentinums d. h. des Romanismus, und die erste schreckliche Ueberwältigung Livlands durch den Czaaren, d. h. durch den Slavismus zur Folge gehabt, und hat heutzutage die eben so schlimme Folge, daß einerseits die Staatsgewalt beim besten Willen, allen ihren Provinzialen gerecht zu werden, doch am Ende der geistlichen Anarchie ein wenig steuern muß, und daß andererseits die protestantischen Fortschrittsmänner der rückschrittlichen Continuitätschristen nur hohnlachen.



Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 93. 20. November 1869.

## Geschichte.

1. Mittheilungen des Vereins für Geschichte in Böhmen. VIII. Jahrgang. Nro. 3 und 4. Prag, Calve. Leipzig, Brockhaus, 1869.

Diese periodische Schrift gewinnt in neuerer Zeit an Bedeutung, sofern aus ihr Streiflichter auch auf den neuesten nationalen Conflict in Böhmen fallen. Panslavistische Geschichtschreiber schüren fort und fort den Haß der Slaven gegen die Deutschen zu lichten Flammen auf und benutzen dazu auch Darstellungen aus der ältern Geschichte. Die Slaven traten erst sehr spät ins Licht der Geschichte, aber grade die Dunkelheit, die über ihren Anfängen schwebt, ließ einigen Gelehrten der fanatisirten Slavenpartei Spielraum, Traumbilder an die Stelle der wahren Geschichte zu setzen. Und doch ist ihr Bemühen, den Slaven ein goldenes Zeitalter edler Gesittung und höherer Civilisation anzudichten, in den Augen jedes unbefangenen Geschichtkenners erfolglos, und würde gradezu irrsinnig erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß die Parteihistoriker absichtlich lügen und bei so rohen Völkern, wie es noch durchgängig die Slaven sind, keinem kritischen Gewissen und Bedenken begegnen, sondern der Lüge desto leichter glauben, je gröber sie ist. Längst haben uns die Zeitungen gemeldet, welchen historischen Unsinn ein slovenischer Abgeordneter in Laibach und andere bei der Ausstellung in Moskau von sich gegeben haben, als seyen die Slaven von jeher eine viel edlere, humanere und sogar gebildetere Race gewesen, als die Deutschen. Hier nun enthüllt uns Professor Constantin Höfler in Prag eine hübsche Garnitur von Lügen, die sich der alte Palacky, in neuerer Zeit der berühmteste Geschichtschreiber Böhmens, hat zu Schulden kommen lassen.

Die Wahrheit ist, daß die Slaven, von Osten her kommend, denjenigen deutschen Völkerstämmen nachzogen, welche zur Zeit der Völkerwanderung Rhein und Donau überschritten und sich ins römische Reich ergossen. Eine Zeit lang war ein großer Theil der Slaven dem Gothenkönig Hermanarich unterworfen, und als dieser den noch tiefer aus Asien vorstürmenden Hunnen auswich und die Gothen vorübergehend das oströmische Kaiserthum überschwemmten, kamen die Slaven unter die Herrschaft der Hunnen. Als auch deren Reich unterging und sich unterdeß das große deutsche Reich ausbildete, das byzantinische Reich sich wenigstens noch behauptete und auch das große arabische Reich von Süden her sich immer weiter ausdehnte, vermochten die Slaven trotz ihrer großen Zahl und weiten Ländererstreckungen doch kein großes Reich zu bilden. Im Westen wurden sie den Deutschen unterworfen (die slavischen Marken mit Mecklenburg und Pommern, Böhmen mit Mähren, Schlesien und der Lausitz, Oesterreich mit Steiermark, Kärnthen und Krain). Die schwachen Versuche eines mährischen und böhmischen Reichs mißlangen. Im Süden überschwemmten die Slaven zwar das byzantinische Reich, ein Theil von ihnen wurde aber Byzanz unterthan und nahm griechische Sprache und Kirche an. Andere Theile zersplitterten und bekämpften sich. Der Versuch eines bulgarischen Reichs mißlang. Endlich kamen alle diese s. g. Südslaven theils unter die Herrschaft der Ungarn, theils unter die der Türken. Die Croaten hielten zur römischen Kirche, der slavische Adel in Bosnien wurde muhamedanisch. Im Norden wechselten die Russen nur immer ihre fremden Herrn, ohne je aus der Sclaverei herauszukommen. Nach dem Abzug der Gothen und Hunnen machten sich Scandinavier unter Rurik zu Herrn des Wolgalandes und behaupteten sich, bis sie, durch Theilungen geschwächt, dem Mongolensturm erlagen.

Seitdem blieb das weite Rußland über zweihundert Jahre lang den Mongolen unterworfen und nahm mongolische Sitte an.

Von allen Slaven behaupteten die Polen allein eine nationale Selbständigkeit, aber vermochten nicht den Kern abzugeben, an den etwa die übrigen Slaven sich hätten anschließen können. Sie stützten sich auf das deutsche Reich und auf die römische Kirche, ihre Verbindung mit Lithauen und Ungarn störte aber wieder den Zusammenhang mit Deutschland, der für sie so nothwendig gewesen wäre. Als Vormauer gegen das mongolisirte Rußland hätten sie sich nicht in unsinnigen Kriegen mit Deutschland, dem deutschen Orden und Schweden erschöpfen sollen; denn dadurch gewannen die Russen Zeit, sich auf Kosten dieser aller auszubreiten. Wenn es wahr wäre, was Bogumil Goltz von den Polen gesagt hat, daß etwas Nobles, Ritterliches von südlichem Feuer in ihnen ist, was nie recht zu den einförmigen Ebenen, Wäldern und Sümpfen ihres nordischen Landes gepaßt habe, so müßte man sie mit den Spaniern zusammenhalten, aber diese Vergleichung ist ihnen nicht günstig. Der gothische Adel Spaniens hat seine abendländische Mission verstanden und erfüllt und in achthundertjährigem unermüdeten Kampfe den Islam aus Europa hinausgeworfen. Der slavische Adel Polens dagegen hat unter weit günstigern Verhältnissen seine abendländische Mission nicht begriffen und nicht erfüllt, sondern leichtsinnig und flatterhaft die Grenzwacht europäischer Cultur gegen Asien verwahrlost, seine ganze Kraft in innern Parteiungen zersplittert oder feindlich gegen die germanischen Nachbarn gekehrt, anstatt gegen Rußland, was allein ihm und ganz Europa gefährlich war.

Also waren die zahlreichen Slaven weder einig, noch fähig, auch nur ein großes und dauerndes Reich zu gründen, sondern wurden alle fremden Völkern unterthan. Die Erklärung davon ist nur im Nationalcharakter zu finden. Die Slaven waren nämlich von jeher im Gegensatz gegen die Romanen und Germanen in Europa, wie auch gegen Türken, Perser und Mongolen in Asien charakter- und systemlos. Nie ging aus ihnen ein weiser Herrscher und Staatengründer, Religionsstifter, Reformator, eine consequente und umfassende Gesetzgebung, ein genialer Geist in den Gebieten des Wissens, ein eigenthümlicher und edler Geschmack in dem Gebiet der Kunst hervor. Die Slaven haben immer nur zerstört, was andere Völker gegründet hatten, oder nur kümmerlich, geschmacklos und unbeständig nachgeahmt, was sie von andern Völkern lernen mußten. Niemals taugten sie, fremdes Recht anzuerkennen, wenn sie nicht mußten, und eigenes Recht mit Mäßigung zu gebrauchen. Von den ältesten Zeiten an haben sie gleich Wilden in ihren Kriegen alles zerstört, verbrannt, ohne Schonung eines Alters oder Geschlechts alles gemordet und zwar auf die grausamste Weise. Davon geben alle geschichtlichen Quellen übereinstimmend Zeugniß, wie Herr Höfler aufs gründlichste nachweist.

Hier nur eine Probe. Procopius berichtet: „‚Während des Gothenkrieges eroberte ein slavischer Kriegshaufen die große und reiche Seestadt Toperos mit List und metzelte fünfzehntausend Einwohner männlichen Geschlechtes nieder, verschonte aber damals Weiber und Kinder gegen alle frühere Gewohnheit; denn, sagt der Erzähler, bei den häufigen Einfällen in die christlichen Länder erschlugen diese Barbaren alle lebenden Wesen, die ihnen begegneten, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, so daß Illyrien und Thracien voll meistens unbegrabener Leichen lag. Sie tödteten aber die Menschen nicht mit Schwert oder Lanze, noch in irgend einer andern üblichen Weise, sondern steckten sie so lange mit Gewalt und Nachdruck auf spitzige Pfähle, bis sie den Geist aufgaben. Oder sie banden die Unglücklichen mit Händen und Füßen an vier in gewissen Entfernungen von einander im Boden befestigte Pflöcke und schlugen ihnen dann mit Keulen die Schläfe ein, wie man Hunde, Schlangen oder anderes Ungethüm abschlägt. Wieder andere verschlossen sie zugleich mit Rindern und Schafen und allem, was sie nicht fortschleppen konnten, in Hütten, und verbrannten sie ohne Barmherzigkeit. In solcher Weise tödteten die Slaven allzeit alle jene, die sie fanden.'"

So schildern schon römische und griechische Geschichtschreiber die Südslaven an der Donau, sächsische die Nordslaven zwischen Elbe und Oder, livländische die Russen. Die Russen Iwans des Schrecklichen hausten ganz so barbarisch wie die Südslaven des Procop. Und wer kennt nicht die Furie der Czechen zur Hussitenzeit? Auch im Frieden ist der Slave als Herr, wenn er sich noch so elegant kleidet, immer zu roher Willkür, Ungerechtigkeit und Barbarei geneigt. Wie aber der Slave sein Uebergewicht mißbraucht, so unterwirft er sich auch dem Fremden. Er ist von Natur, wie schon sein Name sagt, ein Sclave. Er kann sich an nichts anderes gewöhnen, als von andern unterdrückt zu seyn, wenn er nicht andere unterdrücken kann. In einem gesetzlichen Staate eigenes Recht mit den Rechtsgenossen brüderlich zu wahren, wie unter Romanen und Germanen, ist ihm fremd. Nicht einmal der herrschende Adel in Polen konnte es in dem Verbande aushalten, der jedem Ge-

nossen gleiche Rechte unter der Bedingung gleicher Pflichten gewährte. Leichtsinnig zerriß er ein solch unentbehrliches Band und verkaufte sich dem Ausland gegen die eigenen Stammes- und Standesgenossen. Derselbe Adel duldete kein freies Bürgerthum in Polen und ließ sich lieber von den sclavisch an ihn herankriechenden Juden betrügen, während ihm die Bauern leibeigen und rechtslos seiner Willkür unterworfen blieben. Wenn nun auch ganz kürzlich die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben ist, so frägt sichs immer noch, ob diese großmüthige Maßregel des Kaisers auf den slavischen Nationalcharakter richtig berechnet ist? ob freies Eigenthum und eine Gemeindeverfassung, wie unter Germanen und Romanen, für Slaven passen?

Herr Höfler hebt mit Recht hervor, wie viel die rohen Slaven durch die Berührung mit den Deutschen gewonnen haben, während sie in der Berührung mit Byzanz, mit Ungarn und Mongolen bei weitem nicht so viel Fürsorge fanden und ohne Rechtsgewährung und ohne Bildung in der Verschmitztheit der feinern byzantinischen, oder in dem Stumpfsinn und Schmutz der skythischen Sclaverei entsittlicht wurden. Insbesondere die Czechen könnten nicht genug dankbar seyn für die Vorzüge, die ihnen als deutschen Reichsgenossen zu Theil geworden sind. Aber sie hatten keinen Sinn für einen Rechtsstaat und für humane Bildung. Unvernünftig, stierwüthig zerstörten sie in der Hussitenzeit alle Werke der Deutschen in Böhmen, um in grenzenloser Anarchie zuletzt einander selber abzuschlachten. Und was thun sie heute? sie verwerfen abermals den deutschen Rechtsstaat, die deutsche Humanität und Bildung und stürzen sich in blindem Sclavensinn dem Czaaren zu Füßen, ohne auch nur daran zu denken, daß sie als Katholiken wie als Hussiten von vorn herein im russischen System proscribirt sind.

Der alte Professor Palacky hat in seinem letzten Buch über die Hussitenzeit diese Czechen glorificirt, als seyen sie von der ersten Zeit an, in welcher sie in die Geschichte eintreten, bereits ein viel edleres und gebildeteres Volk gewesen, als die Deutschen. Er weiß wohl, daß er lügt, aber er weiß auch, daß die unkritischen Dickschädel ihm alles aufs Wort glauben, und lacht insofern die gewissenhaften deutschen Geschichtschreiber aus. Wer für Panslavismus Propaganda macht, hat es unter den Slaven selbst bequem, denn sie nehmen nichts übel, was ihnen schmeichelt, wenn es auch noch so verlogen ist.

Herr Höfler folgt seinem Buche Schritt vor Schritt und widerlegt die darin vorgebrachten Unwahrheiten. „Da heißt es, ‚die Slaven waren von jeher nicht wie die Deutschen und Sarmaten ein eroberndes, kriegerisch-nomadisches Volk, sondern friedliebend, an feste Wohnsitze gewöhnt, dem Ackerbau, der Viehzucht den Gewerben und dem Handel ergeben.‘ (I. S. 57). Damit man es ja glaube, wird das friedliebend noch S. 58 und 60 wiederholt, und ebenso das ackerbautreibend, ja gesagt, daß der Pflug plub urslavisch in Wort und Sache von ihnen zu den Deutschen überging. Von ihnen hatten die Gothen den Namen des Brodes hlaib, chlieb angenommen,*) wo nicht gar Essen und Trinken gelernt. Nun ist aber Eines ungemein merkwürdig, das wir hervorheben müssen, ehe wir fragen, wo denn P. all' diese Kunde sich erholt habe; nämlich, daß diejenigen Völker, welche Viehzucht treiben, in der Regel nomadische und erobernde zu seyn pflegen; diejenigen, welche Ackerbau treiben, geschweige diejenigen, welche feste Wohnsitze haben, den Gewerben und dem Handel ergeben sind, nicht wandern, nicht erobern. Nach P.'s Theorie aber trieben die Slaven Viehzucht und waren doch nicht Nomaden; sie trieben Ackerbau, Handel und Gewerbe und wanderten doch aus, ja sie gingen also mit ihren Pflügen und Maschinen selbst auf Eroberung aus, namentlich den Erzvater Czech belästigt das ungeheure Gepäcke eines Ackerbau, Handel und Gewerbe treibenden Volkes ganz und gar nicht, sondern er wird durch eine Manipulation, welche Palacky seinen Lesern zu erklären schuldig geblieben ist, zum Kriegshelden und Eroberer, so daß der Historiker S. 70 ganz vergessen zu haben scheint, was er S. 57 im Orakelton verkündete.“

Es ist eine welthistorische Regel, daß sich an den Ackerbau das feste Grundeigenthum, der bleibende Wohnort, Vertrag der Nachbarn untereinander, Ordnung und Sitte, Gesetz knüpfen und unter Ackerbauern zuerst ein Staatswesen aufblüht, während Nomaden als herumstreifende Hirten oder Jäger nur zu größern Räuberhorden unter nur mehr militärischen Disciplin sich vereinigen, abgesehen von Hirtengemeinden, welche, wie in den Alpen, immer an demselben Orte bleiben. Das ist der alte Gegensatz ackerbauender Culturstaaten am Nil, am Euphrat und am gelben Flusse, die von noma-

*) In tho sizzenten zi muose, intfieng ther Heilant brot. Matth. XXVI. 26. versio francica. — Hlaif unsararana thana sinteinan gif uns himmadaga. Versio gothica. Matth. VI. 11. Ed. Schmeller 1827. Somit nicht hlaib, sondern hlaif, von der sonst ungegründeten Behauptung nicht zu reden. Wenn aber die Slaven so gut Brod zu backen verstanden, warum verschrieben sich noch später slavische Könige deutsche Bäcker?

bischen Wüsten- und Steppenvölkern umgeben sind, der uralte Gegensatz von Iran und Turan. Die Slaven nun gehören durchaus auf die Seite von Turan, wenn sie auch Unterthanen der Mongolen auf der schwarzen Erde des Wolgalandes und als Unterthanen von Byzanz in den fruchtbaren Gegenden der Balkanhalbinsel, im Sorben- und Wendenlande unter der Herrschaft der Deutschen Ackerbauer geworden sind.

Ferner ist notorisch, daß die Slaven alles, was ihnen heute Macht und Werth verleiht, den Deutschen zu danken haben, in deren Zucht oder mit denen sie wenigstens in Berührung kamen. „Hätte man sich nicht förmlich das Wort gegeben, den Deutschen nichts verdanken zu wollen, man müßte denn doch gestehen, daß das Schicksal der slavischen Völker, welche mit Byzanz in nähere Berührung traten, ein ungleich schlimmeres war, als das der Westslaven, welche allmälig in den Bereich des deutschen Kaiserthums hineingezogen wurden. Dort blieb die alte Rohheit, das Stillleben im altväterlichen Schmutze und altväterlicher Barbarei Jahrhundert für Jahrhundert, und ward die byzantinische Oberherrschaft nur aufgegeben, um der der Türken zu verfallen. Die Berührung mit dem deutschen Reiche aber bewirkte, daß der geistige Schwerpunkt unter den slavischen Völkern sich auf die Seite jener zog, welche nicht mit Byzantinern und Magyaren, Tataren und Normannen, sondern mit Deutschen zu thun hatten. Kann dies irgend ein Vernünftiger leugnen? Ist nicht dieses Hinblicken auf den Osten, als stammte von da her der Slaven Glück und Bildung, ein unerlaubter Selbstbetrug, und gibt es irgend eine wissenschaftliche Capacität, welche es im Ernste unternehmen könnte, diesen Satz zu behaupten?" Das gilt von den drei Slavenreichen, die allein in der Geschichte eine Bedeutung erlangt haben, von Böhmen, Polen und Rußland. Böhmen wurde deutsches Reichsland, Polen empfing seine kirchliche und staatliche Ausbildung von den Deutschen und auch Rußland verdankt seine Größe nur deutschen Feldherrn und Ministern und seiner deutschen Dynastie.

2. Zur Lage in Böhmen. Dritte Auflage. Prag, Calve, 1869.

Ein sehr klares Referat und besonnenes Urtheil. Die Flugschrift macht den Czechen ihren Standpunkt deutlicher, als es irgend vorher geschehen ist. Sie sagt ihnen nämlich, ein selbständiges Reich vermöchten sie wegen ihrer geringen Zahl doch niemals zu bilden und ihr Kokettiren mit Rußland sey ein Selbstverrath, denn am Beispiel der Polen hätten sie hinlänglich kennen lernen müssen, wie es auch ihnen ergehen würde, wenn sie jemals dem Czaarenreiche einverleibt würden. Russische Sprache und russischer Glaube würden die czechische Sprache und den Katholicismus ebenso unterdrücken und vernichten, wie es die polnische Sprache und die katholische Kirche jetzt in Polen erfährt.

„In derselben Minute, in welcher der wenn auch nicht gradezu nothwendige so doch sehr wahrscheinliche Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen zur unausweichlichen Eventualität wird, tritt für unsern moskowitischen Nachbar die Möglichkeit ein, sich des unbequemen österreichischen Einflusses im Orient, wie des einzigen noch in Selbständigkeit existirenden polnischen Elementes in Galizien zu entledigen; man kann versichert seyn, daß das Petersburger Cabinet sich im gegebenen Augenblicke mit aller Energie der Conjunctur bemächtigen wird, welche ihm eine Offensive gegen die österreichisch-ungarische Monarchie erlaubt. So lange das polnische Element in Oesterreich seine Selbständigkeit bewahrt, so lange der österreichische Einfluß im Oriente den russischen in Schach hält, so lange ist das einstige Königreich Polen eine Quelle der ewigen Unruhe für Rußland."

Unter allen Umständen befinden sich die Czechen besser in der österreichischen Monarchie, als sie sich in der russischen befinden würden, denn sie genießen hier Freiheit der Sprache, Freiheit der Religion, Preßfreiheit und alle verfassungsmäßigen Freiheiten, deren sich die übrigen civilisirten Völker Europas erfreuen und die ihnen unter russischer Hoheit alle verloren gehen würden. Würde Oesterreich je zertrümmert, so müßten sie sich glücklich schätzen, wenn der norddeutsche Bund ihnen jene verfassungsmäßigen Bürgschaften erhielte und sie vor dem russischen Despotismus schützte.

Die Flugschrift gedenkt nebenbei der Slovenen. Diese haben nicht einmal eine historische Basis hinter sich wie die Polen in Galizien und die Czechen in Böhmen, und sind so in Deutsche und in Italiener eingekeilt, daß es Unsinn ist, wenn man ihnen einredet, sie müßten eine selbständige Nation bilden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 94. 24. November 1869.

## Englische Geschichte.

Aufsätze zur englischen Geschichte von Reinhold Pauli. Leipzig, S. Hirzel, 1869.

Wir haben von dem Verfasser schon mehrere treffliche Werke über England erhalten, in dessen Geschichte und Literatur er ungemein bewandert ist. Hier erhalten wir von ihm etwa ein Dutzend Monographien und Portraits aus der englischen Geschichte, Schilderungen im Detail, wie sie in einer allgemeinen Geschichte Englands nicht so ausführlich gegeben werden könnten, und zwar alle sehr interessant.

Zuerst führt uns Herr Pauli vor die Heldengestalt des berühmten schwarzen Prinzen und theilt uns eine Skizze seines kurzen aber thatenreichen Lebens mit. Dann treten wir mit ihm vor das abschreckende Bild König Richards III., den wohl alle unsere Leser aus Shakespeare's Trauerspiel kennen. Als der letzte Plantagenet schloß er die Reihe eines englischen Königsgeschlechtes nicht wie so viele andere letzte Kronträger als ein Schwächling, sondern als ein energischer, aber fast verteufelter Charakter. Der Verfasser hätte vielleicht noch anführen sollen, daß sich in dem heroischen Tode jenes gräßlichen Königs die Energie und das Laster seines ganzen Geschlechts abspiegelten, der normännischen Dynastie, in deren kühnen Freveln der altheidnische Odinismus noch tief ins christliche Mittelalter hereinragte.

Aeußerst interessant ist der dritte Aufsatz „Heinrich VIII. als Bundesgenosse Maximilians I.“ Man ist gewohnt, unsern Kaiser Maximilian sich als den letzten Ritter, als einen treuherzigen und biedern Deutschen im Kampf mit italienischer und französischer Arglist zu denken. Indessen trug er, wie mancher andere Habsburger auch, die Biedermannsmiene und die österreichische oder speciell Tiroler Gemüthlichkeit nur zur Schau und hatte es hinter den Ohren. Nur darin charakterisirte sich seine Pfiffigkeit als gut deutsch, daß sie leichtsinnig und ungeschickt angelegt, sich nur eines kurzen Erfolges erfreuen konnte. Die Pfiffigkeit, mit welcher unser deutscher Kaiser Maximilian I. wirklich einmal den englischen König Heinrich VIII. übertölpelt hat, war ein schlechter Spaß, eines Kaisers durchaus unwürdig und füllte ihm zwar eine kurze Zeit lang den immer leeren Beutel mit Geld, machte ihn aber verächtlich und gereicht ihm hinterdrein zum Nachtheil.

Der Vorgang verhielt sich folgendermaßen. Heinrichs Unterhändler Wingfield hatte sich durch des Kaisers Biedermannsmiene dergestalt einnehmen lassen, daß er seiner Ehrlichkeit unbedingt vertraute. Das benutzte nun Maximilian, um durch wahrhaft lächerliche Vorspiegelungen dem König von England Geld abzuschwatzen. Er stellte sich nämlich, als wolle er alles daran setzen, um Frankreich und den Papst zu bekämpfen, und versprach dem König von England den Besitz der Lombardei, die Hegemonie in Italien und sogar die deutsche Kaiserkrone. Der König ließ sich dadurch wirklich verlocken, ihn reichlich mit Geld zu unterstützen, während Maximilian unter Vermittlung seines Enkels Karl sich insgeheim mit Frankreich und dem Papst verständigte. Man darf wohl annehmen, daß es dem Kaiser Spaß gemacht hat, mit der Einfalt des Engländers zu spielen, und daß er nicht darauf ausgegangen wäre, ihn betrügen zu wollen, wenn dieser nicht selbst ihm durch sein unvorsichtiges Vertrauen dazu Anlaß gegeben hätte. Immerhin war es ein schlechter Streich. Eine Zeit lang ließ sich England vom Kaiser noch dadurch täuschen, daß dieser vorgab und heilig versicherte, die Politik seines Enkels Karl sey durchaus nicht die seinige und er werde dagegen einschreiten. Endlich aber ließ sich das Geheimniß nicht mehr bewahren und Wing-

field erfuhr, der Kaiser und sein Enkel hätten sich mit Frankreich definitiv verständigt. „Noch immer konnte er es nicht glauben, daß der pfiffige Habsburger seinen Herrn und ihn mit den blendenden Entwürfen von einer Invasion Frankreichs, von Verleihung Mailands und der Kaiserkrone einfach zu Narren gehabt und der englischen Schatzkammer nur unerhörte Summen hatte abschwindeln wollen. So ließ er sich denn durch den kaiserlichen Secretär Marotou gern bereden, daß Max jener Abkunft im Grunde seiner Seele fern stehe und nichts unterlassen werde, bis der König von Castilien seine unpatriotischen Räthe gezüchtigt habe, wie sie es verdienten. Er merkte nicht, daß durch ihn nur weiter gefeilscht werden sollte, denn Ort und Zeit einer proponirten Zusammenkunft mit dem Könige von England wurden nun förmlich nach klingender Münze abgeschätzt. Um jedoch seinen Spiegelfechtereien und Forderungen Nachdruck zu verleihen, zugleich aber auch um den Zorn, der in London über den schmählichen Bruch der alten Allianz zwischen England und Burgund hoch aufflammte, zu beschwichtigen, schickte Max im October den Cardinal von Sitten dorthin, der in der That für ihn 40,000 Kronen in Raten von je 10,000 und auch eine Handsalbe für sich selber erbettelte, wofür denn eine schleunige Reise in die Niederlande und wiederum die Kaiserkrone verheißen wurde. König Heinrich wenigstens scheint die Begegnung gewünscht zu haben, Wolsey aber glaubte allen den Lügen nicht mehr und sollte Recht behalten. Für englisches Geld verfügte sich denn Max nach Hagenau im Elsaß, wo er fröhlich auf die Schweinsjagd ging, während nunmehr auch die Tiroler sich wider ihn erhoben und die dumpfe Gährung im Süden des Reichs jeden Augenblick loszubrechen drohte. Unter solchen Umständen zeigte er vielfache Bedenken wegen der Weiterreise. Wollte er nur mehr Geld, oder fürchtete er, die Wahrheit komme jetzt an den Tag? Seine Tochter Margareta weist Hédin in London ausdrücklich an, erst 10,000 Gulden mehr aufzubringen und dann das Gerücht zu widerrufen, ihr Vater sey dem Vertrage von Noyon beigetreten — und sie wußte doch, daß ihr Vater am 4. December unter ihren Augen in Brüssel seinen Beitritt hatte zuschwören und für 200,000 Ducaten auf Italien hatte Verzicht leisten lassen! So hatte am folgenden Tage Tunstal in eiliger Geheimschrift an Heinrich VIII. gemeldet. Weder dieser noch Wolsey mochten solcher Mittheilung Glauben beimessen aus Respect vor der Fürstin; sie beauftragten daher den Gesandten, bei ihr selber darüber Erkundigung einzuziehen. Da Margareta indeß ihn nicht sehen wollte, ließ er den Auftrag durch den Richmond Herold ausrichten, und die Erzherzogin hatte die Stirne, auf ihre Ehre zu versichern, ihr Vater verstelle sich nur, um die Räthe seines Enkels desto sicherer aus dem Sattel zu heben. Auch eine Anfrage Wolsey's an Wingfield und Schinner führte eben so wenig zu einem Eingeständniß. Es war, als ob man den leichtgläubigen, täppischen, undiplomatischen Engländern alles meinte bieten zu können. Sobald aber der letzte Vorschuß von 10,000 Gulden, den sie zu leisten befugt waren, darauf gegangen, zeigte es sich, daß der Empfänger seit Monaten in französischem Solde stand, und daß seine Tochter sehr wohl darum gewußt hatte."

Nun folgt eine Charakteristik König Heinrichs VIII. und seiner Regierung, ein Leben des Pater Karew, der eine nicht unbedeutende Rolle in den Wirren Englands bis zur Regierung der Königin Elisabeth spielte. Daran schließt sich ein längerer Aufsatz über Irland und dessen jahrhundertlange Mißhandlung durch die Engländer, neu zusammengestellt aus des Verfassers schon früher gedruckten Reise- und Geschichtsbildern aus Irland. Ferner sehr anziehende Schilderungen aus der Zeit der englischen Revolution. Hier wird zunächst gerügt, daß die parteiliche Geschichtsschreibung manches übertrieben und namentlich die armen Puritaner zu sehr karikirt habe. Auch der Schimpfname der Rundköpfe treffe nicht ganz zu. „Nach dem Zeugniß der Frau Hutchinson brachten die puritanischen Geistlichen die Sitte auf, das Haar kurz abzuschneiden, und ihre Anhänger, die Gesellen und Milizen Londons zunächst, ahmten ihnen nach. Allein wenn die parlamentarischen Truppen von ihren Auszügen heimkehrten, war wenig mehr davon zu bemerken, so daß etwa ein Fremder nicht sagen konnte, woher sie ihren Spottnamen erhalten. Unter Standesgenossen und Männern guter Herkunft herrscht äußerlich kaum ein Unterschied; sind sie doch Landsleute, Gutsnachbarn und alte Freunde, ja, sogar Vettern und Brüder, welche der unselige Bruch unter die entgegengesetzten Fahnen geworfen hat. Dieselbe geschmackvolle Kleidung und glänzende Rüstung, überall derselbe üppige Haarwuchs. Ein Gang durch die Familiengalerie so manches altenglischen Landsitzes, wo die Portraits von Freund und Feind aus ihren eichenen Rahmen ernst herniederblicken, bestätigt, daß der Gentleman, wie er im Frieden gewohnt gewesen, die gemeinsamen Angelegenheiten seines Kreises, Gericht und Polizei, im Austausch mit den übrigen zu besorgen, auch nachdem sie sich im Heerwesen gespalten, durchweg derselbe geblieben, mag er nun für König Karl oder für das alte Landesrecht und die

Gewissensfreiheit sein Schwert ziehen. Niemand wird Bildnisse Hampden's, Milton's oder des großen Protectors nachweisen können, auf denen sie mit kurz geschnittenen Locken abconterfeit wären. Wie ganz anders erscheint der von Walter Scott karikirte, späterhin als Schwärmer für die fünfte Monarchie notorische General Harrison in den Memoiren Sir Thomas Herbert's über die letzten Lebensjahre König Karls!"

Das zweite Portrait aus der Revolutionszeit ist das des berühmten Seehelden Robert Blake, das dritte das des Protector Oliver Cromwell. Der letztere wird hier vorzugsweise als Staatsmann und Regent aufgefaßt, der über den Parteien stand und alle bewältigte. „Allerdings war der Grundsatz religiöser Toleranz kaum mehr zu behaupten, nachdem weder den Katholiken, noch den Anglikanern, noch den schottischen Royalisten mit ihren stets auf den Besitz der Staatsgewalt gerichteten kirchlichen Theorien öffentliche Geltung gestattet werden konnte. Doch Cromwell stand demungeachtet auch über den Separatisten, wie überhaupt seiner Zeit weit voraus, über dem Gewoge der mit einander ringenden religiösen Leidenschaften. Die Gehässigkeit einer berechneten Glaubensverfolgung wollte er weder mit den katholischen noch mit den calvinischen Fanatikern theilen. Wie er an dem Staate von wesentlich protestantischem Charakter, doch gelöst von jeder bevorzugten kirchlichen Institution, festhielt, so sollte derselbe auch ausschließlich ein christlicher bleiben, obwohl er aus handelspolitischen Rücksichten und alten confessionellen wie mercantilen Abneigungen zum Trotz den Versuch machte, nach einer Verbannung von vier Jahrhunderten den Juden wieder Zulassung in England zu gewähren. War es von ungefähr, daß Rabbiner aus dem Morgenlande in Huntingdon und Cambridge nach dem Stammbaume des Mannes zu forschen kamen, der seine Sätze aus dem Buche der Richter, der Könige, der Psalmen entnahm, ob er vielleicht jüdischen Ursprungs und der verheißene Messias Israels sey? Zwei selten vereinbare Mittel also, das Schwert und freier Glaube, sollten dienen, um beides, Revolution und Gegenrevolution, in Schach zu halten."

Sobald Cromwell Meister im Lande war, richtete er seine Blicke nach außen. Unter dem kränklichen Regiment der Stuarts war Englands auswärtige Politik schmählich vernachlässigt geblieben, erst Cromwell nahm sie mit großer Energie wieder auf. Sein überlegener Geist faßte die ganze Lage Europas zusammen und erkannte, es handelte sich hier lediglich um den Kampf des Protestantismus mit dem Papstthum und dem alles nivellirenden dominatus absolutus der Spanier. Mit derselben Klugheit, mit welcher er in England selbst eine Partei gegen die andere benutzt hatte, gewann er Frankreich zum Bundesgenossen gegen Spanien. „Als Frankreich sich Willens zeigte, dazu beizutragen, daß der Herzog von Savoyen von seinen grausamen Unthaten gegen die Waldenser abstehe, als es die Stuarts aus seinem Gebiete wies, im Herbst 1655 kam die Coalition zu Stande. Die Flagge, unter welcher vorzüglich Blake die zitternden Gebieter des Kirchenstaates, von Malta, Toscana und Portugal zum Nachgeben zwang, die Berberesken scharf züchtigte und Savoyen mit der Occupation von Nizza bedrohte, richtete sich nun gegen Spanien, um es seiner schwimmenden Schätze zu berauben, ihm vielleicht gar Gibraltar oder Cadix zu entreißen, ein Unternehmen, das verdoppelte Anstrengung aller Staatskräfte erheischte. — Wer weiß nicht, wie energisch sich England jetzt im Bunde mit Frankreich und Schweden an einer großen europäischen Politik betheiligte, wie man im Osten, den Protestanten Siebenbürgens Hülfe verheißend, zugleich das habsburg'sche Oesterreich und das ultramontane Polen, wie man im Westen durch thatkräftiges Auftreten für die Waldenser die römische Intoleranz, wie man zu Lande und zu Wasser das habsburg'sche Spanien bekämpfte?" Doch wurde Cromwell von Frankreich und Schweden nicht ausreichend unterstützt und regierte überhaupt nicht mehr lange. Es war auch schwierig, ja unmöglich, Frankreich auf die Dauer an ein wesentlich protestantisches und germanisches System zu binden.

Schließlich ein interessanter Aufsatz über Milton und zwei warme Schilderungen Georg Cannings und des Prinzen Albert.

---

## Volkslieder.

1. Deutsche Liebeslieder aus Kärnten. Gesammelt von V. Pogatschnigg und E. Herrmann. Graz, J. Pock, 1869.

Ein starkes Bändchen voll von lauter vierzeiligen Scherzliedern, die man Schnaderhüpferln zu nennen pflegt, 15 bis 1600 an der Zahl. Alle beziehen sich nur auf die ländliche Liebe. Zur Ergänzung wird ein zweiter Band mit Spott- und Raufliedern, Stände- und Berufsliedern, historischen Liedern und Balladen und Kinderliedern angekündigt.

Hier einige Proben:

18. I waß a scheans Diandl,
Gar reich is sie just nit,
Was hilft mir der Reichthum,
Bein Geld schlaft man nit.

60. Wann i mei Diendl siech
In Suntagg'wandl,
Zittert aus lauter Lieb
Ihr Fürtachbandl.

81. Mei Diendl haßt Nannerl,
Hat schneeweiße Zahnerl,
Hat schneeweiße Knie,
Ab'r g'segn hab is nie.

122. Mei Diendle is kugelrund,
Kann sie nit wend'n,
Die Titlau hamb fuchzig Pfund,
Der A .... hat an Zent'n.

207. Imm'ramal blaßt der Wind,
Imm'ramal pfeift er,
Wann i mei Diandel sich,
Is mer viel leichter.

1023. Wann die Nachtigall schlagt,
Und das Thürle geat auf,
Sey n'r still du mei Bua,
Wek die Mucter nit auf.

1024. Diendle hast g'want um mi,
Daß i nit kemen bin,
Diendl hiez bin i da,
Wisch die Zacherl dir a.

Man erkennt daraus — daß sich hier naiv Derbes, aber auch Zartes beisammen findet, wie das die Art der Improvisation in den deutschen Alpen ist.

Unter die kurzen Verse mischen sich hier nur ganz selten längere Lieder, wovon wir ein recht hübsches mittheilen:

1458. Es war einmal ein junger Knab,
Der liebt sein Mädchen achtzehn Jahr,
Achtzehn Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.

Der Knab mußt' fort in's fremde Land,
Derweil ward ihm sein Mädchen krank,
Die Mutter schrieb ein Brieflein zu:
Das Mädchen geht in die ewige Ruh.

Er packt wohl z'samm sein Hab und Gut
Und reis't zu seines Mädchens Ruh,
Und als er in das Hause kam,
Traf er die Mutter weinend an.

O Mutter, liebste Mutter mein,
Wie steht's mit eurem Töchterlein?
O Gott, o Gott mit ihr steht's schlecht,
Sie redt kein Wort drei Tag und Nächt.

Und als er in das Zimmer kam,
Fing das Mädchen zu reden an,
O Schatz, wie bist du daher kem',
Jetzt muß i von dir Urlaub nehm'.

Er nahm sie wohl auf seinen Arm,
Sie wurd schon kalt und nicht mehr warm.
O Gott, o Gott, leich mir ein Licht,
Das Mädchen stirbt, daß's Niemand siecht.

Zwölf Knaben mit Gold und Silber, die muß ich hab'n,
Die mir mein Mädchen zur Erde begraben.
— — — — — —
— — — — — —

Es stund nicht an auf Jahr und Tag,
Die Lilie wuchs auf ihrem Grab,
Auf dieser Lilie stund's geschrieben,
Die Liebe ist bei Gott verblieben.

2. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Vierte vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh, 1869.

Ein werthvoller Beitrag zur Kunde norddeutscher Mundarten. Unter Sauerland ist Süderland zu verstehen, ein Theil von Westphalen. Die Mundart ist sehr eigenthümlich, für Süddeutsche schwer zu verstehen. Sämmtliche Proben, theils in Versen, theils in Prosa, sind dem Volksleben entlehnt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 95.** 27. November 1869.


## Reisen.

Der Malayische Archipel. Von A. R. Wallace. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. B. Mayer. In zwei Bänden. Mit 51 Holzschnitten und 9 Karten. Braunschweig, Westermann, 1869.

Ehe unser Blatt zu erscheinen aufhört, wollen wir dieses englische Buch unsern Lesern noch angelegentlich empfehlen. Es orientirt nämlich in einem verhältnißmäßig noch wenig bekannten Terrain, dem großen Inselmeer zwischen Hinterasien und Neuholland, und enthält einen außerordentlichen Reichthum interessanter Mittheilungen aus der Naturgeschichte jener Inseln.

Die Inseln theilen sich in zwei Hauptgruppen. Die eine, worin Sumatra, Java, Borneo, Celebes den ersten Rang einnehmen, gehört zu Asien, war früher mit diesem Welttheil verbunden, wie das die Seichtigkeit des Meeres umher darthut, und auch seine Flora und Fauna gehören noch Asien an. Die zweite Gruppe bildet Neuguinea mit seinen nächsten Inseln und gehört zu Neuholland, mit dem es ehemals verbunden war. Mitten durch beide Gruppen hindurch läuft eine Kette geistreicher Vulcane in einer Längenerstreckung von 90 Graden. Die Bevölkerung der ersten Gruppe ist malayisch, also asiatisch. In der zweiten Gruppe dagegen finden sich die australischen Papuas. Einige Inseln sind ganz, andere nur zum Theil an den Küsten in den Besitz von Europäern gekommen. Die höchste Blüthe hat Java unter den Holländern erreicht. Das noch weit größere Borneo, wie auch Sumatra und Celebes hätten längst von europäischer Cultur durchdrungen seyn können, wenn die Holländer die zahlreichen Deutschen, die jährlich nach Nordamerika auswandern, nach ihren ostindischen Colonien gezogen hätten. Sie fürchteten aber, die Deutschen würden ihnen in den Colonien über den Kopf wachsen. Ohne Zweifel hätten beide Theile gewonnen, Holländer und Deutsche. Nur die schwache Bevölkerung der holländischen Colonien auf Ceylon und am Cap verschuldete deren Verlust an die Engländer. Hätten die geizigen Holländer sich seit zwei bis drei Jahrhunderten nur immer von den Deutschen die Hand reichen lassen, so würden sie ihre Colonien noch vergrößert und keinen Fußbreit davon verloren haben.

Ueber die holländische Colonialverwaltung ist bekanntlich oft und viel geklagt worden. Wallace glaubt sie entschuldigen zu müssen, hält wenigstens die englische für nicht viel besser und bemerkt, es sey leichter in Europa tadeln, als in Asien halbwilde Völker regieren. Am meisten fand er die Portugiesen in ihren Niederlassungen heruntergekommen. Er macht dabei eine interessante Bemerkung über die Entartung ihrer Sprache. Die weiblichen und Pluralendungen sind weggeschliffen, ebenso die Modi, Zeiten, Numeri und Personen. Eu vai z. B. heißt „ich gehe“ aber auch „ich bin gegangen“ und „ich werde gehen.“ Also kehrt die Sprache eines gebildeten Volks auf demselben Wege wieder in den Urzustand zurück, von dem sie sich allmälig zu höherer Ausbildung erhoben hatte. Die vielsylbigen Flexionen und Hülfswörter ziehen sich ins einfache Stammwort zurück.

Was die Urbevölkerungen des Archipels betrifft, so lobt Wallace am meisten die Dajaks auf Borneo, die den Malayen näher, den Siamesen und Chinesen entfernter verwandt sind, als ein sehr gut geartetes und ehrliches Volk. Die eigentlichen Malayen sind viel leidenschaftlicher, charakterisiren sich besonders durch das s. g. Amoklaufen, eine Art Berserkerwuth, in die sie fallen, wenn sie aus irgend einem Anlaß in Aufregung gerathen und sich nicht anders zu helfen wissen. Dann

greifen sie zur Waffe, rennen auf die Straße und stoßen alles vor sich nieder, bis sie selbst umgebracht werden. „In ihren Kriegen kommt manchmal ein ganzes Regiment zu dem Entschlusse, Amok zu laufen.“ Die Papuas in der südöstlichen Inselgruppe, zumal in Neuguinea, sind eine ganz andere negerartige Race, nur mit wilderem und struppigerem Haare und längerer Nase als die Neger, und in der Cultur noch am weitesten zurück. Aber auch unter den malayischen Stämmen der ersten Inselgruppe ist die Civilisation noch wenig vorgeschritten. Auf der großen Insel Celebes erhielt ein Rajah (Häuptling oder kleiner König) einen englischen Wagen zum Geschenk, konnte aber keinen Gebrauch davon machen, weil der Bock für den Kutscher höher angebracht war, als der Sitz im Wagen, der Rajah aber in diesem Lande stets den obersten Sitz einnehmen muß. Er behielt zwar den Wagen und zeigte ihn als eine fremde Rarität, ließ aber nie anspannen.

Auf den Aru-Inseln in der Nähe Neu-Guineas beobachtete Wallace das kunstreiche Fußballspiel, bei dem die Spieler den Ball nie auf die Erde fallen lassen, auch nie mit den Händen berühren dürfen, sondern ihn nur mit den Füßen oder andern Körpertheilen auffangen oder abstoßen müssen.

Das Anziehendste in dem zweibändigen Werke sind die Schilderungen aus der Natur und insbesondere aus dem Thierleben. Die Inseln gehören zu den schönsten der Erde, liegen in der heißen Zone und gewähren in Gebirgen, Vulcanen, Wäldern und Ufern die malerischesten Ansichten. Durch das warme Klima begünstigt, steigt die üppige Vegetation bis zu den höchsten Berggipfeln auf. Und diese Pflanzenwelt ist paradiesisch. Noch reicher erscheint die Thierwelt, wenigstens die geflügelte, die der Vögel und Insekten, auf die es Wallace am meisten abgesehen hatte und auf die er viele Jahre hinter einander, von einer Insel zur andern überfahrend, Jagd machte. Die vierfüßigen Thiere sind auf den Inseln weniger zahlreich, als auf dem Festlande. Am merkwürdigsten war unserem Reisenden der Orang Utang, den er ausführlich beschreibt. Von diesem menschenähnlichen Affen, der gewöhnlich nur drei bis vier Fuß hoch wird, erzählt er erstaunliche Dinge. Das verhältnißmäßig kleine, aber ungeheuer starke Thier, soll nämlich mit bloßen Händen nicht nur große Schlangen erwürgen, sondern sich auch auf den Rücken eines großen Crocodils schwingen und dasselbe durch Auseinanderreißung des Rachens umbringen.

Weniger als von den Thieren ist von den Pflanzen die Rede. Wallace wünscht aber sehr, ein tüchtiger Botaniker möge in jene wissenschaftlich noch so wenig untersuchten Paradiese eindringen, und verspricht ihm so reiche Entdeckungen, wie er sie als Ornithologe und Entomologe gemacht hat. Indem er von den Pflanzen spricht, bemerkt er beiläufig, es sey nicht wahr, daß große Bäume nur kleine Früchte tragen, nach der bekannten Anekdote von Newton, dem eine Eichel auf die Nase fiel, und der Gott dankte, daß die Eichbäume keine Kürbisse tragen. Wallace erzählt, daß auf der großen Insel Borneo nicht selten Menschen von der Durian genannten Frucht erschlagen würden, wenn sie unter dem hohen Fruchtbaum vorbeigingen. Die runde Frucht ist so groß wie eine Cocosnuß, schwer, hartschalig und ringsum mit Stacheln besetzt. — Interessant sind zwei Bemerkungen des Verfassers in Bezug auf die Vegetation der Berge. Bekanntlich findet man auch in der heißen Zone in der kältern Temperatur hoher Gebirge solche Pflanzen wieder, wie sie sonst nur im Norden vorkommen. Man hat das früher bald durch generatio aequivoca, bald durch Verschleppung von Samen erklärt; erst Darwin erklärte die Erscheinung aus der s. g. Eisperiode, in welcher auch im Süden Pflanzen der kältern Zone aufkamen. Daß dieselben jetzt nur auf den höchsten Bergen gefunden werden, rühre von einer allmäligen Erhebung dieser Gebirge her, die ihre alte Vegetation in der kältern Luft oben bewahrt hätten, während unten in den heißen Ebenen eine ganz andere Vegetation entstanden sey. Die zweite Bemerkung betrifft die Thatsache, daß häufig auf jenen Inselbergen dichte Humusschichten vorkommen. Auch das erklärt Wallace aus der Erhebungstheorie, die fruchtbare Erde sey eben mit erhoben worden. Man könnte die Thatsache auch aus der Ueberwaldung der Berggipfel erklären. Wo diese Jahrtausende hindurch fortdauert, muß auch das fallende Laub Humus ansetzen.

Unter den Thieren jener Inselwelt kommt ein fliegender Frosch vor, dessen lange, durch eine Schwimmhaut verbundene Zehen an den vier Füßen ihm als ebensoviel Fallschirme dienen (I. 54) und ein Baum-Känguruh. Bekanntlich kommt das Känguruh nur auf Neuholland vor, aber hier nur auf dem Grasboden. Wallace glaubt nun, Neuguinea und die übrigen nahen Inseln seyen einst mit Neuholland verbunden gewesen, und nach Darwins Theorie hätten die vom Mutterlande abgerissenen Känguruh's sich an das Waldleben auf den Inseln gewöhnen müssen und ihr Organismus habe sich allmälig darauf eingerichtet.

Den Vögeln widmet Wallace um so mehr Auf-

merksamkeit, als sie auf jenen Inseln die Säugethiere an Zahl und Schönheit weit übertreffen. Ueberhaupt waren die Paradiesvögel auf Neuguinea das eigentliche Ziel seiner Reise. Leider sind seine Erwartungen nicht ganz in Erfüllung gegangen. Denn an der Küste des zwar wunderschönen, aber von ganz rohen und ungastlichen Papuas bewohnten Neuguinea bekam er durch Verrenkung ein schmerzliches Fußleiden, das ihn wochenlang in einer elenden Hütte fesselte und an der Jagd hinderte. Dazu kam noch, daß die Jagd auf Paradiesvögel dort ein Monopol der wilden Häuptlinge ist, die sie im Handel verkaufen. Wallace konnte daher nur auf einigen benachbarten Inseln nach jenen schönen Vögeln jagen und bei weitem nicht so viele Arten derselben erlangen, als er gewünscht hätte. Indessen bekam er doch eine gute Anzahl zusammen, sogar lebendige, die er mit nach London brachte, die noch jahrelang im zoologischen Garten daselbst lebten, weshalb er nicht zweifelt, diese Thiere halten unser Klima aus und würden in Menge eingeführt werden können. Es gibt sehr viele Arten derselben, alle von wundervoller Schönheit. Sie gehören zwar nur der Größe und Gestalt nach zu den Krähen und Staaren, aber im Federschmuck übertreffen sie alles, was die kühnste Phantasie sich davon träumen kann. Ihre Federn luxuriren in allen Formen und Farben. Wunderbare Kronen, Schöpfe, weit ausgebreitete Hauben, Federbüsche oder einige wenige gleich langen Fühlhörnern der Käfer hoch vorragende Prachtfedern schmücken die Schädel der verschiedenen Arten. Aehnliche Federkragen, Federbüsche, oft wie eine Krinoline aufgeblasen, wachsen ihnen unter dem Schnabel. Auch die Flügel sind mannigfaltig ausgedehnt und unter denselben bauschen ihnen backenbartartige Federbüsche. Wie vom Kopfe, so laufen auch aus den Flügeln oder auch vom Rücken aus wieder ungemein lange Federn, meist paarweise. Der Leib erscheint bald mehr sammetartig, bald mehr geschuppt, und in Farben von eben so schönem Metallglanz wie die der Pfauen und Kolibri. Eine Hauptzierde ist endlich ihr Schwanz, bald von ungeheurer Länge, bald kürzer, doch so, daß überaus lange Einzelnfedern bald lanzenartig, bald unten spiralförmig gerundet aus demselben hervorstehen, bald wie ein Fächer ausgebreitet 2c. Diese Pracht zeichnet aber nur die Männchen aus, niemals die Weibchen. Die Männchen pflegen sich auf einem großen Baume zu versammeln und hier als eine Tanzgesellschaft (sácaleli genannt) in großer Lebhaftigkeit und alle Federn aufblasend von Zweig zu Zweig zu hüpfen, was einen außerordentlich schönen Anblick gewähren soll.

Auf der Insel Lombock fand Wallace einen äußerst seltsamen Misthügel, aufgethürmt von einer Hühnerart, und mitten darin begraben eine große Anzahl rother Eier, welche diese Vögel dahin legen (I. 221).

Das größte Interesse nahm Wallace an der Insektenwelt. Wie unter den Vögeln die Paradiesvögel den meisten Reiz für ihn gehabt hatten, so unter den Insekten die großen prachtvollen Schmetterlinge Ostindiens. Für den schönsten erklärt er den neu von ihm entdeckten Ornithoptera croesus, der in der Flügelbreite mehr als sieben Zoll mißt, von sammetschwarzer und feuriger Orangefarbe (II. 47). Zu dieser Gattung gehört auch der schöne sammetgrüne Priamus. Noch interessanter als die seltene Schönheit dieser Schmetterlinge sind die Naturspiele, welche Wallace an andern dieser Thiere beobachtet hatte. Das erste dieser Naturspiele ist von Bates mimicry genannt worden, d. h. Nachahmung. Der Schmetterling Memnon hat zweierlei Weibchen, von denen die eine Art anders gefärbt ist als die andere, und dagegen die frappanteste Aehnlichkeit mit einer Schmetterlingsart hat, die aus irgend einem Grunde niemals von Vögeln verfolgt wird. Also scheint eine Anzahl Weibchen des Memnon durch dieses Naturspiel vor Verfolgung gesichert zu werden. Am auffallendsten aber ist, daß ein und dasselbe Weibchen des Memnon Eier legt, aus denen verschiedene Weibchen hervorkommen (I. 184). — Ein zweites Naturspiel bietet ein Schmetterling dar, welcher, wenn er sitzt und die Flügel zusammenlegt, aufs täuschendste dem Blatte eines Strauches ähnlich sieht, auf dem er sich gewöhnlich aufhält, so daß man ihn nur im Fluge unterscheiden kann (II. 187).

Sehr eigenthümlich ist die Libellenjagd auf der Insel Lombock. Die Libellen werden hier wie in Afrika die Heuschrecken geröstet und gegessen und man fängt sie mit Vogelleim, womit man die Zweige bestreicht, auf welche sie sich gemeiniglich setzen.

Auch den Käfern widmete sich Wallace mit großem Fleiße. Diese Thiere kommen auf den ostindischen Inseln in größter Schönheit und unermeßlicher Zahl vor, besonders im faulen Holz der Urwälder, wo alles von ihnen wimmelt. Mehrere der größten und prächtigsten Arten sind hier beschrieben und in Holzschnitten abgebildet. Wallace gesteht aber, daß die Insekten, denen er so eifrig nachgestellt, nicht verfehlt hätten, sich an ihm zu rächen, denn sie hätten ihn, namentlich in Nachtlagern, jämmerlich gebissen und gestochen, und als er in Neuguinea wochenlang habe auf dem Krankenlager liegen müssen, hätten die schönsten Schmetterlinge wie schadenfroh vor seinem Fenster gegaukelt.

Immer den Blick auf die Erde oder auf die Bäume richtend, hat sich Wallace wenig um das Himmelsgewölbe über sich gekümmert. Nur eine Notiz finden wir hier (II. 329), betreffend ein Nordlicht, welches unser Engländer noch jenseits des Aequators auf der südlichen Erdhälfte gesehen hat. „Es sah wie ein Nordlicht aus, obgleich ich es kaum an einem Orte, der nur wenig vom Aequator südlich liegt, für möglich halten konnte. Die Nacht war hell und ruhig und der nördliche Himmel zeigte ein diffuses Licht mit ununterbrochen auf einander folgenden schwachen verticalen Blitzen und aufschießenden Qualmen, genau wie ein gewöhnliches Nordlicht in England.

Es gereicht dem Verfasser besonders zur Ehre, daß er über seiner Thierjagd die Humanität nicht vergessen hat. Er drückt nämlich wiederholt sein Erstaunen darüber aus, daß er unter den uncivilisirten Bewohnern des ostindischen Archipels mehr gute Sitte, Ehrlichkeit und Ordnung gefunden habe, als bei den Culturvölkern Europas. „Ich habe in Südamerika und im Osten unter Gemeinschaften von Wilden gelebt, welche keine Gesetze und keine Gerichtshöfe außer der öffentlichen Meinung des Dorfes, die frei zum Ausdruck kommt, besitzen. Jeder respectirt aufs Gewissenhafteste die Rechte seines Nebenmenschen, und selten oder nie findet ein Eingriff in diese Rechte statt." Wallace gibt nun gern zu, welchen hohen Werth die Civilisation für die Europäer hat, doch eben nur für die gebildete und wohlhabende Minderheit derselben, während die Mehrheit viel mehr leiden und entbehren muß, und viel mehr Verbrechen begeht als jene Wilden. „Unser ungeheures Manufactursystem, unser riesiger Handel, unsere überfüllten Städte und Ortschaften unterhalten und erneuern beständig eine Masse menschlichen Elends und Verbrechens, die absolut größer ist, als sie jemals vorher existirte. Sie schaffen und unterhalten in lebenslänglicher Arbeit einen immer wachsenden Haufen, dessen Loos um so härter zu tragen ist, je mehr es mit den Vergnügungen, den Bequemlichkeiten und dem Luxus, welchen er überall um sich herum sieht, und dessen er sich nicht zu erfreuen hoffen darf, contrastirt, und der nach unserer Ansicht schlimmer daran ist, als der Wilde in der Mitte seines Stammes. Das ist kein Resultat, dessen man sich rühmen oder mit dem man zufrieden seyn kann."

## Geschichte.

Französische Thronfolger. Eine retrospective Betrachtung zum hundertsten Geburtstag Napoleons I. 15. August 1869. Göttingen, Gebr. Hofer.

Der erste Bourbon, Heinrich IV., hinterließ das Reich einem nur neunjährigen, dieser wiederum nur einem fünfjährigen Sohn. Der letztere, als Ludwig XIV. berühmt, ist kaum als echt anzuerkennen, da sein Vater Ludwig XIII. in zweiundzwanzigjähriger Ehe kinderlos geblieben war, bis Cardinal Richelieu es seinem Interesse gemäß fand, daß ihm ganz spät noch ein angeblicher Sohn geschenkt wurde. Auf Ludwig XIV. folgte dessen zweiter Urenkel Ludwig XV. wieder nur als fünfjähriges Kind und diesem sein Enkel Ludwig XVI., der 1793 guillotinirt und dessen Sohn in der Gefangenschaft der Jakobiner frühzeitig hingerafft wurde. Statt dieses Sohnes, den man als Ludwig XVII. in der Liste der Könige fortlaufen ließ, wurde der Bruder seines Vaters als Ludwig XVIII. Prätendent. Frankreich wurde eine Republik, nachher ein Kaiserthum unter Napoleon I., und nach dessen Sturz gelangte der erste Prätendent wieder auf den Thron, während Napoleon II., Sohn des Vertriebenen, der zweite Prätendent wurde. Ludwigs Nachfolger Karl X. wurde wieder vertrieben und sein Enkel Heinrich V. der dritte Prätendent. Mit Ludwig Philipp drängte sich die jüngere Linie des Hauses Bourbon, die der Orleans, an die Stelle der ältern, wurde ebenfalls vertrieben, und Ludwig Philipps Enkelsohn mußte der vierte Prätendent werden. Dann wieder eine kurze Republik und Herstellung der Napoleoniden unter Napoleon III., und wenn dieser Herr stirbt, weiß man wieder nicht, ob sein unmündiger Sohn zum Thron gelangen oder als fünfter Prätendent vertrieben werden wird. Denn in der neuern Geschichte Frankreichs ist nichts so gewiß, als die Ungewißheit, und nichts so beständig, als der Wechsel.

Es ist nicht uninteressant, daß die Prätendenten sämmtlich Enkel und Urenkel der Kaiserin Maria Theresia gewesen sind, Ludwig XVII. als Sohn ihrer Tochter Maria Antoinette, Napoleon II. als Enkel Kaiser Franz II. ihres Enkels, Heinrich V. als Sohn der Herzogin von Berry, einer Enkelin ihrer nach Neapel verheiratheten Tochter Marie Karoline. Da nun diese Marie Karoline Schwiegermutter Ludwig Philipps wurde, so ist auch der Graf von Paris ein Urenkel Maria Theresias. Nur der jetzige Kaiser der Franzosen und sein Sohn haben nichts vom habsburgischen Geblüt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eben Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 96. 1. December 1869.


## Schriften zum Concil.

Die providentielle Stellung des orthodoxen Rußland und sein Beruf zur Wiederherstellung der rechtgläubigen katholischen Kirche des Abendlandes. Von J. J. Overbeck. Halle, H. W. Schmidt, 1869.

Diese merkwürdige Schrift kann zwar zunächst keine praktischen Folgen haben, ist indessen sehr charakteristisch für unsere Zeit. Sie pocht an die Pforten des Vatikan wie mit Geisterhand und unterbricht auch die Debatten des Protestantentags mit einem höllischen Piccoloflötenpfiff. Sie sagt nämlich mit einer unverholenen Schadenfreude: tanzt und zankt und streitet nur so fort, ihr Katholiken und Protestanten, ihr Romanen und Germanen, ihr armen Mäuse, bis die große Katze kommt, die euch alle fressen wird. Denn, so lautet ihr Prophetenruf, die Zukunft gehört den Slaven und der griechischen Kirche!

Katholiken und Protestanten, Romanen und Germanen, meint der Verfasser, seyen verloren, weil sie an einer unheilbaren Krankheit dahinsiechen, nur das Slaventhum mit der griechischen Kirche sey gesund und nur ihnen könne fortan die Herrschaft der Welt zufallen. „Es ist eine große Idee, ja die größte Idee, die es für den Menschen gibt, nicht eine wesenlose Idee, sondern die wesenhafteste Wirklichkeit, die die Slaven unauflöslich mit Rußland verbindet, ohne daß eine Einverleibung stattzufinden braucht. Und diese große Idee ist nicht, was die Politiker Pan-Slavismus nennen, nein es ist eine unendlich größere Idee, es ist, was wir Pan-Orthodoxie nennen.“ Die italienische Einheit, meint der Verfasser, sey unnatürlich, den heterogenen Volksstämmen der Halbinsel nur aufgedrungen. Mit der deutschen Einheit stehe es nicht besser. „Der norddeutsche Bund ist allerdings ein Vorbote zur Einheit Deutschlands, aber angenommen, die Einheit wäre fertig, was wäre der Pan-Germanismus? Es wäre die Verkörperung des religionslosen modernen Culturstaates, der, eben weil er die Existenz einer wahren Religion ignorirt, den fruchtbaren Samen der Zwietracht und des Verfalls in sich birgt. Der moderne Culturstaat ist das Product des Zusammenwirkens des Protestantismus und römischen Katholicismus auf politischem Gebiete. Er ist ein nothgedrungener Compromiß, ein verzweifelter modus vivendi unversöhnlicher Gegensätze. Während jeder Mensch, der an Gott und die Unsterblichkeit der Seele glaubt, davon überzeugt ist, daß er von und für Gott geschaffen ist und seine endliche Bestimmung über dieses Leben hinaus liegt; daß folglich die Religion die Seele und Grundlage seines Lebens seyn muß, — sagt der moderne Staat: ‚Wir sind so sehr in religiösen Meinungen zersplittert, daß wir uns unmöglich über eine gemeinschaftliche religiöse Basis werden einigen können, und doch müssen wir in einem Hause zusammenleben. Was ist da anders zu machen, als, um des liebens Friedens willen, die Religion jedem Individuum als Privatsache zu überlassen und uns allein mit den irdischen Angelegenheiten zu befassen? Also Trennung von Kirche und Staat — die freie Kirche im freien Staat!‘ Die modernen Principien des religionslosen Staates wären allerdings billig und vernünftig, wenn Staat und Religion sich trennen ließen. Aber das ist eben so unmöglich, als wenn man im lebenden Menschen Körper und Seele trennen wollte. Die beiden sind eben mit Tausenden der feinsten Fäden mit einander verbunden. ‚Die freie Kirche im freien Staat‘ ist die größte Lüge unserer Zeit, und bedeutet weiter nichts, als ‚die unfreie Kirche im unfreien Staat.‘“

Weiter wird ausgeführt, wie die Interessen der Kirche und des Staats einander in Bezug auf die confessionelle oder confessionslose Schule, in Bezug auf die kirchliche und Civilehe 2c. widerstreiten und wie da keine Versöhnung möglich ist, und entweder der Staat von der Kirche, oder diese von ihm unterdrückt wird.

Den heftigsten Angriff macht die Schrift auf das Papstthum. Dasselbe trachte nach Selbstvergötterung, wie weiland die Berliner Narrheit, die man Hegelsche Philosophie nannte. Ein sterblicher Mensch könne niemals infallibel seyn wie Gott. Dabei wird Frohschammer citirt, der das Papstthum mit dem Imperium des heidnischen Rom, die Infallibilität mit der Selbstvergötterung der Kaiser und die Jesuiten mit den Prätorianern verglichen hat. Weiter sagt Frohschammer: „Ein vorzügliches, sehr brauchbares Mittel, um die Behauptung der Unfehlbarkeit des Papstes vor Verlegenheit zu schützen, besteht in einer in neuern Zeiten von der Theologie gemachten Erfindung, nämlich in der Unterscheidung des Sprechens des Papstes ex cathedra und des Sprechens desselben als Privatperson, also nicht — ex cathedra. Im ersten Falle soll er unfehlbar seyn, im zweiten Falle aber nicht. Nun gibt der Papst bei seinen Erlassen niemals an, ob er ex cathedra spreche oder nicht; obwohl man freilich erwarten sollte, daß dies geschehe, wenn doch dieser Unterschied so wichtig ist, daß das eine Mal gleichsam ein absoluter Act vollzogen wird, dem unbedingte Geltung zuerkannt wird, das andere Mal nur ein gewöhnlich-menschlicher stattfindet. Es geschieht nicht, obwohl der Papst doch wissen muß, ob er jetzt ex cathedra sprechen wolle oder nicht, und obwohl die Hauptsache wäre, daß die Welt dies jedesmal gewiß wüßte. Allein grade diese Ungewißheit macht die Unterscheidung für theologische Operationen zu Gunsten der Unfehlbarkeit des Papstes sehr brauchbar. Denn jetzt ist es möglich, von jeder päpstlichen Entscheidung, die sich etwa nicht bewährt oder Verlegenheit bereitet, nach der Hand zu behaupten, sie sey nicht ex cathedra, also nicht unfehlbar, und brauche darum nicht unbedingt geltend gemacht zu werden."

Uebrigens entschuldigt Overbeck den Staat. Wenn derselbe die Kirche unterdrücke, so sey das nur Repressalie, weil er vorher von der Kirche unterdrückt worden sey. Die schwierige Frage zu beantworten, wie ihre Ansprüche auszugleichen seyen, scheint ihm ganz leicht. Werdet russisch, sagt er, so findet ihr Staat und Kirche in der schönsten, natürlichsten Einigkeit. Er nennt die russische Kirche die allein orthodoxe katholische Kirche, weil sie die älteste und allein echte Kirche der Christenheit sey und das patriarchalische Verhältniß bewahrt habe, welches die abgefallenen Kirchen verloren. „Weltliche Herrschergelüste lagen ihr stets fern, darum hat sie sich nie mit dem Staate entzweit, darum liebt und verehrt sie der Staat als seine zärtlich besorgte Mutter. So weit die orthodoxe katholische Kirche sich ausdehnt, ist der Staat christlich geblieben, und die Reformation sammt ihren traurigen Folgen ist spurlos an ihm vorübergegangen. Jeder orthodox-katholische Staatsbürger liebt seine Kirche, denn sie hat ihm nie etwas zu leide gethan, sondern nur Liebes erwiesen. Sie hat nie nach seinen Rechten lüstern ihre Hand ausgestreckt, denn sie wollte nicht sein Gut, seine Rechte, sondern nur seine Liebe besitzen. Auch die orthodoxe Kirche ist öfters von grausamen Herrschern verfolgt, ihres Gutes beraubt, geknechtet, aber sie litt geduldig, ließ sich geduldig berauben und verfolgen, aber nahm keine Repressalien. Dafür aber wurde sie von ihren Kindern nur um so mehr geliebt. Ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, daß in den orthodoxen Ländern kein Kampf zwischen Staat und Kirche besteht, die Kirche herrscht, ohne regieren zu wollen, oder vielmehr eben deshalb herrscht, weil sie nicht regieren will? Ist es nicht merkwürdig, daß die orthodoxen Länder eine compacte Religionsmasse bilden, ohne an confessioneller Vielgestaltigkeit zu leiden? Ist es nicht bemerkenswerth, daß das Papstthum in der orthodoxen Kirche keine, oder doch so gut wie keine Proselyten macht, während die Uebertritte zur orthodoxen Kirche nach Millionen zählen? Und wenn die Ultramontanen etwa erwiedern, diese Millionen seyen mit der Knute in die orthodoxe Kirche getrieben, so gestehen sie damit wenigstens, daß das Römerthum bei diesen Millionen nicht fest klebte. Aber auch mit der Knute hat es gute Wege. Wäre der Czaar auch der gewaltigste Jäger vor dem Herrn, so hätte er doch keine überzeugungstreuen Römer in die orthodoxe Kirche jagen können. Und hätten Millionen über Vergewaltigung geklagt, so hätte keine Censur und Grenzsperre, selbst keine chinesische Mauer vermocht, die Klagen zurückzuhalten. Aber die Uebergetretenen klagten nicht, eben weil sie sich glücklich fühlten."

Deswegen spricht der Verfasser ganz Rußland heilig, während er es dem Papst in Rom übel nimmt, nur einige Menschen heilig gesprochen zu haben. Es macht doch einen häßlichen Eindruck, wenn ein Mann, der einen deutschen Namen trägt, die gräßliche Barbarei des Russenthums heilig spricht. Wenn in dem, was er über die Kirchen und Staaten des mittlern

und westlichen Europas sagt, viel Wahres enthalten ist, so ist doch die Lobhudelei, mit der er von Rußland spricht, eine Lüge, die nicht plumper ersonnen werden kann. Dort ist die Kirche keine freie Vereinigung mit dem Staat, sondern sie ist die Sclavin des Staates. Sie muß sich zu jedem, auch dem schlechtesten politischen Zweck gebrauchen lassen. Sie darf sich nie unterstehen, die heiligen Gebote Gottes denen vorzuhalten, welche täglich dagegen freveln. Ganz abgesehen von den politischen Zwecken, denen das Popenthum dienen muß, ist dasselbe auch den gemeinsten Lastern der Privaten gegenüber stumm und gleichgültig. Noch nie hat sich dort eine geistliche Stimme gegen die ungeheuern Betrügereien der Beamten und gegen die Branntweinpest erhoben. Auch die Befreiung des Volks von der Leibeigenschaft ist von der Staatsgewalt ausgegangen und nie vorher hat die Kirche sich dafür ausgesprochen.

Das Unglaublichste von Schmeichelei gegen Rußland, was die vorliegende Schrift enthält, ist S. 56 die Anpreisung russischer Toleranz. Die russische Kirche, heißt es hier, „vertritt das Princip der Toleranz.“ Nun erwäge man, welche Toleranz die russische Kirche in Polen und Livland ausübt, wie dort die Katholiken und Lutheraner bedrängt werden, wie die katholischen und lutherischen Bauern hier mit brutalster Gewalt, dort mit schnödester Arglist zur russischen Kirche gezwungen oder gelockt werden, wie die dazu commandirten Popen sich der katholischen Kirchen bemächtigen und in die lutherischen Dörfer kommen, um Propaganda zu machen für den Glauben des Kaisers, denn jeder solle glauben, was der Kaiser glaubt. Das Argument der Loyalität macht hier jedes andere entbehrlich. Der Glaube des Kaisers muß nothwendig der beste seyn, sonst wäre er nicht der des Kaisers! Das alles mahnt an die Zeit der Dragonaden und der spanischen Inquisition und ist die krasseste Intoleranz. Nur ein Russe kann unverschämt genug seyn, so etwas Toleranz zu nennen. Doch nein, Overbeck ist ja ein deutscher Name. Wenn ein Deutscher Italiener wird, sagt das Sprichwort: tedesco italianizzato è diavolo incarnato. — Aber ist denn Rußland nicht wirklich tolerant? lasen wir nicht vor kurzem in einem Missionsbericht, das russische Gouvernement in Ostsibirien baue den Buddhisten prachtvolle Tempel? An jenen chinesischen Grenzen erheischt es die russische Politik, die zahlreichen heidnischen Nomadenstämme, die mit China nur in lockerer Verbindung stehen, für sich zu gewinnen, und darum wird ihnen sammt ihrem fanatischen Heidenthume geschmeichelt. Auf dieser Seite ist nun Rußland nicht mehr „das heilige Rußland,“ aber je weniger heilig, desto mehr tolerant.

Um auf die Heiligkeit zurückzukommen, so läßt sich unser Deutschrusse in seinem Eifer für das heilige Rußland so weit fortreißen, daß er dem Papst mit kaum verhehltem Ingrimm die Heiligsprechung eines Polen vorwirft. „Wir erwähnen den Mißbrauch, den Pius mit der Canonisation (Heiligsprechung) treibt. Diese Canonisation hat in der jüngsten Zeit einen geradezu dämonischen Charakter angenommen, seitdem der Blutmensch Großinquisitor Arbues und der Grabschänder Kuntsiewitsch auf den Altar erhoben und den Gläubigen zur Verehrung vorgestellt sind. Aber selbst das ist noch nicht das Schlimmste, daß Ungeheuer in Menschengestalt als Muster der Nachahmung ausgestellt werden, sondern daß Principien dadurch gut geheißen und besiegelt werden sollen, die durchaus schlecht und verwerflich sind. In Arbues tritt uns nur das personificirte Princip entgegen, welches für die Kirche auch die Gewalt über die Leiber in Anspruch nimmt. Kuntsiewitsch aber ist die lebendige Personification des verdorbenen Polen mit allen seinen Mängeln und Fehlern. In Kuntsiewitsch verehrt der Pole sich selbst und betet seine Nationalität an, d. h. seine durch Rom gemodelte, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Nationalität. Kuntsiewitsch's Canonisation war ein Trumpf, den der erzürnte Papst Rußland ausspielte — und man muß dem Papste volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hätte keinen bessern Repräsentanten Polens wählen können, als eben den Kuntsiewitsch. Wer etwas über diesen Unmenschen Josaphat Kuntsiewitsch erfahren will, lese das Buch des protestantischen Predigers L. Boissard: ‚L'Église de Russie‘ Paris 1867 (tom. II. p. 109—115). Auch ist es der Mühe werth, den römischen Biographen und Panegyriker dieses modernen Heiligen, den Jesuiten Martynoff, nachzulesen. Josaphat wurde bekanntlich vom mißhandelten und erbitterten Volke gelyncht. Da schrieb Urban VIII. die das Wesen des Papstthums charakterisirenden Worte an Sigismund III.: ‚Verflucht sey der Mensch, der sein Schwert in der Scheide behält und Bedenken trägt, Blut zu vergießen (‚ecclesia non sitit sanguinem‘?!). Schone nicht Feuer und Schwert! Beseele dich mit einem frommen Zorne! Trockne durch die Hinrichtung der Gottlosen die Thränen der betrübten Kirche!‘“

Der Verfasser hat nebenbei den Zweck, wie die russische Kirche über jede andere, so auch das russische Volk über jedes andere zu stellen. „Wir sehen aus dem Vorhergehenden, wie die von der Orthodoxie erzogenen Slaven eine conservative, gläubige, nach Ruß-

land als geistigem Mittelpunkt gravitirende Race sind; *) wohingegen das den Romanismus repräsentirende Polen an seinen eigenen, von Rom großgezogenen Fehlern verblutet, von Allen verlassen, von Wenigen bemitleidet, von Niemand geliebt. Die Orthodoxie strebt nach Zusammenhalt, Einigung, Vereinigung. Roms und Polens Motto aber ist ‚Divide et impera.‘ Es ist nur noch Ein Heil, Eine Hoffnung für Polen — es verlasse den Romanismus und wende sich der Orthodoxie zu. Dann kann und wird es wieder als Phönix aus der Asche erstehen und sich als ebenbürtiges Glied in die große slavische Familie einreihen. Dann wird es die Revolution und Demagogie aufgeben — denn der innerste Geist der Orthodoxie ist conservativ und friedlich.“

Vorerst will der Verfasser, alle Slaven sollen Rußland unterthan werden. Er läßt aber durchblicken, daß auch für alle nicht slavische Völker auf der Erde kein anderes Heil übrig bleibe, als russificirt zu werden, wenn er gleich fürs erste nur beansprucht, daß sie zur griechischen Kirche übergehen sollen. Schließlich meldet er uns, daß er eine Petition an die russische Synode veranlaßt habe, worin dieselbe gebeten wird, aus Anlaß des Concils sich der armen abendländischen Seelen anzunehmen.

*) Auch bei den der römischen Kirche angehörigen Slaven (Tschechen, Ruthenen, Illyriern, Slovenìern) ist der orthodoxe Geist nicht erstorben, denn der Romanismus ist ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen, wie das bei den Polen der Fall ist. Die Tschechen können ihren das Papstthum bekämpfenden Huß nicht vergessen; und die Ruthenen stehlen sich massenhaft über die Grenze, um in den orthodoxen Kirchen ihre Andacht zu verrichten. Die päpstliche Tyrannei, die ihnen nicht nur ihre rechtmäßige slavische Liturgie raubte, sondern unter Papst Johann XIII. ihnen sogar den Gebrauch der Cyrillischen Schrift feierlich untersagte, muß aufhören. Sie müssen ihre Liturgie wiedererobern, Rom den Dienst kündigen und im Vollgenuß der Orthodoxie ihre ruhmreiche Laufbahn verfolgen.

## Astronomie.

Die Sonnen- und Mondfinsternisse, mit Berücksichtigung der Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868. Von Hermann J. Klein. Mit zwei Figuren. Kreuznach, Voigtländer, 1870.

Aus dieser kleinen Schrift kann man sich am besten von den Fortschritten unterrichten, welche die Beobachtung gemacht hat. Wenn man eine Sonnenfinsterniß durch das Fernrohr betrachtet und die Sonne hinter dem Monde verschwunden ist, erblickt man am schwarzen Mondrande flammige Zacken, s. g. Protuberanzen, die augenscheinlich von der Sonnenatmosphäre herrühren. Weil sie sich zum Theil bewegen, wie von einem Winde angewehte Flammen, oder sogar frei schweben, hielt sie Arago für Wolken, die in der Atmosphäre der Sonne schwimmen. Swan fand, daß sie sich da zeigten, wo er unmittelbar vorher noch s. g. Sonnenflecken auf der runden Sonnenscheibe wahrgenommen hatte, identificirte sie daher mit den s. g. Sonnenfackeln, die als besonders helle Stellen die dunklen Flecken umgeben. Aber erst die Sonnenfinsterniß vom 18. August des vorigen Jahres führte der Erkenntniß ihrer räthselhaften Erscheinungen näher, indem sie zum erstenmal der s. g. Spectralanalyse unterworfen wurden. Mittelst derselben erkennt man nämlich die chemischen Stoffe, die in dem Licht oder Feuer enthalten sind, weil nach der Entdeckung Frauenhofers jedem chemischen Stoffe anderartige Linien im Spectrum zukommen, d. h. in dem Bilde, welches entsteht, wenn man den leuchtenden Gegenstand durchs Prisma sieht. Nun ergab die Analyse obiger Protuberanzen, daß sie vorzugsweise Wasserstoff enthalten. „Mittelst des Fernrohres überzeugt man sich, daß die beiden Spectra von zwei glänzenden Protuberanzen herrühren, welche in demselben Augenblick zur Rechten und zur Linken von dem Punkte aufleuchten, wo eben das Erlöschen des letzten Sonnenstrahles stattgefunden hat. Die Protuberanz links erreicht eine Höhe von mehr als 3 Bogenminuten und erinnert an die Flamme eines Schmiedefeuers, welches heftig vom Wind angefacht, aus den Oeffnungen der Feuerung herausschlägt. Die andere, westliche Protuberanz gleicht von der untergehenden Sonne beleuchteten schneebedeckten Gebirgsmassen, die auf dem Mondrande ruhen. ‚Die eben mitgetheilten Beobachtungen beweisen: 1) die gasartige Natur der Protuberanzen 2) die allgemeine Aehnlichkeit ihrer chemischen Zusammensetzung. 3) daß wir diese Zusammensetzung selbst kennen, denn die rothe und blaue Linie der Spectra waren keine andern, als die charakteristischen Linien des Wasserstoffgases.‘“

Uebrigens wird man wohl thun, erst weitere Entdeckungen abzuwarten, ehe man voreilig schließt, die Sonne sey ein brennender Ofen, der sein Material schließlich verzehren müsse.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 97. 4. December 1869.

## Geschichte.

Geschichte der Mormonen nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen Verhältnisse. Von Dr. Moritz Busch. Leipzig, A. Abel, 1870.

Dieses Buch gewährt eine sehr gute Uebersicht über alles, was die Mormonen betrifft. Der Verfasser war selbst einmal in Amerika, hat die Secte dort genau kennen lernen und alles gelesen, was von ihr und über sie geschrieben worden ist.

Im Allgemeinen ist die Geschichte dieser wunderlichen Secte deutschen Lesern aus andern Werken schon bekannt, weßhalb wir hier nur wenige Hauptpunkte recapituliren, und nur länger bei den neuesten Gestaltungen ihres Glaubens verweilen wollen, die sehr interessant sind. Die Secte ist noch nicht alt. Ihr Stifter Josef Smith ist erst 1805 in Nordamerika geboren worden. Im 18. Lebensjahr wollte er die erste Offenbarung von einem Engel erhalten haben, der ihm in die Erde vergrabene Goldplatten gezeigt haben soll. Diese, behauptete er, enthalten die Geheimnisse, die ein Prophet Mormon darauf eingeritzt habe. Natürlicherweise war das alles Humbug. Niemand anders hat jene angeblichen Goldplatten gesehen, sie kamen niemals zum Vorschein, und nur ihr angeblicher Inhalt erschien in einer englischen Uebersetzung, die Smith nie zu Stande gebracht hätte, wenn er nicht dabei die Handschrift eines phantastischen Romans benutzt hätte, den ein verdorbener Literat Namens Spaulding geschrieben hatte. Dieses monströse Werk erschien nun als das s. g. Buch Mormon und bildet heute noch die Bibel der Mormonen. Darin wird vorausgesetzt, als die Völker nach dem babylonischen Thurmbau sich von einander schieden, sey ein jüdischer Stamm nach Amerika gekommen und zwar dort in Sünden untergegangen, aber durch Nachkommen Josefs, die nach der Zerstörung Jerusalems ebenfalls nach Amerika kamen, erneuert worden. Nun sey auch Christus gleich nach seinem Tode am Kreuz nach Amerika gekommen, um diesen Welttheil zu heiligen, und habe in Mormon seinen größten Propheten gefunden. Gleichwohl sey das Volk abermals verwildert, und man hätte von allen diesen Ereignissen nichts mehr erfahren, wenn nicht Mormon in seinen Goldplatten die Erinnerung daran bewahrt hätte.

Genug, um die Neugier der Menschen zu reizen. Die Anhänger, die Josef Smith fand, wurden aber hauptsächlich durch Verheißungen zeitlichen und ewigen Wohlseyns an ihn gefesselt. In ihrem brüderlichen Gemeindewesen sahen sie ihre Existenz gesichert und die ihnen auferlegte Arbeit mit fröhlichem Genuß wechseln. Schon von Anfang an hatte der Mormonismus, auch noch ehe er auf die Vielweiberei fiel, etwas Talmudistisches und Muhamedanisches (der Talmud wetteifert nämlich in den Vorstellungen himmlischer Wollust mit dem Islam). Von Anfang an herrschte Freude und Heiterkeit unter den Mormonen, gehörte der Tanz, ja sogar das Theater zu ihrem Gottesdienst. Ihre Ueberzeugung war, sie seyen nicht nur das auserlesene Volk Gottes, die vor allen andern in seinen Himmel würden aufgenommen werden, sondern sie dürften auch schon hier auf Erden so viele Freuden genießen, als sie vermöchten. Deßhalb leitet man schon die Kinder an, nur immer lustig zu seyn. Und das Lieblingslied der Mormonen ist:

„A Mormon father likes to see
His Mormon family agree.
The prattling baby on his knee
Cries: Daddy, I'm a Mormon.

Eh! the merry, o! the merry, oh! the merry Mormons!
I never knew, what joy was,
Before I came amongst the Mormons.

d. h.: Ein Mormonenvater hat es gern, wenn seine Familie lustig ist. Das plappernde Kindchen auf seinem Knie schreit: Papachen, ich bin ein Mormone! Hei die lust'gen, o die lust'gen, hei die lust'gen Mormonen! Nicht eher wußt' ich, was Vergnügtseyn ist, als bis ich unter die Mormonen kam."

Smiths Gemeinde vergrößerte sich und einige Männer, die an Verstand der gemeinen Menge überlegen waren, halfen ihm den kleinen Mormonenstaat in der Art ausbilden, daß sie als Aelteste und Heilige ihren guten Vortheil davon hatten. Sie bauten sich ihr Zion im Staate Missouri, gaben aber den „Heiden" wie sie alle Nichtmormonen nannten, durch ihre Anmaßung und durch ihre seltsamen Sitten Aergerniß und wurden mehrmals mit Gewalt vertrieben. Nachdem sie schon mehrere Niederlassungen gewechselt, mußten sie 1838 den Staat Missouri ganz verlassen. Im Staat Illinois geduldet, gründeten sie dort Nauvoo und bauten hier einen großen phantastischen Tempel, worin vieles an den ehemaligen Tempel zu Jerusalem erinnerte, allein auch hier war ihres Bleibens nicht. Denn im Jahr 1842 verkündete Smith, Gott habe sich ihm offenbart und ihm befohlen, die Vielweiberei einzuführen. Gott soll gesagt haben: „Abraham nahm sich Beischläferinnen, und sie gebaren ihm Kinder, und es wurde ihm zur Gerechtigkeit angerechnet, weil sie ihm gegeben wurden und er meinem Gesetze nachlebte, wie auch Isaak und Jakob, die nichts anderes thaten, als was ihnen geboten wurde. Auch David nahm viele Weiber und Kebsweiber, desgleichen Salomo und Moses, mein Knecht, und andere meiner Knechte vom Anfang der Welt an. Ich bin der Herr, dein Gott, und ich gab dir, mein Knecht Joseph, den Auftrag, diese Dinge wiederherzustellen." Weiter soll Gott dem Smith verkündet haben, wer auf Erden nicht geheirathet habe, könne zwar nach dem Tode ein Engel werden, aber geschlechtslos und blos noch fähig, Dienste für andere zu verrichten. Wer aber auf Erden geheirathet habe, werde auch nach dem Tode ehelich leben und Kinder haben. Deswegen solle jeder heirathen, und wenn nicht Männer genug da seyen, müsse eben einer mehrere Weiber nehmen.

Es war zu erwarten, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen noch so viel christlicher Eifer herrscht, das Auftauchen muhamedanischer Vielweiberei lebhaften Unwillen hervorrufen mußte. Die Behörden des Staats schritten ein, die Mormonen gehorchten nicht. Es kam zur Execution. Mehrere tausend Milizen drangen in Nauvoo ein. Smith wurde gefangen und im Gefängniß von einer wüthenden Volksmenge überfallen und niedergeschossen. Da nun aber die Mehrheit der Mormonen ihrer Secte treu blieb und an Brigham-Young einen neuen Propheten von gleicher Schwärmerei und Schlauigkeit fand, wie der vorige gewesen, kam es zu neuen Kämpfen, bis die Heiligen von Nauvoo gezwungen waren, auszuwandern und sich im fernen Westen eine neue Heimath zu suchen. Ihr zurückgelassener großer Tempel wurde von ihren Feinden aufs schändlichste entweiht und zuletzt in Brand gesteckt. Die Mormonen aber wanderten zwei Jahre lang durch die unbewohnten Steppen Nordamerikas bis zum Salzsee, wo sie sich niederließen und an welchem sie noch jetzt wohnen.

„Dieses Land, von den Mitgliedern der Secte meist schlechthin ‚The Valley', das Thal, genannt, liegt ungefähr in der Mitte zwischen der westlichen Grenze von Missouri und der Stadt San Francisco in Californien und ist, rings von unbewohnbaren Wildnissen umgeben, gleichsam eine Oase in der Wüste. Im Osten erheben sich die Felsketten der Rocky Mountains, auf die dann weiter östlich gegen hundertundachtzig deutsche Meilen weit ein fast baumloses Prairieland folgt; im Westen befinden sich, zuweilen von steilen Höhenzügen durchschnitten, dürre Salzsteppen, und im Süden wie im Norden ragen wiederum wilde Gebirge. Die Mormonenansiedelungen liegen hier in einer Einbiegung des großen Beckens, welches, circa fünfhundert englische Meilen lang, etwa halb so breit und ungefähr viertausend Fuß über dem Spiegel des Meeres gelegen, die Mitte dieses Landes bildet, und dessen Grund im Norden der Große Salzsee bedeckt. Von Osten gelangt man hierher über die Höhenzüge der Rocky Mountains durch sogenannte Canyons, d. h. schroff abfallende Schluchten, die quer durch das Gebirge laufen und gewöhnlich von Flüssen durchströmt sind." Hier waren die Mormonen weit genug von den übrigen Vereins-Staaten entfernt, um nicht ferner von ihnen beunruhigt zu werden. Auch die wilden Indianer, von denen noch einige Stämme hier herumschweiften, mußten ihrer bessern Bewaffnung und Uebermacht erliegen; wobei es auffiel, daß sich die Mormonen gar keine Mühe gaben, sie zu bekehren, oder als ältere Brüder an sich zu ziehen. Young etablirte nun hier sein Reich in voller Sicherheit und schickte durch ganz Amerika und Europa Sendboten aus, die ihm auch wirklich, besonders aus England und Scandinavien, großen Zulauf verschafften, so daß

die Colonie sich stark vermehrte. Obgleich sie aber schon so viele Seelen zählte, um nach der Verfassung der Union einen Staat für sich bilden zu können, wurden ihnen doch nur die Rechte eines Territoriums gestattet unter einem von der Unionsregierung in Washington ernannten Gouverneur. Man ernannte zwar Young dazu, gab ihm aber einen Oberrichter und einige andere Beamten bei, die ihn zu überwachen hatten. Um sich der Union gefällig zu zeigen, stellte Young ihr ein bewaffnetes Bataillon Mormonen zum merikanischen Krieg.

Die Nachbarschaft Californiens reizte zum Goldgraben. Eine Anzahl Mormonen ließ sich dazu verführen. Mit gewohnter Klugheit aber hielt Young sie zurück und organisirte nur eine periodische Absendung von Goldgräbern, die gewöhnlich mit reicher Beute heimkehrten.

Nur die leidige Vielweiberei fing wieder an, den Frieden der Gemeinde zu stören. „In Nauvoo hatten eigentliche Harems nicht bestanden. Am Salzsee dagegen hielten sich schon um das Jahr 1850 der Prophet selbst, Kimball, Orson Pratt und Hyde ungescheut mehrere Frauen als ‚angesiegelte‘ Lebensgefährtinnen in ihren Häusern, und 1851 beschlossen sie, das Institut der Vielweiberei, dem sie den unschuldiger klingenden Namen ‚Plurality‘ gaben, von der Kirche förmlich sanctioniren zu lassen. Auf Befehl Youngs kamen in Neujerusalem zweitausend Aelteste zusammen, um über die Angelegenheit Beschluß zu fassen, und nachdem sie eine Predigt von Orson Pratt angehört und Young die Offenbarung Smiths verlesen und durch eine Rede zu rechtfertigen versucht, erklärten sie sich am 29. August 1852 für dieselbe, und die Vielweiberei wurde auf diese Weise ein Theil des religiösen Glaubens der Secte.“ Nun erhob sich aber dagegen in der Gemeinde selbst Opposition, die von einem gewissen Bishop und Georg Smith, einem Vetter der ersten Propheten ausging und die christliche Monogomie aufrecht erhalten wollte. Aber diese Partei blieb in der Minderheit und wurde auf alle Weise drangsalirt und verfolgt. „Mehrere von diesen Ketzern wurden mit Confiscation ihres Eigenthums bestraft, einige heimlich umgebracht, allen wurde verwehrt, sich aus dem Bereich der Gewalthaber in der Salzseestadt zu entfernen. Die vom Präsidenten eingesetzten nichtmormonischen Richter, bei denen die Bedrückten Hülfe suchten, wurden nicht anerkannt. Ueber alles dies wurde in Washington Beschwerde erhoben, und dazu kamen Klagen, nach denen Beamte der Union, Postofficianten der Vereinigten Staaten und Bürger, welche auf dem Wege nach Californien das Mormonenland berührt hatten, von Mitgliedern der Secte ermordet worden seyn sollten. So geschah es, daß der Präsident Buchanan sich zum Einschreiten mit Gewalt veranlaßt sah. Indeß waren die Truppen, die er 1857 unter dem zum Gouverneur ernannten Obersten A. Cumming gegen dieselben marschiren ließ, nicht stark genug, um viel auszurichten. Dieselben erlitten auf dem Marsch über die Prairien des Indianerlandes durch Ruhr und Fieber große Verluste, die Mormonen verbrannten die Gepäckwagen, welche das kleine Heer begleiteten, und hielten die Pässe besetzt, die in das Becken des Salzsee's führen, und als die Truppen endlich verstärkt waren und nun in Utah einrückten, kam es zwar am 15. Februar 1858 zu einem kleinen Treffen, bald nachher aber zu einem Vergleich, durch welchen die Rebellen Amnestie erhielten und nach dem es im Wesentlichen beim Alten blieb; nur daß die Mormonen sich bequemen mußten, eine starke reguläre Truppenmacht bei sich aufzunehmen und daß die Bedrückungen gegen die Feinde der Vielweiberei fortan aufhörten, wurde erreicht.“

Man ersieht daraus, wie schwierig es für die weit entfernte Unionsregierung war, ohne Aufwand verhältnißmäßig großer Mittel die Mormonen im Zaum zu halten. Das wurde aber noch schwieriger, als der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten ausbrach. Die Mormonen hatten freies Spiel und ihr Vielweibereisystem bildete sich vollends aus. Dieselbe wurde zum Dogma. „Eine der wichtigsten Pflichten des Mormonen ist, sich zu verehelichen. Kein Mann und keine Frau kann für sich allein den Willen Gottes vollständig erfüllen, nur durch Vereinigung der Geschlechter wird die Sehnsucht der unzählbaren im Himmel auf ihre Geburt wartenden unsterblichen Geister nach Existenz in fleischlichen Tabernakeln erfüllt. Diese Pflicht vermeiden ist gradezu Sünde. Ein unverheiratheter Mann ist ein unvollkommenes Geschöpf, ein Widerspruch, ein Vogel ohne Flügel, ein Körper ohne Seele. Er kann, wenn er sich nicht vermählt, weder Priester noch Aeltester werden. Die Heiligen gehen aber weiter. Sie erlauben ihrer Priesterschaft nicht nur die Vielweiberei, sondern sie verlangen sie gegenwärtig von allen höherstehenden Priestern; denn wenn ein unverheiratheter Mormone, sagen sie, eigentlich gar kein Mormone ist, so ist der, welcher sich mit einer Frau begnügt, nur ein halber Mormone, und ‚the more wives, the more salvation‘, je mehr Frauen, desto mehr Erlösung.“

Im Allgemeinen war auch die Mehrheit des schönen Geschlechts der Vielweiberei geneigt. Nur einige

Damen erklärten sich entschieden dagegen, und von vielen wollte man wissen, sie könnten ihre Eifersucht auf die Mitfrauen nicht ganz verhehlen oder duldeten stumm. Gewiß aber ist, daß eine sehr große Menge Frauenzimmer aus Europa zum Salzsee gewandert kamen, aus keinem andern Antriebe, als um dort Männer zu bekommen. Denn es war die Pflicht des Propheten, jeder, die sich bei ihm meldete, einen Mann zu verschaffen. Auch minder schöne Frauenzimmer und ältere Wittwen durften sich einem schon verheiratheten Manne „ansiegeln" lassen, um der Ehre wegen, weshalb der Prophet und die Aeltesten die meisten Weiber bekamen, wenn sie auch nicht mit jeder leben mochten. Ein Verhältniß wie mit den ostindischen Brahmanen, welche förmlich herumreisen und überall unterwegs Hochzeit machen, weil die Mädchen zu einem höheren Range aufsteigen, wenn sie einen Brahmanen geheirathet haben, mögen sie ihn auch nachher niemals wieder sehen. Wie erfinderisch die Mormoninnen sind, ist erstaunlich. Sie haben nämlich ausgesonnen, man könne sich auch mit Todten vermählen, dessen Stelle dann ein noch lebender Mann vertreten müsse. Sie lassen sich also z. B. ihrem ersten als Märtyrer gestorbenen Propheten Smith antrauen und Young, der zweite Prophet, ist so gefällig, dessen Stelle zu versehen. Nicht genug. Das bereits verheirathete Weib eines noch lebenden Mormonen, welche denselben nur für die Zeit diesseits zum Manne genommen hat, darf sich einen zweiten für die Ewigkeit jenseits antrauen lassen, so daß also die Vielweiberei am Salzsee unmerklich auch schon in eine Vielmännerei übergegangen ist.

Mit diesem tollen Treiben hängen nun theologische Speculationen zusammen, die immer mehr ins Wahnsinnige ausgesponnen werden, ihres Gleichen nur bei den Talmudisten finden, aber deren Hirngespinnste noch übertreffen. Wenn diese z. B. den Frauen im Himmel versprechen, täglich Mütter zu werden, behaupten die Mormonen: „Es gibt mehrere, sehr viele Götter, und jeder derselben ist vermählt und besitzt Kinder, jedem ist eine bestimmte Sphäre im Universum oder ein bestimmter Weltkörper angewiesen. Hat ein solcher Gott nun sein Reich mit seinen Kindern in dem Maaße bevölkert, daß seine himmlische Wohnung zu klein wird, um sie alle unterzubringen und ernähren zu können, so schafft er, um den Ueberfluß zu placiren, einen neuen Stern, nach welchem die Geister der jungen Götter als Bewohner gesendet werden. Diese verehren dann ihren Vater als Gott, grade so wie dieser mit seinen Brüdern im Universum seinen Vater als Gott anbetet, und sofort zurück bis zum Ur- und Hauptgotte, der im Centrum der Welt auf seinem Sterne Kolob thront. So ist der Gott, den wir zunächst anbeten, der Vater unserer Geister."

„‚Engel', sagt Young zu Dixon, ‚sind unvollkommene Wesen, welche nicht fähig sind, in den höhern Grad der Götter zu gelangen, für die sie jetzt und immerdar die Boten, Aufwärter und Diener sind und seyn werden. Sie sind unsterbliche Wesen, welche das Stadium der Geister im Weltall und der Menschen auf Erden hinter sich haben, die aber dem Gesetze des Lebens nicht nachgekommen sind, ihre Kräfte nicht in vollkommenem Gehorsam gegen den Willen Gottes verwandt haben. So sind sie in ihrem Wachsthum nach dem höhern Zustande aufgehalten worden.' Und auf die Frage, wodurch sie bei Beobachtung der Gebote Gottes gefehlt hätten, antwortete Young: ‚Dadurch, daß sie kein patriarchalisches Leben geführt, nicht, wie Abraham und Jakob, wie David und Salomo, mehrere Frauen geheirathet haben, wie alle die Männer, die in der Bibel die Freunde Gottes genannt werden.' Einigermaßen abweichend, aber in den Hauptpunkten ähnlich, drückt sich Josef Smith in seiner letzten Metamorphose der Geister in Menschen und der Menschen in Götter oder in Engel aus. Er sagt, daß jeder einzelne Geist im Himmel die Wahl habe, auf die Erde herabzusteigen und sich durch Annahme eines Leibes größere Herrlichkeit zu erwerben. Wenn der Geist Besitz von seinem Leibestempel nimmt, so entsteht ein Mensch oder eine lebendige Seele. Diese ist eine Dualität, zusammengesetzt aus gröberer Materie oder Leiblichkeit und feinerer oder Geist. Letzterer durchdringt und belebt die erstere. Er ist sterblichen Augen nur durch ein Wunder sichtbar, der Schwerkraft nicht unterworfen und dennoch Materie. Er geht durch den Körper wie das electrische Fluidum durch die Erde. Aus seiner feinern Natur ist er doch substantieller und dauerhafter wie der Leib, ja er ist unsterblich wie Gott selbst. Der Tod scheidet ihn vom Körper nur zu einem nützlichen Zwecke; dann aber wacht der Geist über jedes Theilchen seines geliebten einstigen Wohnsitzes, bis das Werde der Auferstehung ertönt, den Geist wieder mit dem Leibe bekleidet und den Menschen auf diese Weise zum Gotte erhebt.'"

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 98. 8. December 1869.


## Politische Schriften.

Aufruf zur Bildung einer neuen Mittelpartei. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1869.

In dieser Flugschrift steht viel Wahres, obgleich sie auch von Täuschung nicht ganz frei ist.

Vor allem muß man an ihr loben, daß sie die Hauptsache als Hauptsache und die Nebensachen als Nebensachen nimmt, während unsere Parteien in Deutschland es fast immer umgekehrt machen. Die Hauptsache ist und bleibt Deutschlands Machtstellung nach außen, das Zusammenfassen unserer ganzen nationalen Kraft, um ein deutsches Reich in Mitteleuropa zu gründen, welches stark genug ist, Europa den Frieden zu gebieten und die Interessen aller Deutschen und Sprachgenossen zu wahren. Alles andere ist Nebensache. Das hat nun der ungenannte Verfasser erkannt. „Es leuchtet ein, sagt er, daß jeder Schritt auf dem Wege zum Nationalstaat, zu dem Ziele, das alle Deutschen herbeiwünschen, unmöglich ist, so lange man ‚conservativ' seyn will. Denn sonst müßte man ja eben die Dinge so lassen, wie sie sind. Dieser Conservatismus wäre aber bei dem herrschenden Reformbedürfniß und dem mächtigen Drange nach nationaler Einheit keineswegs positivistisch. Positivistisch ist allein diejenige Politik, welche außer den gewordenen Verhältnissen auch die Triebkräfte des Werdenden in ihren Kreis zieht." Derselbe Vorwurf trifft aber auch die fortschrittliche Partei. Weder die eine noch die andere ist national, beide sind particularistisch, wenn auch „aus sehr verschiedenartigen Beweggründen. Die conservative Partei, weil sie durch die Nationaleinigung die Macht der preußischen Krone beeinträchtigt glaubt; die Fortschrittspartei, weil sie, ihre abstracten Freiheitstendenzen höher stellend als die Nationaleinigung, unsere freiheitliche Entwicklung dadurch für gefährdet erachtet, daß das Streben nach Nationaleinheit Hand in Hand mit der Entwicklung unserer militärischen Kräfte gehen muß."

Sehr wahr ist ferner, was hier S. 45 gesagt ist: „Auf welchem Wege die deutsche Nationaleinheit zu erstreben und zu erreichen sey — auch dies ist eine Frage, die in Norddeutschland so ziemlich jeder und in Süddeutschland gewiß die Hälfte der Bevölkerung für erledigt erachtet. Das Zetergeschrei der süddeutschen Pfaffen und Demokraten kann ja nicht ewig die Luft mit seinen Mißtönen erfüllen. Es gibt eben nur den einen Weg, auf dem die deutsche Staatsentwicklung denkbar ist: den Weg des Anschlusses der übrigen deutschen Staaten an Preußen. Jeder andere Weg würde die Zerstörung Preußens voraussetzen. Daß dieselbe jedenfalls nicht ohne Ströme Bluts erfolgen könnte, liegt klar zu Tage. Und was bietet man für so furchtbare Opfer? — Unsere Radicalen, welche sich einen deutschen Staat nur als eine Föderativrepublik vorzustellen vermögen, also nur durch und nach einer vollständigen Revolution die Nationaleinigung erwarten, behaupten, daß die sogenannte Verpreußung Deutschlands das Ende der deutschen Civilisation seyn werde. Man unterstellt also ein vollständig gegensätzliches Verhalten des preußischen Volksgeistes gegen den deutschen Volksgeist. Einer ernstlichen Widerlegung bedarf diese nur in einem blinden Hasse gegen das monarchische Bollwerk des Nordens begründete Ansicht nicht. Preußen in seinem heutigen Bestande umfaßt den bei weitem größten Bruchtheil der deutschen Nation. Mit welchem Schein von Wahrheit will man die Meinung verfechten, daß im nördlichen Theile des gemeinsamen Vaterlandes die deutsche Cultur, das deutsche Gemüth, die deutsche Wissenschaft verpreußt

wären, um den widerwärtigen Ausdruck der süddeutschen Demokraten zu wiederholen? Haben nicht in ominöser Weise die großen Geister des Südens, Göthe, Schiller, Wieland, Hegel, Schelling, im Norden gewirkt? Welch' kleinliche und verächtliche Gesinnung ist es überhaupt, auch nur irgend einen Theil, geschweige denn den größten Theil des Vaterlandes aufzugeben, den dort herrschenden Geist als undeutsch zu bezeichnen! Wie? dies Deutschland, welches seit Jahrhunderten den Ruhm genießt, in Religion, Kunst und Wissenschaft ein großartiges, eigenes nationales Leben zu entfalten, sollte in seinem Norden, der Wiege und Pflanzstätte der deutschen Reformation, in seinem nach Bevölkerungszahl und Macht weit überwiegenden Theile undeutsch seyn oder geworden seyn? Pfui! dieser schimpflichen Gesinnung — die glücklicherweise nur in einigen hirnverbrannten ‚radicalen' Geistern, einer römischen Priesterschaft und einer mißleiteten Menge genährt wird."

„Was wollen alle Friedens- und Freiheitsredensarten bedeuten, so lange man uns Deutschen das Recht streitig macht, unsern Staat, unsere nationale Verfassung nach unserem Gutdünken zu ordnen? Die Politik Preußens ist in dieser Beziehung sonnenklar und so zweckgemäß und der Lage entsprechend, daß jeder besonnene, aufrichtige Patriot mit ihr einverstanden seyn muß. Preußen will den Eintritt der Südstaaten in den deutschen Bundesstaat durchaus von dem freien Willen derselben abhängig seyn lassen; nur von der natürlichen Gravitation der Dinge erwartet man die Vereinigung von Süd und Nord. Ist aber der Augenblick gekommen, wo die Südstaaten ihre Absicht erklären, an dem Bunde, der die übrigen deutschen Staaten umschlingt, theilnehmen zu wollen — dann will Preußen auf jede Gefahr hin diese Erklärung zur That werden lassen. Preußen und Deutschland müssen also gerüstet seyn, sie dürfen selbst den Kampf mit mehreren Großmächten nicht scheuen. Man sollte meinen, daß bei einer so klaren Situation eine Meinungsverschiedenheit über das, was in militärischer Hinsicht nothwendig ist, wenigstens unter den Männern, welche die Nationaleinigung auf ihre Fahne geschrieben haben, kaum möglich sey."

Wenn es auch wahr ist, daß der Nationalverein die Nationalfrage niemals richtig verstanden hat, daß er viel mehr liberal, also kosmopolitisch, als national gesinnt war, und daß er unbedenklich das Nationalinteresse dem Particularismus, also dem Todfeind jeder Nationaleinheit in der Frage der Elbherzogthümer aufgeopfert hat, indem er gegen Preußen für den Augustenburger agitirte und die elende deutsche Kleinstaaterei durch einen neuen Kleinstaat vermehren wollte, lediglich wegen seiner irrigen Besorgniß, Preußen sey in seiner innern Politik nicht liberal genug, — wenn das alles auch wahr ist, so hat doch am Ende die nationalliberale Partei den scharfen Tadel keineswegs verdient, mit dem sich die conservative Partei über sie erheben zu können vermeint. Wir lesen hier: „Ueber die Unziemlichkeit, der liberalen Partei die Schlappen, welche sie durch die deutsche Politik des Grafen Bismarck erlitten, fortwährend als Paradepferd vorzureiten, haben wir uns schon geäußert. Darüber kann gar kein Zweifel seyn, welche Parteianschauungen durch diese Politik größere Niederlagen erlitten haben, die der Conservativen oder der Liberalen. Die Conservativen haben sich vor 1866 in der deutschen Frage niemals über den Standpunkt erhoben, den sie 1849 in Erfurt einnahmen, während die vielgeschmähten Gothaer von je die Beseitigung des Dualismus als die unerläßliche Vorbedingung jeder Bundesreform auf ihre Fahne geschrieben hatten. Im Princip hat also Graf Bismarck die Absichten der Gothaer und die Sache des Nationalvereins verwirklicht. Es ist daher lächerlich, wenn die Conservativen beständig behaupten, daß Graf Bismarck seine Politik im Gegensatz zu den liberalen Parteianschauungen durchgeführt habe. Die von Seiten der Conservativen und des Herrenhauses der Regierungspolitik in der Frage der Militärreorganisation gewährte Unterstützung hatte ganz andere Ziele als die Regierungspolitik selber. Man bezweckte damit nichts weiter, als den Bestrebungen der liberalen Partei nach parlamentarischem Machteinflusse sich entgegenzustemmen, und man darf wohl behaupten, daß die Stellung zur Frage der Militärreorganisation Seitens der beiden gegenüberstehenden Parteien die umgekehrte gewesen wäre, falls man mit Bestimmtheit das Ziel der Regierungspolitik voraus gewußt hätte. Dem sey indessen, wie ihm wolle; die beständig wiederholten Recriminationen sind absolut tadelnswerth und nutzlos, und man sollte endlich einsehen, daß es sich heute um ganz andere Dinge für Deutschland handelt, als um die abstracte Gegenüberstellung conservativer und liberaler Tendenzen, daß es sich heute einfach um die Gegensätze handelt: gesetzlich oder revolutionär, patriotisch oder vaterlandsfeindlich, national oder antinational."

Andererseits geht die Flugschrift doch wohl zu weit links ab, wenn sie erstens die Krone gänzlich vom Parlament abhängig machen will, und zweitens dem Staate das Recht abspricht, sich für die Religiosität

der Staatsgenossen zu interessiren, und den Glauben, wenn auch nur ein wenig, gegen den wild und revolutionär hereinbrechenden Unglauben, das fast wehrlos gewordene Christenthum gegen das mit den stärksten Waffen der Presse, der Schule und der Mode ausgerüstete Heidenthum und Judenthum zu schützen. Es würde doch wohl einer Regierung schlecht anstehen, als die erste voran die Axt an den Altar zu legen. Selbst eine Parlamentsregierung würde sich erst bedenken, ehe sie das alte, herkömmliche und verfassungsmäßige Recht der Kirchengemeinschaften antastete, so lange dieselben nicht ihrerseits in das Recht des Staats oder anderer kirchlicher Genossenschaften eingreifen. Man muß hier unterscheiden. Es ist gewiß, daß sich der politische Particularismus mit einem confessionellen zu maskiren sucht, aber auch gewiß, daß es in den zwanziger Jahren eben so unrecht als unklug war, das historische Recht der Lutheraner in Schlesien anzutasten.

Die vorliegende Flugschrift stellt ein kurzes und strammes Programm auf: „Das Gouvernement muß freisinnig seyn und die freisinnigen Parteien müssen gouvernemental werden.“ Das ist sehr schön gesagt, es wird damit aber nicht blos der Regierung, sondern auch den Parteien eine Pflicht auferlegt, und es scheint uns, der ungenannte Verfasser schärfe den Parteien die ihrige weniger ein als dem Gouvernement. Grade weil die Parteien ein flüchtiges Element darstellen, erfordert das Wohl des Staates eine desto beständigere Festigkeit in der Regierung. Hätte König Wilhelm I. in seiner Stellung zu den Parteien nicht den rocher de bronze seines Ururgroßvaters festgehalten, was hätte wohl das Berliner Abgeordnetenhaus sammt dem sechsunddreißiger Ausschuß, dem Augustenburgischen Anhang, dem National- und Reformverein, den Würzburgern 2c. aus Preußen und aus Deutschland gemacht? Das unterscheidet eben die constitutionelle Monarchie von der demokratischen Republik, daß dem parlamentarischen Factor der monarchische zur Seite steht, den nach allen Seiten divergirenden Meinungen als Regulator dient und im Wechsel das Dauernde festhält.

---

## Geschichte.

Geschichte der Mormonen nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen Verhältnisse. Von Dr. Moritz Busch. Leipzig, A. Abel, 1870.

(Schluß.)

„Diese Götter, in welche die auferstandenen Frommen verwandelt werden, haben die Macht, jeder für sich einen neuen Planeten zu schaffen und denselben durch Zeugung zu bevölkern, was als ‚die Gewalt endloser Lebensspendung‘ bezeichnet wird. Die Ungehorsamen dagegen, die sich zu dieser Lebensspendung nicht vorbereitet haben, (d. h. ohne Zweifel: die sich nicht mehrere Frauen genommen haben) werden im Himmel ‚nur einer geringern Herrlichkeit theilhaft werden, sie werden den himmlischen Königinnen die Schleppe tragen, Holzhacker, Schuhputzer, Küchenjungen u. d. seyn; denn die zukünftige Welt ist nur die verklärte Wiederholung der jetzigen.‘ Engel sind also nach Young und Smith die Seelen von solchen Menschen, welche Junggesellen geblieben sind oder sich nur mit einer Frau vermählt haben, die also entweder gar keine Nachkommenschaft, oder nur wenig Kinder haben. ‚Je mehr Weiber, desto mehr Erlösung‘, desto mehr Erhöhung im zukünftigen Leben, desto mehr Herrschaft und königliche Herrlichkeit in den himmlischen Sphären.“

Bemerkenswerth ist, daß die Neger nach dem Glauben der Mormonen die unterste Stufe der Menschheit einnehmen, und nur Geister, welche gesündigt haben, in einen schwarzen Leib gebannt werden.

Die ärgsten Sophistereien in Bezug auf die Vielweiberei und Vielmännerei sind von einem gewissen Pratt ausgedacht worden. „‚Setzen wir den Fall, daß Herr A. Fräulein B. für Zeit und Ewigkeit heirathet, daß ferner im Laufe der Zeit, seine Frau, geborene B. mit Hinterlassung mehrerer Kinder stirbt, und daß der Wittwer A. hierauf ein Fräulein C. heirathet. Frage: Wie will seine Braut C. einen Gatten für alle Ewigkeit bekommen? Es liegt auf der Hand, daß sie in Zukunft entweder allein existiren oder mit Herrn A. ebenfalls für die Zeit und Ewigkeit vermählt werden muß. Entschiede sie sich aber für das Letztere, so würde Herr A. am Morgen der Auferstehung eben zwei Weiber haben. Nun kann es sich aber begeben, daß Herr A. das Unglück hat, auch seine zweite Frau, geborene C., durch den Tod einzubüßen, und daß die Umstände ihn zwingen, ein drittes Ehebündniß mit Fräulein D. zu schließen. Er könnte dann in den Fall kommen,

im Jenseits drei Frauen zu haben. Möglich aber auch, daß Herr A. vor seiner Frau, geborener B. stirbt, und daß seine Wittwe einen jungen Mann Namens C. blos für dieses Leben heirathet, da sie mit ihrem verstorbenen Gatten für alle Ewigkeit verbunden ist. Frage: Wenn Herr A. seine Frau nach der Auferstehung beansprucht, woher wird dann Herr C. droben eine Frau nehmen? Antwort: Er muß sich entweder ohne eine solche zu behelfen suchen oder schon in diesem Leben sich noch mit einer andern Dame, die keine Verpflichtungen für die Ewigkeit hat, verheirathen. In diesem Falle aber würde er schon hienieden zwei Frauen haben müssen.' ‚Häufig', so fährt unser mormonischer Scholastiker fort, ‚kommt der Fall vor, daß weiblichen Wesen niemals ein Heirathsantrag von jungen Männern gemacht wird, denen sie so viel Vertrauen schenken, daß sie sich mit ihnen für alle Ewigkeit verbinden möchten. Frage: Müssen diese Mädchen in der Ewigkeit ohne Gemahl bleiben? Würde es nicht viel besser mit jeder einzelnen von ihnen stehen, wenn sie mit einem frommen, wenn auch schon verheiratheten Manne wie Abraham vermählt wäre, als wenn sie für die ganze Ewigkeit vereinsamt bliebe? Würde es nicht eine bei weitem größere Seligkeit in sich schließen, dessen zweite, dritte oder vierte Frau und dadurch in die Lage gebracht zu seyn, an Kindern, Enkeln, Urenkeln u. s. f. eine endlose Nachkommenschaft zu gewinnen und sich mit ihrem Gatten aller der Herrlichkeit seiner wachsenden himmlischen Königreiche zu erfreuen, als in alle Ewigkeit in Gestalt eines bloßen Engels, einer bloßen Magd ohne Nachkommenschaft verharren zu müssen? Und wiederum gibt es viele Wittwen, deren Männer im Unglauben sterben. Diese Wittwen können in die Lage kommen, daß ihnen kein Heirathsantrag von einzeln lebenden gläubigen Männern gemacht wird. Soll für sie nicht Fürsorge getroffen werden? Und welches tugendhafte Weib würde es nicht vorziehen, die sechste oder siebente Frau eines Gläubigen zu werden, als in der zukünftigen Welt in alle Ewigkeit ohne die Segnungen der Ehe zu leben? Und ferner, wenn in den letzten Tagen vor dem Beginne des tausendjährigen Reiches Volk gegen Volk und Reich gegen Reich aufsteht und das Schwert vertilgend von Mittag bis Mitternacht hin über alles Fleisch daherfährt, wie Hesekiel Capitel 21, Vers 4 weissagt, so werden viele Millionen von Vätern und Brüdern auf dem Schlachtfelde fallen, während die Mütter, Schwestern und Töchter zurückbleiben werden, um ihren Verlust zu betrauern. Frage: Was wird aus diesen Frauen werden? Antwort: Man wird ihnen das Evangelium predigen, und sie werden aus allen Völkern fliehen und zu den Heiligen Zions versammelt werden. Dann wird die Zahl der Weiber bei weitem größer seyn, als die der Männer. Aber wie werden dann alle mit Ehemännern für die Ewigkeit zu versorgen seyn? Wir wollen diese Frage mit den Worten des Jesajas, Capitel 4, Vers 1 beantworten: ‚Sieben Weiber werden zu dieser Zeit einen Mann ergreifen und sprechen: wir wollen uns selbst nähren und kleiden, laß uns nur nach deinem Namen heißen, daß unsere Schmach von uns genommen werde. So sehen wir denn, daß die Schmach, keinen Mann zu haben, größer seyn wird, als die Schande von sieben Weibern, die zusammen nur einen Mann haben."

Wie die Mormonen sich mit Todten vermählen, so taufen sie auch Todte, um dieselben zu erlösen.

Der Phantasie ist hier ein unermeßlicher Spielraum gelassen, daher auch das System des Mormonismus noch lange nicht geschlossen. Herr Busch meint aber, es stehe demselben eine Katastrophe bevor, denn seit dem Bau der Pacificbahn sey der Weg vom atlantischen Meere nach Californien einem leichten Verkehr geöffnet, entstehe an der Bahn eine Stadt nach der andern, und würden sich ohne Zweifel am Salzsee bald so viele Heiden oder Nichtmormonen niederlassen, daß sie unterdrückt, abermals vertrieben, oder wenigstens in ihren Phantastereien temperirt werden würden.

Wohl möglich, doch droht von derselben Seite her, von welcher Herr Busch die Abhülfe erwartet, eine neue Gefahr. Denn aus China werden wahrscheinlich immer mehr Menschen in Californien einwandern, wie sie schon jetzt eine zahlreiche Bevölkerung daselbst bilden und bereits einen großen Tempel des Gottes Buddha aufgerichtet haben. Diese Einströmung von Hinterasien her wird früher oder später die faulen Ausscheidungen des Christenthums, wie sie sich in den verrückten Sekten der Anglo-Amerikaner kund geben, an sich ziehen, mit sich verschmelzen, und das kommende Jahrhundert wird desfalls vielleicht noch überraschendere und ungeheuerlichere Religionssysteme aushecken sehen, wie die, welche jetzt schon aufgetaucht sind.

Es handelt sich hier nicht um vorübergehende ungefährliche Curiosa zum Lachen, sondern um ein weltgeschichtliches Phänomen, um einen neuen Stoß, der dem Christenthum nun auch von einem andern Heidenthum, als von dem classisch-antiken aus, beigebracht werden soll.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

**Wolfgang Menzels**

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 $^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 99.** 11. December 1869.

## Deutsches Recht.

Die bürgerlichen Rechte der Württemberger, aus den einheimischen und fremden Gesetzen zusammengestellt. Von Obertribunalprocurator Schübler. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Grüninger, 1870.

In diesem zum Privatgebrauch sehr nützlichen Buche klingt zugleich ein Gedanke durch, der in des Verfassers frühern Schriften enthalten ist und alle Beherzigung verdient. Man solle nämlich, darauf hat der Verfasser in allen seinen Schriften gedrungen, das gute alte herkömmliche deutsche Recht in Haus und Familie, Nachbarschaft, Genossenschaft und Gemeinde erhalten und retten. Wir haben in unsern Blättern diesen Gedanken stets vertheidigt und unterstützt und thun es hier zum letztenmal.

Es ist vollkommen wahr, was der Verfasser S. 2 sagt: „Das Gewohnheitsrecht ist aus dem natürlichen Rechtsgefühl des Volks entstanden und beruht auf der Ueberzeugung, daß man so handeln müsse." Das Gewohnheitsrecht ist traditionell und jedem Ortsbewohner von Kindheit auf mehr und mehr bekannt geworden. Es gehört mit zu der Luft, die er einathmet. Er lernt es von selbst und er erkennt in ihm sichere Autorität, wie die eines Vaters. Auch ist es ein gutes Recht, weil es sich praktisch durch lange Zeit bewährt hat, weil es keinen bevorzugt, weil jeder weiß: was du nicht willst, das dir geschicht, das thu auch einem andern nicht. Endlich ist dieses Gewohnheitsrecht das wohlfeilste. Denn es wird mündlich geübt und auf der Stelle, von Wissenden, die es alle auswendig kennen, ohne daß es einer Schreiberei oder eines Herumstöberns in fremden Gesetzbüchern, oder eines kostspieligen Herbeiziehens fremder, mit dem örtlichen Gewohnheitsrecht unbekannter, wenn auch hochgelehrter Richter bedürfte.

In Württemberg besteht noch ein Rest der Gewohnheitsrechte: „Für die vielen den Oberamtsgerichten noch vorbehaltenen Processe bestimmt das Gesetz, daß die Parteien nicht genöthigt sind, ihre Klagen schriftlich zu übergeben, sondern auch das Recht haben, an bestimmten Tagen dieselben mündlich dem Gericht vorzutragen, welches ihre Angaben zu Protokoll zu nehmen hat, und daß ebenso die Beklagten durch die Gerichte ihre Antworten verfassen lassen dürfen, daß also hier das frühere Verfahren auch bei den jetzigen Gerichten fortgesetzt wird. So sehr diese Modificationen den Bedürfnissen des Volks in vielen Fällen entsprechen und durch Ersparung von Kosten sich empfehlen, so ist doch zu besorgen, daß mit denselben in das neue Verfahren alle Mißstände des frühern sich fortpflanzen, besonders die Nachtheile der Rechtssprechung durch den Volks- und den Localverhältnissen fremde Beamte, das bedenkliche Uebergewicht des Juristenrechts über das Volksrecht und die bereits so weit ausgedehnte bedauerliche Vernachlässigung der Ortsgewohnheiten zu Gunsten eines abstrakten allgemeinen Rechts, auch die damit verbundene unvermeidliche Vermehrung der Processe. — Noch in den letzten Jahrzehnten wurde selbst in der Residenzstadt Stuttgart, der Heimath so vieler Freunde des Volks, ein uraltes Gewohnheitsrecht, das Retentionsrecht der Hauseigenthümer auf die eingebrachte Fahrniß der Miethsbewohner durch die gelehrten Richter abgeschafft und als ein Sieg des Rechts verkündigt, während es nur ein Sieg des wohlbewaffneten Juristenrechts über das unbeschützte Volksrecht war. Diese Erfahrung ist aber nur ein einzelnes Beispiel. Auf ähnliche Weise wurden noch viele andere Rechtsgewohnheiten nicht blos in Stuttgart, sondern im ganzen Lande in neuerer Zeit und früher zuerst in.

Frage gestellt, vernachlässigt und dann beseitigt, insbesondere die Rechtsgewohnheiten über die Bedeutung des Haftgeldes bei Kauf- und Miethverträgen, bei Verträgen zwischen Arbeitsherrn und Arbeitern, Dienstherrn und Dienstboten. Auch wurden die ältern oft so sorgfältig ausgearbeiteten Statuten früherer selbständiger Territorien so oft mit allen darauf gegründeten Präjudicien und Entscheidungen vernachlässigt und der Vergessenheit übergeben. — In allen diesen Fällen ist nun Streit und Unordnung, wo früher durch allgemein anerkannte Gewohnheitsrechte Ordnung und Friede herrschte."

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß sich unter verschiedenen örtlichen Verhältnissen auf ganz natürliche Weise auch verschiedene Gewohnheiten und Gewohnheitsrechte ausbilden müssen, z. B. in Ackerbaubezirken andere, als in Fabrikbezirken. Dieser natürlichen Verschiedenheit soll man Rechnung tragen und nicht alles über einen Kamm scheeren wollen. Die Staatsomnipotenz hat da viel Gesundes zerstört. Wenn sie verpflichtet ist, keine gesundheitsgefährliche Pfuscherei mit abergläubischen angeblichen Heilmitteln zu dulden, so soll sie doch die einfachsten und untrüglichsten Hausmittel nicht verbieten wollen, ihnen nicht einen theuren Doctor ins Haus schicken, der noch keine Erfahrung in der betreffenden Oertlichkeit hat.

Was vom Gewohnheitsrecht gilt, das gilt auch von der Gewohnheitspolizei. Diese letztere wurzelte im uraltdeutschen Hausrecht, welches leider nur noch in England in Ehren gehalten wird, in dem eben so alten Recht und in der Pflicht der Nachbarschaften, Gilden und Genossenschaften, innerhalb ihres Bereichs die Polizei selbst zu handhaben und über gute Sitten und Ehrlichkeit zu wachen. Niemand ist bei der Wahrung einer guten Haus-, Straßen-, Gesundheits- und Sittenpolizei mehr interessirt, und niemand versteht sie besser, als die Familienväter, Hausbesitzer, Nachbarn, Standes- und Gewerbsgenossen. Ihnen hätte sie auch nie abgenommen werden sollen. Sie kennen sich, sie controliren sich am besten. Wenn wir Deutsche nicht seit Jahrhunderten so erbärmlich heruntergeschulmeistert und herunterregiert worden wären und noch ein wahrer Sinn für bürgerliche Ehre in uns lebte, würden wir es längst unerträglich gefunden haben, daß uns jegliche Selbstfürsorge und Selbsthülfe verboten ist, wir auch mit unsern Nachbarn zu gemeinschaftlicher Handhabung der Ordnung und Zucht in unserem nächsten Bereiche nicht zusammenstehen dürfen, sondern beim geringsten Zwischenfall nach dem Polizeidiener schicken müssen.

Das Centralisationssystem des modernen Staates hat überall störend und trennend in die kleinen socialen Organismen der Gemeinden und Genossenschaften eingegriffen, das natürliche Leben, das naturwüchsige Gesetz in ihnen vernichtet, und muß sie nun wie Kranke oder Verdächtige beständig überwachen, da sie sich doch wohler befinden und seiner Oberleitung sogar noch lieber gehorchen würden, wenn er ihnen die freie Bewegung gönnte wie vor Alters. Eine sehr nachtheilige Wirkung der Staatseinmischung in alles Gemeindewesen ist die gegenseitige Entfremdung der Individuen, die früher durch irgend ein Band organischer Zusammengehörigkeit verbunden gewesen waren. Früher hatten die Genossen desselben Standes, Gewerbes, Handwerks einander gegenseitig beigestanden; alle hatten sich verpflichtet, gleich gute Waare zu liefern und kein Pfuscherwerk unter sich zu leiden. Jetzt lebt und arbeitet jeder für sich, concurrirt mit dem andern, sucht ihm auf alle Art zu schaden, schämt sich auch der Pfuscherarbeit nicht, wenn er sich nur Kunden zu verschaffen weiß, und macht aus einem friedlichen Organismus, in welchem jedes Glied das andere unterstützte, einen Krieg aller gegen alle. Früher gab es auf dem Lande ein Band der Zusammengehörigkeit zwischen den Bauern und ihren Gutsherrn. Dasselbe ist zerschnitten und ein feindseliges Verhältniß an die Stelle getreten. Herr Schübler hat sehr Recht, wenn er bemerkt, ein neues Band des Vertrauens könne beide Theile wieder umschließen und ihre Zusammengehörigkeit in einer für beide Theile nützlichen Weise erneuern, wenn die vormaligen Feudalherrn sich der Interessen ihrer vormaligen Untergebenen theils durch Belehrung über die Fortschritte des Landbaues, theils durch Beispiel und thatsächliche Hülfleistung annehmen würden. „Sie sollten die freigewählten Schirmherrn ihrer frühern Pflichtigen seyn und das Bedürfniß befriedigen, welches überall kleine Besitzer gegenüber haben, in den Fortschritten bei der Landwirthschaft ihrer Umgebung voran gehen, ihre Schlösser zu Musterlagern bestimmen und dasjenige ihrer Umgebung leisten, was die Centralstelle für Gewerbe und Landwirthschaft dem ganzen Lande bietet."

## Dichtkunst.

Sämmtliche Idyllen des Luis de Camoens. Zum erstenmal deutsch von C. Schlüter und W. Storck. Münster, Russell, 1869.

Wir haben unlängst erst Donners treffliche Uebersetzung der Lusiaden in diesen Blättern angezeigt. Der

berühmte Verfasser derselben, der Portugiese Camoens, ein Zeitgenosse Luthers, hat auch noch Idyllen geschrieben, die uns hier zum erstenmal in deutscher Uebersetzung vorliegen. In der interessanten Einleitung dazu wird das Leben des Dichters und seine Reise nach Ostindien geschildert. Sein Ende war bedauernswürdig. „König Sebastian hatte den Dichterfürsten für die Widmung der Lusiaden, wie erzählt wird, mit 15,000 Reis jährlicher Rente abgefunden, d. i. nach unserem Gelde mit 25 Thalern. Einige bestreiten die Thatsache, indem sie offenbar vorziehen, daß der König dem Dichter gar nichts geschenkt habe. Das Eine aber steht unwiderleglich fest, daß Camoens' getreuer Sclave Antonio, welcher aus Java ihm gefolgt war, Nachts Almosen zusammenbettelte, damit sein Herr nicht Hungers stürbe." Er starb 1579 zu Lissabon.

Die Idyllen erschienen erst später. „Eine Zusammenstellung seiner Gedichte, unter dem Titel: Parnaso de Luis de Camões von unserem Dichter selbst begonnen, wurde ihm, wie sein Freund Diogo do Couto erzählt, in Moçambique gestohlen. Erst sechszehn Jahre nach dem Tode des Lusiadensängers besorgte Fernando Rodrigues Lobo Surropita die erste Ausgabe. Um nicht wenige Stücke vermehrt, welche der Dichter Manoel de Faria e Sousa (1590—1649) für Camoens'sche Gedichte gehalten hatte, erschienen die Rimas später in wiederholten Auflagen. Namentlich wurden den Ausgaben, auf des genannten Sammlers Gewährschaft hin, sieben Idyllen als unserem Dichter zugehörige Erzeugnisse einverleibt, welche unter den Lima-Idyllen des Diogo Bernardes (geb. vor 1550 am Lima zu Ponte de Barca, gest. 1596 zu Lissabon) seit 1596 sich gedruckt fanden und für dessen Werk unangezweifelt, wie es scheint, bis dahin gegolten hatten." Herr Storck, der die Einleitung geschrieben hat, macht wahrscheinlich, daß der letzte Theil der hier abgedruckten Gedichte, Idylle 8—14 nicht von Camoens, sondern von Bernardes herrühren.

Camoens ahmte in seinen Lusiaden den Virgil nach und er thut es auch wieder in den Idyllen, welche den Eklogen Virgils und den Idyllen Theokrits am nächsten verwandt sind. Camoens war bereits ganz in die Renaissance eingetaucht und lebt und webt nur in antiken Illusionen. Aber in der Gluth und Innigkeit verrathen seine Hirten doch, daß sie einer spätern romantischen Zeit angehören. Hier zur Probe der Anfang der zweiten Idylle.

Wo lind' und klar und schön
Des Tago Wogen schwellen,
In einem Thal mit dunkelschatt'gen Pfaden:
Dort stand am Fluß Almen
5 Und schickt' in Wind' und Wellen
Der Seufzer viel und Thränen, schmerzbeladen.
Es hielt am letzten Faden
Die Hoffnung ihn gebunden,
Die manche Jahre schon
10 Trugvoll ihm vorgespiegelt Lust und Lohn;
Doch des Verliebten Wahn war nicht geschwunden.
Wer so der Liebe pflegt,
Scheint nicht zu irren, wenn Vertrau'n er hegt.

Aus der Mitte der dritten Idylle.

Ergetzten einst dich nicht die heißen Triebe,
Und ruhte nicht auf mir dein süßer Blick,
Zu sehen, welche Macht er an mir übe?

185 Und denkst du, schöne Hirtin nicht zurück,
Wie gern du sahst, was in der Eichen Rinde
Ich immer schrieb von dir und meinem Glück?

Verflog das alles gar so leicht im Winde?
Wie du geneigt mir warst, das sagen klar
190 Die Berge rings, wenn ich's auch nicht verkünde.

Kam aus dem Sinn dir gänzlich die Gefahr,
Der du getrotzt, allein um mich zu hören,
Am lichten Tag und wenn es Abend war?

Der Eris-Apfel sollte mich bethören,
195 Den Venus, deren Schön' ihn einst gewann,
Dir mußt' als Preis der Schönheit nun gewähren.

Mit flücht'gem Fuß entwichst und bargst du dann
Im Dickicht dich, als müßtest du dich schämen,
Daß süße Thorheit dich gelegt in Bann.

200 Der Apfel war es nicht, den anzunehmen,
Verführt durch gold'nen Glanz und list'gen Trug,
Kydippe die Begier nie konnte zähmen;

Noch — welcher Atalanta's Sieg zerschlug; —
Der war's, mit dem einst Galatee den Hirten
205 Wie jener singt, entzückte schlau und klug.

Man mag aus diesen Proben die Zartheit und den Geist des Dichters erkennen. Sie geben sich überall als tief empfunden zu erkennen. Nur hin und wieder tritt die italienische Manier des Petrarca hervor, welche künstelt z. B. in der fünften Idylle.

Du bist dem Berge Pindasus entsprossen
50 Oder dem Marmor, — du so schön wie hart;
Unmöglich ist's, daß solche Kält' umschlossen
Jemals ein Mutterschooß nach Menschen Art;
Du machtest dir die Felsen zu Genossen,
Daß zu Natur die Grausamkeit dir ward;
55 Nichts stimmte je dein Herz zu Güt' und Milde,
Als wär' es schier aus Marmor ein Gebilde.

Die Künstelei und das Haschen nach Gleichnissen tritt noch weit mehr in den letzten, wahrscheinlich dem Bernardes angehörigen Idyllen hervor.

## Biographie.

Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalle's. Auf Grund authentischer Belege dargestellt von Bernhard Becker, dem testamentarischen Nachfolger Lassalle's. Schleiz, Hübscher, 1868.

Es ist der Mühe werth, dieses merkwürdige Buch zu lesen, weil es so recht zu den Zeichen der Zeit gehört. Ein Jude, der einerseits als intimer Freund einer Gräfin und Geliebter einer Diplomatentochter, von deren Bräutigam im Duell getödtet wird, und der andererseits an der Spitze des Proletariats steht und ungeheuern Anhang in der arbeitenden Classe findet, ist in der That eine wunderbare und doch in der heutigen Weltconfusion nicht mehr unnatürliche Erscheinung.

Interessant ist der Schluß des vorliegenden Buchs, der die argen Zerwürfnisse in Lassalle's Partei enthält. Nicht genug, daß die deutschen Arbeiter sich zwischen Schulze-Delitzsch und Lassalle getheilt haben, nun sind auch schon wieder die Lassalleaner selbst auseinandergefallen. In die Arbeiterfrage hat sich auch die deutsche Frage eingemischt. Bekanntlich erkennt die social-demokratische Partei nur eine solidarische Verbindlichkeit der Parteigenossen in allen Ländern ohne Rücksicht auf irgend ein Nationalinteresse an. Diese Schattenseite der Partei wurde nun von den Fanatikern des Particularismus und von den Hietzingern, die um jeden Preis damals gern Frankreich und Oesterreich in den Krieg gegen den norddeutschen Bund gehetzt hätten, benutzt, um die social-demokratische Arbeiterbewegung als Bundesgenossin gegen den norddeutschen Bund und die Nationalpartei auszunutzen. Deshalb stellt sich auch Becker auf die Seite der Wiener Arbeiter im Gegensatz gegen die Berliner. „Die Wiener Arbeiter haben den Bund des Pfaffenthums zurückgewiesen. Eben so wenig wie von religiösen, sind sie von nationalen Vorurtheilen befangen. Sie reichen die Bruderhand nicht blos allen Nationalitäten des österreichischen Staates, sondern sie stehen auch oben auf der Geisteswarte des europäischen Proletariats und wenden sich, weil sie nicht ‚allgemein deutsch' sind, an ihre Brüder in England und Frankreich mit dem nämlichen Gruß und Händedruck, wie an ihre östlichen und nördlichen Leidensgefährten. Ohne Zweifel würden sie sich schon in viel nähere Beziehung zu der norddeutschen Arbeiterbewegung gesetzt haben, wenn nicht der dort eingewurzelte Despotismus sie davon zurückhielte. Mit einem einzelnen Despoten, welcher sagt: ‚Der Verein bin ich!' können sie keinen Bund schließen. Darum haben sie auf das Manifest Jean Baptist Schweitzers, der sich mit leichter Mühe auch über sie die Herrschaft erobern zu können vermeinte und daher seinen getreuen Statthalter, den Baron von Hofstetten, nach Wien entsandte, gar nicht geantwortet. Und was war das Schicksal Hofstettens? Erst wurde er auf einer großen Arbeiterversammlung, die auf 4000 Köpfe geschätzt wurde, rundweg abgewiesen und schließlich sah er sich genöthigt, sogenannten ‚französischen Abschied' von Wien zu nehmen. Werden die norddeutschen Arbeiter nicht, indem sie sich gleichfalls zu freien Männern erklären, die preußische Zwangsjacke ausziehen und sie weit von sich werfen? Oder werden sie nicht einsehen lernen, daß die Arbeiterbewegung, da sie jetzt auf allen Punkten Europas festen Fuß gefaßt, die Verbindung dieser Punkte zu bewirken und die nationale Scheidung zu beseitigen hat? Warum immerfort dem norddeutschen Preußenthum anhängen, das doch nur einen kurzlebigen Uebergangszustand bilden hilft?"

Es ist sehr zu bedauern, daß die deutschen Arbeiter sich verführen lassen, politischen Zwecken theils des erbärmlichsten Particularismus, theils des Auslands zu dienen. Der Particularismus hat von jeher den freien Verkehr, die Concurrenz, das Niederlassungsrecht gehemmt, also auch die freie Bewegung der Arbeit. Das Ausland hat aber von jeher, wenn es die einfältigen Deutschen auch mit Bruderarmen zu umschlingen schien, sie doch nur betrogen und zu seinem eigenen Nutzen mißbraucht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.




# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 100. 15. December 1869.


## Politische Schriften.

Geschichte der Gesellschaft. Von Dr. J. J. Roßbach. III. Theil. Die Mittelclassen. 1. Abtheilung. Würzburg, Stuber, 1869.

Wir haben der frühern Arbeiten des Verfassers in diesen Blättern schon rühmlich gedacht. Der vorliegende Band ist deshalb besonders interessant, weil er die Mittelclassen bespricht, durch welche die Bewegung der Gesellschaft sich besonders charakterisirt. Monarchie und Aristokratie, seyen sie priesterlicher oder kriegerischer Natur, sind stabil. Bewegung kommt in die Gesellschaft erst durch den dritten Stand. „Der dritte Stand bekämpft die alte Aristokratie, er wirft sie nieder und will allein der Herrscher auf der Schaubühne der Geschichte seyn, aber es entsteht aus seinem eigenen Schooße der Adel des Geldes, und dieser Sprosse aus seinem Blute wirft wieder den eigenen Erzeuger nieder. — Das Recht war in der theokratischen Entwicklungsepoche — in der Kindheit der Völker — eins mit der Religion; im Naturstaate stand es im innigen Zusammenhange mit den volkswirthschaftlichen Gestaltungen des Lebens und der Nationalität, es war historisches Recht; in der Culturzeit wird es Vernunftrecht, es will die Gleichheit für Alle. Hat es auch diese Epoche überlebt, dann freilich muß das organische Recht, die organische Freiheit das Endziel der Geschichte der Menschheit werden und seyn, von dem wir jetzt noch keine Ahnung haben. Das Bürgerthum hat subjectiv die Gleichheit des Rechtes errungen, die Privilegien sind gefallen. Aber in der politischen Vertretung macht der Census noch eine Ausnahme vor der Gleichheit des Gesetzes und vor dem Rechte. Das allgemeine Wahlstimmrecht hat diesen Knoten durchhauen, aber die Staatsallmacht und die Allgewalt der Clubbs hat dasselbe zur traurigen Karrikatur herabgewürdigt. Das Bürgerthum ist durch dasselbe heute allmächtig und morgen der Ohnmacht preisgegeben. Nicht das ständische, noch das Censusprincip oder das allgemeine Wahlstimmrecht wird die Zukunft adoptiren: sie wird eine Vertretung nach Land und Stadt, und innerhalb beider noch nach den Berufsclassen haben, und in diesem Wahlsystem wird das Bürgerthum, d. i. die Mittelclasse überhaupt, die bedeutungsvolle Rolle des Gleichgewichts zwischen der Aristokratie und dem Volke behaupten; das Schwergericht in der Verfassung wird dem Mittelstande verbleiben, oder die Staaten werden die Schicksale der antiken Staaten erleben, die im Kampfe zwischen Aristokratie und Volk, beim Untergange des Mittelstandes, selbst untergingen. Ein solches Wahlsystem liegt in der Natur der Dinge und in dem Grundsatze: Jedem das Seine. Die Allmacht des dritten Standes ist eine eben so große Einseitigkeit, als die der beiden ersten Stände oder die des vierten Standes. Sie Alle gehören dem Vaterlande an und haben dem großen Ganzen zu dienen: das ist ihr sittliches Gesetz.“

Dieses Thema erörtert nun der Verfasser an der Hand der Geschichte. Wir wollen hier nur hervorheben, was er über das alte Rom sagt. Der Mittelstand, das Bürgerthum und zugleich die römische Tugend gingen unter durch den Untergang des kleinen Besitzthums. Die Bürger wurden zu Schuldnern und Hörigen der Reichen. Das Capital allein war es, wodurch der biedere Mittelstand allmälig gelichtet, endlich vernichtet wurde. „Die Quellen der Bereicherung der Gesellschaft gegenüber waren Wucher und Erpressung, dem Staate gegenüber aber Ausplünderung der Provinzen und Staats- und Steuerpachtungen, und Uebernahme von Lieferungen an den Staat. Kauf, Wucher,

Ränke und Erpressung hatten diese Plutokraten in den Besitz der mittlern und kleinern Bauerngüter gebracht; sie waren Großbesitzer geworden; Statthalter und Feldherrn waren Wucherer, welche, wenn die Schuldner zahlungsunfähig waren, auch die Zinsen zum Capitale schlugen und zuletzt Herren der verpfändeten Güter wurden. Man trieb Geldhandel und Leihgeschäfte im Großen. Senatoren, Feldherrn, Beamten aber plünderten die Provinzen und sammelten sich ungeheure Schätze; man suchte die Staatsämter, um sich zu bereichern; die Nobilität betrog und bestahl den Staat; Fürsten, die von Rom abhängig waren, bestachen Senat und Volk. Wenn der Staat Geschäfte zu machen hatte, überließ er sie an Mittelsmänner; so entstanden Staats- und Steuerpächter; hierher gehören die Erhebung der Abgaben, Ausführung öffentlicher Werke, z. B. der Straßen, öffentlicher Gebäude, die Uebernahme von Korngeschäften, Staatspachtungen. Als solche Unternehmer erscheinen die Ritter im Vordergrunde; sie waren die Reichsten dem Gelde, wie die Nobilität dem Grundbesitze nach. Das Geld blendete auch die Väter, sie wagten es nicht oder selten, große Betrügereien nach den Gesetzen zu strafen. Wie die Großbesitzer für die Landwirthschaft, so bedienten sich die Ritter für ihre Unternehmungen der Sclaven, und so bereicherten sich beide auf Kosten des Mittelstandes, oder des Volkes, das in sich verarmend versiechte."

Schade, daß der Verfasser diesem Bilde nicht gleich das Gegenbild der altdeutschen Gemeindeverfassung gegenübergestellt hat. Das altrömische Reich ging an seinen Capitalisten zu Grunde, auf seinen Trümmern aber erstanden neue und blühende Reiche nur durch das deutsche Allod, das unveräußerliche und unverlierbare Erb und Eigen des freien deutschen Bauern. Die Unveräußerlichkeit verhinderte, daß große Gütercomplexe wieder in einer Hand sich sammelten, und machte möglich, daß, weil das Allod nur von mäßigem Umfang war, eine möglichst große Zahl freier und ehrbarer Familien sich auf demselben Boden fortpflanzen konnten, ein freies, stolzes Volk in Waffen, also der schroffste Gegensatz gegen das altrömische Volk, welches zuletzt nur noch in einer Minderheit von ungeheuer reichen Geldprotzen und einer Mehrheit von elenden Sclaven bestanden hatte.

Wir sind nun gegenwärtig in einer Lage, welche viel mehr Aehnlichkeit mit der im alten Rom, als im alten Deutschland hat. Durch die moderne Gesetzgebung ist dem Bauern sein Erb und Eigen, dem Gewerbsmann sein Geschäft zu alleinigen Gunsten der großen Capitalisten unter den Füßen weggezogen, denn das große Capital schlägt jede Concurrenz nieder und frißt alles. Im modernen Geldprotzenthum der Bankiers, Großhändler und Fabrikunternehmer wiederholt sich das Geldprotzenthum des alten Rom, im modernen Proletariat dessen Sclavenbevölkerung.

Leider hat der Verfasser Recht, wenn er sagt, die politischen Kämpfe und Parteien seyen im letzten Grunde socialer Natur und in Bezug auf die sociale Stellung komme es mehr darauf an, was einer hat, als was er ist.

Doch gereicht es der Menschheit zum Troste, daß unnatürliche Zustände immer nur eine gewisse Zeit dauern. So wird die Tyrannei des Capitals unfehlbar in einer socialen Umwälzung ihr Ende nehmen, aber auch die Socialdemokratie wird schwerlich je in der Art nur zu Stande kommen, geschweige eine Dauer ansprechen dürfen, wie ihre Apostel es jetzt vorspiegeln. Denn die Massen können sich niemals selber leiten, und in gewaltsamen Zeiten fallen sie nothwendig unter militärische Führer.

Dann macht sich doch von Zeit zu Zeit auch noch ein höheres Interesse der Menschheit geltend, was über das gemeine Interesse des Habens und Habenwollens hinausgeht, und worin eigentlich erst der Werth des Menschen erkannt wird. Ein religiöses, ein wissenschaftliches, ein Kunstinteresse. Oder ein martialisches. In dieser Beziehung rühmt der Verfasser den Heroismus, der die Franzosen schon so oft über die Gemeinheit erhoben hat. „Frankreichs Geschichte ist eine ewige Revolution. Ein Gedanke hat Alle beherrscht: die Gleichheit. Der Adel wollte, daß der König ihm gleich sey, und er suchte den Thron sich unterzuordnen; die Könige wollten im Namen des Staates alle Classen gleichmachen, darum ging Jahrhunderte lang ihre Politik gegen den Adel. Der dritte Stand wollte in seinen hervorragenden Führern immer die Gleichheit, ein Gesetz, einen Glauben für Alle; die Demokratie war immer der stille oder laute Hintergedanke des dritten Standes. Aber jeder wollte die Gleichheit nicht gegen sich, sondern gegen die andern gelten lassen; jeder wollte das Privilegium vernichten, nur nicht sein eigenes. Der dritte Stand spielte dem Volke gegenüber so gut die Rolle des Junkerthums, wie der Adel gegenüber dem Bürgerthume. Die Mittelclasse ging so lange mit der Krone, als diese dem Adel gram und feindselig war; als die Krone aber sich an die Vorrechte der Bourgeoisie wagte, da kündigte diese ihr den Gehorsam auf. Nur ein Gedanke, nur eine That konnte diesen Kampf unterbrechen, und das war der Ruhm, die Glorie; mochten Hunderttausende um

eines Wahnes, eines Ehrgeizes willen auf den Schlachtfeldern fallen, war nur der Sieg errungen, da spielte auch um das Despotenhaupt der Jubel der Freude, in den sich Adel, Bürger und Volk ergossen."

---

## Schulwesen.

**Die confessionelle Volksschule vor dem Richterstuhle der Vernunft, der Geschichte und des Gesetzes. Von Paul Majunke, Kaplan in Breslau. Cöln, Bachem, 1869.**

In dieser kleinen Schrift ist kurz und gut das Beste gesagt, was sich gegen die Stürmerei sagen läßt, welche die Schule von der Kirche trennt, d. h. eigentlich die deutsche Jugend religionslos machen will.

Eine confessionslose Schule ist nur da möglich, wo es überhaupt keine Confessionen mehr gibt. Deshalb ist sie in unserer Zeit, in welcher noch Confessionen vorhanden sind, unmöglich, oder kann, wenn man sie dennoch durchsetzen will, keinen andern Zweck haben, als die Kinder von der Confession der Eltern loszuschälen und bei der heranwachsenden Generation überhaupt das Bedürfniß einer Confession auszutilgen, also allmälig alle Confessionen aufhören zu machen.

So lange es Confessionen gibt und man doch die Schule confessionslos machen will, ist es nicht anders möglich, als daß der Lehrer in der letztern in bedenkliche Conflicte kommen muß mit den confessionstreuen Eltern seiner Schüler. Mit vollem Recht sagt der Verfasser, es sey ein unsinniges Begehren, wenn man von einem Lehrer verlange, er soll sich gleichgültig gegen alle Confessionen verhalten. „Geben wir auch zu, der Lehrer habe die redlichste Absicht, keinem wehe zu thun, — hat er es immer in der Hand, diese seine Absicht nach allen Seiten hin durchzuführen? Nehmen wir zum Beispiel an, er solle in der Weltgeschichte grade das Capitel von der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts behandeln. Soll er denjenigen das Recht zusprechen, die nicht einzelne unwesentliche Abänderungen erstrebten, die vielmehr das Grundwesen der katholischen Kirche geändert wissen wollten, oder soll er sich auf Seite der Katholiken stellen und sagen, jene seyen zu weit gegangen und hätten unnöthiger Weise einen Bruch mit der Mutterkirche hervorgerufen? Beiden Religionsparteien kann es der Lehrer nicht recht machen; und da er den Kindern nicht nur eine Reihe von bloßen Thatsachen aufzuzählen hat, sondern ihnen auch sein Urtheil über die Dinge und ihren innern Zusammenhang mittheilen und Recht gegen Unrecht abwägen muß, so wird er, wenn er nicht durch halbes Aussprechen seiner Ansichten vielleicht gar bei beiden anstößt, doch mindestens einen Theil seiner Schüler und deren Eltern verletzen müssen. Ein anderes Beispiel. Es soll vom Lehrer über die Person Jesu Christi bei Behandlung der Weltgeschichte gesprochen werden. Wie wird er sich nun in einer confessionslosen Schule, wo er ein Drittel Katholiken, ein Drittel Protestanten und ein Drittel Juden zu Schülern hat, verhalten müssen? Schildert er Christum als Gottes eingebornen Sohn, so werden sich die jüdischen Eltern beschweren; betrachtet er den Heiland als einen bloßen Menschen ohne göttliches Wesen und göttliche Eigenschaften, so wird er es sehr bald mit den Eltern der christlichen Kinder verdorben haben. Daß wir es übrigens nicht mit leerer Einbildung zu thun haben, wenn wir sagen, daß man es seitens der Juden nicht duldet, wenn in confessionslosen Schulen von der Gottheit Christi gesprochen wird, wollen wir gleich durch ein noch sehr neues Beispiel aus jenen Gegenden beweisen, wo die confessionslosen Schulen gegenwärtig in voller Blüthe stehen: aus den Niederlanden. In einem unlängst bei Wigandt und Grieben in Berlin erschienenen Büchlein von Schwarz über die ‚religionslose Schule in den Niederlanden und ihre Früchte' liest man u. A. Folgendes: ‚Hoffstede de Groot, Professor an der Universität Groningen, ein keineswegs exclusiver, sondern mehr vermitteln wollender Mann und einer der Vorfechter für das (die Confessionslosigkeit begünstigende) Schulgesetz, hatte bereits 28 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer als Schuleninspector gewirkt. Ihm schien die Phrase ‚christliche Tugenden' die ausreichendste Bürgschaft (für eine gedeihliche Erziehung) zu bieten. Da er sich nun christliche Tugenden nicht ohne persönlichen Glauben an die das Christenthum constituirenden Heilswahrheiten und Heilsthatsachen denken konnte, so fand er sich veranlaßt, in einer öffentlichen Rede seinen Schullehrern die nachfolgende Aufforderung zuzurufen: ‚Gebt Unterricht in den biblischen Geschichten, erzählt bei Gelegenheit der hohen Feste von Jesu Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt, sowie von der Gründung der Kirche, laßt Aufsätze darüber machen und Lieder davon singen. Behandelt die Israeliten mit Ehrerbietung, ohne sie zu irgend etwas von diesem allen zu zwingen, aber doch als eine überaus kleine Minorität, die sich in allem der übergroßen

Majorität fügen muß.' Man sieht, der Mann meinte es gut und glaubte nirgends Anstoß erregen zu können. Aber der scharfe Instinkt des Oberrabbiners der Provinz Drenthe witterte alsbald eine Majestätsbeleidigung gegen das herrschende Dogma der niederländischen Staatstoleranz und denuncirte den Schuldigen bei dem Minister. Das schließliche Resultat entnehmen wir der ministeriellen Antwort auf eine Interpellation in der zweiten Kammer: ‚Ich habe dem Schuleninspector in den kräftigsten Ausdrücken die Unzufriedenheit der Regierung zu erkennen gegeben und ihm gleichzeitig angezeigt, daß er, falls er fortfahren würde, das Unterrichtsgesetz auf solche Weise aufzufassen, unzweifelhaft sein Amt nicht länger bekleiden könne. Die Zurechtweisung, welche ich dem Schuleninspector gegeben habe, ist von der Art gewesen, daß es mich befremdete, als er nicht sofort um seine Entlassung einkam. Er hat es nicht gethan, sondern vor Kurzem aufs neue eine Rede gehalten, in welcher er bei seiner Ueberzeugung beharrte. Den Tag darauf, nachdem wir dies Factum bekannt geworden war, habe ich den Schuleninspector veranlaßt, in kürzester Frist um seine Entlassung zu bitten, widrigenfalls sie ihm werde gegeben werden. Der Schuleninspector hat das Erstere vorgezogen.'"

Es ist gewiß nicht uninteressant, aus diesem Beispiele zu erfahren, bis zu welcher Schamlosigkeit Angriffe auf das Christenthum ausschließlich zum Besten des Judenthums und Heidenthums gemacht werden dürfen.

Am Confessionellen klebt allerdings mancher Makel, schon deswegen, weil es der Confessionen mehrere gibt, weil sie einander nur zu oft widersprechen und mit einander hadern, weil jede von der andern sagt, sie habe sich von der Wahrheit entfernt. Der Papst hat gesagt, Christus habe die Kirche nie verlassen, aber spöttisch hat man ihm geantwortet, die Kirche habe Christum verlassen. Wenn nun solche Zwietracht Jahrhunderte hindurch die Welt bewegt, so liegt doch gewiß nicht in der Volksschule die Competenz zur letzten Entscheidung. Die Volksschule kann nichts daran ändern, daß nun einmal verschiedene Confessionen existiren, ihre geschichtliche Berechtigung und in jedem Staate ihre verfassungsmäßige Garantie haben. Also muß auch die Volksschule sich in den Thatbestand fügen und den Kindern jeder Confession ihren besondern Religionsunterricht belassen.

Die Vertheidiger der confessionslosen Schule pflegen geltend zu machen, daß es doch wohl gut wäre, wenn man es dahin brächte, die Vorurtheile und den gegenseitigen Haß der Confessionen zu überwinden, und das würde insbesondere uns Deutschen zu Statten kommen, die wir mehr als eine andere Nation confessionell zerrissen sind. Das ist allerdings ein plausibler Grund, den auch unser Patriotismus von jeher in Berücksichtigung genommen hat. Allein es ist ein Unterschied, auf welche Weise und durch welche Mittel die Einheit einer großen Nation erzielt werden kann. Was die Einheit im Glauben betrifft, so kann man dabei eben den Glauben nicht entbehren. Eine bloße Einheit im Unglauben wäre kein Ersatz dafür, wäre offenbares Verderben der Nation, weil der Unglauben ein Verderben ist. Es kommt darauf an, dem positiven Pol der Einheit nachzutrachten und alles zu verschmelzen, was in jeder Confession von wahrem, gutem Glauben zu finden ist, nicht aber dem negativen Pole zuzusteuern, dem Abgrund, in welchem mit allem religiösen Glauben auch alles Edle und alle Treue untergehen müßte. Ein solcher Untergang ist aber nicht einmal möglich, kein Volk kann der Religion entbehren. Als in Frankreich im Jahr 1793 der Wahnsinn des Convents die Absetzung Gottes decretirt hatte, ließ doch wenige Jahre später der erste Consul wieder durch ganz Frankreich die Glocken läuten und sie läuten heute noch. Weiter als jener Convent vermöchte es auch die jetzt wieder von einem neuen Wahnsinn geforderte confessionslose Schule nicht zu bringen.

Im Uebrigen vertrauen wir in dieser wie in mancher andern Beziehung der guten Natur der deutschen Race, die, wenn man sie auch noch so künstlich zur Unnatur heranschulmeistert und heranregiert und ihr mittelst der Presse eine Unnatur nach der andern einlöffelt, doch immer wieder mit gesunder Kraft durchbricht und das Ueberflüssige, Unwahre und Kranke von sich ausstößt, wie eine ewig fließende, von innen her immer rein bleibende, wenn auch noch so oft von außen her beschmutzte und verstopfte Quelle. Es war nicht möglich, unser Volk ganz zu verdummen, es wird eben so unmöglich seyn, jedes Individuum desselben auf die Höhe der Philosophie zu schrauben. Es war unmöglich, ihm alles zu verbieten, denn es hat sein natürliches Recht immer wieder gefunden, es wird aber auch eben so unmöglich seyn, wenn man ihm alles und alles, auch das Böseste erlaubt, es dahin zu bringen, daß es von dem allem Gebrauch macht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\,^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 101.** 18. December 1869.


## Biographie.

Pascal, sein Leben und seine Kämpfe von Dr. Dreydorff, Pastor. Leipzig, Duncker und Humblot, 1870.

Ein sehr umfassendes Buch, welches dem trefflichen Buche Port-Royal von Doctor Reuchlin zur Ergänzung dienen kann, jedoch weniger die Frömmigkeit zu Port-Royal, als speciell den Kampf Pascals mit den Jesuiten ans Licht stellt. Das Buch wird ohne Zweifel dazu beitragen, den Abscheu der protestantischen und liberalen Welt vor den Jesuiten zu vermehren, und wir sind nicht gemeint, die Jesuiten zu vertheidigen. Indessen hat auch das vorliegende Buch, wie die meisten andern, die in früherer und neuerer Zeit gegen die Jesuiten geschrieben worden sind, nicht alles erwogen und unterschieden, was hier zu erwägen ist.

Fast allgemein begegnet uns, wie auch hier, die irrige Voraussetzung, die Jesuiten seyen ausschließlich Gladiatoren der Hierarchie und beuteten die Einfalt der Menschen ausschließlich zum Vortheil des Papstthums oder ihres Ordens aus. Das letztere ist allerdings immer der Fall gewesen, war aber nicht der Hauptzweck des Ordens, sondern lief nur mit. Der Orden bereicherte sich und mehrte seine eigene Macht, aber nur im Dienst anderer, größerer Mächte, in deren Sold er stand und ohne deren Erlaubniß er gar nie hätte aufkommen und eine Rolle in der Welt hätte spielen können. Auch der Hierarchie, dem Papstthum diente der Orden nur beziehungsweise, nur im Interesse und aus Auftrag der weltlichen Despotie, der katholischen Großmächte, des Hauses Habsburg und des Hauses Valois-Bourbon, der österreichisch-spanischen und der französischen Monarchie. Um sich den Besitz von Italien und Spanien zu sichern und damit die Hegemonie im romanischen Süden nicht den französischen Königen zufalle, hatte Kaiser Karl V. sich der deutschen Reformation nicht angenommen, sondern derselben Schranken gesetzt, war insofern ganz von der germanischen auf die romanische Seite übergetreten und hatte sich aufs engste mit dem Papst und mit dem romanischen Süden gegen den reformirten germanischen Norden verbunden. Frankreich rivalisirte mit ihm und war deshalb eine Zeit lang sogar geneigt, die Reformation anzunehmen, fürchtete jedoch die Herrschaft in Deutschland nicht erringen zu können, hielt daher am Ende lieber an seinem romanischen Boden fest und suchte die Sympathien in Spanien und Italien allmälig wieder den Habsburgern abzugewinnen, was ihm auch im spanischen Erbfolgekriege gelungen ist. Weil nun die beiden rivalisirenden katholischen Großstaaten beide die Reformation ablehnten und den Papst, den sie ohne Mühe hätten beseitigen können, in ihrem eigenen Interesse noch insoweit anerkannten, als er bereit war, ihrem gemeinschaftlichen weltlichen, rein despotischen Zwecke der Zurückweisung der Reformation und Unterdrückung und Verdummung der Bevölkerungen zu dienen, gingen sie beide gemeinschaftlich einen Compromiß mit der römischen Curie ein, den das Concilium von Trient unter steter Aufsicht der österreichischen, spanischen und französischen Gesandten formuliren und dessen Aufrechterhaltung dem Jesuitenorden, als dem perennirenden Vermittler anvertraut wurde. Die Jesuiten waren daher viel weniger die Beauftragten der Kirche, als die der katholischen Großmächte. Die weltliche Politik war der Zweck, die Curie und der Jesuitenorden waren nur das Mittel. Die Stärke lag niemals in Rom, noch in einem Mönchsorden, sondern nur an den Höfen der großen Monarchen in Madrid, Paris und Wien. Der von Madrid war im 16. Jahrhundert der vorwiegende, der von Paris im 17. Philipp II. gehorchte keinem Papste,

sondern die Päpste mußten ihm gehorchen. Ebenso verhielt sich Ludwig XIV. als Herr gegenüber von Rom. Der Wiener Hof spielte immer nur eine ärmliche Rolle und folgte im 16. und 17. Jahrhundert nur dem spanischen, im 18. nur dem französischen Impulse. Die Jesuiten aber waren an allen diesen Höfen gleichmäßig als Beichtväter der Fürsten und Großen und als Oberschulmeister für alle katholischen Unterrichtsanstalten angestellt. Staatsdiener, nicht Kirchendiener. Wenn auch im geistlichen Gewande doch nur eine Polizei des weltlichen Despotismus, eine staatliche Polizei, welche den Papst selbst überwachte, damit es ihm niemals einfalle, etwas zu decretiren, was den weltlichen Großmächten unangenehm seyn könnte. Der gehorsame Papst that, was ihm die Mächte unter Vermittlung der Jesuiten vorschrieben, und erfreute sich seiner behaglichen Sinecure in Rom und mit ihm freuten sich die römischen Familien, aus welchen nach Uebereinkunft zwischen den Habsburgern und Frankreich die Päpste regelmäßig gewählt wurden, weil ein deutscher Papst den Franzosen, ein französischer den Habsburgern nicht gefallen haben würde, man also die Papstwahlen conventionell neutralisirte.

Unter diesen Umständen erscheint nun nichts natürlicher, als daß die Jesuiten zu ganz etwas anderem bestimmt waren, als zur Nachfolge Christi. Man kann wohl sagen, zum Gegentheil, denn die christliche Kirche wurde hier mißbraucht, um die größten Frevel des weltlichen Despotismus nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu heiligen. Der Jesuitismus wurzelte von Anfang an in der Lüge, die unter dem heiligen Aushängeschild die unheiligsten Gesinnungen und Interessen verdeckte. Die Jesuitenmoral konnte daher von vorn herein nur eine zweideutige seyn. Wenn man sich erinnert, wie die altrömischen Auguren, wenn sie in ihrem ehrfurchtgebietenden Ornat und mit feierlicher Miene einander auf der Straße begegneten, unwillkürlich lächeln mußten, wie geschickt sie ihre Betrügerrolle spielten, so konnten auch die Jesuiten ihre Rolle nicht wohl anders als ironisch auffassen. Schon darin lag eine tiefe Ironie, daß sie sich vorwerfen ließen, sie lehrten, der Zweck heilige die Mittel, während sie sich doch grade umgekehrt der Religion nur als Mittel bedienten, um damit die verwerflichsten Zwecke zu heiligen.

Die berüchtigte Casuistik der Jesuiten war in der Stellung, in welcher sie sich einmal befanden, und für die Zwecke, denen sie dienten, etwas Unumgängliches. Gegenüber den weltlichen Gewalthabern, ihren Günstlingen und Maitressen durften sie als Beichtväter von ihrer Priesterpflicht einen gewissenhaften Gebrauch nicht machen, sie mußten vielmehr diesen ihren und der römischen Curie Gönnern die delicateste Nachsicht beweisen, ihnen ihre Gewohnheitssünden so leicht als möglich machen, zuweilen auch noch der schlechtesten Handlung eine gute Deutung geben, kurz Advocaten der Sünde seyn. Eine solche Nothwendigkeit, wie sie ihnen nun einmal ihre politische Stellung auferlegte, forderte begreiflicherweise ihren Scharfsinn und Witz heraus, und wenn man ihre casuistischen Schriften liest, so bemerkt man deutlich, wie viel Vergnügen ihnen die systematische Verdrehung des Unerlaubten ins Erlaubte, des Ruchlosen ins Gottgefällige gemacht haben muß. Es ist dieselbe Rabulisterei, in der sich die Advocaten überall gefallen, indem sie auch die schlechteste Sache vertheidigen, um ihre Virtuosität in der Taschenspielerei mit Begriffen darzulegen. Da der Vater der Lüge nebenbei auch Bock ist und die Jesuiten so viele Gelegenheiten hatten, in ihren Beichtstunden satyreske Studien zu machen, so braucht man sich nicht zu verwundern, daß ihr Sanchez einen ganzen Folioband von Schweinereien zusammengeschrieben hat. Der Verfasser des vorliegenden Werks sagt in der Vorrede: „Die Meinung, daß die Jesuiten ihre schlechte Moral verbessert haben, wesentlich verbessert, ist durch sie selbst widerlegt worden. Widerlegt durch das auf deutschen Lehranstalten gebrauchte Compendium der Moral vom Jesuiten Gury, Ratisbona 1868. 1014 Seiten, ein Buch, von dem ich hier noch einmal erkläre, daß es ganz nach Verdienst zu behandeln deshalb schwer ist, weil sich grade das, was es am meisten kennzeichnet, gravirt und den Arm des Staatsanwaltes in Bewegung setzen sollte, Anstands halber in keine der lebenden Sprachen, am wenigsten Gottlob in unser gutes Deutsch übertragen läßt."

Demselben Zwecke wie die Casuistik diente die Werkheiligkeit, die erst unter dem Einfluß der Jesuiten im übertriebensten Maaße in Anwendung kam. Auch sie nämlich diente zu nichts anderem, als zur Betäubung des Gewissens und zur Bequemlichkeit besonders der Vornehmen und Reichen. Man durfte sündigen, so viel man wollte und brauchte dann nur eine Stiftung für die Kirche zu machen, Messe lesen zu lassen, eine Wallfahrtspartie zu machen, oder auch um Geld eine andere Person für sich wallfahrten zu lassen, gedankenlos einen Rosenkranz abzubeten, so hatte man die Sünde abgeschüttelt und konnte wieder von vorn anfangen. Es kam darauf an, die Glaubenspflichten den Leuten bequem zu machen. Den Leuten die Seelenangst zu ersparen, war wichtig, weil es die Heerde im Stalle hielt, Uebertritte aus einer so behaglichen Kirche in eine

andere, die strengere Forderungen machte, verhinderte. Damit stimmte auch der äußere Prunk der Kirchenfeste, die Vervielfältigung abergläubischen Tandes und andächtiger Spielereien zusammen. An Wallfahrtsorten waren geistliche Jahrmärkte eröffnet und aller mögliche geistliche Kram, Amulette, Bildchen, allerlei Heilmittel, Wasser, Oele, destillirte Geister ꝛc. zu verkaufen. Einen nicht geringen Theil dieses Aberglaubens holte man erst durch die classischen Studien aus dem altrömischen Heidenthum her. Ueberhaupt lagen die Jesuiten eifrig diesem Studium ob, weil es ihnen zugleich diente, im katholischen Gebiete Deutschlands die lateinische Sprache und überall nur romanische Erinnerungen und den Geist und Geschmack der Renaissance zu verbreiten und dagegen die deutsche Sprache, die deutschen Erinnerungen, den deutschen Geist und Geschmack, alle altkatholische Gothik zu verdrängen.

Es ist bekannt, daß die Jesuiten sich auch vortrefflich auf den Gelderwerb verstanden und die Armuth dessen, nach dem sie sich nennen, nicht nachahmten. Durch Erbschleicherei nicht nur, sondern auch durch Handel- und Bankgeschäfte brachten sie ein großes Vermögen zusammen, welches ihnen aber verderblich wurde. Denn als die katholischen Großmächte meinten, ihre Völker seyen nunmehr schon hinlänglich gehorsam und timide, hielten sie nun auch die Jesuiten für entbehrlich, jagten sie daher fort und raubten ihnen, was sie zusammengescharrt hatten.

Bekanntlich gab es unter den Jesuiten auch ausgezeichnete Gelehrte und fromme, hochverdiente Missionäre. Die erstern mußten den Jesuitenschulen einigen Glanz verleihen neben den Schulen der Protestanten und gehörten blos zur Façade. Auch die Missionäre mußten dem Orden einen apostolischen Charakter verleihen, die beste Maske, die er vornehmen konnte. Vorzugsweise bediente sich der Orden in den Missionen in Amerika und Asien frommer und gutmüthiger Männer aus Deutschland, welche segensvoll unter den Heiden wirkten. Diese guten Hirten wurden freilich nicht von dem unterrichtet, was der Hauptzweck des Ordens war und was die jesuitischen Beichtväter in Paris, Wien, Madrid, Neapel, Lissabon und München trieben, indem sie die Kuppler üppiger Fürsten und nicht selten auch verliebte Schäfer bei den Fürstinnen waren. Man muß insofern unterscheiden und die Missionäre, wie auch manchen gelehrten Jesuiten nicht entgelten lassen, was die jesuitischen Höflinge sündigten. Auch die katholische Kirche als solche muß man vom Jesuitismus unterscheiden. Die Kirche ist mißbraucht worden und was an ihr gesündigt wurde, in ihrem Namen gesündigt wurde, das ist nicht ihre Schuld, sondern das fällt auf die weltliche Fürstenpolitik und deren nichtswürdige Dienerschaft zurück. Wir haben es schon oft den guten Deutschen gesagt, sie sollen die alte Kirche nicht immer verwechseln mit der neurömischen Kirche, die so, wie sie heute ist, eine ganz andere geworden ist, als sie von Karl dem Großen gegründet worden war. Sollen sich die deutschen Katholiken und Protestanten einmal ehrlich versöhnen, so müssen die erstern den letztern auch nicht mehr vorwerfen, was nur die Feinde Deutschlands am alten Katholicismus verändert haben. Die Jesuiten waren allerdings das Hauptmittel, um die Kirche des Mittelalters ihres germanischen Charakters gänzlich zu entkleiden, aber das war eine Neuerung, die erst dreihundert Jahr alt ist und blos den katholischen Großmächten zu Gute kam und eine Hauptbedingung des Uebergewichts war, dessen der Romanismus sich gegenüber dem Germanismus erfreut hat. Sind die deutschen Katholiken vernünftig, so werden sie sich aus der neurömischen Zwangsjacke wieder herausschälen. Das sollte ihnen aber von Seiten der Protestanten nicht erschwert werden durch Vorwürfe, die sie nicht verdienen, sondern nur jene ruchlose Fürstenpolitik und jener schadenfrohe Uebermuth der Romanen, die ihnen jene Zwangsjacke angelegt haben.

---

## Literaturgeschichte.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Gödeke. Dritter Band. Zweites Heft. Dresden, Ehlermann, 1869.

In diesem sehr brauchbaren Handbuche hat der Herausgeber mit unsäglichem Fleiß und großer Genauigkeit die Namen aller deutschen Dichter und die Titel ihrer Werke verzeichnet und nach der Zeitfolge zur Uebersicht gebracht. Der Hauptwerth ist hier die Vollständigkeit, das eigentlich Bibliographische, nicht die Kritik oder die pragmatische Geschichte des Zusammenhangs zwischen Poesie und Leben im Entwicklungsgange des deutschen Volks. Doch hat der Herausgeber nicht verfehlt, auch dafür Winke zu geben in den mehr oder weniger ausführlichen Biographien derjenigen Dichter, deren Namen eine vorzüglichere Berühmtheit erlangt haben. Im Vergleich zu der ungeheuern Menge von Dichtern sind es nicht zu viele. Man möchte zuweilen die Erfindung des Bücherdrucks bedauern, wenn man die Unzahl von Dichterwerken übersieht, die eigentlich nie hätten gedruckt werden sollen. Das Uhlandische „singe, wem

Gesang gegeben" ist nur zu sehr mißbraucht worden. Möchten doch die Leute singen, wie viel sie wollten, wenn sie nur nicht alles drucken ließen.

Das vorliegende Heft, ein ziemlicher Band, umfaßt die deutschen Dichterwerke, die vom Wiener Congreß an bis in die dreißiger Jahre hinein erschienen sind. Das war nicht grade die glänzendste Epoche der deutschen Poesie, wie überhaupt der deutschen Geschichte. In ihr wurde nämlich der patriotische Aufschwung der Nation, der in den Freiheitskriegen Unsterbliches geleistet, gewaltsam, arglistig und systematisch niedergedrückt. Mit ihm zugleich auch die in der Nothzeit endlich wieder erwachte religiöse Stimmung der Nation. Alles war gegen die edelsten Elemente unserer Nationalität verschworen. Die Fürsten waren von Oesterreich und Rußland bevormundet, die gebildete Lesewelt wurde in Oesterreich mit fader, serviler Gemüthlichkeit und schlechten Judenwitzen abgespeist, in Norddeutschland mit einem hoffährtigen Unsinn, den man Philosophie nannte. Erst die Langeweile und das Unbehagen an diesem erbärmlichen Treiben führte die strebsamern Leute in den Liberalismus hinein, und nun ging man wieder bei den Franzosen in die Schule, wie vor den großen Kriegen, als ob nie eine Schlacht bei Leipzig geschlagen worden wäre.

In dieser Periode finden wir daher nur einige ehrenwerthe Epigonen der Romantik wie Justinus Kerner, Uhland, v. Eichendorff, v. Zedlitz; einige vorzüglich begabte Dichter, welche wie Rückert, ursprünglich für das Vaterland begeistert gewesen waren, nachher aber sich in fremde orientalische Manieren verirrten, oder die wie Callot Hoffmann von der häßlichen Alltäglichkeit jener Periode förmlich geschreckt und in einen gelinden Wahnsinn versetzt wurden. Nichts aber beweist mehr, wie tief die deutsche Poesie gesunken war, als der Beifall, den ein Müllner finden konnte mit seinen durchaus unnatürlichen Machwerken. Im Uebrigen wird die Hauptmasse der damaligen schönen Literatur von Damenromanen, Taschenbüchern mit Goldschnitt, von einem süßlichen Reisbrei sentimentaler Familiengeschichten und Dramen mit einem Minimum von Romantik gewürzt, und von zahllosen lyrischen Sammlungen bestritten, woran sich ferner noch die fabrikmäßig gearbeiteten historischen Romane in Walter Scotts Manier anreihten. Damals fingen auch die Juden an, in die deutsche Poesie eine gewisse Würze zu bringen, die sie freilich wohl hätte entbehren können. Sie profitirten davon, daß die nationale und fromme Begeisterung polizeiwidrig geworden war. Da durfte freilich Börne mit seinem Shylockhaß gegen alles Deutsche das Messer an der Fußsohle schleifen und Heine sogar den lieben Gott, den wir Christen verehren, „über die Klinge springen lassen." Beides unter rauschendem Beifall des deutschen Publikums.

Herr Gödeke, der sehr milde urtheilt, kann doch nicht umhin, sich folgendermaßen darüber zu äußern: „Sehr unterstützt wurden die jüdischen Schriftsteller durch ihren scharfen kaustischen Witz, der wie eine corrosive Säure, auch wohl in den Augen und den Empfindungen derjenigen, die auf ganz anderem Boden standen, die Gegenstände des Kampfes anfraß; unterstützt ferner durch die geschäftsmäßig geschickte Ausbeutung der durch ganz unabhängig von diesem literarischen Kampfe und durch die Verknüpfung von ganz andern Zeitbewegungen herbeigeführten Erfolge, als seyen sie Resultate jener rein negativen Bestrebungen. Witzige Schriftsteller, scharfe Theaterkritiker, berechnete Lyriker und der Form wie dem Stoffe nach zerfahrene Belletristen, die sich gelegentlich an den Dingen gerieben hatten, traten, als diese über den Haufen stürzten, mit der Miene auf, als hätten sie den Sturz verursacht und wären mächtig genug, den Einsturz des noch stehenden auch zu veranlassen. Man konnte ihnen zugeben, daß sie viel dazu mitgewirkt, ohne ihnen dadurch überhaupt einen selbständigen Werth zuzugestehen, da keiner von ihnen jemals etwas für einen positiven Neubau nach dem Umsturze gethan zu haben sich rühmen konnte oder im Ernst gerühmt hat. Denn das ganze Bestreben der getauften Juden, die *nie* Christen wurden und doch keine Juden mehr seyn wollten, war wie einst dasjenige Lessings, das freilich unter ganz andern Verhältnissen, aus ganz andern Ursachen hervorging und auf völlig andere Ziele hinblickte und stets einen positiven Hintergrund hatte, ein rein gymnastisches, ein Spiel von Fechterkünsten um einen Preis, den die Menge der windigen Eitelkeit zusprach, ein Spiel der schlechtesten Leidenschaften, in dem die Personen verunglimpft wurden, die mit der eigenen Persönlichkeit in Conflict kamen, und wo der Sache der europäischen Freiheit ein überaus wichtiger Dienst geleistet seyn sollte, wenn zur Befriedigung der aus verletzter Eitelkeit hervorbrechenden Rache der Gegner auf das schmählichste verunglimpft worden."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 102. 22. December 1869.

## Zum Concordat.

Reform der Römischen Kirche in Haupt und Gliedern. Aufgabe des bevorstehenden römischen Concils. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Es wurde schon sehr viel über das Concil geschrieben und um so mehr, je näher es herankam. Das Buch, das uns hier vorliegt, stellt dem Concil Aufgaben, welche den von der Civilta cattolica vorgeschlagenen geradewegs entgegenstehen. Der ungenannte Verfasser sagt S. 57 geradezu, um gewisse Wahrheiten festzustellen, brauche es gar keines Concils, und wenn die Civilta etwas anderes beschließen lassen wolle, so werde sich kein Concil dazu hergeben. Die Anmaßung päpstlicher Allmacht über alle Könige und Kaiser sey eigentlich absurd, da jedermann wisse, daß seit der Restauration nach Napoleons Sturz der Papst von Oesterreich allein abhängig gewesen sey, wie er es gegenwärtig von Frankreich sey, weil jetzt niemand in Rom ihn schütze, als Frankreich allein. Hier bemerken wir aber eine Lücke in den Auseinandersetzungen des Verfassers. Er hätte sich nämlich die Frage aufwerfen sollen, ob der Papst, wenn er doch so ganz abhängig von Frankreich sey, das Concil nicht vielleicht auf Frankreichs Betrieb einberufen habe als Mittel für einen französischen Zweck, und ob der Allarm, den man von der Infallibilität macht, nicht vielleicht jenen Zweck nur maskiren sollte. Einen Zweck, von dem man freilich seit der spanischen Revolution und der Krankheit des französischen Kaisers wieder absehen mußte. Was auch geplant gewesen seyn mag, jetzt handelt es sich hauptsächlich darum, ob der Papst, wenn Veränderungen in Frankreich vorgehen, noch länger dem Andrang der Italiener wird widerstehen und seine weltliche Souveränetät in Rom wird behaupten können. Mit Recht meint der Verfasser, die zum Concil versammelten Bischöfe würden ihn ohne französische Bajonette nicht schützen können. Wenn der Verfasser aber weiter meint, eine weltliche Souveränetät des Papstes gehöre überhaupt nicht mehr in unsere Zeit, und habe auch früher der Kirche durch Mißbrauch mehr geschadet als genutzt, so ist das nicht richtig. Die weltliche Macht des Papstes ist freilich mißbraucht worden, und doch war und ist sie heute noch etwas Natürliches und Unvermeidliches, so lange die katholische Christenheit, zu der sich in Europa allein über hundert Millionen Menschen bekennen, einen Werth auf ihre Einheit legt und dieselbe behaupten will. Der Papst kann nie Unterthan eines weltlichen Fürsten seyn, weil er sonst in Abhängigkeit von demselben geriethe, was andere Fürsten und Völker nicht dulden würden. Er muß souverän seyn, wenn auch auf einem noch so kleinen Flecken Erde.

Der Anspruch des Papstes auf die Weltherrschaft ist schon längst auf eine nichtssagende Phrase reducirt, deren man sich bei seiner Krönung bedient, denn wie viele Päpste sind nicht schon gekrönt worden, die den Kaisern und Königen ihrer Zeit nichts haben befehlen können, sondern vielmehr ihren Weisungen haben gehorchen müssen.

Ohne allen Zweifel hat Christus seine Kirche einer Mehrheit von Aposteln und Bischöfen anvertraut, und die Patriarchen und Metropoliten der verschiedenen Länder haben die Kirche selbständig regiert, den geographischen und nationalen Eigenthümlichkeiten dabei Rechnung getragen und doch die Einheit der Kirche dabei festgehalten. Kam auch Zwietracht vor unter den Landeskirchen, so war dieselbe doch niemals größer, als sie es später unter rivalisirenden Päpsten gewesen ist. Blieb also auch die Glaubenseinheit und

somit auch die Einheit der Hierarchie ein Bedürfniß, so doch gewiß nicht der päpstliche Despotismus einer rücksichtslos, alle nationalen und bischöflichen Rechte vernichtenden Centralgewalt. Hierin hat der Verfasser ganz Recht. Ebenso in Bezug auf den Tadel päpstlicher Geldgier. Nichts widersprach der ursprünglichen apostolischen Armuth und Uneigennützigkeit mehr, als das große Bankgeschäft, welches Leo X. aus dem mediceischen Comptoir in die römische Curie übertrug, die heilige Pumpe, die der ganzen Christenheit das Geld aussaugte, der ruchlose Ablaßkram, welcher bewirkte, daß die Huren am päpstlichen Hofe, wie sie selber hohnlachend rühmten, ihre Spielschulden „mit den Sünden der Deutschen bezahlen konnten."

Auch den Cölibat verwirft der Verfasser. Allerdings gehörte derselbe in das System des päpstlichen Despotismus, sofern die Mönche und die unverheirathete Weltgeistlichkeit durch keine Familienbande von den Pflichten abgelenkt wurden, welche sie ausschließlich im Dienste Roms übten. Indessen ist das Mönchthum älter als das Papstthum und kommt auch bei den Heiden vor. Immer wird es Menschen geben, welche im Gegensatz gegen die sie umgebende Sittenverderbniß und aus Eckel davor freiwillig die Askese wählen. Die große christliche Sekte der Manichäer machte den Cölibat zu ihrer ersten Pflicht, und konnte man ihr wohl Schwärmerei vorwerfen, aber gewiß nicht Scheinheiligkeit in irgend einem Herrndienst. Auch ist es eine die Menschenwürde beleidigende Voraussetzung, der Mensch könne sich nicht über das Thier erheben, seine Sinne nicht bezähmen. Nur gemeine Gesellen vermögen den Adel der Jungfräulichkeit nicht zu begreifen. Das aber ist richtig und sollte sich von selbst verstehen, daß diese Jungfräulichkeit immer eine durchaus freiwillige seyn muß. Das war sie auch in den ersten Jahrhunderten der Christenheit. Noch der h. Benedict, der dem ganzen abendländischen Mönchthum die Regel vorschrieb, verordnete ausdrücklich, wenn ein Mönch das Gelübde nicht halten könnte, solle man ihn frei entlassen (si non potes servare, liber discede). Der Zwang allein war unnatürlich und hatte alle die Uebel hervorgerufen, die mit Recht beklagt werden.

Der Verfasser findet auch die Fasten nicht zuträglich. Auch in dieser Frage ist nicht die Sache an sich, sondern nur der Zwang zu tadeln. Dabei wäre noch zu bemerken, wie vieles in die katholischen Gebräuche übergegangen ist, was aus dem Süden stammt und nur für den Süden paßt, nicht aber für den Norden. Ins schwedische Eis passen die Barfüßermönche nicht. Auch die mönchischen Tonsuren passen, wie die Kahlköpfe der Türken, für das heiße Klima, dem sie entstammen, nicht für den rauhen Norden.

Was hier ferner über die Kirchensprache gesagt ist, kann schwerlich bestritten werden. Der ausschließliche Gebrauch der lateinischen Kirchensprache hat zur Glaubenseinheit der abendländischen Kirche nicht so viel beigetragen, als man gewöhnlich glaubt. Da die lateinische Sprache allen neuern romanischen Sprachen zu Grunde liegt, kann sie für die romanischen Völker passend seyn, nicht aber für andere Es war gewiß ein Mißgriff des h. Bonifacius, im deutschen Theil der Kirche nicht auch die deutsche Kirchensprache zuzulassen. Das Uebergewicht des Romanismus über den Germanismus wäre nicht so fühlbar und nicht zuletzt so unerträglich geworden, daß er die Reformation hervorrief. Und Rom selbst, wie hartnäckig es auch gegenüber den germanischen Völkern die lateinische Kirchensprache festhielt, gab sie doch klug und pfiffig den slavischen Völkern preis, als der heil. Methud unter keiner andern Bedingung Mähren zur römischen Kirche herüber und von der griechischen abziehen konnte. Seine s. g. glagolitische Kirchensprache ist heute noch in Gebrauch.

Damit hängt zusammen, daß in der katholischen Kirche die Gemeinde überhaupt zu sehr hinter den Priesterstand zurückgesetzt erscheint. Sie hat keinen Antheil an der Wahl der Geistlichen, der Kelch ist ihr entzogen, der Kirchengesang ꝛc. „Je mehr das Römerthum in dem kirchlichen Leben herrschend geworden ist, desto mehr ist der gute Geist der Priester- und Hirtenliebe aus demselben gewichen und der schlimme Geist der Hierarchie an seine Stelle getreten. Dieser Geist erkennt in dem Volke Gottes nicht das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das um hohen Preis erworben wurde (1 Petr. 2, 9), sondern nur die stumme und willenlose Heerde, die der herrschende Klerus (1 Petr. 5, 3) zu führen und zu leiten berufen sey. Dieser hierarchische Geist, nicht auf das Volk und seine Liebe sich stützend, sondern auf die eigene herrschende Stellung bauend, suchte und gewann den helfenden Arm der weltlichen Gewalt — um den Preis der activen Betheiligung des christlichen Volkes an der Gestaltung des kirchlichen Lebens. Dieser hierarchische Geist hat das christliche Priesterthum zum Beamtenthume in der Kirche und die Gläubigen, die Kinder Gottes, zu Untergebenen desselben gemacht."

Weiter tadelt die vorliegende Schrift, daß für die wissenschaftliche Ausbildung des katholischen Klerus in den romanischen Ländern, wie auch in Oesterreich so

wenig geschieht, und daß die Civilta cattolica sich gleichwohl anmaßt, alles besser zu wissen, als die deutschen Theologen, welche Döllinger, der selbst an ihrer Spitze steht, mit Recht höher stellen durfte, als die romanischen.

Schließlich glaubte der Verfasser noch darauf hinweisen zu müssen, daß der gegenwärtige Papst wirklich die Ansprüche jener Civilta theilt. „Die Civilta hat in ihrer Nummer vom 1. Mai 1869 die Anschauungen der Curie über das Verhältniß der Kirchen- und Staatsgewalt mit den Worten dargelegt: ‚Die Kirche ist nicht dem Staate, sondern umgekehrt der Staat der Kirche untergeordnet, da nicht der religiöse Zweck dem politischen, sondern vielmehr der politische dem religiösen untergeordnet ist. Darum hat nicht der Staat eine indirecte Gewalt über die Kirche, sondern im Gegentheil die Kirche eine indirecte Gewalt über den Staat hinsichtlich dessen, was die rein weltliche Ordnung betrifft. Demgemäß kann die Kirche die bürgerlichen Gesetze oder die Urtheilssprüche des weltlichen Forums corrigiren und annulliren, wenn dieselben dem geistlichen Wohle zuwiderlaufen sollten; sie kann ferner den Mißbrauch der vollziehenden Gewalt und der Waffen zügeln oder den Gebrauch derselben vorschreiben, wenn das Bedürfniß der Vertheidigung der christlichen Religion es erheischt. Das höhere Tribunal kann die Angelegenheiten des niedern, aber in keiner Weise das niedere Tribunal die Angelegenheiten des höhern revidiren. In dieser Hinsicht ist die von Bonifaz VIII. in seiner dogmatischen Bulle ‚Unam sanctam' ausgesprochene Regel zu beobachten. Wenn die weltliche Gewalt fehl greift, muß über sie von der geistlichen Gewalt geurtheilt werden. Wenn die geistliche Gewalt fehlgreift, muß über sie von der geistlichen Gewalt höhern Ranges geurtheilt werden. Ueber die höhere geistliche Gewalt aber kann nur Gott allein, niemals der Mensch urtheilen.' — Wie in diesen Anschauungen des Curialsystems Papst Innocenz III. befangen war und kraft derselben die Magna Charta 1215 für null und nichtig erklärte und ihre Urheber mit dem Bann belegte, so hat man nicht minder Papst Pius IX. für dieselben einzunehmen gewußt. Den sprechendsten Beleg dessen hat die päpstliche Allocution vom 22. Juni 1868 gegen Oesterreich geliefert, durch welche der curialistische Gedanke wie ein schwarzer Faden hindurchläuft: das Gesetz der Kirche müsse die unverletzliche Norm für alles Gesetz und Recht und für alle und jede Thätigkeit im Leben des Staates seyn, und in welcher der Papst das österreichische Staatsgrundgesetz vom 21. December 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, Oesterreichs Magna Charta der bürgerlichen, politischen, religiösen und wissenschaftlichen Freiheit, ein ‚ruchloses Gesetz' nannte, dasselbe sammt den confessionellen Gesetzen vom 25. Mai 1868 verdammte und kraft seiner apostolischen Autorität erklärte, ‚daß diese Gesetze selbst sammt allem, was daraus folgen mag, ganz ungiltig und von keinerlei Kraft gewesen seyen noch je seyn werden.'"

---

## Dichtkunst.

1. Von der Volkspoesie. Nebst ausgewählten echten Volksliedern. Ein Supplement zu Kleinpauls Poetik. Barmen, Langewiesche, 1870.

In der literarhistorischen Einleitung wird die Volkspoesie in dem, was sie von der Kunstpoesie unterscheidet, gut charakterisirt, nämlich 1) durch die Namenlosigkeit des Dichters, 2) durch Naivetät der Gedanken, 3) durch die Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung, 4) treue Abspiegelung der Sitten, Zustände und Denkweise des Volks, 5) kleine Auslassungen und Uebergehungen, aber auch 6) Wiederholungen, 7) Alterthümlichkeit der Sprache oder wenigstens einzelner Ausdrücke, 8) nicht streng regelmäßige Reime und Verse, 9) leichte Singbarkeit. Eben so gut werden die verschiedenen Gattungen des Volkslieds unterschieden.

Ganz streng lassen sich die Grenzlinien wohl nicht ziehen. Man findet daher nicht selten, sogar in berühmten Sammlungen sonst anerkannter Kenner Lieder aufgenommen, die eigentlich keine Volkslieder sind. So kommen selbst bei Uhland Soldatenlieder vor, die sich keineswegs verhalten wie das Lied vom Prinzen Eugenius, sondern die, auf fliegenden Blättern gedruckt, zu Parteizwecken von der Presse in Umlauf gesetzt und nie in einem Lager gesungen wurden. Es gibt ganze Sammlungen, ausschließlich s. g. historischer Volkslieder, die nur dieser Literatur der fliegenden Blätter und der Meistersängerei angehören, lehrhaft und pedantisch, also durchaus nicht volksthümlich.

Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß auch die Grenzen zwischen dem echten Volkslied und dessen modernen künstlerischen Nachahmungen nicht immer streng gezogen werden können. Glück genug, daß man von den classischen Verirrungen, zur Würdigung des Volksliedes und zum Verständniß des Nationalgefühls zurückgekehrt ist.

2. Hessische Volksdichtung in Sagen und Märchen, Schwänken und Schnurren ꝛc. Gesammelt von Philipp Hoffmeister. Marburg, Ehrhardt, 1869.

Aus keinem deutschen Lande sind bereits so viele Märchen und Sagen mitgetheilt, wie aus Hessen. Wer kennt nicht die ausgezeichneten Sammlungen Jakob Grimms und J. W. Wolfs? Hier war es überhaupt, wo die Brüder Grimm zuerst den Reichthum deutscher Volkssage aufdeckten. Auch noch einige andere Sammler haben in Hessen Nachlesen gehalten, und hier folgt wieder eine neue Sammlung, die zu unserer Verwunderung immer noch reichhaltig genug ist, wenngleich der Herausgeber mancherlei mit aufgenommen hat, was nicht ins Gebiet alter Volkssage gehört, sondern ins Gebiet moderner Geschichtserzählungen und Anekdoten. So finden wir hier z. B. S. 113 f. eine Geschichte erzählt von einem Dorfschulmeister, der unterwegs mit einem Consistorialrath zusammentrifft, den er nicht kennt, den er nur für seinesgleichen hält und gegen den er sich daher sehr vertraulich äußert, einige Zeit später aber, als er in die Hauptstadt reist, um beim Consistorium eine kleine Beförderung nachzusuchen, seinen ehemaligen Reisegefährten plötzlich als hochgebietenden Consistorialrath erkennt. Er gibt schon alle Hoffnung auf, der wohlwollende Consistorialrath tröstet ihn aber und verschafft ihm eine bessere Stelle. Das ist eine recht hübsche Dorfgeschichte, aber keine Volkssage.

Unter den eigentlichen Volkssagen begegnet uns hier manches längst Bekannte. Gleich die erste ist nur eine Variante des Blaubart. Auf S. 85 ist ein allbekannter italienischer Schwank nur auf Hessen übertragen. Drei Pfaffen buhlen um eine hübsche Bäckersfrau, werden aber von ihrem Manne im Backofen geröstet. Bei Nacht ruft der Bäcker einen Eckensteher, er solle die Leiche eines Pfaffen, der in seinen Ofen gerathen sey, ins Wasser werfen und sich dann seinen Lohn abholen. Der Eckensteher thut es, als er aber zurückkommt, sagt der Bäcker, er habe ja den Pfaffen noch nicht fortgetragen und übergibt ihm den zweiten Leichnam. Ebenso nachher den dritten. Auf dem Rückwege begegnet der Eckensteher einem lebendigen Pfaffen, meint, es sey immer noch derselbe, der ihn foppen wolle, packt ihn und wirft ihn ebenfalls ins Wasser.

Inzwischen fehlt es auch nicht an schönen, alten und gewiß echt einheimischen Sagen. Wir zählen hieher die Gewittersagen, in denen wohl die Erinnerung eines uralten Opfers für den Donnergott erhalten ist: „Wer in der Stunde zur Welt kommt, wo ein Gewitter am Himmel steht, wird auch von demselben getödtet. Zu Wichdorf wurde ein Kind während eines schweren Gewitters geboren. Nachdem das Mädchen achtzehn Jahre alt und sehr schön geworden war, erschien zu derselben Stunde an seinem Geburtstage ein furchtbares Gewitter und stand drei Tage über dem Hause, ohne zu weichen und zu wanken. Die ängstliche Mutter wollte das Kind nicht herausgeben und hatte es in den Keller versteckt. Zuletzt sah sie sich doch dazu genöthigt. Es wurde also auf den Hof geführt, auf einen Stuhl gesetzt und ihm das Haar in vier schöne Zöpfe geflochten. Nachdem es nun so prächtig geschmückt worden, wurde es vom Blitz erschlagen. — Ein andermal hatte ein reicher Gutsbesitzer einen Sohn, der auch zur Zeit eines Gewitters zur Welt kam. Der Vater fürchtete ein gleiches Ende und ließ eine doppelte Mauer um das Haus herumführen. Allein auch das half nichts, der Sohn mußte heraus. Auf Anrathen einer klugen Frau setzten sie ihn auf das beste Pferd und darauf ritt er dem Gewitter entgegen. Dadurch wurde er gerettet.“

Auch manchen guten Schwank enthält die Sammlung. „Die Rathsherrn von Liebenau wählten einmal einen Stadtschreiber, welcher ihnen ehrlich gestand, daß er nicht schreiben könne. ‚Was thut das,‘ erwiderten sie, ‚wir können nicht lesen!‘“ — „Großenburschla war früher dreiherrisch und gehörte theils nach Preußen, theils nach Sachsen-Weimar und theils zu Hessen. Die eine Gasse des Dorfes heißt noch bis auf den heutigen Tag ‚Hessisch Eng‘ oder das Ende von Hessen. Großenburschla war lutherisch und Altenburschla reformirt, doch hatten beide Ortschaften nur Einen Pfarrer. Dieser hielt Sonntags die erste Predigt zu Altenburschla und katechisirte die erwachsene Jugend. Dann kehrte er nach seinem Wohnorte zurück, um dort dasselbe zu thun. Einst wollte er zu Großenburschla die Katechesation beginnen, zog deshalb vor dem Altare ein Buch aus der Tasche, schlug es auf und sahe, daß es der reformirte Katechismus war und nicht der, den er haben mußte. Unwillig steckte er es mit den Worten wieder ein: ‚Unrecht, gehört nach Altenburschla!‘ — Und dieser Ausruf ist seitdem zu einem beliebten Sprüchwort geworden.“

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 103.** 25. December 1869.

## Ein englisches Urtheil über die Deutschen.

Blicke eines Engländers in die kirchlichen und socialen Zustände Deutschlands von Thomas Carlyle. Uebersetzt von Bolko Frh. von Richthofen. Breslau, Max und Comp., 1870.

Der Verfasser beginnt mit einem Rückblick auf das große Jahr 1813. Damals wußte man wieder, daß es eine deutsche Nation gebe und zugleich war die Erhebung eine religiöse. Die Deutschen zogen mit einer frommen Begeisterung in den letzten schrecklichen Kampf mit dem Welttyrannen. Zwei Factoren, die seit dem vorigen Jahrhundert gänzlich in Vergessenheit gerathen waren, traten plötzlich wieder ins Leben, der Nationalstolz und die Religiosität. Der Engländer bewundert uns Deutsche in jener schönen großen Zeit, bedauert uns aber auch, daß wir in der nationalen und frommen Begeisterung nicht ausgehalten haben. Die liberalen Errungenschaften, die wir seitdem uns so sehr zur Ehre angerechnet haben, scheinen ihm weniger werth zu seyn, schon deswegen, weil wir den Liberalismus nur den Franzosen nachahmten, Schritt vor Schritt den Impuls dazu immer nur von Frankreich her empfingen, um eines allgemeinen Freiheitsideales willen unser Nationalinteresse gänzlich verleugneten und uns auch von der Religion wieder lossagten, um uns im Weisheitsdünkel armseliger Philosopheme wohl seyn zu lassen. Carlyle spottet über unsere kleinstaatlichen Liberalen und ihre großmauligen Parlamente, deren einzige Macht darin bestand, durch ihre Gesetzgebungsdiarrhöe das Ansehen der Religion und Moral zu schwächen, verschwenderisch Rechte auszutheilen für die, welche sie nicht zu gebrauchen wissen oder sie auf Kosten der schutzlosen Armuth und Einfalt gebrauchen. „So wurden die ‚winzigen' Parlamente Deutschlands, obgleich sie nicht wie in Frankreich von Advocaten und Zeitungsschreibern beherrscht wurden, doch der Kampfplatz von ungestümen und untreuen Geistern, und schafften denjenigen Grundsätzen Eingang, welche die göttlichen Bande durch ganz Europa, wie mit einem mitten in sie hineingeschobenen Keile gewaltsam zersprengen, ehe noch die Banden Satans es wieder zusammenbinden werden. Diese Puppenparlamente bildeten die Kanäle, durch welche nun der Strom der Zerstörung, welcher in England durch die freie Aeußerung der öffentlichen Meinung und die Geltendmachung der Beschwerden der Einzelnen gemäßigt wird, mit einer Heftigkeit weiterrauschte, wie eine solche bei dem geringen Widerstande, der seinen Lauf hemmte, nicht anders zu erwarten war. Und wie in Amerika die Bezeichnung ‚revolutionär' für die Loyalität und den Patriotismus eines Mannes zur Empfehlung gereicht, während sie dem gebildeten und loyalen englischen Ohr verhaßt ist: so wird in Deutschland unter ‚constitutionellen Principien', welche doch England als seinen Ruhm und als seinen Schutz betrachtet, alles das verstanden, was die Monarchie und die gute Ordnung untergräbt und sich mit einer ungläubigen Aufklärung associirt hat."

Mit dem Liberalismus und Parlamentarismus verbindet sich unter dem schönen Aushängeschild der Gewerbefreiheit und unbeschränkten Concurrenz die Tyrannei des Capitals. Man gewährt jedem gleiches Recht, aber es gibt keine ständischen Körper mehr, deren Mitglieder sich gegenseitig die Existenz sichern. Kein Concurrent übernimmt irgend eine Pflicht gegen einen Mitconcurrenten, sondern unterdrückt ihn zum eigenen Vortheil. Also können nur die wenigen, die entweder mit außerordentlichem Genie begabt sind, oder auch die schlechtesten Mittel zum Zweck des Erwerbes nicht scheuen, oder außerordentliches Glück haben, oder von Haus aus reich sind, den Gewinn einziehen, welcher der

ungeheuern Mehrheit der wenn auch fleißigen, doch zu gewissenhaften, oder zu wenig begabten und armen Mitbewerbern entgeht. Carlyle bedauert insbesondere, daß das Laster der Reichen das Laster der Armen nach sich zieht. Freilich nicht blos in Deutschland allein. „Wenn der Schrei des Armen dem Reichen Störung veranlaßt, so wirft er ihm ein Almosen zu, damit er nicht mehr an ihn zu denken brauche. Dagegen haben auch die Armen ihrerseits wahre Dankbarkeit eingebüßt. Man findet auf den höchsten und niedrigsten Stufen der englischen Gesellschaft ein gleiches Maaß von Leichtsinn und Unaufrichtigkeit, von Verworfenheit und Verschwendung, von Eigennutz und Niedrigkeit. Der schwelgerische Pair, welcher die Demoralisation des Volkes und seinen revolutionären Geist in stolzer Selbstüberhebung immer im Munde führt und in heuchlerischer Weise darüber lamentirt, hat oft dafür selbst zuerst das Beispiel gegeben, hat durch sogenannte erlaubte Sünden die Leidenschaften aufgestachelt und durch Druck den Zorn der Leute gereizt, welche, indem sie das Gute vom Bösen gar wohl zu unterscheiden wissen, nur nicht auf den gerechten Richter zu warten gelernt haben. Diejenigen verdienen in der That das größte Lob, welche sich selbst und alles was sie haben daransetzen, um diesem Strom von Verderben Einhalt zu thun, welcher den soliden Mittelstand des Landes mit seinen beiden Armen einschließt und zu überschwemmen droht. Es ist ein gutes Zeichen, daß Jung-England (dürfen wir auch hinzufügen: Jung-Spanien?) wiederherstellen möchte, was Jung-Frankreich, -Deutschland und -Italien zusammen zerstören möchten. Sein Herz steht auf dem rechten Flecke, und deshalb möchten seine Irrthümer verzeihlich seyn." Die Sittlichkeitspropaganda dieses jungen England wünschten wir übrigens doch ein wenig näher kennen zu lernen.

Sehr richtig ist, was Carlyle S. 49 bemerkt in Bezug auf die Heidenmissionen, mit welchen man so wenig ausrichtet. „So wird der Geiz, welcher seinem Wesen nach Götzendienst ist, zum Gesetz des menschlichen Seyns, und der europäische Christ gewährt jetzt den Anblick eines Mannes, welcher die Heiden lehren kann, nicht auf eine andere Welt zu warten, sondern die jetzige Welt zu genießen, wie jene es nie zuvor verstanden haben. Gilt doch derjenige für einen guten Nachbarn, der anständigen Leuten gute Diners geben kann, indem er dasselbe wieder von ihnen hofft, während er dabei die Nothleidenden den Armengesetzen überläßt; denn wer Schätze anhäuft, dem geht es gut und er kommt vorwärts. Auf Geld heirathen das heißt gut heirathen, wenn freilich auch damit Elend erheirathet wird; kann doch der Reiche sich allewege für die Sympathie und Freundschaft der Menschen verassecuriren. Reich in Gott zu seyn, zufrieden mit Nahrung und Kleidung, ist eine Sache, die gänzlich aus der Mode gekommen ist. Die Leute wollen nichts ihren eigenen Lüsten mißgönnen, aber Gott mißgönnen sie alles."

Vortrefflich ist der Nachweis, daß die Sünde unserer großen Mammonsdiener doch nicht immer den Erfolg hat, den sie sich wünschen. Er spricht von der „Entweihung des Tages des Herrn auf dem Continent, wie eine solche in dem protestantischen Deutschland in einer noch anstößigern Weise, als in den römisch-katholischen Ländern hervortritt. In den letztern schwelgt die Freude des Fleisches, wo die Freude des h. Geistes herrschen sollte; aber es wird doch der Sonntag mit Gottesdiensten angefangen, und diese bestehen nicht in einem Kitzel jückender Ohren durch einen populären Prediger, sondern es sind wahrhaftige Acte der Anbetung. In dem erstern Lande aber bricht der Fluch der Arbeit, neben und mit der Lust von Narren, mitten hinein in die heilige Ruhe Gottes:

> ‚Der saure Arbeitsschweiß
> Trennt nicht den Sonntag von der Woche ab.'

Dieselbe Concurrenz, welche in England auf die Beschleunigung der Geschäfte wirkt, wirkt in Deutschland auf ihre Verlängerung. Bis tief in den Sonntag hinein werden die Arbeiten des Landmanns, des Künstlers, des Handelsmanns und des Gelehrten ausgedehnt. Die Lehrlinge oder Gesellen sind meist von jeder Möglichkeit der Anbetung abgehalten, bis die Stunden des Gottesdienstes vorüber sind; — dann treibt man sie fort, ihre schwerverdiente Erholung in den Höhlen der Schlechtigkeit zu suchen, und, anstatt daß ihnen der Abend des vorangehenden Tages für häusliche Geschäfte gelassen würde, beanspruchen sie nun den ganzen folgenden Tag, um sich von ihren sonntäglichen Ausschweifungen zu erholen."

Carlyle kann das Capitel von der Habgier nicht verlassen, ohne auch der Juden zu gedenken. Er sagt: „Die Mehrzahl von denen, welche noch Juden sind, haben in Verzweiflung oder Ehrlosigkeit mit dem Joche ihrer Väter auch der Hoffnung entsagt, und stürzen sich Hals über Kopf in jedes Geschäft und jede Gesetzlosigkeit, wodurch jede Spur von Besonderheit erlischt. Und von denen aus ihnen, welche Christen geworden sind, sind leider nur gar zu viele solche, die um Gewinnstes willen und aus Heuchelei sich haben taufen lassen, so daß sie als Glieder Christi ein nur um so schwereres Gericht ernten, anstatt jene höhern Segnungen zu genießen, die sie gar nicht zu würdigen im Stande sind.

Gleich dem leeren Blatt zwischen den beiden Testamenten, stehen auch sie zwischen beiden, weisen aber keins von beiden an sich auf, und sind von allen Classen der Gesellschaft die allerprincipolseste, das heißt, sie sind solche, die in allem Denken und Handeln von jeder sittlichen Norm am weitesten heruntergekommen sind." Weiter redet Carlyle vom Luxus, von der Genußsucht der Juden, von dem jüdischen Literatenthum und der „unerschütterlichen Besitznahme ihres Innern durch den Atheismus und die Revolution. Wenn der Antichrist wird offenbar geworden seyn, so werden sie die ersten seyn, welche ihn als ihren Messias begrüßen." Uebrigens fügt Carlyle dazu: „Das Fieber, gegen die Juden liberal zu seyn, welches ein Symptom ist von der Unwissenheit der Heiden in Betreff ihrer eigenen gegenwärtigen Stellung und der ihnen zugehörigen Hoffnung, erreicht grade in Deutschland seinen Culminationspunkt."

Unter den Ursachen, durch welche die alte Ritterlichkeit, Ehrenhaftigkeit, Treue, Keuschheit, mit einem Wort der Seelenadel, welche die deutsche Nation früher auszeichneten, in so großem Maaße verloren gegangen sind, um großer Genußsucht, schnödem Egoismus, Religionsspötterei, frivoler Unzucht und Gemeinheit Platz zu machen, vergißt Carlyle nicht, auch unserer classischen Schule und Bildung und der großen classischen Denker und Dichter zu erwähnen, mit denen wir den Cultus des Genius treiben, denen wir Feste feiern und Denkmäler setzen. „Der Rationalismus, welchen die meisten Engländer mit Abscheu bei Leibnitz, Wolf, Semler und Kant als ein ursprünglich deutsches Product angesehen haben, ist vielmehr ein Vermächtniß, welches Deutschland von dem orthodoxen Rom und Griechenland zugefallen und von den ungläubigen Schulen Englands und Frankreichs bei dem Import vergrößert worden ist. Der forschende und zugleich gemüthliche Charakter des deutschen Wesens mag diesem Geiste Nahrung zugeführt haben; aber sein Ursprung liegt nicht in der deutschen Nationalität, sondern in der alle göttlichen Institutionen lähmenden Macht des Unglaubens und der Bosheit der Menschen überhaupt." Der Engländer wundert sich, daß deutsche Regierungen die irreligiöse Philosophie, die sich sogar auch der Theologie zu bemeistern sucht, pflegen und begünstigen. „Man sagt von einem Theologen zu seiner Empfehlung, daß er ‚eine neue Richtung eingeschlagen' habe, und man mißt seinen Erfolg an der Zahl der jungen Männer, welche er veranlaßt, ihm darin zu folgen. Dabei sehen die Diener der Kirche in völliger Indifferenz, wenn nicht gar mit Bewunderung, zu, wie die einflußreichsten Glieder der Kirche diejenigen auf Abwege leiten, welche doch wiederum andere beeinflussen und leiten sollen." Dabei gedenkt der Verfasser der einst in Preußen so sehr monopolisirten Lehre Hegels und nennt sie „einen mächtigen Schritt vorwärts zu dem Reich des Satans." Nicht besser urtheilt er von den jüngsten Rationalisten, die mit ihrem Gewissen prahlen, was „unter dem Scheine der höchsten Sittlichkeit der vollständige Gegensatz von Moralität und der totale Verderb des Menschen ist. Es ist Satan darin wirksam als Engel des Lichts." Männer, die sich so gebehrden, feiert man, beklatscht sie, betoastet sie, aber, ruft Carlyle aus: „Wo ist der Herkules, welcher diese Schlangen erwürgen wird? Wie wird diese Gigantomachie, dieser Riesenangriff zurückgeschlagen werden?"

Wie die Denker, so kommen auch die Dichter übel weg, denn sie haben aus derselben Quelle der heidnisch-classischen Bildung Vergessenheit des ursprünglichen Adels deutscher Nation und der heiligen Offenbarung getrunken. Der vor Rührung und Wollust zugleich weinende Teufel ist der eigentliche Genius der modernen, aus der Renaissance hervorgewachsenen Schule. Carlyle sagt sehr wahr: „Wäre nicht bei den Deutschen ein falsches Gelüste nach Rührung, so würden sie nimmer dazu gebracht worden seyn, so gierig den Kelch von Göthe's Teufelei und Bulwer's Zuchtlosigkeit hinunterzustürzen und zu seufzen und zu weinen im Lesen von religiös-seyn-sollenden Schriften, bei denen aber die Frömmigkeit nur im Pathos besteht und die Liebe nichts vermag, als einen Compromiß mit der Welt zu schließen, bei denen ‚Neigung' das einzige Gesetz ist, da es wie bei Faust heißt: ‚Gefühl ist alles rc.' Jedermann muß die Stärke von Familienliebe bewundern, wie sie so häufig und bisweilen so naiv bei den Deutschen hervortritt. Aber wo ihre Wärme nicht als Familienband wirkt, fehlt ihr nur zu oft der Sinn für die Pflicht. Bei aller seiner scheinbaren Schwerfälligkeit ist doch der Deutsche bis zu einem fast unglaublichen Grade ein Geschöpf des Impulses. Und wo die augenblickliche Regung der Pflicht zuwiderläuft, da liegt für den Deutschen die größte Gefahr. Zum Theil durch die Schuld nachlässiger ‚Eltern und Herren' (wie Luther solche als verba anomala bezeichnet) zeigen die Verhältnisse der Kinder zu ihren Eltern, der Dienstboten zu ihren Herren wenig Merkmale von Vertrauen in die richtige Leitung oder von selbstverleugnender Unterwerfung unter ihre Ueberwachung. Und wenn auch die Dienstboten nicht so unverschämt und so verdorben sind, wie in

England, so sind sie doch leidenschaftlicher und gesetzloser, als dort. Die Vervielfältigung der legalen Ehescheidungsgründe über diejenigen hinaus, welche von der Kirche anerkannt sind, bringen nicht nur die gewissenhaften Geistlichen in die allerpeinlichsten Dilemma's, sondern beweisen auch, wie lose die häuslichen Bande sind, mit wie wenig Ernst ihr Bruch angesehen wird, und wie häufig unter den allernichtigsten Vorwänden die Pflicht dem Gefühl nachgesetzt wird, in Uebereinstimmung mit den ‚Wahlverwandtschaften‘ jenes Erzverderbers Göthe.“

Die zweite Hälfte des Bandes erörtert hauptsächlich kirchliche Fragen, ist nicht ganz mit unsern Consistorialkirchen zufrieden und bedauert den Mangel an Kirchenzucht, die uns noch mehr fehlt als den Engländern. Schließlich verzweifelt er an der Fähigkeit der Menschen, hier noch etwas gründlich zu bessern, und verweist auf die Wiederkunft des Herrn.

---

## Ueber Dalmatien.

Studien über Dalmatien und Oesterreichs Politik. Von einem österreichischen Offizier. Graz, Pock, 1869.

In dieser Flugschrift wird Oesterreich der Rath ertheilt, es solle sich künftig nicht mehr, weder auf die Ungarn noch Deutschen, sondern auf die Slaven stützen, die nun einmal notorisch die Mehrheit der Bevölkerung im Kaiserstaate bilden. Eine slavische Politik Oesterreichs würde das sicherste Mittel seyn, die russische Propaganda vor die Thür zu setzen, und zugleich das einzige Mittel, die Südslaven der Türkei auf seine Seite zu bringen. Im Interesse der Slaven selbst aber liege es, eine solche Politik Oesterreichs auf alle Art zu unterstützen. Der Verfasser setzt voraus, Oesterreich müsse und werde als Gesammtstaat auseinanderfallen und zu Grunde gehen, wenn es nicht diese seine natürlichste Politik einschlage. Alsdann würden aber auch die Czechen, Croaten, Slovaken und Slovenen 2c. wie die Polen in Galizien alle die nationalen Rechte verlieren, an denen sie mit so großer Vorliebe hängen. „Die Czechen und Polen würden ausgerottet werden, sobald sie in preußische oder russische Hände kämen, — die Ruthenen, Südslaven und Slovenen, ja selbst die Ungarn würden von der germanisch-russischen Fluth erdrückt und spurlos weggeschwemmt werden. Allein das wollen unsere ‚Nationalen‘ nicht glauben, der Nationalitätenschwindel hat die Köpfe verrückt und sie sehen nicht ein, daß in keinem andern Staate die historischen Rechte und nationalen Eigenthümlichkeiten so erhalten und respectirt sind, wie eben in Oesterreich, so wie daß alle beim Zerfalle Oesterreichs mit in die Brüche gehen würden! Oesterreich allein kann alle die heterogenen Elemente aufrecht und vereint erhalten, da es sich durch Jahrhunderte in diese Verhältnisse hineingelebt, die Bande geknüpft, die Beziehungen geregelt hat. Die germanisch-russische Zweitheilung würde Alles dieses zerreißen, aufheben, nivelliren, vernichten!“

Wie es uns scheint, kommt der Vorschlag zu spät. Wenn Oesterreich früher, schon zur Zeit des großen Prinzen Eugen, als derselbe Herr von Belgrad, der serbischen, und Sarajewo, der bosnischen Hauptstadt war, sich mit Ernst der Südslaven im türkischen Reich angenommen hätte, würde viel auszurichten gewesen seyn, was heute nicht mehr möglich oder doch sehr erschwert ist, seitdem Rußland am schwarzen Meere herrscht.

Die einzige Bedingung, unter welcher ein so großes südslavisches Oesterreich, wie es der Verfasser wünscht, zu Stande kommen könnte, wäre, daß Oesterreich die Neigung, sich an Preußen zu rächen, Allianzen gegen Preußen aufzubringen, die Einigung Deutschlands unter Preußen zu vereiteln und dagegen seine eigene Hegemonie in Deutschland und etwas Aehnliches, wie den alten Bundestag, wieder herzustellen, ein für allemal aufgäbe. Ein von Oesterreich auf keine Weise mehr beunruhigtes einiges und mächtiges Deutschland würde einem südslavischen Reich an der untern Donau, wenn dasselbe treu zu ihm stünde, auch die beste Stütze seyn.

Aber die Slaven selbst? sie wissen am besten, daß sie eingefleischte Particularisten sind, daß der Pole, Czeche, Serbe, Croat, Slovake und Slovene nicht zusammenstehen, weil ihnen der vielköpfige Föderalismus nach dem Plane Fischhofs etwas viel Natürlicheres und Annehmlicheres erscheint, als der große Einheitsstaat.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 104. 29. December 1869.

## Geschichte.

Jahrbücher des fränkischen Reiches. 714—741. Die Zeit Karl Martells von Theodor Breysig. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869.

Ein ausgezeichnetes Geschichtswerk, welches wir unsern Lesern angelegentlich empfehlen. Es faßt den Inhalt der zahlreichen altfränkischen Annalen zusammen, aus denen wir die Ursprünge des großen karolingischen Kaiserhauses kennen lernen, Quellen, welche freilich meist nur von Mönchen in lateinischer Sprache niedergeschrieben, sehr kurz gefaßt und hin und wieder auch ein wenig fabelhaft sind oder wenigstens, wie der scharfsinnige Herausgeber vermuthet, den Inhalt eines Volksliedes, die ursprünglich poetische Behandlung eines geschichtlichen Vorgangs, wiedergeben. Im vorliegenden nur 123 Seiten umfassenden Buche wird nur die Geschichte Karl Martells aus dem Zusammenfluß jener zahlreichen Quellen herausgeschöpft und zum klaren Verständniß gebracht. Dieser große Beherrscher des Frankenvolks und seine ganze Zeit sind von der größten Wichtigkeit für die Geschichte der Entstehung des deutschen Reichs und für die Geschichte Europas überhaupt.

Bekanntlich war das römische Gallien von den deutschen Franken erobert und Frankreich genannt worden. Das fränkische Königsgeschlecht der Merowinger entartete aber und brachte nur noch Schwächlinge hervor, für welche die s. g. Hausmaier oder Vorsteher sämmtlicher königlicher Vasallen das Staatsruder in die Hand nahmen. Einer der tüchtigsten Hausmaier war Pippin, gewöhnlich zubenannt von der Burg Heristall. Als er starb, erbten sein Ansehen zwei Söhne, die ihm seine rechtmäßige Gemahlin Plektrud geboren hatte. Weil aber auch diese starben, wählten die Franken ihren jüngern Bruder Karl zum Hausmaier wegen seiner Tüchtigkeit in jeder Beziehung, obgleich er nur aus einer zweifelhaften zweiten Ehe Pippins mit der schönen Chalpaida (abgekürzt Alpais, stammte). Der Verfasser hat über diese wenig bekannte, aber interessante Person, eine schöne Brabanterin, alles gesammelt, was in den Quellen zu finden war. In diesen wird sie ein paarmal uxor genannt, da aber Plektrud noch lebte, auch nicht von Pippin geschieden war und später wieder mit ihm lebte, war jene zweite Ehe ohne Zweifel eine unerlaubte. So wurde sie auch vom Bischof Lambert in Lüttich angesehen, dem Chalpaida deshalb heftig zürnte. Pippin, welcher mit seiner Schönen zu Jupille, unfern von Lüttich, Hof hielt, wollte ihn aussöhnen. „Bei einem Gastmahle, dem Chalpaida nebst allen Hofbeamten beiwohnte, befiehlt Pippin, daß der Becher, den ihm der Mundschenk gebracht hatte, vom Bischof Lambert gereicht würde, damit er ihn aus dessen geheiligter Hand empfange. Die Vornehmen folgen alle dem Beispiele des Fürsten; sie bitten, daß sie auch von Lambert den Becher erhielten. Da mischt sich heimlich unter die Vornehmen Chalpaida, damit sie, wenn sie diese Ehre listig erlangt hätte, den Weg, sich mit dem Bischof auszusöhnen, finden könnte. Lambert aber, der die List erkannte, schilt vor dem Fürsten laut die Verschlagenheit des Weibes und geht vom Gastmahle fort. Als er zur Vesperzeit nach Hause zurückkehren wollte, befiehlt ihm Pippin, er solle nicht fortgehen, ohne daß er seine Gemahlin begrüßt habe; doch Lambert erklärt öffentlich vor dem Fürsten, daß ihn göttliche Gesetze hindern, irgend eine Gemeinschaft mit jener zu haben, der Zorn Gottes aber drohe Pippin, wenn er nicht zur Einsicht zurückkehre. Es beschwört darauf Chalpaida ihren Bruder, daß er so schnell als möglich darauf denke, den Bischof zu tödten.“ Der arme Bischof wurde auch bald ermordet.

War nun auch der junge Karl ein Bastard, so

leuchtete er doch durch Schönheit, Kraft und Geist hervor. Vergebens hielt ihn Plektrud eine Zeit lang gefangen, die Franken wollten ihn und keinen andern zu ihrem Führer haben, und er war ihres Vertrauens im vollsten Maaße würdig. Aus den Kämpfen, die er noch zu bestehen hatte, ging er siegreich hervor. Das Frankenreich war damals in eine deutsche Osthälfte (Austrien) und in eine romanische Westhälfte (Neustrien) getheilt. In der erstern suchte sich noch Plektrud mit ihrem Anhang gegen Karl zu vertheidigen, in der zweiten versuchte ein Merowinger, der lüderliche Chilperich, wieder einmal allein zu regieren, erlitt aber durch Karl eine Niederlage, und wurde nachher von einem stolzen Franken, den er hatte prügeln lassen, aus Rache umgebracht. Im Kriege mit Chilperich erfocht Karl mit einer kleinen Schaar von Austriern einen herrlichen Sieg über die Neustrier. Einer seiner Krieger stürzte nämlich ganz allein ins feindliche Lager hinein, durchrannte es seiner ganzen Länge nach und schlug alles vor sich nieder. Indem die Neustrier nun in Masse ihm nachliefen, fiel ihnen Karl rasch in den Rücken und jagte sie nach allen Winden.

Nach und nach befestigte sich die Macht Karls im Innern wie nach außen. In ihm lebte ein großer Gedanke, der sich auf seinen noch berühmtern Enkel gleichen Namens forterbte. Er war der erste eigentliche Begründer des deutschen Reichs im Mittelalter. Vor allem trachtete er, Herr in seinem Frankenreich zu werden, seine Gegner zu unterwerfen, die unzuverlässigen Neustrier und Burgunder beim Reiche festzuhalten, die fast schon wieder unabhängig gewordenen Alemannen und Bayern aufs neue in Pflicht zu nehmen und somit auf beiden Seiten des Rheins eine compacte Macht zu gründen, stark genug, um dem Heidenthum im Osten und Norden, dem Muhamedanismus, dessen unermeßliche Heere schon von Spanien her eindrangen, im Westen und Süden eine eiserne Mauer entgegenzusetzen. Das christliche Europa schwebte damals in der äußersten Gefahr. Das byzantinische Reich konnte allein dem übermächtigen Islam nicht trotzen, eben so wenig das schwache Italien. Nur eine Zusammenfassung der heldenmüthigen deutschen Stämme konnte, indem sie hier die Muhamedaner im Westen, dort die Heiden im Osten abwehrte, auch den Griechen und Italien wieder Luft machen. Das nun war das Werk Karls, den man den Hammer nannte, nachdem er in einer einzigen Schlacht (bei Poitiers), dreimalhunderttausend Muhamedaner zermalmt hatte. Dieser Karl war nicht nur ein gewaltiger Krieger, sondern auch ein kluger Staatsmann. In ferne Unternehmungen ließ er sich nicht ein. Alles kam ihm darauf an, vorerst die Einheit des Frankenreichs im Innern und dessen Grenzen nach außen zu sichern, den von außen angreifenden Feind wieder hinauszuwerfen und von fernern Einfällen abzuschrecken, was ihm auch wohl gelungen ist. Was weiter zu thun war, konnte er, nachdem er das Reich gefestet, seinen Nachfolgern überlassen. So hat er sich begnügt, den Einfall der noch heidnischen Sachsen zurückzuschlagen, es aber vermieden, sie selber anzugreifen und sich in den schweren Kampf mit diesem kriegerischen Volke einzulassen, wie ihn später Karl der Große mit reichlichern Mitteln durchführen konnte.

So hat es Karl Martell auch vermieden, nach Italien zu gehen, obgleich er vom Papst aufs dringendste dahin gerufen wurde. Um den Besitz Italiens kämpften damals die byzantinischen Kaiser und die Könige der Longobarden, und zwischen beiden kam der Papst in Rom in große Noth. Aber Karl Martell vermied es, sich in dieses italienische Terrain zu verlieren und ohne Noth mit den tapfern Longobarden Krieg anzufangen. Er concentrirte lieber seine ganze Kraft diesseits der Alpen, und die Beängstigung des Papstes durch seine italienischen Feinde kamen dem Frankenfürsten sogar zu gute, denn der Papst mußte demselben große Concessionen machen und seiner Politik dienen, um seine Hülfe zu erkaufen. So kam es, daß Papst Gregor III. im Jahr 739 sogar die Schlüssel zum Grabe des h. Petrus Karl überreichen ließ. Jene Schlüssel, welche, soviel wir wissen, Pius IX. noch nicht in die Tuilerien geschickt hat.

Der Papst leistete dem Hausmaier der Franken treue Dienste, indem er ihm seine ganze geistliche Gewalt zur Verfügung stellte, und er wurde aufs reichlichste dafür belohnt dadurch, daß Karl in seinem weiten Reiche auch keine andere Form des christlichen Glaubens duldete, als die römische. Der Vermittler zwischen ihm und dem Papste war Winfried, der angelsächsische Mönch, der unter seinem Schutze die deutschen Heiden auf dem rechten Rheinufer und in Friesland bekehrte, und deswegen unter seinem lateinischen Namen Bonifacius als Heiliger verehrt und Apostel der „Deutschen" genannt wurde. Wie es Karl darauf ankam, die Einheit des Reichs, so dem Mönche, die Einheit der Kirche zu sichern. Eine solche Einheit war nicht vorhanden. Von Byzanz her wollte die griechische Kirche die römische nicht aufkommen lassen. In Irland bestand eine von Rom unabhängige Kirche, die viele Missionäre auch unter die deutschen Heiden sandte. Daraus und wohl auch aus der Selbständigkeit, welche deutsche Denker nie verleugnet haben, er-

klärt sich das Vorkommen vieler Häresien im fränkischen Reich, zumal an seinen östlichen Grenzen. Die Meinungen dieser frühzeitigen deutschen Ketzer sind uns nicht aufbewahrt worden. Nur das ist gewiß, daß sie Rom und der lateinischen Sprache widerstrebten und den Gottesdienst in deutscher Sprache feierten. Auch melden übereinstimmende Quellen, unter der fränkischen, von Karl Martell willkürlich angestellten Geistlichkeit habe es viele frivole Naturen gegeben, die mit Karl bewaffnet ins Feld zogen und mehr Ritter und Junker, als Priester waren. Auch die Ehelosigkeit der Priester war noch kein unumgängliches Gesetz. Es gab verheirathete Bischöfe. Trotzdem war Karl Martell kein Verderber der Kirche, sondern ihr Beschützer und mächtiger Förderer.

Man kann darüber streiten, ob er nicht besser gethan hätte, der Kirche diesseits der Alpen ein germanisches Gepräge zu geben. Die Forderung eines Gottesdienstes in der Muttersprache war sehr berechtigt. Auch mancherlei Formen, welche das kirchliche Leben im wärmern Klima des Südens angenommen hatte, paßten nicht für den germanischen Norden. Für heiße Länder paßt die Tonsur, weshalb die Muhamedaner sich kahl scheeren; für den rauhen Norden paßt sie nicht, abgesehen von ihrer Häßlichkeit. Die Nachfolge Christi besteht in sittlichem Handeln und nicht in einer lächerlichen Nachahmung der Dornenkrone. Auch die Barfüßigkeit paßt nicht in die Schneeländer. In noch viel wichtigern Beziehungen wäre es natürlicher gewesen, wenn die Deutschen von ihrem Uebergewicht Gebrauch gemacht hätten, um der germanischen Gemüthstiefe mehr Herrschaft in der abendländischen Kirche zu verschaffen und dagegen Aeußerlichkeiten, sinnliches Gepränge und blos verstandesmäßiges Distinguiren, wie es die Romanen in die Kirche brachten, einzuschränken. Wenn man indeß die damalige Zeit bedenkt, so würde die Christenheit durch ein neues Schisma Noth gelitten haben. Es lag im beiderseitigen Interesse der romanischen und germanischen Christen, fest zusammenzuhalten.

Sehr interessant erscheint das Verhältniß Karls zu den Alemannen und Bayern. Die Bayern hatten Beziehungen zu den ihnen benachbarten Longobarden. Die Alemannen waren zum Theil noch Heiden und sehr auf ihre Selbstständigkeit versessen, aber nicht immer einig. Mit den Longobarden sympathisirten sie nicht. Karl gab sich alle Mühe, sie beim Frankenreich festzuhalten, und die gemeinsame Gefahr, mit welcher der Islam alle germanischen Stämme bedrohte, leistete ihm dabei Vorschub, so daß nicht nur Alemannen und Bayern, sondern auch Longobarden bei Poitiers mitfochten. Empörten sich nun auch Bayern und Alemannen von Zeit zu Zeit gegen die Franken, so wurden sie doch von Karl besiegt. Leider sind die Quellen höchst mangelhaft. „Wenn schon die Angelegenheiten Bayerns durch die spärlichen Nachrichten sehr dunkel blieben, so sind die Darstellungen der alemannischen und sächsischen Verhältnisse in den Jahren 725—730 gänzlich auf Vermuthungen verwiesen. Der Herzog Lanfrid zeigt durch die von ihm mit Genehmigung seiner Großen und des gesammten Volkes unternommene Gesetzesrevision, daß er eine ganz unabhängige Stellung von dem Frankenreiche einnahm; denn bisher hatten die Könige der Franken die Gesetze der Alemannen aufschreiben und revidiren lassen. Die Veränderungen aber, die von Lanfrid gemacht werden, beziehen sich keineswegs auf eine selbständige Stellung gegen den fränkischen Fürsten, sondern zeigen alle nur einen der Geistlichkeit sehr günstigen Sinn; denn es werden die Vergehen gegen die Sicherheit der Personen und Sachen, die der Kirche gehören, mit strengen Strafen belegt, oder sie fügen zu der weltlichen Strafe noch die kirchliche hinzu; sie dehnen das Eheverbot auf die Verheirathung mit der Tochter der Schwester aus, sie erklären für unstrafbar, in seinem Hause und in der Kirche Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ob Lanfrid diese Veränderungen gemacht habe, um sich in der Geistlichkeit eine Partei gegen diejenigen Alemannen zu gewinnen, welche mit den Aufständischen gegen die Franken nicht einverstanden waren, ob er dadurch beabsichtigte, die alten Standesunterschiede des Volkes wiederherzustellen, sind nur vage Vermuthungen.“ Daß System in seinem Verfahren war, leuchtet ein, weil er sich empörte, als Karl grade mit den Sachsen zu kämpfen hatte. Doch gelang ihm sein Plan nicht, denn Karl brach den Sachsenkrieg ab und wandte sich gegen Lanfrid, der um diese Zeit starb und dessen Bruder Theutbald Karl wieder Treue gelobte, dann aber wieder abfiel und vertrieben wurde, so daß Karl Oberherr in Alemannien blieb. Erst unter Karl dem Großen wurde der alemannische Particularismus vollständig überwunden. Die niederschwäbischen Dynasten, die der Einigung des deutschen Reichs am hartnäckigsten widerstrebten, wurden von Karls des Großen Bruder Karlmann überwunden, gefangen, gerichtet und bei Cannstadt enthauptet. In Oberschwaben dagegen besaß Graf Gero, dessen Burg auf dem Berge Bussen stand, die Hegemonie, hielt treu zum Reich, wurde Karls des Großen Schwager und Feldherr und half seinem großen Kaiser die Longobarden und Sachsen unterwerfen. Für die Einigung des deutschen Reiches hat außer Karl dem Großen keiner so viel geleistet, als dieser Oberschwabe, welcher den Heldentod auf dem Schlachtfelde

starb und dem die Schwaben die Ehre verdanken, daß sie in allen Kriegen die Reichsfahne vorantragen durften.

---

## Socialpolitik.

Zur Arbeiterfrage. Vier zeitgemäße Aufsätze, abgedruckt aus der Linzer theologisch-praktischen Quartalschrift. Linz, Ewert, 1869.

Diese Aufsätze, die vielleicht von einem katholischen Geistlichen herrühren, sind sehr lesenswerth. Der Verfasser kennt das Volk genau und hat Gelegenheit genug gehabt, das Elend der Arbeiter in vollem Maaße kennen zu lernen. Er empfindet mit ihnen tiefes Mitleid und spricht mit großer Klarheit von der Nothwendigkeit, wie von der Möglichkeit, daß hier geholfen werde.

In Oesterreich hat sich an die Aristokratie des Adels und Klerus noch die der Börsenmänner und großen Fabrikanten angeschlossen, hat sich die Bourgeoisie liberale Privilegien zu verschaffen gewußt, das gemeine Volk aber ist an Rechten und Freiheiten, wie auch im Schulunterricht weiter zurückgeblieben, als in andern Staaten. Hier nur ein kleines Beispiel von der Handlungsweise eines Fabrikdirectors, „ein Factum, das sich am 28. December 1864 in Kl.... ereignete. Ein Versehgang führte meinen Collegen ganz knapp bei der Kl..... Fabrik vorbei, so daß die ebenerdig beschäftigten Fabrikarbeiter leicht das Klingeln des Ministranten hören und dem in Brodsgestalt verborgenen Heilande ihre Huldigung bezeigen konnten. Der Zeitaufwand, den diese religiöse Handlung in Anspruch nahm, betrug sicher nicht 2 Minuten, und doch fand sich der Herr Director berufen, alle ‚Schuldigen' mit 10 kr. zu strafen. Wenn man bedenkt, daß die Arbeiterinnen nur 36 kr. für den ganzen vollen Tag erhielten, so bekommt man einen Begriff nicht blos von dem Glaubenshasse solcher Leute, sondern was sie ungestraft thun können, um das religiöse Gefühl ihrer Untergebenen niederzutreten."

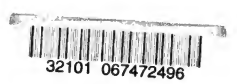
Daß die Arbeiter zu schlecht bezahlt werden, nie aus der bittersten Armuth herauskommen und daß ihre liberalen Freunde sie gegen die Kirche aufhetzen, als ob diese an ihrem Unglück schuld wäre, sind bekannte Dinge. Der vulgäre Liberalismus steht im Solde des Capitals und führt die armen Arbeiter überall auf falsche Fährten. Schultze-Delitzsch wollte ihnen mit Vorschußvereinen helfen, die aber dem Fabrikarbeiter gar nichts nützen und dem kleinen Handwerker höchstens den Todeskampf verlängern, wie schon der verstorbene V. A. Huber richtig erkannt hat. Dann offerirte derselbe Schultze den Arbeitern die Consumvereine, die ihnen eben so wenig nutzen, denn genau in demselben Maaße, wie der Arbeiter wohlfeilere Lebensmittel bekommt, wird ihm auch der Arbeitslohn verringert. Allen diesen Täuschungen gegenüber hat Lasalle die Wahrheit erkannt und laut verkündet, daß Arbeit eine Waare ist, welche der Arbeiter, wenn er nicht Hunger sterben will, an den Arbeitgeber verkaufen muß um den Preis, den nicht er, der Arbeiter, sondern einzig der Arbeitgeber bestimmt. Dieser gibt aber immer nur so viel, als der Arbeiter nothdürftig braucht, um nicht Hunger zu sterben. Den übrigen großen Gewinn von der Arbeit behält er in der Tasche, er, der selber nicht arbeitet.

Wenn es nun auch wahr ist, daß die Arbeitgeber bisher allein als reiche Capitalisten die Mittel besessen haben, die zur Erzeugung der Waaren durch Arbeit erforderlichen Rohstoffe, Gebäude, Wasser- und Feuerkräfte, Maschinen rc. zu beschaffen, so hat doch Lasalle Recht, wenn er verlangt, der Staat oder die Gesammtheit der Staatsbürger solle die Beschaffung jenes Materials nicht einzelnen Capitalisten überlassen, die sich dann allein unermeßlich bereichern, sondern der Staat solle den armen Arbeitern aus dem gesammten Staats- und Nationalvermögen jene Mittel beschaffen. Vom Arbeitslohn dürfte dann nur so viel abgezogen werden, als den Staat die Beschaffung der Productionsmittel gekostet haben und nicht mehr.

Wenn der Staat die Fabrikanten selbst subventionirt, wenn er aus seinen Mitteln zur Abschaffung der Bodenlasten beiträgt, so sollte er auch den Arbeiterstand unterstützen. Alles aber würde nichts helfen, wenn der Arbeiterstand nicht organisch gegliedert wäre nach Weise der alten Zünfte und Innungen. Denn nur solche gewähren einerseits dem Staate die erforderliche Garantie, andererseits können nur solche die Arbeit selbst richtig und billig vertheilen und controliren, daß jeder Arbeiter bei mäßigem Wohlstand eine ehrbare Familie gründen kann, und drittens wird sich in dieser genossenschaftlichen Form auch am zweckmäßigsten Glauben, Sitte und Zucht retten und bewahren lassen, welche bei dem heutigen Zustande der Fabrikarbeiter so schwer bedroht sind. Es gilt hier nicht blos den Leib, sondern auch die Seele zu retten. Den letztern Punkt betont der ungenannte Verfasser des vorliegenden Werks mit edlem Eifer.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.


32101 067472496

A77

